Menomonie
Dunn Co Wisc
Carl Jungck

Bevölkerung der größten Städte der Union.

Die nachfolgende tabellarische Uebersicht zeigt die Bevölkerung von 23 der bedeutendsten Städte der Ver. Staaten, wie sich dieselbe durch den Census von 1880 herausgestellt hat, und zum Vergleich die Bevölkerung von 1860, und den prozentualen Zuwachs der Zwischenzeit von 1860 bis 1880.

Städte.	Bevölkerung im Jahre		
	1880.	1860.	Zuwachs.
New York	1,206,299	813,669	392,630
Philadelphia	846,984	565,529	281,455
Brooklyn	566,663	266,661	300,002
Baltimore	332,190	212,418	119,772
St. Louis	310,864	160,773	150,091
New Orleans	216,090	168,675	48,415
Cincinnati	255,708	161,044	94,664
Boston	362,839	177,840	185,000
Chicago	503,185	109,963	393,222
Buffalo	155,134	81,129	74,005
Louisville	123,758	68,033	55,725
Newark N. J.	136,508	71,941	64,567
San Francisco	233,959	56,802	177,157
Washington	147,293	61,122	86,171
Pittsburgh	156,381	49,221	107,160
Milwaukee	115,578	45,246	70,332
Cleveland	160,146	43,417	116,729
Jersey City	120,722	29,226	91,496
Albany	90,758	62,367	28,391
Providence	104,857	45,619	59,238
Rochester	89,366	48,204	41,162
Allegheny	78,682	49,693	28,989
Detroit	116,340	45,619	70,721
Lowell	59,475	36,827	22,648
Jersey City	120,722	29,226	91,496
Albany	90,758	62,367	28,391
Providence	104,857	45,619	59,238
Rochester	89,366	48,204	41,162
Allegheny	78,682	49,693	28,989
Detroit	116,340	45,619	70,721
Lowell	59,475	36,827	22,648

Hierbei ist Chicago, Buffalo und Cincinnati in New York, Allegheny und Pittsburg in Philadelphia, Brooklyn in New York, Jersey City in Newark, Lowell in Boston, Milwaukee in Chicago, Cleveland in Rochester bis zu obigen Zahlen, welche im Jahre 1880 der Gesammtheit von 20,000 entsprechen. Diese Städte hier noch in ein obiges Schema weiter aufgeführt.

Library
Wisconsin

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Weltgeschichte

von

GUSTAV STRUVE.

Viertes Buch.

Monumente
Dunn Co Wise
Carl Joseph

New-York.
Verlag von Julius Struve.
Druck und Expedition von Wilhelm Schüler, 77 Chatham-Street.
1853.

Digitized by Google

638603

F
ST8
-1-5

Geschichte des Mittelalters

von

Gustav Struve.

Erstes Buch.

Vom Jahre 476 bis 1095.

IA Juni 45

Digitized by Google

Weltgeschichte

von

Gustav Struve.

Viertes Buch.

Von dem Sturze des weströmischen Reiches bis zum Beginne der Kreuzzüge.
(476—1095 nach Chr.)

---

§. 1. Einleitung.

Von Jahrtausend zu Jahrtausend ringt der Mensch nach Wohlstand, Bildung und Freiheit. So oft auch verruchte Tyrannen den edleren Bestrebungen der Völker feindlich entgegentraten, sie vermochten wohl, denselben eine verkehrte Richtung zu geben, niemals aber sie gänzlich zu unterdrücken. Wenn in einem Volke die niederen Triebe vorherrschend waren und es durch diese die Beute von Despoten wurde, ging es zu Grunde. Andere, frischere Nationen traten an dessen Stelle. In veränderten Formen begann das frühere Streben nach besseren Zuständen von neuem. Was der oberflächliche Beobachter den Untergang höherer Bildung nannte, war in der That nur der Uebergang von einer altersschwachen zu einer neuen, lebenskräftigen Bildungsperiode.

Nachdem Griechenland und Rom gefallen waren, brach über den Theil der Welt, welcher früher von diesen großen Mittelpunkten der Freiheit ihr Licht empfangen hatten, eine trübe Zeit des Aberglaubens und der Knechtschaft herein. Die Priester schlugen die Gewissen in Bande, die weltlichen Herrscher schmiedeten Ketten für ihre Völker. Beide verlangten unbedingten Gehorsam. Die einen behaupteten, Stellvertreter Gottes auf Erden zu sein, die anderen nannten sich „von Gottes Gnaden" und bewaffnet mit dem Medusenschilde der Göttlichkeit warfen sie, Jahrhunderte hindurch, jeden Widerstand nieder, der ihnen aus dem Gebiete der Vernunft entgegengesetzt wurde. Ein Glück war es für die Menschheit, daß die Tyrannen auf weltlichem und geistlichem Gebiete sich gegenseitig bekämpften, sich einander der Anmaßung und der Lüge beschuldigten. So wurden die Völker zuerst aufmerksam gemacht auf das ihnen zugefügte Unrecht.

Wohl war die Nacht des Mittelalters finster, doch finsterer waren die Zeiten, da afrikanische und asiatische Despoten die Welt beherrschten. Während in den ersten Zeiten der Geschichte die Despoten ganzen Welttheilen Gesetze vorschrieben und zur Zeit des sinkenden römischen Reiches die blühendsten Länder dreier Welttheile dem Herrscherwillen eines Einzigen gehorchten, wurde im Mittelalter der Despotismus dadurch gemildert, daß sein Gebiet sich verringerte. Am größten war die Tyrannei auf geistlichem Gebiete. Auf diesem dehnte sie sich am meisten aus.

Weit über die Gränzen des größten christlichen Staates des Mittelalters, sogar über das Gebiet des römischen Reiches hinaus herrschte der römische Pabst. Doch auch in der furchtbarsten Zeit der päbstlichen Gewalt erstreckte sich diese nur über einen Theil des abendländischen, römischen Reiches. Der ganze Osten Europa's, Asien und Afrika und selbst der größere Theil Spanien's — huldigten anderen geistlichen Herrschern, sei es der griechischen, oder der mohammedanischen Kirche.

Der Aberglauben des Mittelalters war finster gegenüber den weltlichen und den geistlichen Tyrannen. Allein er gründete sich doch auf eine reinere Lehre und auf eine großartigere Weltanschauung, als der Aberglauben des Alterthums. Die christlichen Völker wurden nicht in Uebereinstimmung mit der von Christus gelehrten Religion, sondern im schreiendsten Widerspruche mit derselben, geknechtet. Die Staatsverfassungen der Indier, Egypter und der alten Deutschen ruhten auf dem religiösen Glauben, daß die Verschiedenheit der Stände auf göttlicher Anordnung beruhe. Das Christenthum, wie es aus der Lehre seines Gründers und der ersten Apostel hervorging, kennt keine Verschiedenheit der Stände, verleiht allen Menschen gleiche Rechte und legt ihnen vor allen anderen die Pflicht der Bruderliebe auf.

Nur dadurch, daß die christlichen Despoten des Mittelalters das oberste Gebot ihrer Religion, das Gebot allgemeiner Menschenliebe mit Gewalt in den Hintergrund drängten und den unbedingten Gehorsam an dessen Stelle setzten, vermochten sie, ihre Gewalt zu behaupten. Diese wurde mehr und mehr erschüttert, je mehr die Völker die ursprüngliche Lehre Christi kennen lernten und je mehr das Licht der Vernunft ihnen zu leuchten begann.

Das Mittelalter umfaßt den Zeitraum, in welchem das Christenthum zwar niedergehalten wurde, allein am Ende sich dennoch Bahn brach. Ein halbes Jahrtausend verwendeten ruchlose Priester dazu, die Religion der allgemeinen Menschenliebe in eine Religion des Hasses gegen Andersglaubende, die Religion brüderlicher Gleichheit in den Glauben des blinden Gehorsams umzuwandeln. Ein Jahrtausend blieb die so verunstaltete christliche Religion die herrschende in Europa. Wenn wir im Mittelalter die Gewaltherrschaft siegreich und die ursprüngliche Lehre Jesu durchaus verunstaltet sehen, so gewahren wir doch auch schon die ersten Versuche der Rückkehr zu der reinen Lehre Christi. Die Völker des Mittelalters besaßen nicht geistige Kraft genug, sich am Stabe der niedergeschriebenen christlichen Lehre aufzurichten. Viel weniger konnte die Vernunft ihnen zum Stützpunkte dienen. Doch wie im Laufe des Mittelalters die Völker sich emporrangen zum Begriffe eines reineren Christenthums, so hoben sie sich im Laufe der neueren Zeit empor zu der Erkenntniß vernunftmäßiger Zustände.

Jeder Uebergang von einer Lage in die andere, jeder Kampf einer Weltanschauung mit der anderen ist mit mannichfaltigen Schwierigkeiten, Verwirrungen und Irrthümern verbunden. Wir dürfen uns daher nicht wundern, daß auch der Uebergang von der römischen zur germanischen Weltherrschaft und von der heidnischen zur christlichen und mohammedanischen Weltanschauung reich an Armseligkeiten und Trübsal war. Freuen wir uns, daß in unseren Tagen dieser Uebergang vollendet ist und der nicht minder bedeutungsvolle von der christlichen zur vernunftmäßigen Weltanschauung sich vorbereitet.

Wenn wir auf diese Weise einen Unterschied zwischen christlicher und vernunftmäßiger Weltanschauung, zwischen Christenthum und Vernunftmäßigkeit aufstellen, so treten wir dadurch dem Christenthum nicht zu nahe. Wer sich den Lehren der Geschichte nicht gänzlich verschlossen hat, muß erkennen, daß nur mit Hülfe der Wissenschaft das Christenthum in seiner ursprünglichen Reinheit wiederhergestellt werden konnte; und wer sich nicht vollständig außerhalb des Kreises gebildeter Men-

schen stellt, muß zugeben, daß im Christenthume nicht alle Weisheit enthalten ist. Hier genügt es, diese Ansichten auszusprechen. Sie werden ihre Begründung im Laufe der Geschichte des Mittelalters und der neueren Zeit finden.

Erster Abschnitt.

Uebergang von der alten zur mittleren Zeit. (476—622 n. Chr.)

§. 2. Rückblick auf die Vergangenheit.

Ein Jahrhundert war vergangen, seit die Gothen, von den Hunnen getrieben, die Donau überschritten hatten, ein Jahrhundert voll von Schrecknissen, in welchem das tausendjährige römische Reich allmählig in Trümmer zerfiel. Beim Anfange dieses Zeitraums (476) hatten sich aber noch keine feste, neue Gestaltungen gebildet. Das Reich der Hunnen war schneller wieder vergangen, als es entstanden war. Die Westgothen hatten lange eine zweifelhafte Rolle gespielt. Bald hatten sie den römischen Kaisern gedient, bald sie bekämpft. Nachdem Alarich und sein Schwager Adolph die Gelegenheit versäumt hatten, dem römischen Reiche ein Ende zu machen und auf dessen Trümmern ein gothisches zu gründen, ließ sich ihr Volk (419) in der gallischen Provinz Aquitanien nieder, von wo aus es sich später über pyrenäische Halbinsel ausbreitete.

Die Ostgothen hatten längere Zeit unter der Herrschaft der Hunnen gestanden. Im Jahre 455, nach Attila's Tode, nahmen sie Panonien von Vindobona bis Sirmium, mit Bewilligung des griechischen Kaisers, Marcian, ein. Dieselben Häuptlinge, welche ihre Schaaren unter Attila's Oberanführung, bei Chalons a. d. Marne, befehligt hatten, die drei Brüder: Walamir, Theodomir und Widemir, standen noch an ihrer Spitze. Am Tage, an welchem die Ostgothen die Ketten der Hunnen brachen, wurde deren Fürsten Theodomir ein Sohn, Theodorich, geboren, welcher, im Alter von acht Jahren, als Geisel nach Constantinopel geschickt wurde und nach seines Vaters Tode (475) an die Spitze der ostgothischen Nation trat.

Noch östlicher als die Gothen hatten die Alanen gelebt. Sie waren zuerst mit den Hunnen kriegerisch zusammengetroffen und hatten im Kampfe mit denselben die gebietende Stellung verloren, die sie früher behauptet hatten. Doch ein Theil des Stammes wahrte sich seine Unabhängigkeit und verband sich später mit wandernden Vandalen, Sueven und Burgundern, welche am letzten Tage des Jahres 406 vereint über den Rhein nach Gallien zogen. Die Burgunder ließen sich in der Nähe des Oberrheins an der Saone und Rhonne nieder. Die Alanen, Sueven und Vandalen zogen durch Gallien nach Spanien. Die Alanen nahmen (411) Besitz von Lusitanien, die Sueven und Vandalen ließen sich in Gallizien und den benachbarten, nördlichen Provinzen Spanien's nieder und die Silingienser, ein Zweig der Vandalen, nahmen Andalusien ein. Die Westgothen trieben aber die Sueven und Alanen in die Enge, schwächten die Letzteren, schränkten die Sueven auf wenige Landstriche ein und rieben die Silingienser auf (414). Die große Masse der Vandalen ging aber (429) nach Afrika und eroberte diese ganze Provinz.

Als die Vandalen den Rhein überschritten, kämpften anfangs die Franken, im Bunde mit den Römern, gegen sie. Bald aber besannen sie sich eines andern, ahmten das Beispiel der übrigen deutschen Stämme nach und setzten sich an der Maas und Schelde fest.

Die Britten, welche, nachdem die römischen Legionen abgezogen, nicht im Stande waren, sich gegen die Einfälle der Picten und Scoten zu vertheidigen, riefen (449) die Angeln und Sachsen zu Hülfe, welche sich zu Herren des Landes machten. Armorika, der Küstenstrich zwischen der Seine und Loire, welcher längst von den Römern aufgegeben worden war, wurde von den, den Angelsachsen entfliehenden Britten in Besitz genommen.

Dieses sind im wesentlichen die Bewegungen der Völker, welche im Laufe des letzten Jahrhunderts des abendländischen Reiches statt gefunden hatten. Wir mußten uns dieselben vergegenwärtigen, um der noch nicht beendigten Völkerwanderung folgen zu können.

§. 3. Das oströmische Reich. (474—565.)

Nachdem das weströmische Reich untergegangen war, bestand das oströmische, wenn auch geschwächt, von allen Seiten bedroht und angegriffen, noch immer fort. Von Illyrien erstreckte es sich bis an das kaspische Meer und an die Südgrenze Egypten's. Es verdankte seine Fortdauer weniger der eigenen Kraft, als der Rohheit seiner Feinde, welche nur zu rauben und zu morden, nicht aber die Grundlagen eines Reiches zu erschüttern vermochten. Das oströmische Reich wäre längst, gleich dem abendländischen, erlegen, wenn sich an der Spitze der Gothen, Heruler, Gepiden, Longobarden, Bulgaren und Slavonier, welche die Provinzen des Reiches plündernd durchzogen, ein zweiter Odoacer gefunden hätte. Die Völker, welche in einem Jahre dem römischen Kaiser feindlich entgegenstanden, dienten ihm willig im folgenden. Die Byzantiner schlugen ihre Schlachten mit den Streitkräften, welche sie aus der Mitte ihrer gefährlichsten Feinde zogen. Die Tücke der Kaiser, welche die Gothen und andere Stämme des Nordens auf den Westen hetzten, sicherte dem oströmischen Reiche eine schimpfliche und bedauernswerthe Fortdauer. Kurz bevor Odoacer der Wiederwählung eines römischen Kaisers für das Abendland ein Ende machte, starb Kaiser Leo (474). Er hinterließ eine Tochter, Ariadne, welche an den Isaurier Trascalisseus verheirathet war, und einen Enkel, welcher den Namen seines Großvaters, Leo, führte. Trascalisseus vertauschte seinen ausländischen Namen mit dem wohlklingenderen Zeno. Die Isaurier, eine Völkerschaft Kleinasiens, welche in ihren Bergen, wie früher den persischen, so jetzt den römischen Kaisern Trotz boten, waren wegen ihrer Wildheit und Raubsucht übel berüchtigt. Dessenungeachtet wurde Zeno nach dem Tode seines unmündigen Sohnes und nachdem die Wittwe Leo's, Verina, ihrem Bruder, Basiliscus, auf kurze Zeit die Kaiserkrone verschafft hatte, auf den Thron berufen. Ariadne übte den wohlthätigsten Einfluß auf die Regierung ihres Gatten aus, während die Herrschsucht ihrer Mutter Verina, Syrien und Egypten in Aufstand brachte. Als Zeno im Jahre 491 starb, reichte Ariadne dem Anastasius, einem bejahrten Diener des Pallastes, ihre Hand und mit ihr zugleich die kaiserliche Krone. Anastasius besaß keine hervorstechenden Talente und Tugenden, allein er war doch frei von den schlimmsten Lastern der Kaiser damaliger Zeit. Er war sparsam, erleichterte die schwere Abgabenlast des Volkes und sammelte einen Schatz von 150 Millionen Gulden an. Auf Anastasius, welcher 518 starb, folgte Justin I. Geboren in einem Dorfe unweit Sardica (Sophia) hatte sich dieser junge Mann im Kriegsdienste zu dem Range eines Senators und des Befehlshabers der Garde emporgeschwungen. Amantius, der im Pallaste allmächtige Eunuche, welcher nach dem Throne strebte, händigte dem Justin bedeutende Geldsummen ein, um mit deren Hülfe die kaiserliche Leibwache zu bestechen. Justin machte sich kein Gewissen daraus, die Gelder

zu seinem eigenen Besten zu verwenden. Mit Beseitigung der Verwandten des Kaisers Anastasius und des Eunuchen Amantius bestieg Justin, 68 Jahre alt, den römischen Kaiserthron. Der dacische Bauer hatte im Laufe seiner langen Dienstzeit nicht einmal das Alphabet gelernt. Dessenungeachtet erhielt er sich bis zum Ende seines Lebens (527) auf dem Throne, an dessen Stufen sein Neffe, Justinian, stand. Vor des Oheim's Tode war der Neffe von dem Kaiser gekrönt und von dem Volke als Herrscher anerkannt worden. Justinian war damals 45 Jahre alt. Er beherrschte das römische Reich acht und dreißig Jahre lang und, zur Schmach der folgenden Jahrhunderte sei es gesagt, seine Herrschaft ist noch heutzutage in der ganzen civilisirten Welt fühlbar. Die Kriege, welche dieser Kaiser führte, sind spurlos verschwunden, von den Werken, welche er in allen Theilen seines Reiches erbaute, liegen die meisten in Trümmern und diejenigen, welche, gleich der Sophienkirche zu Constantinopel, sich erhalten haben, sind einem Glauben gewidmet, welchen Justinian noch mehr als die von ihm so bitter verfolgten, christlichen Ketzereien zu hassen aufgefordert war. Allein die Sammlung der römischen Gesetze, welche Justinian veranstaltete, hat ihn und sein Reich überlebt. Fast anderthalb Jahrtausende sind seither vergangen, und noch ist es dem Menschengeiste nicht gelungen, eine Gesetzgebung zu schaffen, welche auf einer edleren und menschenfreundlicheren Grundlage ruhte, als das römische Recht.

Justinian's Charakter spricht sich am deutlichsten aus in seinem Verhältnisse zu Theodora, wie sich derjenige seines Feldherrn, Belisar, am klarsten kund thut in seiner Beziehung zu Antonina.

Theodora, die Tochter des Bärenhüters Acacius, hatte sich frühzeitig in Constantinopel bekannt gemacht, indem sie auf dem Theater ihre Reize nur verhüllt durch einen Gürtel, (da sie nicht ganz nackt erscheinen durfte,) den lüsternen Beschauern blosstellte. Diesem öffentlichen Leben entsprach das geheime, welches sie führte. Sie wälzte sich im tiefsten Kothe des Lasters. Eine kurze Zeit hindurch nahm sie den Schein guter Sitte an und gewann die Neigung Justinian's, welcher damals, als voraussichtlicher Thronerbe, die höchste Stelle nach dem Kaiser in der römischen Welt inne hatte.

Justinian vermochte wohl das Gesetz abzuschaffen, welches die Ehe zwischen einem Senator und einer Bühnenkünstlerin verbot, allein die Vergangenheit Theodorens konnte er nicht in den Schleier der Nacht hüllen, denn zu viele ihrer Zeitgenossen hatten sie auf den Brettern gesehen und ihre Reize genossen. Trotz alledem ehelichte Justinian die Schauspielerin und die gesammte christliche Geistlichkeit des Reiches huldigte ihr nicht minder als der edelsten Kaiserin.

Theodora hatte in jüngeren Jahren jeder Tugend entsagt, um Geld und Beifall zu gewinnen. Sie streifte später alles menschliche Gefühl ab, um dasselbe Ziel in erweitertem Maße zu erreichen. Als Lustdirne und freche Bühnenkünstlerin konnte sie aber den unversöhnlichen Haß und die kalte Grausamkeit noch nicht zeigen, welche Theodora als Kaiserin zum Verderben ihrer Opfer kund that. Sie rächte auf dem Throne die wirklichen oder eingebildeten Verletzungen, welche sie auf der Bühne erlitten. Sie hatte ihre eigenen Spione, Kerker und Henker, und eine ihrer gewöhnlichen Reden war: „Wenn Du meine Befehle nicht genau vollziehst, schwöre ich bei dem Ewigen, daß ich Dir werde die Haut abziehen lassen."

Dieses war das Weib, unter dessen Einflusse Justinian fast sein ganzes Regentenleben hindurch stand.

Justinian ist uns das Beispiel eines Menschen, welcher, mit geringen Talenten und ohne alle Festigkeit des Characters, durch die Gunst der Zeit eine geschichtliche Bedeutung gewann, wie sie den größten Geistern, im Kampfe mit widerstre-

benden Verhältnissen nicht zu Theil geworden ist. Als Bauer geboren, wurde er ohne anderes Verdienst, als demjenigen, der Neffe Justin's I. gewesen zu sein, auf den römischen Kaiserthron gehoben. Er war kein Krieger und eroberte durch die Faust seiner Feldherrn, Belisar und Narses, Afrika, Italien und einen Theil von Spanien. Er war kein Baukünstler und errichtete doch in allen Theilen der Welt, in Europa, Asien und Africa, großartige Bauwerke. Er war kein Kenner der Menschheit und ihrer Bedürfnisse, kein Gesetzgeber, wie Lycurg, Solon oder die Söhne der Cornelia, und dennoch besteht die von ihm veranstaltete Gesetzsammlung noch heutzutage und werden Hunderte von Millionen noch immer nach den Grundsätzen gerichtet, welche seine Gesetzsammlung festgestellt hat.

Es ist immer ein Beweis trübseliger Zustände, wenn die Massen um Nichtigkeiten eifern. Zur guten Zeit Griechenland's fanden bei den olympischen, delphischen und andern Spielen ehrenvolle Wettkämpfe statt. In der traurigen Periode des sinkenden griechischen Reiches stritten die verschiedenen Parteien der Rennbahn, mit der ganzen Wuth sinnloser Leidenschaft gegeneinander. Derselbe Geist, welcher die Rennbahn Constantinopel's beseelte, lebte auch in der Kirche des römischen Reiches. Dieselbe Wuth, mit welcher die Blauen und Grünen der Rennbahn sich gegenseitig verfolgten, wohnte auch in den Herzen der Athanasianer und Arianer, der Freunde und der Feinde der Bilder, dieser und jener christlichen Secte. Die Tugend, die Idee, das höhere Streben war aus dem römischen Leben gewichen. Das Volk hatte keinen Sinn mehr für Wissenschaft und Kunst. Es überließ ausländischen Söldnern die Vertheidigung der Landesgränzen und inneren Tyrannen die Verwaltung des Staates. An die Stelle der von Christus empfohlenen allgemeinen Menschenliebe war ausgelassene Vergnügungssucht, Sectenhaß und die wildeste Leidenschaft getreten. Früher hatte Herodot seine neun Bücher der Geschichte dem versammelten Volke öffentlich vorgelesen. Die edelsten Söhne des Landes wetteiferten, sei es als Wagenlenker oder Ringer um den Kampfpreis der Spiele, welchem alle Stämme der Griechen mit lebendiger, doch wohl geordneter Theilnahme, beiwohnten. In den trüben Zeiten Justinian's, wie in denjenigen des alten Rom's, nahmen nur bezahlte Leute thätigen Antheil an den Spielen der Rennbahn. Die verschiedenen Wagenlenker, welche miteinander um die Wette fuhren, hatten seit alten Zeiten verschiedene Farben getragen. Zu den ursprünglichen Weiß und Roth traten später Grün und Blau hinzu. Der Mensch hat das Bedürfniß an etwas Theil zu nehmen, für etwas zu wünschen und zu streben. Das tiefgesunkene Volk von Constantinopel wußte sich für nichts lebendiger zu begeistern, als für die Wagenlenker der Rennbahn. Die Anhänger der blauen Farbe thaten sich auf ihre Rechtgläubigkeit und ihre Anhänglichkeit für Justinian viel zu gute. Die Grünen, welche einst die Theodora auf den Brettern ausgezischt hatten, empfanden schwer die Fäuste und Dolche ihrer Gegner und die Ungunst des kaiserlichen Ehepaars. Im Jahre 532 versetzte die Wuth dieser beiden Parteien, von denen einige Verbrecher hingerichtet werden sollten, ganz Constantinopel in Verwirrung. Beide Parteien vereinigten sich plötzlich. Der Pallast des Stadtpräfecten wurde erstürmt, seine Offiziere und Leibwachen wurden niedergemetzelt, die Gefängnisse erbrochen und die im Dienste des Kaisers befindlichen Heruler zurückgeschlagen. Frauen und Kinder nahmen an dem Aufruhr Theil. Die Stadt gerieth in Flammen. Am sechsten Tage der Volksbewegung wurde Hypatius, der Neffe des Kaisers Anastasius, trotz seinem Widerstreben, vom Volke zum Kaiser ausgerufen. In diesem gefahrvollen Augenblicke entschied die Geistesgegenwart Theodora's das Schicksal Justinian's. Sie widersetzte sich allein der Flucht des Kaisers und flößte den Rathgebern desselben neuen Muth ein. Der Aufstand wurde

niedergeschlagen. Hypatius und sein Bruder Pompejus fielen als Opfer des Schreckens, den der Kaiser empfunden hatte.

Als Justinian den Thron bestieg, war der Staatsschatz wohl versehen. Allein seine Bauten, seine Kriege, die Geschenke, welche er der Kirche machte und seine launenhaften Verschwendungen erschöpften diesen bald. Die verächtlichsten Mittel wurden angewandt, ihn wieder zu füllen. Johann von Cappadocien übte, in des Kaisers Namen, die furchtbarsten Erpressungen, bis er endlich, als Opfer des Hasses Theodoren's, fiel. Wenn es galt, der sogenannten, rechtgläubigen Kirche Tempel zu bauen, Weihgefäße und andere Aeußerlichkeiten anzuschaffen, fehlte es dem fanatischen Kaiser nicht an Mitteln. Doch so viel er für die Kirche, so wenig that er für die Schule. Sei es aus Sparsamkeit oder Haß gegen die Wissenschaft, auf seinen Befehl wurden sogar die Schulen zu Athen, welche, seit den Zeiten Plato's und Aristoteles, fast ein Jahrtausend geblüht hatten, aufgehoben.*)

Die Kriege, welche Justinian im Westen führte, verliehen seiner Herrschaft einen vorübergehenden Glanz. Die Vandalen hatten im Laufe dreier Generationen, unter dem Einflusse des südlichen Clima's und eines verderblichen Luxus ihre frühere Kraft verloren. Mit einem kleinen Heere auserlesener Soldaten besiegte sie Belisar und unterwarf die ehemalige Provinz Afrika dem römischen Kaiser (534). Wenige Jahre darauf vertrieb (537) derselbe Feldherr die Gothen aus Unteritalien und Rom, nahm (539) Ravenna ein und den König der Gothen, Vitiges, gefangen. Bevor jedoch Belisar sein Werk vollendet hatte, wurde er befehligt, nach Constantinopel zurückzukehren. Narses führte, in seiner Abwesenheit, den Krieg fort. Im Jahr 544 wurde Belisar zum zweitenmale nach Italien gesandt, allein schon (548) wieder abberufen. Narses schlug (552) den König Totila, im folgenden Jahre Tejas, den letzten König der Gothen, und besiegte (554) die Franken und die Allemannen.

Doch während Justinian im Westen Eroberungskriege führte, wurde sein eigenes Reich von fremden Freibeutern auf's furchtbarste verwüstet. Gepiden und Longobarden, Bulgaren und Sclavonier, Perser und andere Völker zogen, abwechselungsweise, ungestraft im Reiche umher. Das flache Land nicht blos, auch viele befestigte Städte, Bollwerke und Schutzmauern wurden von ihnen verheert. Der eitle und selbstgefällige Kaiser mochte sich seiner fernen Eroberungen rühmen, in den Augen des nüchternen Beobachters verdient der Fürst den bittersten Tadel, der, während er sein eigenes Land nicht schützen kann, auf ferne Eroberungen ausgeht.

Belisarius, welcher die Schlachten Justinian's focht, stand nicht weniger unter dem Einflusse seines verruchten Weibes, der Antonina, als Justinian unter demjenigen Theodorens. Doch wenn Theodora in jüngeren Jahren ein sittenloses Leben geführt hatte, brach Antonina ihrem Gatten die eheliche Treue. Belisarius wußte es und duldete die ihm angethane Schmach. Er gab sogar die redlichen Diener, die ihn treu berichtet hatten, der Rache seines eben so grausamen, als wollüstigen Weibes Preis. Belisarius ließ sich und seine treuesten Freunde mißhandeln, wie von der Antonina, so von seinem Kaiser und dessen Gemahlin. Von den meisten Geschichtsschreibern wird Belisarius gerühmt und hoch gepriesen. Er war unzweifelhaft ein tapferer Krieger, ein geschickter Feldherr und ein gehorsamer Diener. Gleich einem wohlgezogenen Hunde ließ sich Belisar von seinem Herrn, dem Kaiser, gegen die Perser, die Vandalen, die Gothen und die Bulgaren gebrauchen und kehrte, so oft Justinian ihm pfiff, schweifwedelnd und kriechend zu dessen Füßen zurück. Belisarius verstand es eben so wenig, seinem Kaiser, als seiner Gattin ge-

*) Bd. II. §. 22.

genüber die Menschenwürde zu behaupten. So wenig er aus Rücksicht für Theodora die Schandthaten seiner Ehefrau, ganz eben so wenig durfte er, aus Rücksicht für seine persönliche Sicherheit, die Mißhandlungen ruhig hinnehmen, mit welchen Justinian, Theodora und Antonina ihn überhäuften. Von den vier bedeutungsvollsten Personen der Zeit Justinian's trat zuerst Theodora von der Bühne ab. Sie hatte ihrem Gatten eine Tochter geboren, welche aber bald starb. Der einzige Sohn, welchen Theodora in früherer Zeit zur Welt gebracht hatte und welcher sich, als Jüngling, hoffnungsvoll im Pallaste der Kaiserin einfand, wurde später nicht wieder gesehen. Ohne Zweifel fiel er, um der Mutter die Erinnerung an vergangene Sünden zu ersparen. Theodora starb im Jahr 548, 24 Jahre nach ihrer Verheirathung, im 22. Jahre nach ihrer Thronbesteigung, am Krebs; Belisarius im Jahre 561, nachdem er kurz zuvor noch in den Kerker geworfen und in Gefahr gewesen war, als Hochverräther sein Leben zu verlieren. Er hatte sein ganzes Leben hindurch dem Kaiser, Theodoren und Antoninen mit blinder Unterwürfigkeit gedient; es ist aber eine Fabel, daß Justinian ihm die Augen habe ausstechen lassen. Justinian überlebte Belisar um 8 Monate. In seinen alten Tagen gedachte er nur seines Seelenheils und glaubte dieses, als ächter Pfaffenknecht, dadurch am besten zu wahren, daß er die Geschäfte seines Reiches vollständig vernachlässigte. Früher war er immer sehr arbeitsam gewesen; allein der mönchische Aberglauben, welcher ihn durch sein ganzes Leben hindurch begleitete, verschlang von Jahrzehnd zu Jahrzehnd mehr von seiner besseren Kraft, bis am Ende von dieser nicht mehr übrig blieb, als erforderlich war, sinnlose religiöse Ceremonien mitzumachen. Antonina, Belisar's Gattin, welche an innerer Verworfenheit mit Theodora auf gleicher Stufe stand, welche ihren unglücklichen Gatten geschändet und mißhandelt und nicht einmal den Schein der Tugend angenommen hatte, so lange sie noch einige Jugendkraft besaß — überlebte ihre Freundin Theodora, Belisar und Justinian. Sie erhielt einen ansehnlichen Theil des Vermögens ihres Gatten zurück und gründete ein Kloster, um ein bekanntes Sprüchwort zu bewähren. Antonina hatte nicht, wie Theodora, ihren Sohn getödtet, sie hatte ihn aber, nachdem er zum Rang eines Consul emporgestiegen war, foltern, geißeln und in das Gefängniß werfen lassen. Nach dreijährigen Qualen entfloh das Opfer ihrer mütterlichen Wuth und wurde Mönch.

§. 4. Fortsetzung. (565—628.)

Gegen das Ende der Regierung Justinian's verminderte sich von Jahr zu Jahr der Glanz, welcher seine frühere Zeit umgab. Theodora hatte ihm keinen männlichen Erben geboren. Doch sieben Neffen harrten mit Ungeduld des Augenblicks, welcher Einem von ihnen die Krone, den Anderen den Tod bringen konnte. Justinus, der Sohn der Vigilantia, der Schwester Justinian's, war der Glückliche, der, bevor seine Mitbewerber noch Kenntniß von dem Tode ihres Oheims hatten, den erledigten Thron bestieg. Er zahlte die Gläubiger Justinian's und erweckte durch diese erste Handlung seiner Regierung die Erwartung, er werde gerechter sein, als sein Vorfahr. Diese, wie jede andere Hoffnung, welche auf Justin II. gesetzt ward, täuschte das Volk. Er entließ die Gesandten der Avaren mit hochtönenden Worten, doch da diesen keine entsprechenden Thaten auf dem Fuße folgten, wurde der Chagan (so nannte sich der Beherrscher dieses Volkes) nur für den Augenblick eingeschüchtert, aber bald schon erhoben sich die Avaren wieder furchtbarer, als zuvor. Die schönen Provinzen, welche jetzt unter dem Namen der Moldau, der Wallachei und Siebenbürgens bekannt sind, und ein Theil Un-

gann's zweifel der Tonne wurden von den Russen eingenommen, welche bedeutende von Zeit verloren und von da an mehr als einmal bei ehrenvoller Noth Gelegenheit hatten, ihre Tapferkeit zu bewähren. Die Schwedischen Provinzen in Deutschland waren in wiederholten Kämpfen Beute von Russen, und die Brandenburgischen Lande, welche Preußen, Sachsen und Hannover besetzt hatten, wurden von den Schwedischen Truppen verheert, so daß Carl XII. in der Folge Ursache hatte, die Verschonung der Churlande zu bedauern. Hierbei, einer Neutralität zu ermangeln, welche in den ersten Kriegsjahren nie recht beachtet worden war. Ueberall verletzte die Noth, welche den Krieg begleitet, die Grenzen Europa's. Im Innern, wo Seuchen und Theurung und Mißwachs, die Folgen eines Krieges, welche seine Wirkungen auf der bevölkertsten Gegend Europa's, auf Deutschland, ausübte,

und zu Chalcedon, der Hauptstadt gegenüber stand ein persisches Heer bereit, sich mit ihnen zu verbinden.

Der einzige Feldherr, welcher den Persern Achtung und Furcht einflößte, war der alte Narses, der zur Zeit des Kaisers Mauritius Chosroes auf den Thron gehoben hatte. Er wurde, auf Phocas Befehl, zu Constantinopel öffentlich verbrannt, weil er versucht hatte, den Tyrannen zu stürzen. Die Provinz Africa stand, als Phocas den Kaiserthron bestieg, unter dem Exarchen Heraclius. Dieser weigerte dem Thronräuber den Gehorsam. Sein Sohn erschien (610) mit einer Flotte vor Constantinopel, Phocas wurde gefangen genommen und unter Qualen hingerichtet. Das Volk und die Geistlichkeit, welche sich, als Phocas die Hand nach der Kaiserkrone ausstreckte, nur nach dem Glauben des Hauptmanns erkundigten, und ihn mit Jubel als Kaiser anerkannten, nachdem er seine Rechtgläubigkeit bewiesen hatte, — dieses Volk und diese Geistlichkeit jauchzten auch dem jungen Heraclius, ihrem neuen Kaiser Jubel zu. Doch das Reich befand sich in dem traurigsten Zustande. Chosroes zog nach dem Sturze des Phocas seine Truppen nicht zurück. Zehn Jahre lang bedrohten die Perser von Chalcedon aus die Hauptstadt, welche nur durch einen engen Meeresarm ihnen unzugänglich gemacht wurde. Zwölf lange Jahre brachte Heraclius inmitten seines, dem Verderben Preis gegebenen, Reiches in schlaffer Ruhe zu. Endlich (622) ermannte er sich, zog den Persern an der Spitze seines Heeres entgegen, landete seine Truppen an der Gränze von Syrien und Cilicien, schlug wiederholt die übermüthigen Feinde, rückte bis in das Herz des persischen Reiches vor, eroberte den Lieblingsaufenthalt des Königs, Dastagerd, und brachte das persische Volk gegen Chosroes, welcher noch immer nicht Frieden schließen wollte, in die äußerste Wuth. Siroes (Kabad), der Sohn des persischen Königs, lehnte sich gegen seinen Vater auf, ließ ihn hinrichten und schloß mit dem römischen Kaiser Frieden (628).

Doch diese günstigen Erfolge wurden nur unter Mithülfe derselben Türken errungen, welche später dem oströmischen Reiche das Ende bereiteten. Die Horde der Chozaren, welche Heraclius in seine Dienste nahm und auf seinen Kriegszügen durch die fruchtbarsten Provinzen seines Reiches führte, hatten früher ihre Zelte in den Ebenen der Wolga und in den Gebirgen Georgien's aufgeschlagen. Indem Heraclius mit deren Hülfe die alten und oft bezwungenen Feinde Rom's besiegte, legte er selbst den Grund zu der Macht des türkischen Volkes. Bevor Heraclius mit den Persern Frieden geschlossen, hatten sich die Avaren schon von Constantinopel zurückgezogen, nachdem ihre wiederholten Stürme glücklich zurückgeschlagen worden waren (626).

Triumphirend zog Heraclius in Constantinopel ein. Damals sahen zuerst türkische Krieger das Innere jener Hauptstadt, welche sie später eroberten und zum Mittelpunkte ihres Reiches machten.

§. 5. Italien bis 563.

Odoacer hatte dem weströmischen Reiche ein Ende gemacht, indem er den Romulus Augustus absetzte und die Wiedererwählung eines anderen Kaisers verhinderte. Allein es ist leichter, einem Reiche den Todesstoß, als den Keim neuen Lebens zu geben. Odoacer war ein Deutscher und ein Arianer und stand daher den Bewohnern Italien's in zwei wichtigen Beziehungen des Lebens: in der Nationalität und in der Religion feindlich gegenüber. Damals hatten Abstammung und Glaube eine noch höhere Bedeutung, als jetzt. Die Römer betrachteten den Deutschen als Barbaren und den Arianer als Ketzer. Odoacer konnte wohl, so lange

er die Gewalt besaß, die Italiener unter sein Joch beugen, nimmermehr aber erwarten, daß sie es willig trügen. Wollte er ein neues Reich gründen, mußte er den thatsächlichen Voraussetzungen, welche ihn an die Spitze des italienischen Volkes gehoben hatten, den Sieg über diejenigen verschaffen, die ihm feindlich widerstrebten. Mit anderen Worten: er mußte das Deutschthum an die Stelle des Römerthums und den arianischen Glauben an die Stelle des athanasianischen setzen. Wollte er dieses nicht thun, so mußte er gewärtigen, früher oder später das Schicksal selbst zu haben, welches er seinen natürlichen Feinden nicht bereiten mochte. Die Truppen, auf welchen Odoacer's Macht ruhte, waren Heruler, Rugier, Scyrren und andere Deutsche, welche früher am baltischen Meere und in der Nähe der Odermündungen gewohnt hatten. Alle diese Stämme und besonders derjenige, welchem er selbst angehörte, der Stamm der Scyrren, waren wenig zahlreich und vermochten daher ihrem obersten Heerführer nicht diejenige Fülle der Gewalt zu verschaffen, welche der Fürst eines der großen Stämme Deutschlands, der Gothen, Franken, Allemannen oder Sachsen besaß. Schon dadurch wurde gleich anfangs die Stellung Odoacer's sehr gefährlich. Mit Klugheit und Umsicht erfüllte er das Versprechen, welches er seinen Söldnern gegeben hatte. Sie erhielten den dritten Theil des Grundbesitzes Italien's, ohne daß die große Masse des Volkes dabei irgend einen Verlust erlitten hätte. Die reichen Landeigenthümer, welche zum Verderben des Volkes die ganze Oberfläche Italien's sich zugeeignet hatten, mußten einen Theil ihres Ueberflusses herausgeben, und da dieser aus den Händen arbeitsscheuer und schlaffer Menschen in den Besitz arbeitsamer und rühriger Leute gelangte, so gereichte dieser Wechsel dem Volke und dem Lande nicht zum Schaden. Doch seit Jahrhunderten hatte Italien nicht so viel Getraide hervorgebracht, als verbraucht. Egypten, Afrika und Sicilien mußten ihre Ueberschüsse an Nahrungsmitteln den Italienern zuführen. Afrika und Sicilien waren im Besitze der Vandalen, und Egypten gehörte zum oströmischen Reiche. Italien litt daher bitteren Mangel, welcher durch den umfassenden Wechsel im Grundbesitze nothwendig vermehrt wurde.

So lange Odoacer aber glücklich herrschte, wurden die Gränzen Italien's nicht mehr von ausländischen Freibeutern überschritten, im Gegentheile eroberte er Dalmatien im Kampfe mit den Mördern des Kaisers Nepos und einen Theil von Noricum, woraus er Feletheus, den König der Rugier, vertrieb.

Odoacer verstand es so wenig, als die übrigen Führer deutscher Stämme, im Schooße seiner Nation Frieden zu halten. Wie in früheren Zeiten, als das römische Reich noch furchtbar war, so stritten auch jetzt die deutschen Stämme miteinander. Hatten sie früher im römischen Solde gekämpft, so fochten sie jetzt um des Sieges Beute. Gegen die Rugier hatte Odoacer mit Glück gefochten. Schwerer fiel ihm der Kampf mit den Ostgothen. Diese hatten, seitdem das Hunnenreich zerfallen war, ihre Wohnsitze an beiden Ufern der Donau, von Wien bis nach Sclavonien hin, aufgeschlagen. Ihr Fürst, Theodorich, hatte in Constantinopel oströmische Staatskunst gelernt und so viel Zuneigung für das oströmische Reich gewonnen, daß er seiner Eroberungssucht lieber im Westen, als im Osten des römischen Reiches freien Lauf lassen wollte. In Uebereinstimmung mit dem Kaiser Zeno führte Theodorich seine Schaaren gegen Odoacer. Die Bulgaren, Gepiden und Sarmaten, welche sich in Dacien und Panonien niedergelassen hatten, widersetzten sich, getrieben von Odoacer, vergeblich den übermächtigen Gothen. Theodorich stützte seine Macht auf den damals mächtigsten deutschen Stamm der Gothen. Die nicht durch Stammeseinheit zusammengehaltenen Truppen Odoacer's, welche überdies mehr den Charakter von Söldnern, als freien Volkskriegern an sich trugen, wurden von den Gothen zurückgetrieben. Doch Odoacer sammelte neue Kräfte

bei Pavia. Die Schlacht von Verona, die er verlor, zwang ihn (490) sich nach Ravenna zurückzuziehen. Aus dieser sicheren Zufluchtsstätte lockte ihn Theodorich unter dem Versprechen hervor, die Herrschaft über Italien mit ihm theilen zu wollen. Doch bald schon entledigte sich der Gothe seines Mitherrschers, indem er ihn bei einem feierlichen Gastmahle ermorden ließ (493).

Theodorich war weniger Staatsmann, als Odoacer. Er faßte nicht den von seinem Vorfahren ausgeführten Gedanken, dem weström. Reiche ein Ende zu machen. Im Gegentheile that er, was an ihm war, die Leiche des weström. Reiches von neuem zu beleben. Natürlich gelang ihm dieses nicht und die Folge der verkehrten Stellung, die er dem römischen Reiche gegenüber einnahm, war der gänzliche Untergang seines Stammes. Statt auf der von Odoacer wenigstens theilweise betretenen Bahn fortzuschreiten, die ihm feindlichen Elemente des römischen Reiches zu erdrücken und sich durch befreundete Stämme zu verstärken, erkannte Theodorich den oström. Kaiser als Oberherrn an, beherrschte er Italien nach römischen Gesetzen, gewährte er unbeschränkte Duldung den fanatischen Athanasianern und grub dadurch selbst an dem Grabe seines Stammes und seiner Glaubenspartei. Zwar theilte Theodorich seinen Gothen gleichfalls den dritten Theil des Grundes und Bodens Italien's zu, allein er nahm dieses Drittheil nicht den Italienern, den natürlichen Feinden seines Stammes und Glaubens, sondern den Deutschen ab, welchen Odoacer es zugewiesen hatte. Odoacer hatte für die Verpflichtung zum Kriegsdienste seine Leute steuerfrei gemacht; Theodorich legte seinen Gothen dieselbe Verpflichtung auf, wie Odoacer, enthob sie aber nicht dem Steuerdrucke, welcher um so lästiger war, als die ganze alt-römische Verfassung und Verwaltung aufrecht erhalten wurde und daneben, wie ein Staat im Staate, die gothische Verfassung und Verwaltung stehen blieb. Es ist zwar immer ein trauriges Verhältniß, wenn die Mehrzahl eines Volkes von einer Minderzahl beherrscht wird. Wenn aber jene Mehrzahl körperlich und geistig schwach, die Minderzahl dagegen frisch und kräftig ist, so kann sich, wie das Beispiel Frankreich's und Brittanien's beweist, im Laufe der Jahrhunderte daraus doch ein tüchtiges Gemeinwesen entwickeln, indem Mehrzahl und Minderzahl sich vereinigen, die Gesammtheit durch die kräftige Minderzahl erneut wird, während von der Mehrzahl die schwächsten Theile ausgeschieden und die besseren gehoben werden.

Theodorich machte einen derartigen Entwickelungsgang unmöglich, indem er die alte Gesellschaft aufrecht erhielt, die neue neben derselben bestehen ließ und die Bildung eines gemischten Staates verhinderte. Italien hatte zu Theodorich's Zeiten zwischen 20 und 30 Millionen Einwohner. Seine Ostgothen erreichten schwerlich, mit Frauen und Kindern, eine Million. Allein das Mißverhältniß der Zahlen wurde, mehr als in Frankreich und Brittanien, ausgeglichen durch die frische Kraft der neuen und die Schwäche der alten Bevölkerung. Theodorich versuchte das Unmögliche. Er bildete sich ein, zugleich dem Gesetze des Rechtes und der Gewalt huldigen, zugleich durch das Schwert und durch den guten Willen der Italiener herrschen zu können. Er hielt zwar, so lange er lebte, seine Gewalt in Italien aufrecht; ohne Schwerdtstreich gewann er von den Vandalen Sicilien; er rettete für seinen Enkel, Amalarich, den größeren Theil seines Reiches, eroberte die pyrenäische Halbinsel, schlug die Bulgaren zu den früheren Wohnsitzen der Ostgothen hinaus, — konnte aber durch alle diese Thaten die inneren Mängel seines Reiches nicht beseitigen. Vor seinem Tode trat der Zwiespalt zwischen Arianern und Athanasianern, Gothen und Römern noch blutig zu Tage. Theodorich ließ die Männer, welche, ungeachtet ihrer römischen Abstammung und ihres athanasischen Glaubens großen Einfluß auf die Staatsgeschäfte geübt hatten, den Boethius und dessen

Schwiegervater Symmachus, die beiden einflußreichsten Mitglieder des Senates, hinrichten (525). Nachdem der Gothe 32 Jahre lang den römischen Adel und die athanasianische Glaubenspartei beschützt und gehoben hatte, schloß er sein Leben damit, eine grausame Verfolgung gegen beide hervorzurufen.

Jeder Menschenfreund wird erkennen, daß Verfolgungen wegen der Verschiedenheit des Glaubens oder der Abstammung zu den traurigsten Erscheinungen des Lebens zu zählen sind. Wenn aber zwei Nationen oder zwei Glaubensparteien sich so feindlich gegenüberstehen, daß der Sieg der Einen nothwendig das Verderben der Andern bedingt, so muß das Recht der Selbsterhaltung den Ausschlag geben und diejenige Partei, welche aus Rücksichten der Milde das Schwert aus den Händen gibt und sich vernichten läßt, während sie ihre Todfeinde vernichten könnte, verdient gerechten Tadel.

Theodorich konnte durch Grausamkeiten, die er, am Abende seines Lebens, beging, die Verstöße gegen die Staatskunst, welche er, im Laufe einer 30jährigen Regierungszeit, gemacht hatte, nicht widerrufen. Er starb (526) in Angst und Verzweiflung. Er bereute die von ihm angeordnete Hinrichtung angesehener Römer und sah doch nicht ein, wie er seine Herrschaft über die Provinzen des weströmischen Reiches erhalten sollte, falls er die geheimen Umtriebe der Römer zum Sturze seiner Herrschaft nicht strenge bestrafte. Theodorich hinterließ keinen Sohn, wohl aber eine Tochter, die schöne Amalasuntha, die Wittwe Eutharich's, und Mutter eines siebenjährigen Sohnes, Athalarich. Als Vormünderin dieses Kindes ergriff Amalasuntha die Zügel der Regierung. Sie bemühte sich, durch Nachgiebigkeit gegenüber den natürlichen Feinden ihres Stammes und ihres Glaubens die durch die letzten Maßregeln ihres Vaters hervorgerufene Aufregung unter den Römern und Athanasianern zu beruhigen. Sie entfremdete sich aber dadurch und durch die unkriegerische Erziehung, die sie ihrem Sohne geben ließ, die Genossen ihres Stammes. Sie ließ drei ihrer einflußreichsten Gegner tödten und hegte die Absicht, nach Constantinopel zu entfliehen. Ihr Sohn starb im fünfzehnten Jahre seines Lebens (534). Amalasuntha wollte von der Regierung nicht abtreten. Um diese sich zu erhalten, gab sie Theodorich's Schwestersohne, Theodat, einem lasterhaften, tückischen und raubsüchtigen Menschen, ihre Hand. Zu spät lernte sie die Verworfenheit ihres Gatten kennen. Doch als Amalasuntha ihm entgegentrat, ließ er sie gefangen nehmen und im Kerker ermorden.

Der Mörder blieb an der Spitze des gothischen Volkes und Italien's. Die Fehler Theodorich's wurden durch die Irrthümer seiner Tochter und die Verbrechen Theodat's unheilbar. Es wäre für Amalasuntha leicht gewesen, die Eroberung Afrika's durch Belisarius zu verhindern. Statt derselben zu widerstreben, nahm sie die oströmische Flotte in den Häfen Siciliens auf und versorgte sie mit Lebensmitteln. Von Afrika aus unterwarf Belisar (535) ohne Mühe Sicilien, während ein anderes griechisches Heer Dalmatien eroberte. Theodat war nicht minder feig, als verbrecherisch. Da die Gothen sahen, daß er den Römern nirgends einen kräftigen Widerstand entgegensetzte, und er sich sogar bereit erklärte, ein Lehensmann Justinian's zu werden, setzten sie ihn ab und wählten Vitiges zu ihrem Könige (536). Theodat büßte seine Schandthaten mit dem Leben. Vitiges vermochte jedoch nicht, die Siegeslaufbahn Belisar's zu hemmen. Vergebens suchte er das griechische Heer aus Rom zu vertreiben (537). Er zog sich nach Ravenna zurück und schloß einen schimpflichen Frieden mit Belisarius ab.*) Die Gothen waren unfähig geworden, ihr Reich in Italien aufrecht zu erhalten. Ildebald, den sie zu

*) Siehe Oben §. 3.

Pavia zum Könige erwählten, wurde bald schon ermordet. Ein gleiches Schicksal hatte der Rugier Erarich, welcher fünf Monate lang die Gothen beherrschte (541). In Totilas setzten sie einen tüchtigen Feldherrn und Staatsmann an die Spitze ihres Volkes, welcher siegreich ganz Italien durchzog (546), Rom einnahm, welches er zwar (im Februar 547) räumte, allein bald schon (549) wieder gewann. Narses, von Constantinopel aus kräftiger unterstützt, als früher Belisar, schlug die Gothen in der entscheidenden Schlacht bei Iguvium [im Juni 552]. An die Stelle ihres gefangenen Königs Totilas, welcher bald schon an einer, in der Entscheidungsschlacht empfangenen, Wunde starb, wählten die Gothen Tejas. Die übrigen deutschen Stämme sahen dem Untergange der Gothen zu, ohne ihnen wirkliche Hülfe zu gewähren. Zwar zogen mehrere Heere der Franken und Allemannen über die Alpen, allein die Verheerungen, welche sie in Italien anrichteten, waren die einzigen Spuren ihrer Thätigkeit. Die Italiener zogen sich vor ihnen in ihre festen Plätze zurück. Unmäßigkeit, Hunger, die Hitze, Siechthum und das Schwerdt des Eunuchen Narses vernichteten bald schon diese wilden Horden. Am Fuße des Vesuv's focht Tejas die letzte Schlacht der Gothen gegen die Römer. Er unterlag und nach wenigen Jahren, zwischen 555 und 563, wurden die letzten Reste der Gothen theils vernichtet und theils unterworfen. — So ging der Stamm der Gothen, vor welchem die römischen Kaiser zwei Jahrhunderte lang gezittert hatten, durch die Fehler seiner Herrscher und die Uneinigkeit der deutschen Nation zu Grunde.

§. 6. Fortsetzung bis 636.

Dem Starken gehört die Welt. Nicht das Recht, sondern die Gewalt gibt auf dieser Erde den Ausschlag. Auf der Schärfe des Schwertes beruhte die Macht Rom's, auf derselben Grundlage die Herrschaft Odoacer's, Theodorich's und seiner Gothen. Doch flüchtig wie der Sieg mit dem Eisen gewonnen wird, gehen seine Erfolge verloren, wenn er nicht durch kluge Maßregeln und Einrichtungen festgehalten wird. Der Sieg der Griechen über die Ostgothen war vollständig. Allein das altersschwache griechische Reich besaß keine Mittel, ihn für sich selbst, oder für die Italiener fruchtbringend zu machen. Belisarius hatte das Volk geschont, doch der Krieg dauerte länger, als sein Oberbefehl in Italien. Narses, welcher den Gothen die letzten und tödtlichsten Streiche versetzte, war ein habsüchtiger Mensch, welcher in wenigen Jahren unermeßliche Summen zusammenscharrte. Schwer lastete der Druck seiner Herrschaft auf dem Volke. Nicht ohne fremden Beistand hatten die Griechen die Gothen besiegt. Unter den Stämmen, welche den Griechen beigestanden hatten, thaten sich insbesondere die Longobarden hervor. Sie hatten im Heere Narses' Italien kennen gelernt, seine Fruchtbarkeit, seine Schätze und seine schönen Frauen mit lüsternen Augen betrachtet.

Die Longobarden waren zuerst in der Zeit August's und Trajan's aus dem Dunkel der Geschichte emporgetaucht. Damals wohnten sie zwischen der Elbe und Oder und zeichneten sich durch ihre Wildheit aus. Vierhundert Jahre später finden wir sie wieder an den Ufern der Donau mit langen Bärten, wilden Sitten und ungestümer Tapferkeit, wie zuvor.

Im Schooße des römischen Reiches führten sie blutige Kriege mit ihren Nachbarn, den Herulern und Gepiden. Alboin, der jugendliche Fürst der Langobarden, hegte aber weit aussehendere Pläne. Nachdem er, im Bunde mit den Avaren, die Gepiden vernichtet hatte, faßte er den Plan der Eroberung Italien's. Sein Stamm war einer der am wenigsten zahlreichen Deutschland's. Doch schlossen sich ihm, als er sein Banner entfaltete, große Schaaren von Gepiden, Bulgaren, Sarmaten und

Rien ne le distingue, il ne se distingue lui-même par rien : il ne
sait ni haïr ni aimer, il ne sait que connaître ; il ne hait pas
même celui qui l'a offensé, il ne se souvient pas de l'avoir vu ;
il ne connaît pas l'homme, il ne connaît pas son visage, il ne
sait pas son nom ; il ne se souvient pas d'avoir jamais entendu
parler de lui, il ne sait pas même s'il en a entendu parler ; il
ne sait rien de ce qui se dit, de ce qui se fait dans le lieu où il
est, il ne veut rien savoir, il ne demande pas à le savoir, il ne
le saura que dans quelques années, lorsque tout le monde le
saura, lorsque la chose sera vieille et commencera à passer.
Il ne sait pas ce qu'il a fait hier, il ne sait pas ce qu'il fera
demain, il ne sait pas ce qu'il a dit, il ne sait pas ce qu'il a
pensé ; il ne sait pas même s'il a pensé, il ne sait pas ce qu'il
pense, il ne sait pas ce qu'il veut dire, il ne sait pas ce qu'il
dit, il ne sait pas ce qu'il entend, il ne sait pas ce qu'il veut
entendre, il ne sait pas ce qu'il veut faire, il ne sait pas ce
qu'il fait, il ne sait pas ce qu'il a à faire, il ne sait pas ce
qu'il doit faire, il ne sait pas ce qu'il doit dire, il ne sait pas
ce qu'il doit penser, il ne sait pas ce qu'il doit entendre, il ne
sait pas ce qu'il doit vouloir, il ne sait pas ce qu'il doit savoir,
il ne sait pas ce qu'il doit ne pas savoir, il ne sait pas ce qu'il
doit ne pas faire, il ne sait pas ce qu'il doit ne pas dire, il ne
sait pas ce qu'il doit ne pas penser, il ne sait pas ce qu'il doit
ne pas entendre, il ne sait pas ce qu'il doit ne pas vouloir, il

dem Namen von Exarchen, welche den Rang von Königen hatten, beherrschten Diener des griechischen Kaisers diejenigen Besitzungen, welche ihm in Italien geblieben waren. Der Bischoff von Rom machte dazumal noch keinen Anspruch auf Landesherrlichkeit. Belisar, der Feldherr des wegen seiner Rechtgläubigkeit so hochberühmten Kaisers Justinian I., machte mit dem Bischoff von Rom, Sylverius, wenig Umstände, als dieser eine sträfliche Verbindung mit den die Stadt belagernden Gothen pflegte. Der Kirchenfürst wurde seiner bischöfflichen Gewänder entkleidet, in eine Mönchskutte gehüllt und nach dem fernen Asien verbracht. Auf des Kaisers Befehl wählte die Geistlichkeit ohne Widerstreben einen neuen Bischoff. Die Wahl fiel auf den Diaconus Vigilius, welcher dafür 200 Pfund Gold bezahlte. Die Kaiserin, Theodora, hatte die Mittel dazu geliefert (527).

Die klugen Bischöffe von Rom sicherten ihre Stellung, indem sie sich immer der weltlichen Uebermacht anschlossen. Sie hatten es verstanden, mit Theodorich, dem Arianer, Frieden zu halten, und fügten sich unter der Herrschaft der oströmischen Kaiser, so weit als sie mußten, der Gewalt. Gregor, welchen fanatische Katholiken den „Großen" nennen, wagte keinen andern Titel zu führen, als Bischoff von Rom, Primas von Italien und Apostel des Westens. Doch in demselben Maße, als die weltlichen Gewalten schwankten, befestigte sich der Einfluß der Geistlichen, und unter ihnen wußte keiner besser, als der Bischoff von Rom, die trüben Zeiten des Mittelalters zur Erweiterung seiner Macht und zur Bedrückung der Menschheit auszubeuten.

§. 7. Africa.

Die Nordküste Africa's war zur Zeit der Blüthe Carthago's einer der fruchtbarsten und bevölkertsten Landstriche der alten Welt. Später erhob sich unter römischer Herrschaft Carthago wieder aus seinen Trümmern und die Provinz Africa, gefördert durch einen langjährigen Frieden, wurde einer der schönsten Theile des römischen Reiches. Den ersten schweren Stoß erlitt die Provinz durch die religiösen Streitigkeiten zwischen Donatisten und s. g. Orthodoxen, den zweiten durch die Eroberung der Vandalen. Die religiösen Streitigkeiten hörten in Africa nicht auf, so lange die christliche Religion dort vorherrschte. Während Justinian und die übrigen athanasianischen Despoten die Arianer auf's grausamste verfolgten, übten die arianischen Könige der Vandalen Wiedervergeltung gegen die ihrer Herrschaft unterworfenen Athanasianer. Justinian hielt es für ganz erlaubt und gut, die Arianer zu mißhandeln, allein daß seine athanasianischen Glaubensgenossen in Africa ein gleiches Schicksal haben sollten, schien ihm unerträglich zu sein.

Nach einer 48jährigen Herrschaft (429—477) starb Genserich, König der Vandalen. Sein Sohn, Hunnerich I., wüthete rücksichtslos gegen die Athanasianer, während diese, wo sie die Macht besaßen, ihrer Verfolgungswuth freien Lauf ließen. In seine Fußtapfen trat Gundamund I. (484—496). Der ausgezeichnetste aller vandalischen Könige war unstreitig der Bruder Gundamund's, Trasimund, [496—523.] Er stellte die blutigen und unmenschlichen Verfolgungen, welche die Athanasianer nur trotziger gemacht, und erbittert hatten, ein, ohne den Kampf mit ihnen aufzugeben. Sein Nachfolger Childerich, der milde und schwache Sohn des rohen Humerich, hatte zwar seinem Vorgänger versprochen, die Athanasianer nicht zu dulden. Allein er erkannte nicht die Gefahr, welche ihm und seinen Glaubens-Genossen von Seiten der fanatischen Athanasianer drohte und begann seine Herrschaft damit, daß er allgemeine Religionsfreiheit verkündete. Die Religion der Athanasianer bestand aber wesentlich in dem Hasse, den sie allen Andersglaubenden und ins-

besondere den Arianern widmeten. Die Vandalen, welche dieses wußten und durch einen hundertjährigen Kampf gegen die Athanasianer selbst fanatisch geworden waren, setzten ihren König ab, welcher nicht im Geiste des Volkes herrschte [530]. Childerich wurde in das Gefängniß gebracht und sein Vetter, Gelimer, ein eifriger Arianer, bestieg den Thron.

Die Verfolgungen, welche die arianischen Könige der Vandalen gegen die Athanasianer verhängten, gründeten sich auf ein Gesetz des Königs Hunnerich, in welchem dieser Herrscher dieselben Anordnungen und Strafen, welche die römischen Kaiser gegen die Ketzer erlassen hatten, auf die Athanasianer anwendete. Von gleichen Rechten und allgemeiner Duldung wollten die Athanasianer selbst da, wo sie nicht die Macht besaßen, ihrem Glaubenshasse äußere Geltung zu verschaffen, nichts wissen. Von 466 athanasianischen Bischöffen, welche Hunnerich zu einer Glaubensbesprechung nach Carthago berief, ließ er einen hinrichten, 28 entflohen, 88 fügten sich der Gewalt, 46 wurden als Holzhauer nach Corsica und 302 in verschiedene Theile Africa's geschickt. Thrasimund verbot den athanasianischen Bischöffen neue Bischöffe zu weihen. Ihr Ungehorsam hatte zur Folge, daß dieser Fürst 220 Bischöffe nach Sardinien verbannen ließ. Childerich rief sie zurück. In den Bezirken, welche den Vandalen besonders zugewiesen waren, wurde der athanasianische Gottesdienst vollständig unterdrückt. Um alle diese grausamen Anordnungen aufrecht zu erhalten, wurden ganze Schaaren von athanasianischen Männern und Frauen in die Wüste getrieben, gemartert und verstümmelt. Die arianischen Geistlichen gingen in ihrer Verfolgungswuth noch weiter, als die harten Gesetze ihnen gestatteten. So waren die Lehren Christi vergessen, oder geradezu in ihr Gegentheil verkehrt worden.

Ungeachtet aller dieser Schandthaten war Africa zur Zeit Gelimer's noch immer ein blühendes Land. Die Städte waren volkreich, der Grund und Boden wohl angebaut, ein lebhafter Handel und eine rege Schiffahrt verband die verschiedenen Häfen Africa's sowohl mit dem Innern dieses Welttheils, als mit den fernsten Gegenden der alten Welt. Gold, Silber und Edelsteine waren in Fülle vorhanden. Doch die Vandalen hatten im Laufe dreier Generationen sich mehr mit den Genüssen des Südens, als mit den kriegerischen Uebungen des Nordens beschäftigt. König Genserich hatte nur 50,000 Krieger nach Africa gebracht, sie genügten vollkommen zur Eroberung dieser Provinz. Gelimer zählte, unter seinem Befehle 160,000 streitbare Männer. Doch in allen Kämpfen gibt die Zahl weniger den Ausschlag, als die innere Tüchtigkeit der Kämpfer.

Wären die Vandalen Athanasianer gewesen, so hätte Justinian schwerlich gewagt, sie anzugreifen. Allein sein schwacher Muth wurde gehoben durch seinen religiösen Fanatismus und die Entschlossenheit Theodoren's. Er begann den Krieg gegen die Vandalen, nicht sowohl weil er eine dem römischen Reiche verloren gegangene Provinz wieder gewinnen, als weil er seinem Hasse gegen die Arianer freien Lauf lassen wollte. Die Vandalen hatten keinen Feldherrn, der sich mit Belisar messen konnte. Ihre Heere waren zwar zahlreich, allein es fehlte ihnen das Selbstvertrauen, die geschlossene Ordnung und die Kriegskunst. Gelimer hatte sich so wenig auf den Krieg mit dem oströmischen Kaiser gefaßt gemacht, daß er noch kurze Zeit vor der Landung des feindlichen Heeres auf afrikanischem Boden seinen Bruder, Zano, mit dem Kerne seines Heeres nach Sardinien abgeschickt hatte. Carthago, die Hauptstadt seines Reiches, war nicht vorbereitet, eine feindliche Belagerung auszuhalten. Zu den äußeren Feinden, welche Belisar befehligte, kamen die zahlreichen Athanasianer hinzu, welche ihren vandalischen und arianischen Drängern den bittersten Haß widmeten. Wäre Gelimer wachsam gewesen, so hätte er mit leichter Mühe

die griechische Flotte vernichten können, bevor sie die Küste Africas erreichte. Doch Belisarius schiffte seine Truppen aus, ohne auf Widerstand zu stoßen. Ein unbedeutendes Treffen genügte, dem römischen Feldherrn den Weg nach Carthago zu bahnen. Die Schlacht bei Bulla, an welcher auch Zano mit dem aus Sardinien zurückgeführten Heere Theil nahm, entschied über das Schicksal des vandalischen Reiches. Die Vandalen verloren zwar nur 800 Todte; allein ihr Lager wurde von den Römern genommen und ihr Heer auseinander gesprengt. Sie leisteten keinen Widerstand mehr. Zano fiel und Gelimer floh. Sardinien und Corsica ergaben sich ohne Schwertstreich und um den Triumph Justinian's vollständig zu machen, verließ der Fürst der Vandalen seinen sicheren Versteck und überlieferte sich selbst dem Heruler Pharas. König Gelimer küßte dem Despoten, der ihm die Krone geraubt hatte, die Füße und erhielt dafür sein Leben zum Geschenke.

Der Stamm der Vandalen ging ganz spurlos unter. Die tapfersten seiner Krieger, welche die Schlachten überlebt hatten, wurden in den Dienst des griechischen Kaisers genommen und verschwanden allmählig in den Kriegen, welche dieser führte. Nicht weniger als fünf Millionen Menschen verloren, nach glaubwürdigen Quellen, ihr Leben in den durch Raubsucht und Glaubenswuth vergifteten Kämpfen der Griechen und Vandalen. Alle früheren Kriege hatten nicht vermocht, die Blüthe Nordafrika's vollständig zu knicken. Doch von den Streichen, welche Justinian und seine Schergen führten, hat sich Nordafrika bis zum heutigen Tage nicht wieder erholt. Bald empfanden die Afrikaner, welche früher mit der vandalischen Herrschaft so sehr unzufrieden gewesen waren, daß es noch grausamere Herrscher, als diese, gebe. Der Abgabendruck des Volkes wurde furchtbar. Vergeblich waren alle Klagen. Die Unzufriedenheit des Volkes, unter welches sich viele Krieger aus dem römischen Heere gemischt hatten, wurde immer größer. Die Arianer konnten nicht vergessen, daß sie die Herren des Landes gewesen waren. Unter den deutschen Hülfstruppen Justinian's, namentlich den Herulern, befanden sich zahlreiche Arianer. Belisarius hatte Afrika verlassen. Das Zeichen zum Ausbruche des drohenden Aufstandes gab eine Schaar von 400 Vandalen, welche auf ihrer Fahrt nach dem Osten die Schiffleute zur Umkehr nach Afrika zwangen. Zehn Jahre lang (535—545) dauerte der Kampf. Stoza leitete die Volksbewegung mit Kraft und Umsicht. Nachdem er gefallen war, wurde der Aufstand bald erdrückt. Das Land aber ging unter der Herrschaft der griechischen Kaiser mehr und mehr zu Grunde. Ein Jahrhundert krümmte Nordafrika sich noch unter griechischer Herrschaft, bis es endlich dem römischen Reich und dem Christenthum zugleich verloren ging.

§. 8. Die pyrenäische Halbinsel.

Als Odoacer dem weströmischen Reiche eine Ende machte, trat er an Eurich, König der Westgothen, alle Besitzungen jenseits der Alpen bis zum Rheine und zum Meere ab. Eurich war der dritte Sohn des in der Schlacht bei Chalons (451) gefallenen Theodorich. Seine beiden Brüder Thorismund und Theodorich II. fielen von Bruders Hand; Thorismund wurde von Theodorich II. (453), Theodorich II. von Eurich ermordet (466). Gestützt auf den Vertrag mit Odoacer dehnte Eurich seine Besitzungen nach allen Richtungen hin weiter aus. Er zwang die Sueven, welche im Norden Spanien's ihr Reich behaupteten, zum Tribute. Sein Sohn, Alarich II., welcher nach seines Vaters Tod (484) das westgothische Reich beherrschte, wurde in der Schlacht bei Poitiers (507) vom Frankenkönige Chlodowig geschlagen und getödtet. Mit Mühe rettete der Ostgothe Theodorich, dessen

Todes Karl's d. Großen gemacht war, sie seinen Sohn Ludwig dem Frommen zur Krönung von Spanien gesandt hatte, ging Pamplona verloren.

Die Gebirgsketten kamen in Spanien um so tiefer Einschnitt, je weiter gegen den Ocean hin sie sich erstreckten, desto fruchtbarer und anbaufähiger wurden die Landstriche, die sie begrenzten, die sie besonders in Betreff von Ein- und Ausgängen in Spanien. Die meisten Thäler, die Spanien zum Europäischen Weltmarkte, wie Asien zum Europäischen, wie dem Griechischen vor dem Römischen Freistaate gehabt und mit diesem Weltverkehrungen veranlaßten, so wie auch zwischen den hauptsächlichsten Provinzen, und einzelnen Bevölkerungsstämmen, sich sehr häufig gestalteten, waren. Diese Thalverhältnisse sind theilweise bis auf heute, und vielleicht für immer, dieselben geblieben. Sie sind, wie die Gebirgsketten sich, so Jahrtausende in Spanien und Indien Grundformen des Verkehrs und der Bevölkerung, und ihrer Geschichte.

Die Gebirgsketten, welche gegen Osten und Süden vorzüglich streichen, bestimmen vorzüglich die Richtungen, wie unseres Erachtens auch, wo sie noch heute laufen, ihre Wasser in Spanien so vorzüglich, wie in Deutschland, Frankreich, Italien, Griechenland, der Türkei und vorzüglich in Asien. Diese Gebirgsketten sind es, welche die Wasserscheiden, die Richtungen der Flüsse, und ihre Einschnitte, ihre Mündungen, Betreff und Richtungen gegen die Meere, deren Ebbe, Strömungen, welche in die Meere sich ergießen, bestimmen. Sie sind es, welche vorzüglich auch die Winde angeben. Der von seiner Klassischen Zeit wie Meere, Inseln und Ufern so Gebirgsketten und Thäler, Bergströme, Ein- und Ausgänge Europäischer Länder, heute wie vor Jahrtausenden, und Asiatischer Länder, heute wie vor Jahrtausenden, so wie Europäischen Meeren und Inseln, Ufern und Küsten, Asiatischen Meeren und Inseln, Ufern und Küsten, so wie Europäischen und Asiatischen Gebirgsketten, Thälern, Bergströmen, Ein- und Ausgängen, Mündungen, Betreff und Richtungen gegen die Meere, deren Ebbe, Strömungen, welche in die Meere sich ergießen, bestimmen, so wie auch Winde, Regen, Gewitter, Erdbeben, Vulkane, Bevölkerungen, Sprachen, Religionen, Gebräuche, Gesetze, Regierungen, Handel und Gewerbe, Reichthum und Armuth, Bildung und Unbildung, Wissenschaften und Künste, Literatur und Literaturen, Völker und Staaten, Geschichte und Geschichten, Vergangenheit und Gegenwart, Zukunft und Zukunftsahnungen, Europäischer und Asiatischer Länder, Meere, Inseln, Ufer und Küsten, Gebirgsketten, Thäler, Bergströme, Ein- und Ausgänge, Mündungen, Betreff und Richtungen gegen die Meere, deren Ebbe, Strömungen, welche in die Meere sich ergießen,

vermochte den Schwärmen der tapfern Deutschen, welche sein Gebiet überflutheten, keinen festen Damm entgegen zu setzen.

Als Odoacer dem weströmischen Reiche ein Ende machte, war Gallien der Tummelplatz der wilden Leidenschaften zahlreicher Freibeuter. Den größeren Theil Gallien's besaßen die Westgothen. Die Burgunder hatten, seit dem Anfange des fünften Jahrhunderts, die schönen Landstriche zwischen den Alpen, der Rhonne und der Saone eingenommen. Die Provence, Dauphine, Savoyen, Lyon und sein Gebiet, die westliche Schweiz, das Herzogthum und die Grafschaft Burgund bildeten das Gebiet des burgundischen Reiches. Dieses gränzte im Norden an die Gegenden, welche die Allemannen an sich gerissen hatten (Elsaß und Lothringen). Weiter im Norden, an der Maas und Schelde, hatten sich Franken festgesetzt. Im Nordwesten Gallien's bewahrte sich die Provinz Armorica, welche die aus Brittanien entflohenen Britten eingenommen hatten, eine gewisse Selbstständigkeit, und in Soissons hielten sich, unter Syagrius, die letzten Reste der Römer.

Die Ungunst der Verhältnisse hatte Gallien, welches, seit den ältesten Zeiten, von einem mächtigen Stamme bewohnt und zum selbstständigen Reiche durch seine Bewohner, wie durch seine geographische Lage, bestimmt war, zersplittert und zerrissen. Es gelang der Tapferkeit Chlodwig's, des Franken, mit Hülfe des kräftigen Stammes, den er beherrschte, dem Lande seine verlorene Selbstständigkeit wieder zu geben und das Volk durch die frischen Kräfte, die er ihm zuführte, von neuem zu beleben.

In der Mitte des dritten Jahrhunderts traten zuerst die Franken auf die Weltbühne. Sie gründeten damals ihre Macht auf die freie Vereinigung verschiedener deutscher Stämme, der Katten, Bructerer, Chaucen, Sigambrer, Usipeter und Anderer. Wiederholt machten sie Einfälle in das römische Reich, und hatten sich zur Zeit des Unterganges des weströmischen Reiches im Nordwesten desselben festgesetzt. Sie zerfielen wieder in mehrere Aeste und Zweige, unter welchen namentlich die salischen Franken, (die Franken der Sale,) und die ripuarischen Franken, (die Franken der Ufer der Maas und Schelde,) sich hervorthaten. Klodion ist der erste fränkische König, von dem wir sichere Nachricht haben. Er eroberte das belgische Land bis zur Somme, erlitt zwar (um 448) eine Niederlage im Kampfe mit dem römischen Feldherrn, Aetius, behauptete aber doch seine Eroberung. Zu Attila's Zeiten herrschten zwei Brüder über die Franken, von denen der Eine Merwig, (Merovăus) hieß, wahrscheinlich Klodion's Söhne. Dieser Merwig gab dem Geschlechte der Merovinger den Namen. Sein Sohn Childerich (456—481) zeichnete sich durch seine Schönheit und Stärke aus. Ihm zu Liebe verließ Basina, die Gattin des thüringischen Königs, Haus und Heimath. Aus dem ehebrecherischen Bunde zwischen Childerich und Basina erwuchs Chlodwig. Er war erst fünfzehn Jahre alt, als er, nach dem Tode seines Vaters, an die Spitze der salischen Franken, welche dieser beherrscht hatte, trat. Sein Reich erstreckte sich nicht über die Insel der Bataver mit den alten Diöcesen von Tournay und Arras hinaus. Allein an den Ufern der Schelde, der Maas, der Mosel und des Rheins wohnten zahlreiche andere Stämme der Franken, die von Königen aus dem Hause der Merovinger beherrscht wurden. Chlodwig, welcher, in der ersten Zeit seiner Herrschaft, weder Silber noch Gold, weder Lebensmittel noch Waffenvorräthe besaß, verstand es, die kriegerische Jugend dieser benachbarten Stämme für sich zu gewinnen. Sein nächster Nachbar, nach dessen Land und Schätzen dem jungen Frankenkönige gelüstete, war Syagrius, im Süden der Somme. Die Diöcesen Soissons, Rheims, Troyes, Beauvois und Amiens bildeten das Gebiet, über welches dieser Römer herrschte. In der Schlacht bei Soissons (491) wurde Syagrius besiegt. Die Westgothen,

zu denen er floh, schützten ihn nicht. Er wurde ermordet, und die belgischen Städte ergaben sich dem Sieger. Im zehnten Jahre seiner Regierung eroberte Chlodwig die Diöcese Tongres, an den Ufern der Maas. Diese Eroberungen befriedigten noch nicht die Herrschsucht und den Ehrgeiz Chlodwig's. Bei Zülpich schlug er die Allemannen (496), verfolgte die Flüchtigen bis in das Herz ihres Reiches, jenseits des Rheines, nahm ihnen ihre Besitzungen in Gallien ab und machte ihr Land auf dem rechten Rheinufer tributpflichtig. Doch die Schlacht bei Zülpich hatte lange hin und her geschwankt. In seiner Angst rief Chlodwig den Gott seiner Gemahlin, Chlotilde, den Gott der Christen, an. Chlotilde und schlaue Pfaffen machten den rauhen Krieger glauben, er verdanke seinen Sieg dem Gotte der Christen. Zum Lohne dafür ließ Chlodwig sich, mit 3000 seiner Krieger, taufen, und zwar nicht, wie alle deutschen Fürsten vor ihm, von einem arianischen, sondern, nach der Eingebung seiner Gattin, von dem athanasianischen Bischoffe von Rheims. Die Taufe hatte zur Folge, daß die einflußreichen, katholischen Geistlichen Gallien's den König der Franken in seinen Eroberungsplänen nach Kräften förderten. Chlodwig that nach seiner Taufe keine Sinnesänderung kund. Er blieb, wie zuvor, eroberungssüchtig, ehrgeizig und grausam. Er machte aber der Kirche reiche Geschenke, gründete Klöster und förderte die Zwecke der Geistlichen nicht minder, als diese die seinigen begünstigten. Schon im Jahre nach diesem glänzenden Siege bei Zülpich unterwarfen sich Chlodwig die Armoricaner und die letzten Reste der römischen Truppen, die sich in Frankreich erhalten hatten.

Mit Hülfe des Familienzwistes, des Verrathes und der Verläugnung aller kindlichen Gefühle war der arianische König Leovigild von den Athanasianern bekämpft worden. In ähnlicher Weise wurde auch der arianische König, Gundobald, von Burgund von ihnen angegriffen. Wie in Spanien, so verschworen sich auch in Burgund die athanasianischen Geistlichen mit einem Familienglieds zum Verderben des arianischen Königs. Während in Spanien Hermenigild, Leovigild's Sohn, wurde in Burgund Gottegisel, Gundobald's jüngster Bruder, das Werkzeug der Pfaffen. Als die Franken und Burgunder zwischen Langres und Dijon sich feindlich gegenüberstanden, gab der Verrath Gottegisel's den Ausschlag, und entschied die Schlacht zu Gunsten der athanasianischen Feinde und zum Nachtheile des arianischen Königs (500). Zwar fiel später Gottegisel als Opfer der Rache Gundobald's, doch die Todeswunde war geschlagen und, nach Ablauf von 32 Jahren, wurde das burgundische Reich zwischen Rhonne und Saone dem französischen einverleibt.

Nachdem Chlodwig den ganzen Norden und Osten Frankreich's erobert hatte, wandte er sich dem Süd-Westen zu. Dort herrschte der Westgothe Alarich über ein mächtiges Reich. Doch auch gegen ihn, den Arianer, wühlten die fanatischen Athanasianer. In der Schlacht von Poitiers (507) verlor Alarich Krone und Leben. Theodorich rettete für seinen Enkel, Alarich's Sohn, Amalarich, die Provinz Septimania, einen Küstenstrich zwischen der Rhonne und den Pyrenäen. Die Provinz Aquitanien, von der Loire bis zu diesen Bergen, wurde mit Frankreich vereinigt.

Die Ostgothen hatten in Frankreich noch die Städte Arles und Marseilles inne. Unfähig, sie gegen die Franken zu vertheidigen, traten sie dieselben freiwillig ab. Chlodwig hatte seine Siege mit Hülfe verschiedener fränkischer Stämme errungen, welche ursprünglich seiner Herrschaft nicht unterworfen waren. Er fürchtete, daß die ihm sämmtlich verwandten Häupter derselben ihm gefährlich werden könnten, und trug, ungeachtet des angenommenen Christenthums, kein Bedenken, sie Alle zu ermorden. Den fanatischen Athanasianern erschienen aber diese Mordthaten als Kleinigkeiten im Verhältniß zu der großen Sünde, ein Arianer zu

sein, d. h. zu glauben, Christus habe nur eine ähnliche, und nicht eine gleiche Natur mit Gott gehabt.

So gelang es dem tückischen Chlodwig, mit Hülfe seiner Verwandten, die er ermordete, und der Geistlichen, vor welchen er sich beugte, fast ganz Frankreich und einen Theil Deutschland's unter seine Herrschaft zu bringen. Er starb, zwar jung an Jahren, allein reich an Verbrechen und Schandthaten, ausgezeichnet aber auch — durch Muth und Staatsklugheit, im kräftigsten Mannesalter (511).

Mit seinem Tode ging die Einheit des Reiches schon wieder unter. Seine vier Söhne theilten sich in das Land, als wäre es ein bürgerlicher Grundbesitz gewesen. Theodorich, der älteste, erhielt die Gegend von der Maas zum Rhein und Allemannien, nebst einigen Bezirken um Rheims und Chalons (Austrasien). Er wohnte zu Metz. Die drei jüngeren: Chlodemir, Childebert und Lothar I. ließen sich zu Orleans, Paris und Soissons nieder, und beherrschten von da aus die benachbarten Landstriche. Theodorich eroberte Thüringen, sein Sohn, Theodebert, befestigte diese Eroberung und verbreitete von Allemannien aus Schrecken bis nach Oberitalien. Dessen Sohn, Theudebald, starb kinderlos (534).

Chlodemir war schon (524) gestorben; seine unmündigen Söhne fielen als Opfer der Herrschsucht ihrer beiden Oheime. Im Jahre 558 starb Childebert ohne Söhne und Lothar I. wurde so alleiniger Herrscher im fränkischen Reiche. Doch schon nach drei Jahren (561) wurde, bei seinem Tode, das Reich unter seine vier Söhne getheilt. Die Geschichte dieser Tyrannen ist nur ein Chaos von Schandthaten, Freveln und Verbrechen. Mord, Verrath und Meineid, Wollust, Ehrgeiz und Rachsucht, ohne alle Beimischung edlerer Bestrebungen, bilden den Beweis, wie diese Neubekehrten das Christenthum auffaßten. Die Völker büßten schwer die Leidenschaften ihrer Herrscher. Brunehild, die Gattin Siegbert's, des Königs von Austrasien, eine westgothische Fürstentochter, wüthete gegen Fredegunde, die Buhlerin Chilperich's, welcher in Soissons herrschte. Nach dem Tode ihres Gatten (575) beherrschte Brunehild acht und dreißig Jahre lang den größeren Theil Frankreich's und wetteiferte mit Fredegunde in Schandthaten. Lothar II., Fredegunden's Sohn, stürzte Brunehild, nahm sie gefangen und ließ sie, mit ihren Urenkeln, unter schauderhaften Martern hinrichten (623). Er hielt (615) einen Reichstag zu Paris, auf welchem die geistlichen und weltlichen Machthaber erschienen. Der Sohn Fredegunden's ernannte in der Person Warnachar's, durch dessen Hülfe er zum Alleinherrscher in Frankreich erhoben worden war, zum Dank für die geleisteten Dienste, den ersten lebenslänglichen Großhofmeister (major domus). Lothar hatte ihm diesen Lohn früher zugesagt. Er ahnte nicht, als er (628) starb, daß er den Keim zum Untergange seiner Familie dadurch schon gelegt habe.

§. 10. Deutschland.

Zur Zeit Herodot's, der ältesten der deutschen Geschichte, hatte unser Volk die weiten Gegenden zwischen der Ost- und Nordsee bis zu den Donaumündungen und von den Quellen der Theiß bis zu den Gränzen Macedonien's, Gallien's und Italien's inne. Außer dem jetzigen Deutschland besaßen die alten Deutschen die Schweiz im Norden der Alpen, Elsaß, Lothringen, die Normandie, die Niederlande, Scandinavien, einen Theil von Polen, Ungarn, Siebenbürgen, Serbien, Bosnien, die Moldau, die Wallachei, Rumelien, Bulgarien und einen Theil von Bessarabien.

Unmittelbar vor der großen Völkerwanderung hatte sich das Gebiet der Deutschen etwas vermindert. Im Westen waren sie auf die Rheingränze zurückgedrängt worden; im Südosten hatten sie die Provinzen im Süden der Donau verloren. Wäh-

der Glanzperiode Zeit der römischen Kaiserherrlichkeit waren die Gränze der Deutschen und ihrer gleichen. Unser Donauland stand im Range über den Mysiern, über den Thrakern und Dakern. Wie in diesen Ländern Legionen und Städte, Kolonien errungen, wurde der ganze östliche Theil des deutschen Landes mit noch breiterer Spur römischer Kultur bezeichnet. Auch hier sind Städte, Kolonien, Lager, Straßen und Meilensäulen und große Denkmale. Die bedeutende Linie des Pfahlgrabes war aber der große Scheidestrich der Barbarenwelt, welche von nordischen Nachbarn noch im Hintergrund weilten und jedoch bereits mit ganz fremder Art ganz fremde Art durchkreuzten, Germanen und Slaven.

Wir haben bisher von vorigen Völkern[1] noch nicht gesprochen, der Gränzen zunächst gesessen, welche wir als Germanen verstehen. Als wir diese Völker, welche nicht minder zahlreich waren, zum ersten Male nennen, ist es, als ob wir, wenn wir einen Bücherschrank zu Ende, in fremden Einzelheiten verlieren, aber tief in, wie die Bücherreihen, so die Völkerreihen unserer Gränzen, welchen die Römer Namen geben, weiter aufgerückt wurden. Noch vorgehende Gränzen, welche wir die Westgrenze, Deutsche, Germanen und Germanien, als Schlußsteine unserer Bauten bezeichneten, erlagen nun den politischen, freilichen und localen Bedingungen, welche die Römer, wie sie vorrückten als Gränzen, als Provinzen, Kolonien, aber wie überschlagende Provinzen bei nordischen Völkern sind, setzten. Wir haben bisher Germanien als Gränze der Römer, als Provinz, als Kolonie, als Gränzland, als Gränzvolk, als Gränzstadt, als Gränzlager, als Gränzstraße, als Gränzmeilenstein, als Gränzdenkmal, als Gränzgrab, als Gränzgraben und Gränzwall und selbst als Gränzbarbaren genannt. Dies und die zweifelnde Stellung der Römer gegen die Germanen, welche sie bald als Gränzbarbaren, bald als Barbaren der Provinzen betrachteten und wie Bürger der Provinzen, bis zur Verleihung des Bürgerrechtes, zu behandeln pflegten, ist Ursache, daß wir Germanen, Deutsche, Germanien und Deutschland nicht als Gränzen, sondern als Provinzen, Kolonien, Gränzländer und Gränzvölker bisher bezeichneten.

Unsicherheit und dem Unvermögen des nordischen Reiches entsteht in Deutschland und Germanien eine Menge und Masse unter Römern[2] Gränzvölker. Weniger wurden sie durch die Eigenheiten bedingt, welche Deutschland im Kampfe mit den römischen Kaisern unterlagen. Die Namen stehen schon einzeln Cimbern, einige Male der Sueben und der Markomanen, in Italien Skythen, Burgunder, Alemannen und Franken. In Italien bekommen sie einen Nebelglanz der Heimat. Bis an die Mündungen der Weser und der Elbe wohnen die Ämen und die Bataver. Weiter im Osten waren die Ämen, die Nagier und die Peukiner des Tacitus. Weiter hinab ist an die Elbe bereits die Sachsen inne. Im Rhein vor Batavien wohnen die Kanninefaten, Friesen, Chauken, Chatten, Usipier, Tenkterer, Sigambrer, Tubanten. Die Schwaben, aber Markomanen haben Wohnen um einen Theil der Weser, Burgunder und Franken. Im innigen Zusammenhang mit Batern stehen die Weser, Burgunder und Franken. Die Alemannen verbreiten sich über den Rhein bei Worms, wo sie mächtigen Schwaben sind zum Mainthein. Die Gränzlinien

[1] Siehe Band III. 1. 55. §. 3.

[2] Siehe Band III. 1. 55. §. 4.

waren verloren gegangen die Länder an der unteren Donau, Polen, Ungarn, Siebenbürgen, Serbien, Bosnien, Bulgarien und die Wallachei. Die Kraft des deutschen Volkes war durch diese furchtbaren Verluste an Land und Leuten erschüttert. Jahrhunderte vergingen, bevor die deutsche Nation nur so stark wurde, daß sie nicht befürchten mußte, im Osten von den Slaven und im Westen von den Franzosen verschlungen zu werden.

Die Geschichte des deutschen Volkes spielt während zweier Jahrhunderte, von der Mitte des fünften bis zur Mitte des siebenten, fast in ganz Europa und einem Theile Afrika's, nur nicht in Deutschland. Deutsche Krieger kämpften in den Schlachten der griechischen Kaiser am Euphrat und am Tigris, sie halfen das Reich der Vandalen in Afrika und das Reich der Ostgothen in Italien stürzen, sie rotteten in Spanien und Frankreich, unter dem Einflusse athanasianischer Pfaffen, ihre Brüder des arianischen Glaubensbekenntnisses aus. Sie hatten unermeßliche Beute gemacht, doch zum Theil verloren sie sie wieder. Deutschland war durch die Eroberungen der aus seinem Schooße gezogenen Stämme und Heergeleite nicht reicher geworden. Im Gegentheile hatte es unersetzliche Verluste an Menschen, Waffen und Rüstzeug erlitten. Es war für die im Vaterlande Zurückgebliebenen ein schlechter Trost, wenn sie erfuhren, daß die Franken sich einen ansehnlichen Theil, die Burgunder sogar zwei Drittheile, die Ost- und Westgothen wenigstens ein Drittheil der eroberten Ländereien und einen entsprechenden Theil der Sclaven zugeschrieben hätten. Der einzige Gedanke, welcher uns die damals gehabten Verluste versüßen kann, ist das Wohl der Menschheit. Was der deutschen Nation verloren ging, wurde der Menschheit gewonnen. Die frischen Kräfte, mit deren Hülfe die alte Welt erneuert wurde, blieben nicht unverändert. Durch ihre Vermischung mit Völkern, welche an den römischen Despotismus gewöhnt waren, wurde ihr ungestümer Freiheitssinn gebrochen. Durch den christlichen Aberglauben, den ihnen herrsüchtige Pfaffen aufdrangen, wurden sie oft irre geführt. Allein aus der Wechselwirkung zwischen den alten und neuen Bestandtheilen der Gesellschaft entwickelte sich ein reges Leben. Wenn dieses auch Jahrhunderte hindurch furchtbar roh und wirre war, so wurde doch dadurch der Grund zu derjenigen Bildung gelegt, welche die Gegenwart besitzt und welche zu den schönsten Hoffnungen für die Zukunft berechtigt.

§. 11. Brittannien.

Aus allen Provinzen, welche die Römer erobert hatten, wurden sie durch feindliche Gewalt vertrieben. Brittannien war die einzige, welche sie, im Anfange des 5. Jahrhunderts aufgaben, indem die daselbst befindlichen Streitkräfte herausgezogen und zur Vertheidigung Italien's verwendet wurden. Unter der römischen Herrschaft hatte sich Brittannien mit Städten bedeckt, blühten Ackerbau, Gewerbe und Handel. Allein die Streitbarkeit des Volkes, welches sich den Schutz Rom's gefallen lassen und auf den Gebrauch der Waffen verzichten mußte, hatte sehr abgenommen. Nach dem Abzuge der römischen Legionen traten die Städte und die Fürsten des Landes in den vollen Besitz der Selbstherrlichkeit mit allen ihren Rechten und allen ihren Lasten. Während die Britten unter römischer Herrschaft den friedlichen Gewerben obgelegen waren, hatten sich ihre Nachbarn im Norden mit ihrer Unabhängigkeit ihre kriegerische Tapferkeit und ihre Lust an Kämpfen und Schlachten erhalten. Die Britten hatten daher Mühe, sich der Angriffe zu erwehren, welche die Picten und Scoten auf sie machten. Vierzig Jahre nach der Räumung Brittannien's durch die Römer rief Vertigern, welcher damals die höchste Gewalt in Brittannien besaß, die Sachsen herbei, ihm in seinen Kämpfen gegen die Caledonier beizustehen. Hengist

und Horsa kamen zuerst nur mit drei Schiffen den Britten zu Hülfe, befreiten das Land von den caledonischen Freibeutern, zogen aber nach und nach größere Streitkräfte (zuerst 5000 Krieger in siebzehn Schiffen, dann eine Flotte von vierzig Schiffen) an sich und hörten auf, brittische Söldner zu sein.

Bald entwickelte sich ein Kampf zwischen den Deutschen und den Landeseingeborenen, ähnlich den Kriegen, welche die Gothen, Vandalen, Sueven und Franken in anderen Theilen des weströmischen Reiches kämpften. Doch die Britten setzten den fremden Eindringlingen einen weit furchtbareren Widerstand entgegen, als sie ihn irgendwo sonst fanden, während die deutschen Krieger nicht, wie in Italien, Gallien und Spanien, schnell sich mit den Einrichtungen, Sitten und religiösen Ansichten der von ihnen besiegten Völker vertraut machten. Die Sachsen, Angeln, Jüten, Friesen, Dänen, Preußen und Rugier, welche aus dem Norden Deutschland's nach Brittannien übersiedelten, waren nicht, gleich ihren, südlicher und westlicher wohnenden Stammesgenossen, durch den Verkehr mit Christen und Römern von ihren alten Gebräuchen und Sitten abgebracht worden, bevor sie ihr Vaterland verließen. Die deutschen Stämme des Nordens, welche Brittannien überschwemmten, besaßen mit der ganzen Kraft auch die ungemilderte Rohheit der alten Deutschen. Sie waren Heiden und rotteten, so weit die Spitze ihres Schwertes reichte, das Christenthum in Brittannien vollständig aus. Sie waren Eroberer und dachten nicht entfernt daran, durch Annahme der Sitten des Volkes, das sie besiegt hatten, sich diesem anzunähern. Sie wütheten mit barbarischer Grausamkeit gegen die Feinde, welche ihnen Widerstand entgegensetzten. In allen übrigen Provinzen des weströmischen Reiches, welche deutsche Stämme eroberten, wurden diese, früher oder später, durch die höhere Bildung der Landesbewohner und durch die Schlauheit der christlichen Geistlichen überwunden, wenn sie auch nicht, wie die Ostgothen in Italien und die Vandalen in Afrika, durch das Schwert ihrer Feinde besiegt wurden. In Brittannien nahm die Geschichte des Volkes einen entgegengesetzten Entwickelungsgang. Auf den Trümmern des Christenthums machten die Deutschen das Heidenthum zur herrschenden Religion. Die Sprache der Römer und der Britten wurde verdrängt durch die deutsche. Noch im neunten Jahrhundert nach Christus verstanden die in Brittannien wohnenden Sachsen die Sprache der Franken, welche sich jenseits des Canals niedergelassen hatten. Die blühenden Städte Brittannien's wurden zerstört, seine fruchtbaren Ebenen nicht mehr angebaut. Ein hundertjähriger Krieg verdrängte die Britten zwar von der Ostküste ihres Landes, allein im Westen hielten sie sich noch von der Mauer Antonin's bis zur äußersten Spitze von Kornwallis und im Innern setzten zahlreiche Städte den Deutschen noch immer einen ausdauernden Widerstand entgegen. Doch neue Schwärme kamen über das Meer herüber. Die Britten wurden immer weiter zurückgedrängt. In der Mitte des siebenten Jahrhunderts vor Christus war der Kampf noch nicht zu Ende. Armorica wurde von flüchtigen Britten bevölkert und erhielt von ihnen den Namen Bretagne. In Wallis und den übrigen Gebirgsländern des Westens behaupteten sich die Britten. Sie bewahrten einige Ueberreste der christlichen Religion, wurden aber, da sie sich den Anmaßungen des römischen Bischoffs nicht fügten, von diesem als Ketzer verschrieen. In Wallis herrschte, in der trüben Zeit der Kämpfe zwischen Britten und Deutschen, der berühmte Arthur, Fürst der Siburen, welcher in zwölf blutigen Schlachten die Angeln des Nordens und die Sachsen des Westens besiegte, dessen Geschichte aber in späteren Zeiten dermaßen mit romanhaften Erfindungen ausgeschmückt wurde, daß manche Kritiker in ihrem Unmuth die Ritter der „runden Tafel", die Herren Lancelot und Tristram, den Zau-

berer Merlin und die Königin Ginevra mit König Arthur auf gleiche Stufe setzten und gemeinsam in das Gebiet der Fabel verwiesen.

Die deutschen Heerführer bildeten nach und nach mehrere kleine Reiche in Brittannien. Wie der Kampf gegen das römische Reich, so wurde auch der Krieg gegen die Britten von den Deutschen nicht nach einem bestimmten Plane und mit einheitlicher Leitung geführt. Jeder berühmte Kriegsheld, oder Fürstensohn, welcher ein Heergeleite um seine Person sammelte, zog auf eigene Faust in den Krieg. Viele gingen unter, andere erhoben sich auf ihren Trümmern. Gewöhnlich wird angenommen, daß sieben selbstständige angelsächsische Reiche (Kent, Sussex, Wessex, Essex, Northumberland, Ostangeln und Mercia) in Brittannien gegründet worden seien. Neuere Forschungen haben dargethan, daß deren Zahl zu keiner Zeit sieben war, bald waren es mehr, bald weniger, je nachdem es ein Fürst verstand, seinen Einfluß auszudehnen, oder seine Macht wieder zerfiel.

Die Deutschen, welche nach Brittannien zogen, waren unstreitig weit zahlreicher, als diejenigen, welche irgend eine andere Provinz des weströmischen Reiches besetzten. 300,000 Sachsen gehorchten Hengist zur Zeit, da seine Macht am größten war. Angeln warf seine ganze Bevölkerung nach Brittannien, so daß dieses Land längere Zeit vollkommen wüste war. Nur in Wallis und Armorica erhielt sich die celtische Sprache.

Der Entwickelungsgang Brittannien's zeigt uns übrigens deutlich, daß die furchtbarsten und grausamsten Kriege keine so verderbliche Wirkung haben, als das schleichende Gift des Aberglaubens und des Despotismus. Ungeachtet Brittannien weit blutigere Kämpfe im fünften und sechsten Jahrhundert zu bestehen hatte, als irgend eine andere Provinz des weströmischen Reiches, und ungeachtet später durch die Dänen und Normannen und durch die inneren Kriege der „weißen und rothen Rose" England schwer bedrängt wurde, war es doch das erste Land von europäischer Bedeutung, welches menschenwürdige und freie Zustände in seinem Inneren hervorrief. In allen übrigen Staaten Westeuropa's gingen die altdeutschen Einrichtungen der Volksgerichte und öffentlicher Berathung nationaler Angelegenheiten früher oder später unter. Nur in Brittannien bestanden dieselben fort, wanderten von da hinüber nach Amerika und legten dort den Grund zu jener republikanischen Freiheit, zu welcher sich die Völker Europa's, ungeachtet des hohen Grades von Bildung, den sie erreicht haben, noch immer nicht hinanschwingen konnten.

§. 12. Scythische Stämme.

Während der Westen der alten Welt von den germanischen Stämmen überfluthet wurde, war der Osten nicht frei von Bewegung. Was die germanischen Stämme für den Westen, waren die scythischen für den Osten. Die germanischen Völker waren aber weniger wild, als die scythischen, und diesem Umstande allein ist es zuzuschreiben, daß es ihnen gelang, das weströmische Reich zu stürzen und auf dessen Trümmern eine Mehrzahl, wenn auch roher, doch lebenskräftiger Staaten zu gründen.

Das oströmische Reich besaß nicht mehr Kraft, als das westliche. Im Gegentheile, es war schwächer und die Völker, aus denen es bestand, waren durch Luxus und Unsittlichkeit weit mehr entnervt, als die Völker des Westens. Allein die scythischen Stämme, welche von allen Seiten das griechische Reich durchzogen, brauchten viele Jahrhunderte, um sich zu dem Gedanken der Zerstörung des oströmischen und der Gründung eines neuen Reiches zu erheben. Unter den

geistlichen Gütmern bereitet noch weit weniger Hindernis, als unter den germanischen. Sie waren weit leichter zu schließen und zu scheiden, als jene. Die Ehe zwischen Freien und Unfreien bestand ohne Hindernis fort, wenn der Freie Christ blieben sie auch in der Hauptsache zu trennender Ehe. Schon die alte Ehe-Gesetzgebung, welche die Ehe zwischen Freien und Unfreien verbot, hatte den Christen gestattet, sich auch durch diese nicht von ihrem Glauben, noch weniger von ihrer Ehe abwendig machen zu lassen. Die Christen sollten sich nicht von den Ungläubigen scheiden, aber können und sollen sie sich, wenn sie nicht wollen, nicht scheiden lassen. Die Ehe zwischen Freien und Unfreien bestand ohne weiteres fort, sobald beide Teile Christen wurden. Auch wenn nur der Unfreie Christ wurde, wenn der Freie Heide blieb, war die Ehe nicht aufgelöst, sondern sie bestand fort, wenn der Unfreie sich nicht scheiden ließ. Der Unfreie konnte sich scheiden lassen, wenn der Freie Heide blieb, aber er durfte es nicht, wenn der Freie Christ wurde. Ebenso wie die Ehe zwischen Freien und Unfreien, bestand auch die Ehe zwischen Freien und Freien ohne Hindernis fort, wenn nur der eine Teil Christ wurde, wenn der andere Heide blieb. Der Christ konnte sich scheiden lassen, wenn der Heide sich scheiden ließ, aber er durfte es nicht, wenn der Heide sich nicht scheiden ließ. Die Ehe zwischen Freien und Freien konnte aufgelöst werden, wenn beide Teile Christen wurden, aber sie konnte auch fortbestehen, wenn nur der eine Teil Christ wurde

stalt betrifft, in der Mitte zwischen Scythen und Germanen. Sie besaßen in Rußland und Polen 4600 Dörfer. Ihre Hütten waren von Holz schlecht und mangelhaft aufgeführt. Sie erkannten keine Fürsten über sich, lebten vielmehr in einzelnen, kleinen Gemeinden ohne feste Ordnung. Sie fochten zu Fuß, vergiftete Pfeile und ein langer Strick mit einer Schleife dienten ihnen als Angriffswaffen. Die Anten waren ein Zweig der Sclavonier, gegen welche Justinian zu Felde zog und Befestigungen an der unteren Donau errichtete. Sie wohnten an der Theiß.

Um das Jahr 500 nach Christus wurden die Sclavonier von den Bulgaren besiegt. Später erlitten diese ein gleiches Schicksal durch die Avaren. Diese kamen zur Zeit Justin's II. an die Donau. Sie nannten ihren obersten Führer Chagan, und rühmten sich, die gefrorenen Flüsse Scythiens überschritten zu haben und die Ufer der Donau mit unzähligen Zelten zu bedecken (566). Eingeschüchtert durch die tönenden Redensarten Justin's II. wandten die Avaren sich dem Westen zu, trafen dort mit den Franken zusammen und erkauften, nach zwei blutigen Schlachten, die ihnen erforderlichen Lebensmittel mit dem Versprechen sofortiger Umkehr. Als sie von dieser unglücklichen Unternehmung an die untere Donau zurückgekehrt waren, verbanden sie sich mit den Langobarden gegen die Gepiden und nahmen darauf die Wallachei, die Moldau, Siebenbürgen und einen Theil Ungarn's jenseits der Donau in Besitz (567). Ihr Reich dehnte sich über Ungarn, Polen und Preußen, von der Mündung der Donau bis zu derjenigen der Oder aus. Erst im Jahre 635 warfen die Bulgaren und die Sclavonier das Joch der Avaren wieder ab, worauf dieses einst so mächtige Volk seine geschichtliche Bedeutung verlor. Von den Sclavoniern stammen ohne Zweifel die Slaven und Wenden ab, welche am Ende des fünften Jahrhunderts sich in Böhmen, Schlesien, Meißen und Mähren festsetzten. Die Anten wurden, wahrscheinlich durch die Avaren, Kiew und Nowgorod zu gedrängt. Die Geschichte dieser Stämme und der Länder, welche sie im Laufe des fünften, sechsten und siebenten Jahrhunderts nach Christus durchzogen, ist in ein so dichtes Dunkel gehüllt, daß wir uns mit den angeführten Einzelnheiten begnügen müssen.

§. 13. Persien.

Der Friede, welchen Kaiser Jovian (im Jahre 363) mit den Persern schloß, war für die letztern so vortheilhaft, daß sie keinen Grund hatten, denselben zu brechen. Die römischen Kaiser, deren Macht von jener Zeit an immer sank, waren froh, wenn die Perser sie nicht beunruhigten. Doch nicht blos das römische, auch das persische Reich hatte mit mannichfaltigen Gefahren zu kämpfen. Wenn Bulgaren und Avaren von der Donau her das griechische Reich überflutheten, so wurde das persische im Anfange dieses Zeitabschnittes von den Euthaliten (oder weißen Hunnen) überschwemmt, welche von der Küste des kaspischen Meeres bis in das Herz Indien's vordrangen. König Perozes von Persien wurde zuerst von ihnen zu einem schimpflichen Frieden gezwungen, und als er diesen brach, verlor er sein Heer und sein Leben (488 nach Christus).

Unter seinem Sohne, Kobad, erholte sich Persien wieder. Hunnen und Araber fochten unter seinem Banner, und der schwache Kaiser Anastasius vermochte nicht, ihm Widerstand zu leisten. Martyropolis, Theodosiopolis und Amida gin-

gen hintereinander verloren. (502—505.) Mit Golde erkaufte Anastasius den Frieden und die alte Gränze. Die Festung Dara, nicht weit von Nisibis und vier Tagereisen vom Tigris entfernt, sollte die römische Gränze im Osten gegen die Einfälle der Perser schützen. Die Stadt wurde mit zwei Mauern umgeben, zwischen welchen ein Raum von fünfzig Schritten gelassen wurde. Die innere Mauer war sechzig Fuß hoch und enthielt zahlreiche Thürme von hundert Fuß Höhe. Die äußere Mauer war weniger hoch, allein um so fester. Doppelte und dreifache Gräben, welche mit Wasser wohl gefüllt waren, erschwerten die Annäherung. Der Umfang der Stadt betrug etwa eine deutsche Meile. Sechzig Jahre lang leistete die Feste gute Dienste und bis zu dieser Stunde zeigen ihre Ruinen, wie stark sie einst war.

Zu Kobad's Zeiten wurde die große Mauer erbaut, welche die Straße zwischen dem schwarzen und dem kaspischen Meere abschloß. Sie bestand aus sieben Fuß dicken und einundzwanzig Fuß langen Steinen, welche, ohne Eisen oder Kalk, künstlich verbunden waren, und lief sechzig deutsche Meilen von dem schwarzen zum kaspischen Meere über Berge und Thäler hinweg. Durch diese Mauer wurde Persien gegen die Einfälle der Scythen geschützt. Es ist dieselbe, in Betreff welcher Kobad wiederholt von dem griechischen Kaiser verlangte, daß er einen Theil der Kosten tragen sollte, und deren Verweigerung den Krieg veranlaßte, dessen wir oben Erwähnung thaten.

Nicht alle Unternehmungen Kobad's waren übrigens glücklich. Er hatte mit seinem eigenen Volke zu kämpfen, fiel in die Hände der Aufrührer, mußte zu den Feinden Persien's fliehen und gewann sein Reich nur wieder, indem er die Ehre seines schönen Weibes Preis gab und sich denselben weißen Hunnen anvertraute, welche seinen Vater besiegt und getödtet hatten! Kobad wünschte, seinem Lieblingssohne, Chosroes, die Krone Persien's zuzuwenden und glaubte, ihn dadurch in der öffentlichen Meinung zu heben, daß der griechische Kaiser ihn an Kindesstatt annähme. Justin I. versprach anfangs, dieses thun zu wollen, nachher fürchtete er aber, die persische Königsfamilie könnte daraus Erbansprüche auf das griechische Reich ableiten, und weigerte sich, sein Versprechen zu halten. Chosroes folgte, nach dem Willen seines Vaters, diesem (521) nach, erhielt den Beinamen Nuschirvan (der Gerechte) und herrschte achtundvierzig Jahre lang über Persien. Seine Gerechtigkeit bestand übrigens nur darin, daß er über seine Unterbeamten eine strenge Aufsicht führte und die wirklichen oder anmaßlichen Rechte Persien's mit großem Nachdrucke geltend machte. Seine beiden älteren Brüder ließ er mit ihren Familien und Anhängern hinrichten. Manche wohlthätige Einrichtungen, und zahlreiche Siege schmückten seine Regierung. Er ließ die werthvollsten griechischen und indischen Schriften in das Persische übersetzen. Für 11,000 Pfund Goldes erkaufte Justinian (533) einen sogenannten „ewigen Frieden", welcher übrigens nicht länger, als sechs Jahre dauerte. Chosroes drang plündernd und verwüstend bis nach Antiochia vor. Belisarius verstand es, dem siegreichen Feinde Furcht einzuflößen. Die Perser zogen sich wieder über den Euphrat zurück und wagten es nicht mehr, das römische Gebiet, welches von Belisar vertheidigt ward, anzugreifen. Im kaukasischen Lande wurde der Kampf noch fortgesetzt [549—556]. Dort hatte das Christenthum Wurzel gefaßt und die Vorliebe der Einwohner für das römische Reich angeregt. Endlich behielt im Frieden Justinian das kolchische Land. Die jährliche Zahlung eines Tributs von 30,000 Goldstücken bekundete aber deutlich die Schmach des griechischen und das Kriegsglück des persischen Herrschers. Mit Widerwillen leisteten die Griechen diese schimpfliche Steuer. Justin II., welcher versprochen hatte, die Fehler seines Vorgängers wieder gut zu machen, fand leicht

eine Veranlassung, deren Bezahlung zu verweigern. Als jedoch der achtzigjährige Chosroes die Städte Dara und Apamea erobert und Mesopotamien verwüstet hatte, erschrak Justin, legte sein Scepter nieder, und seinem Nachfolger Tiberius blieb, um größeres Unheil abzuwenden, nichts übrig, als einen dreijährigen Waffenstillstand nachzusuchen, den er zu großartigen Rüstungen benützte. Chosroes wartete den Angriff nicht ab. Die feindlichen Heere trafen bei Melitene, in Kleinarmenien, zusammen. Die Römer blieben Herren der Wahlstatt. Nuschirvan, welcher fast ein halbes Jahrhundert der Schrecken seiner Nachbarn gewesen war, sah vor seinem Ende [579] noch die Flammen, mit welchen die siegreichen Römer die fruchtbaren Ebenen Assyrien's verwüsteten.

Hormuz [oder Hormisdas], Nuschirvan's ältester und Lieblingssohn, war seinem Vater, dem er in der Regierung nachfolgte, nicht ähnlich. Sein Geiz entfremdete ihm das Heer; sein Mißtrauen und seine Launen erfüllten die Satrapen mit Besorgniß und Unwillen. Mehr als 13,000 Menschen, welche Hormuz hinrichten ließ, machten die Ueberlebenden aufmerksam, daß auch ihr Dasein unter einem solchen Despoten nicht gesichert sei. Die Provinzen Babylon, Susa und Carmanien empörten sich und die Fürsten von Arabien, Indien und Scythien verweigerten Hormuz den üblichen Tribut. Zu gleicher Zeit rückten vom Westen her die Römer, und vom Osten die Türken gegen Persien vor. Varanes [oder Bahram] rettete sein schwer bedrohtes Vaterland. Er schlug die Türken [590], erlitt jedoch eine Niederlage durch die Römer. Mit Freuden ergriff Hormuz diese Gelegenheit, einen verhaßten Nebenbuhler zu stürzen. Doch die Schmach und der Tod, den er dem tapfern Varanes zugedacht, brachte das Heer, welches seinen muthigen Führer mehr achtete, als seinen feigen König, zum offenen Aufstande. Varanes [Bahram] wurde auf den Thron gehoben [590], Hormuz wurde geblendet und später ermordet. Sein Sohn Chosroes verlor eine Schlacht gegen Bahram, floh und suchte Schutz bei den alten Feinden seines Reiches, den Griechen. Dieser wurde ihm mit Freuden gewährt. Narses*) schlug Varanes; dieser starb und Chosroes wurde bald in ganz Persien als König anerkannt [591]. Im Frieden trat Chosroes die Städte Martyropolis, Dara und Persarmenien an den griechischen Kaiser ab, dessen Reich sich folgeweise bis an die Ufer des Araxes und bis nahe an das kaspische Meer erstreckte.

Weiter oben**) haben wir bereits die Kriege geschildert, welche der Sohn von Hormuz, mit den griechischen Kaisern Phocas und Heraclius, führte. Chosroes bewies, wie vor und nach ihm die meisten Könige, daß Dankbarkeit eine den Herrschern nicht bekannte Tugend, und daß nichts gefährlicher sei, als einen Nebenbuhler in den Besitz verlorener Macht wieder einzusetzen. Das Ende des lange Zeit glücklichen Chosroes beweist aber, gleich demjenigen seines Großvaters Nuschirvan, daß alle irdische Macht und alle irdische Größe wandelbar sind. Chosroes II. wurde, nachdem er wiederholte Niederlagen durch die Römer erlitten hatte, von seinem Sohne, Siroes [oder Kabad], gestürzt. Achtzehn Söhne wurden vor den Augen des Vaters niedergemacht, er selbst in einen Kerker geworfen, in welchem er, am fünften Tage, starb [628].

Mit Chosroes II. ging das persische Reich seinem Untergange entgegen. Siroes hielt sich nur acht Monate auf dem Throne. Im Laufe von vier Jahren

*) Drei Narses sind nicht zu verwechseln: Erstens der Eunuche, welcher in Italien mit Belisar siegte; zweitens der Persarmenier, welcher von den Persern zu den Römern überging, und drittens der Feldherr, welcher den Sohn von Hormuz, Chosroes, auf den Thron Persien's setzte.

**) Siehe § 4 Seite 9 f.

tauchten nicht weniger, als neun Thronbewerber auf. Als Chosros II. in der Fülle seiner Macht war, erhielt er einen Brief aus Arabien, worin er aufgefordert wurde, Mohammed als den Apostel Gottes anzuerkennen. Er zerriß den Brief und warf dessen Stücke von sich. Mohammed erwiederte bei der Nachricht von diesem ihm angethanen Schimpfe: „So wird Gott das Reich Chosroes zerreißen und seine Bitten verwerfen.“ Vor Ablauf von zwei Jahrzehnden hatten sich beide Vorhersagungen verwirklicht, nicht weil Mohammed eine übermenschliche Kenntniß der Zukunft besaß, sondern weil er es verstand, seinen unerschütterlichen Willen Hunderttausenden tapfrer Krieger einzuflößen.

Zweiter Abschnitt.

Die Entstehung und erste Ausbreitung des Mohammedanismus.

§. 14. Einleitung.

Im Anfange des siebenten Jahrhunderts nach Christus war das Christenthum durch die Bemühungen ehemaliger Heiden so vollständig entstellt worden, daß in dem damaligen Glaubensbekenntnisse fast keine Spur der Lehre Christi mehr zu finden war. Die Glaubensverfolgungen, welche abwechselungsweise von Arianern und Athanasianern, insbesondere aber von den Letzteren, verhängt worden waren, hatten dem Geiste christlicher Liebe schnöden Hohn gesprochen. In den Augen des Forschers mußte dadurch, wenn nicht die Achtung vor dem ursprünglichen Christenthume, doch diejenige vor dem christlichen Glaubensbekenntnisse erschüttert werden. Die gedankenlose Menge mochte zwar durch Ketzergerichte an dem vorgeschriebenen Glauben festgehalten werden, die Frage aber, ob Furcht vor Strafen, oder die innere Ueberzeugung der Völker das Christenthum aufrecht erhalte, blieb dahin gestellt. Die Erfahrungen, welche das siebente und achte Jahrhundert nach Christus zu Tage brachten, beweisen, daß gerade in denjenigen Ländern der alten Welt, woselbst das Christenthum seine ersten Wurzeln schlug, die Lehre des Nazareners nur sehr oberflächlich aufgefaßt worden war. Die Länder, in welchen die größten Abgeschmacktheiten des damaligen Christenthums mit der höchsten Leidenschaftlichkeit betrieben, die athanasianischen Glaubenssätze mit der größten Härte aufrecht erhalten wurden, die Gegenden, in welchen Mönche, Nonnen und Einsiedler ihr Unwesen am schlimmsten trieben, — fielen bei der ersten Probe vom christlichen Glauben ab. Christen, Juden und Heiden fanden sich im Anfange des siebenten Jahrhunderts nach Christus fast aller Orten. Wenn das eine der großen Reiche damaliger Zeit, das römische, christlich, so war das andere, das persische, heidnisch, und wenn die Deutschen, welche sich da und dort im weströmischen Reiche niedergelassen hatten, Christen, so war das Mutterland derselben, Deutschland, und waren die scythischen Stämme, welche das oströmische Reich bedrohten, noch Heiden. Die Juden waren durch die vielfachen Verfolgungen, die sie erlitten hatten, über die ganze Welt verbreitet worden. Sie fanden sich in keinem größeren Lande der Erde als herrschendes Volk, übten jedoch aller Orten einen gewissen Einfluß auf die Religionsentwickelung und auf das Geschäftsleben aus, indem sie, wenn auch in der Minderheit, immer fest zusammen hielten und in der Kraft ihres Glaubens eine feste Stütze gegen die Stürme des Lebens besaßen. Auch in Arabien, jenem Lande der Wüste

und der Oasen, des Sandes und des Weihrauchs, wohnten im Anfange des siebenten Jahrhunderts Christen, Juden und Heiden neben einander. In Yemen hatten Könige geherrscht, welche seit dem vierten Jahrhundert nach Christus zur jüdischen Religion übergegangen waren. Sie lieferten den Beweis, daß sie nicht duldsamer seien, als die Christen und berechtigen uns, in Verbindung mit manchen anderen Thatsachen, welche den Glaubenshaß ihrer Stammgenossen bekunden, zu dem Schlusse, daß sie nicht aus Menschenliebe, sondern aus Mangel an Gewalt den Christen nicht Gleiches mit Gleichem vergalten. Die Juden in Yemen verfolgten die christlichen Einwohner des Landes mit der größten Grausamkeit und veranlaßten dadurch die christlichen Fürsten Abyssiniens, ihren Glaubensbrüdern jenseits des rothen Meeres gegen ihre Bedränger Hülfe zu leisten. Auf diese Weise wurde bis zum Jahre 600 die christliche Religion in Yemen die herrschende. Chosroes Nuschirvan machte sich aber um diese Zeit zum Herrscher jener Provinz Arabiens, und verdrängte von neuem den christlichen Glauben. Dennoch fanden sich hier und da noch Christen in Arabien; namentlich durchreisten viele derselben in mannichfaltigen Geschäften das Land. Zahlreiche jüdische Stämme fanden sich, insbesondere in der Umgegend von Mecca und Medina. In Mecca wurde seit uralten Zeiten ein schwarzer Stein verehrt, welcher in einem von vier Mauern umgebenen Raume lag, und welcher, wie diese Einfassung selbst, Kaaba genannt wurde. Die Araber hatten mancherlei Religionsbegriffe mit den Juden gemeinsam. Sie leiteten, gleich diesen, ihren Ursprung von Abraham ab. Die Araber glaubten, Kinder Israel's zu sein. Bis zum Jahre 464 nach Christus war der Glaube der Verehrer der Kaaba von dem Glauben Abraham's nicht sehr verschieden gewesen, wenigstens hatte er sich bis dahin vom groben Götzendienste rein gehalten. In jenem Jahre verdrängte aber der Stamm der Kureischiten die Khuzaiten aus dem Besitze der Kaaba, und seit dieser Zeit artete die Verehrung der Kaaba in vollständige Vielgötterei aus. Ueber dreihundert Götzenbilder wurden in der Kaaba aufgestellt, und die Kureischiten wachten mit wildem Eifer darüber, daß alle Gebräuche, von denen sie Vortheil zogen, aufrecht erhalten und unangetastet blieben. Aus allen Theilen des Landes wallfahrteten die gläubigen Araber nach der Kaaba, nur die Juden und die Christen versagten dem Nationalheiligthume ihre Verehrung.

Mecca war die Stadt, in welcher Mohammed geboren wurde und die Kaaba der Raum, in welchem er seine ersten Glaubensreden hielt.

§. 15. Mohammed's Lehre.

Mohammed, der Sohn Abd Allah's und Amina's, war im Jahre 571 (im April) zu Mecca geboren. Er gehörte zu dem Stamme der Kureischiten und war der Urenkel Haschim's, von welchem ein angesehenes Geschlecht der Kureischiten den Namen, Haschimiten, trugen. Seine Mutter wird wegen ihrer hohen Tugend, sein Vater wegen seiner Schönheit gerühmt. Abd Allah starb zwei Monate nach der Geburt seines Sohnes und hinterließ diesem nur ein Haus, eine Sclavin, fünf Kameele und einige Schafe. Amina starb, als Mohammed erst sechs Jahre alt war. Sein Großvater Abd Al Muttalib und später sein Oheim Abu Talib nahmen sich des Knaben an. In seinem sechzehnten Jahre reiste Mohammed mit seinem Oheime nach Süd-Arabien und folgte ihm auf einem Kriegszuge gegen einen der benachbarten Stämme. Später weidete er, als Hirte, Schafe in der Nähe von Mecca, bis er sich soviel erworben hatte, daß er in Gemeinschaft mit einem Andern einen kleinen Handel mit Leinwand beginnen konnte. Zu Wohlstand gelangte er aber erst, als ihn Chadidscha, eine reiche und angesehene Wittwe, welcher er zwei

Ein Phänomen ist ein Ereignis, das sich in der Zeit abspielt und das wir mit unseren Sinnen wahrnehmen können. Wir können es sehen, hören, fühlen, riechen oder schmecken. Wenn wir ein Phänomen beschreiben, dann sagen wir, was wir wahrnehmen. Wir sagen, was wir sehen, hören, fühlen, riechen oder schmecken. Wir sagen, wie sich das Phänomen in der Zeit abspielt. Wir sagen, wie es anfängt, wie es weitergeht und wie es aufhört.

Ein Phänomen ist ein Ereignis, das sich in der Zeit abspielt und das wir mit unseren Sinnen wahrnehmen können. Wir können es sehen, hören, fühlen, riechen oder schmecken. Wenn wir ein Phänomen beschreiben, dann sagen wir, was wir wahrnehmen. Wir sagen, was wir sehen, hören, fühlen, riechen oder schmecken. Wir sagen, wie sich das Phänomen in der Zeit abspielt. Wir sagen, wie es anfängt, wie es weitergeht und wie es aufhört.

Ein Phänomen ist ein Ereignis, das sich in der Zeit abspielt und das wir mit unseren Sinnen wahrnehmen können. Wir können es sehen, hören, fühlen, riechen oder schmecken. Wenn wir ein Phänomen beschreiben, dann sagen wir, was wir wahrnehmen. Wir sagen, was wir sehen, hören, fühlen, riechen oder schmecken. Wir sagen, wie sich das Phänomen in der Zeit abspielt. Wir sagen, wie es anfängt, wie es weitergeht und wie es aufhört.

Ein Phänomen ist ein Ereignis, das sich in der Zeit abspielt und das wir mit unseren Sinnen wahrnehmen können. Wir können es sehen, hören, fühlen, riechen oder schmecken. Wenn wir ein Phänomen beschreiben, dann sagen wir, was wir wahrnehmen. Wir sagen, was wir sehen, hören, fühlen, riechen oder schmecken. Wir sagen, wie sich das Phänomen in der Zeit abspielt. Wir sagen, wie es anfängt, wie es weitergeht und wie es aufhört.

[illegible] Ireland [illegible] Ireland [illegible] Ireland [

Fig. 1.

Fig. 2.

Fig. 3.

und trübe gestimmt war und theilte mit ihm alle Wechselfälle seines vielbewegten Lebens. Als Mohammed seine erste Vision hatte, die ihm befahl, seine Sendung als Prophet zu beginnen, trat er schweißbedeckt und zerschlagen vor seine Gattin. Er ließ sich von ihr zudecken, erzählte ihr, was er gesehen hatte, und war noch immer ungewiß, „ob nicht ein böser Geist sein Spiel mit ihm treibe." Chadidscha beruhigte ihn mit den Worten: „Sei guten Muthes, Gott wird Dich nicht beschämen. Du bist ja liebevoll gegen Deine Verwandten, aufrichtig in Deinen Worten, scheuest keine Beschwerde, um Deinem Nächsten zu dienen, unterstützest die Armen, bewirthest freundlich jeden Gast und die Wahrheit findet stets bei Dir einen Verfechter." Diese Worte stellen den Standpunkt der Gattin Mohammed's fest und beweisen, daß Chadidscha, gleich ihrem Gatten, nicht die äußeren Begleiter der Thaten, sondern diese selbst und deren innerste Beweggründe zu würdigen verstand. So lange Chadidscha lebte, war Mohammed ihr stets ein treuer Gatte und war sie dessen einzige Ehefrau. Erst nach ihrem Tode ergab er sich der Vielweiberei, pries aber seine Chadidscha immer höher, als alle seine späteren, wenn auch jüngeren und schöneren Frauen. Hätte Chadidscha den Propheten überlebt, würde er vielleicht in seinem Leben und in seiner Lehre der Vielweiberei nicht gehuldigt haben. So hängt auch bei den einflußreichsten Menschen der Geschichte Vieles von Ereignissen ab, welche unabhängig von ihrem Willen sich begeben.

Zeid, der gefügige und seinem Herrn ergebene Sclave, war der zweite Jünger Mohammed's, der Knabe Ali, Abu Talib's Sohn, sein dritter. Abu Beker war der erste Mann von einiger Bedeutung, welcher sich dem Propheten anschloß. Er führte ihm zehn achtungswerthe Bürger Mecca's zu. Drei Jahre lang bildeten diese vierzehn Personen das ganze Reich Mohammed's. Im vierten (609) bereitete er seiner Familie ein einfaches Mahl und theilte den erschienenen vierzig Gästen vom Hause Haschim seine Lehre mit. Als Mohammed aber die Frage stellte: „wer von Euch will mein Gefährte und Stellvertreter sein?" entstand ein allgemeines Stillschweigen, welches der vierzehnjährige Knabe Ali mit den Worten unterbrach: „O Prophet, ich bin der Mann: wer sich gegen Dich erhebt, dessen Zähne will ich ausschlagen, dessen Augen ausreißen, dessen Beine zerbrechen, dessen Leib aufschlitzen. O Prophet, ich will Dein Stellvertreter sein." Mit Entzücken nahm Mohammed dies Anerbieten an. Bittere Spottreden der geladenen Gäste bewiesen dem Propheten, daß nur Ali ihm treu sei und daß er nicht hoffen könne, seine übrigen Verwandten zu überzeugen. Langsam mehrte sich die Zahl der Anhänger. Die bedeutendsten der Neubekehrten waren: Hamza, Mohammed's Oheim und Omar, welcher, aus einem bitteren Feinde, des Propheten festester Verehrer wurde.

An festlichen Tagen redete Mohammed die Fremden in der Kaaba an und forderte sie in öffentlicher Rede und besonderer Besprechung auf, den Glauben an einen einzigen Gott anzunehmen. Darüber wurden die Aeltesten der Stadt und die Verwandten Mohammed's unwillig. Lange schützte sein Oheim, Abu Talib, den Propheten, zwar nicht vor schweren Verfolgungen, doch vor dem Tode, womit ihn die Kureischiten bedrohten. Plötzlich brach aber der Sturm des Unglücks über Mohammed los. Chadidscha starb, Abu Talib gab seinen Neffen auf. Abu Sophian, das Haupt des Geschlechtes Ommijah, ein eifriger Verehrer des Götzendienstes und tödtlicher Feind des Hauses Haschim's, gelangte an die Spitze der Stadt Mecca. Er berief eine Versammlung der Kureischiten und diese faßten den Beschluß, von jedem Geschlechte ihres Stammes solle, um die Rache der Haschimiten zu theilen, ein Schwert in Mohammed's Herz begraben werden. Mohammed floh nach Medina (622), früher geworbene Anhänger zogen ihm entgegen. Sechzehn Tage nach seiner Flucht aus Mecca hielt er seinen Einzug in Medina.

Früher hatte Mohammed nur gewirkt durch Wort und Rede. Von der Zeit seines Einzugs in Medina an, wurde er Eroberer. Anfangs war seine Macht gering. Sechs Jahre vergingen, bevor er auf fünfzehn hundert Bewaffnete rechnen konnte. Mit der Gewalt bekam Mohammed auch die Neigung, seine Ansichten mit dem Schwerte in der Hand zu verbreiten. Er ließ den Ungläubigen nur die Wahl zwischen Unterwerfung oder Kampf. „Das Schwert," so lehrte er jetzt, „ist der Schlüssel des Himmels und der Hölle; ein Tropfen Blutes, vergossen in der Sache Gottes, eine Nacht in Waffen zugebracht, ist besser, als zwei Monate Fasten oder Gebet. Wer in der Schlacht fällt, dem sind die Sünden vergeben; am Tage des Gerichts werden seine Wunden glänzen, wie Scharlach und duften, wie Moschus und der Verlust seiner Glieder wird ersetzt werden durch die Flügel der Engel und Cherubim."

Das erste Gefecht von einiger Bedeutung lieferte Mohammed den Kureischiten im Thale von Beder (623). Seine persönliche Tapferkeit und Geistesgegenwart gab den Ausschlag. Trotz ihrer Uebermacht wurden die Kureischiten geschlagen und die Karawanne genommen, welche sie schützen wollten. Die zweite Schlacht würde auf dem Berge Ohud geschlagen. Mohammed verlor in derselben zwei Zähne durch einen Steinwurf und wurde durch einen Wurfspieß im Gesichte verwundet; dennoch hörte er nicht auf, die Ungläubigen mit Vorwürfen zu überschütten und die Freundeshand zu segnen, welche das Blut seiner Wunde stillte.

Ungeachtet ihres Sieges wagten es die Kureischiten nicht, Medina zu belagern, und als sie dieses im folgenden Jahre mit einem Heere von 10,000 Mann versuchten, mußten sie unverrichteter Dinge abziehen.

Mohammed hatte lange Zeit besonders auf die Juden gezählt. Als eifriger Vertheidiger der Einheit Gottes, glaubte er, sie würden ihm zuerst zufallen; doch er täuschte sich und diese Täuschung reizte seinen Grimm. Die Juden von Kainoka, in der Nähe von Medina, die Nadhiriten, und die Juden von Chaibar fühlten hintereinander die Schärfe seines Schwertes.

Der erste Versuch, Mecca zu nehmen, mißglückte (629), doch der zweite gelang. Die Kureischiten unterwarfen sich und erhielten, mit wenigen Ausnahmen, Verzeihung. Die 360 Götzenbilder der Kaaba wurden zertrümmert, das Gotteshaus gereinigt und das Gesetz gegeben, kein Ungläubiger solle das Gebiet der heiligen Stadt betreten. Auf dem Schlachtfelde von Honain schlug Mohammed 4000 Heiden. Die feste Stadt Tajif unterwarf sich, die Feldherren Mohammed's zogen an den Küsten des rothen Meeres, des persischen Busens und des indischen Oceans siegreich dahin. Ganz Arabien nahm Mohammed's Gesetz an!

Zeid, der frühere Sclave Mohammed's, fiel in der Schlacht bei Muta (630) an der Spitze eines Heeres im Kampfe gegen die Römer.

Seit der Einnahme von Chaibar nahm die Gesundheit Mohammed's sichtlich ab. Er selbst glaubte, dort von einer jüdischen Frau Gift erhalten zu haben. Als er seinen Tod herannahen fühlte, trat er in die Gemeinde und sprach: „Ist irgend Jemand, den ich ungerecht gegeißelt habe, so biete ich meinen Rücken dar, den er zur Wiedervergeltung schlagen möge. Habe ich den Namen eines Muselmannes verunreinigt, er spreche, damit ich meine Gedanken vor der Versammlung verkünde. Habe ich irgend Jemanden seiner Güter beraubt, das Wenige, was ich besitze, soll ihm das Capital und die Zinsen der Schuld vergüten!"

Diese Worte waren keine leeren Redensarten, denn ein Mann erhob sich aus der Menge und rief: „mir kommen drei Drachmen Silber zu." Mohammed hörte die Klage, befriedigte die Forderung und dankte dem Manne, daß er ihn lieber in dieser Welt, als am Tage des Gerichtes angeklagt habe. Bis zum dritten Tage

vor seinem Tode verrichtete er täglich seine öffentlichen Gebete. Er starb in den Armen der Ayscha (632). Seine letzten Worte waren: „O Allah, es sei so! Unter den ruhmwürdigen Gefährten im Paradies!"

§. 17. Einzelnheiten aus Mohammed's Leben.

Mohammed zeichnete sich schon durch seine äußere Erscheinung vortheilhaft aus. Sein durchdringender Blick, sein anmuthiges Lächeln, sein wallender Bart, sein ausdrucksvolles Antlitz und seine würdevolle Haltung gewannen ihm die Gunst der Zuhörer, bevor er seinen Mund geöffnet hatte. Seine Sprache war bilderreich und hinreißend, ganz dem Geschmacke der Araber entsprechend. Er war gegen Jedermann höflich, aufmerksam gegen die ärmsten, wie gegen die reichsten Leute. Er hatte ein treffliches Gedächtniß, einen heiteren Witz, eine glühende Phantasie, einen klaren Verstand, eine seltene Thatkraft und Ausdauer. Sein Muth und seine Geistesgegenwart verließen ihn in keiner Lage seines Lebens.

Seine Gestalt war von mittlerer Höhe; doch sein Kopf war sehr groß und deutete auf eine ungewöhnliche Kraft des Geistes. Seine Stirn war hoch, sein Gesicht eirund, seine Wangen röthlich. Sein Mund war weit gespalten, seine Nase lang und hatte eine kleine Erhöhung in der Mitte. Große, schwarze Augen belebten sein Angesicht. Eine Ader zog sich an der Stirne über seine Augenbraunen herab, welche anschwoll, so oft er in Zorn gerieth. Seine Zähne waren blendend weiß und standen ein wenig auseinander. Auf seiner unteren Lippe hatte er ein kleines Mal. Die Haare hingen ihm bis zu den Schultern herab und behielten ihre dunkle Farbe bis zu seinem Tode. Doch färbte er sie zuweilen braun, befeuchtete sie häufig mit wohlriechendem Oele, und erst bei seiner letzten Pilgerfahrt nach Mecca ließ er sie ganz abscheeren. Seinen Schnurbart stutzte er jeden Freitag vor dem Gebete. Besonders wird die Schönheit seines Halses gerühmt. Zwischen seinen Schultern hatte er ein Mal, das die Muselmänner*) als das Siegel des Prophetenthums betrachten. Seine Hände und Füße waren groß, doch hatte er einen so leichten Gang, daß sein Fuß keine Spuren im Sande zurückließ. Er sprach nicht viel. Seine Worte waren ernst und gemessen, nur selten erlaubte er sich einen unschuldigen Scherz. Gegen die Thiere war er sehr mitleidsvoll. Seinem Pferde trocknete er selbst oft den Schweiß ab. Seine Diener behandelte er mit Schonung und aß mit ihnen auf der Reise aus einer Schüssel. So viel er konnte, that er Alles selbst. Er trug selbst die Speisen vom Markte heim, reinigte seine Sandalen, flickte seine Kleider, säuberte seine Zimmer und melkte seine Ziegen. Seine Nahrung war einfach. Er genoß immer nur eine Speise, oft nichts als trockenes Brod oder Datteln, und wenn ihm des Nachts Licht mangelte, so aß er im Dunkeln. Seine Körperkraft war außerordentlich groß. Er schlief auf Strohdecken mit unterbreitetem Tuch, und einem Polster, das mit Palmenfasern gefüllt war. An seinen Füßen trug er Sandalen oder ging baarfuß. Nur an Feiertagen legte er sein gelbes Oberkleid an. Auf Reisen führte er ein Spiegelchen, einen Kamm, eine Scheere, wohlriechende Oele und Augenschminke mit sich. Seine Freigebigkeit und Wohlthätigkeit kannte keine Gränzen. Oft gab er das Letzte hinweg, was er hatte. Stets nahm er sich der Armen, Wittwen, Sclaven und Sclavinnen an, besuchte die Kranken, so entfernt sie auch wohnten, und folgte den Leichenzügen, die ihm begegneten. Jedem reichte er die Hand grüßte jeden zuerst, und wenn er in ein Gemach

*) Moslemin nennen sich Mohammed's Anhänger, woraus das Wort Muselmänner gebildet wurde. Moslemin heißt in arabischer Sprache Gottergebener.

trat, durfte Niemand vor ihm aufstehen. Er pflegte zu sagen: „ich bin ein Diener Gottes, wie ihr, ich esse, wie ihr, trinke, wie ihr und setze mich, wie jeder andere Mensch.“ *)

Mohammed war kein Gelehrter; er hatte nicht einmal lesen und schreiben gelernt. Auf seinen Reisen und in einem langjährigen Geschäftsleben hatte er sich aber die nothdürftigsten Kenntnisse über das römische und persische Reich, die christliche, die jüdische und andere Religionen, erworben. Die meisten seiner Ansichten und Bilder schöpfte er aber aus der tiefen Quelle seiner eigenen Seele. Die Einsamkeit, in welche er sich oft zurückzog, nährte seine Einbildungskraft und gab seinem Selbstbewußtsein einen festen Stützpunkt. Vier und zwanzig Jahre lang, von seinem sieben und zwanzigsten bis zu seinem ein und fünfzigsten Jahre, nämlich von 598 bis 622, lebte Mohammed in treuer Ehe mit Chadidscha. Nach ihrem Tode ehelichte er vierzehn, oder vielleicht sechzehn Frauen, von welchen ihm jedoch keine ein Kind gebar. Seine egyptische Beischläferin, Marie, gebar ihm zwar einen Sohn, Ibrahim, dieser starb aber schon nach 15 Monaten. Mit Ausnahme der Tochter Abu Beker's, der hochgebildeten und lebensfrischen Aysche, welche erst neun Jahre zählte, als er sie heimführte, waren alle seine Weiber Wittwen.

Chadidscha hatte Mohammed vier Söhne geboren, sie starben aber alle in ihrer Kindheit. Vier Töchter, welche sie ihm gegeben, vermählte er an die gläubigsten seiner Anhänger. Die Jüngste, Fatima, die Gattin Ali's, war des Propheten Lieblingstochter. Er setzte sie mit Chadidscha, der Schwester Mosis und der Mutter Jesu in die Reihe der vier vollkommenen Frauen. Die Treue der jungen und schönen Aysche, dem alternden Propheten gegenüber, wurde angegriffen. Ali, mit welchem Mohammed darüber sprach, äußerte sich unvorsichtig, was ihm Aysche nie vergeben konnte. Mohammed züchtigte aber ihre Ankläger und gab das Gesetz, daß kein Weib wegen Ehebruchs bestraft werden solle, wenn nicht vier männliche Augenzeugen ihr Verbrechen bekundeten. Der Verdacht, welcher auf Aysche geworfen worden, war übrigens ungerecht. Namentlich bewies ihr ganzes Leben nach dem Tode Mohammed's, daß sie einer Untreue unfähig war.

Den Frauen gegenüber besaß Mohammed, nach dem Tode seiner Chadidscha, nicht diejenige Selbstbeherrschung, welche ihn in allen übrigen Beziehungen des Lebens auszeichnete. Er brach die Ehe mit Zeineb, dem Weibe seines Freigelassenen und angenommenen Sohnes Zeid. Eine seiner Frauen, Hafna, die Tochter Omar's, überraschte ihn auf ihrem eigenen Bette in den Umarmungen seiner egyptischen Gefangenen, Maria. Mit dieser zog er sich sogar später dreißig Tage lang in die Einsamkeit zurück und bedrohte, bei seiner Rückkehr, seine elf Frauen, welche über das lange Ausbleiben ihres Gatten unzufrieden geworden waren, mit Scheidung für dieses und jenes Leben.

Mohammed entschuldigte diese Schwächen durch die Erklärung, er wolle ein Prophetengeschlecht für sein Volk erzeugen, und durch die Behauptung mannichfaltiger göttlicher Botschaften und Engelserscheinungen. Doch hinterließ er von allen seinen späteren Frauen kein Kind und die mohammedanischen Wunder werden bei Christen schwerlich mehr Glauben finden, als ähnliche christliche Sagen. Mohammed war Mensch und der einzige Schleier, den er über seine allzurege Sinnlichkeit decken konnte, war derjenige seiner sonstigen ausgezeichneten Thaten und Eigenschaften.

Als Mohammed, von den Kureischiten verfolgt, mit Abu Beker allein in einer Höhle war, seine wüthenden Feinde an deren Eingang traten und sein Freund zit-

*) Siehe Messiassagen von Schoss.

ternd sagte: „Wir sind nur zwei;" erwiederte der Prophet mit festem Tone: „Ein dritter ist zugegen, Gott selbst." Die Gefahr ging vorüber. Doch bald darauf wurden sie auf dem Wege nach Medina von zwei Feinden eingeholt. Der eine von ihnen wurde von Mohammed gewonnen, der andere mußte sich unverrichteter Dinge zurückziehen.

Der erste Schritt zur Erweiterung des Kreises seiner Anhänger wurde gemacht, als drei und siebenzig Männer und zwei Frauen von Medina mit ihm einen Bund schlossen. Sie fragten ängstlich den Propheten: „Wirst Du aber Deine neuen Verbündeten nicht verlassen, wenn Du in Deine Vaterstadt zurückgerufen wirst?" Mohammed antwortete ihnen: „Alles ist uns jetzt gemeinschaftlich; Euer Blut ist mein Blut, Euer Verderben ist mein Verderben. Wir sind mit einander verknüpft durch die Bande der Ehre und des Interesses. Ich bin Euer Freund und der Feind Eurer Gegner."

„Was aber wird unser Lohn sein," forschten sie weiter, „wenn wir in Deinem Dienste getödtet werden?" „Das Paradies!" erwiderte Abdallah's Sohn.

Auf dieser Grundlage, welche flachen Menschen sehr unsicher scheint, baute sich eine Macht empor, die seit zwölf Jahrhunderten allen Stürmen der Erde Trotz bot. Mohammed verstand nicht blos, Freunde zu erwerben und sich auf's innigste zu verbinden, er wußte auch, seine bittersten Feinde in Freunde umzuwandeln. Als seine tückischen Feinde, die Kureischiten, besiegt zu seinen Füßen lagen, fragte er sie: „Welche Barmherzigkeit könnt ihr von einem Manne erwarten, dem ihr Unrecht gethan habt?" Sie antworteten: „Wir vertrauen auf die Großmuth unseres Stammgenossen." Die Entscheidung Mohammed's war: „Und ihr sollt nicht umsonst vertrauen. Geht! Euch ist verziehen, ihr seid frei."

Der Sohn Abdallah's begnügte sich nicht damit, den Kureischiten zu verzeihen. Er überschüttete sie auch mit Wohlthaten. Die Anhänger Mohammed's beschwerten sich darüber. Er erwiderte ihnen: „Ach, laßt mich diese früheren Feinde und zweifelhaften Neubekehrten durch das Geschenk einiger vergänglichen Güter gewinnen. Euerem Schutze vertraue ich mein Leben und mein Schicksal an. Ihr seid die Gefährten meiner Verbannung, meines Reiches und meines Paradieses."

Diese Worte ergriffen seine Freunde auf's tiefste. Zu Thränen gerührt, riefen sie aus: „O Prophet, wir sind mit unserm Antheil zufrieden!"

Ein Dichter, welcher zu seinen Anhängern gehörte, aber mit dem ihm zugewiesenen Antheil an der Beute unzufrieden war, machte seinem Unmuthe in beißenden Spottgedichten Luft. Mohammed, welchem diese zu Ohren kamen, rief aus: führt diesen Mann hinweg und schneidet seine Zunge aus. Omar, welcher stets bereit war, den Befehlen des Propheten unbedingt zu gehorchen, wollte sofort zu der Operation schreiten. Die übrigen Anwesenden faßten aber den Befehl Mohammed's richtiger auf. Sie führten den zitternden Dichter auf den Marktplatz, auf welchem das erbeutete Vieh stand, und forderten ihn auf, sich auszusuchen, was ihm beliebe. Als er sich dessen weigerte, sandte ihm Mohammed sechzig Kameele. Von dieser Zeit an war der Dichter voll Preises des Propheten.

Ein anderer Dichter, welcher Mohammed verspottet hatte und demzufolge geächtet worden war, kehrte im Vertrauen auf dessen Milde zurück, nahte sich ihm in der Moschee und besang das Lob des Propheten in einem Gedichte, welches mit den Worten schloß: „Von allen Tugenden des Propheten Gottes ist seine Großmuth diejenige, auf welche Beleidiger am festesten rechnen können." Mohammed vergab ihm, nahm seinen Mantel ab und bekleidete damit den Dichter. Dieser Mantel, welchen der Chalife Moawia von den Erben des Dichters erwarb, wurde fortan von

Sage, Legende, Märchen, Mythus, Fabel, Parabel, Schwank, Witz, Anekdote, Novelle, Roman, Epos, Lied, Ballade, Romanze, Drama, Tragödie, Komödie, Lustspiel, Posse, Farce, Oper, Operette, Pantomime, Ballett, Tanz, Gesang, Musik, Malerei, Bildhauerei, Architektur, Kunstgewerbe, Kunsthandwerk, Kunstindustrie, Kunstgewerbeschule, Kunstakademie, Kunstmuseum, Kunstausstellung, Kunstkritik, Kunstgeschichte, Kunstwissenschaft, Kunstphilosophie, Kunsttheorie, Kunstpädagogik, Kunstdidaktik, Kunstmethodik, Kunstlehrer, Kunstschüler, Kunststudent, Kunstprofessor, Kunstdozent, Kunstassistent, Kunstsammler, Kunstmäzen, Kunstförderer, Kunstpreis, Kunststipendium, Kunstwettbewerb, Kunstausschreibung, Kunstjury, Kunstkommission, Kunstbeirat, Kunstrat, Kunstsenat, Kunstakademie, Kunsthochschule, Kunstuniversität, Kunstfakultät, Kunstinstitut, Kunstseminar, Kunstvorlesung, Kunstübung, Kunstexkursion, Kunstreise, Kunstlager, Kunstwoche, Kunsttag, Kunstfest, Kunstfeier, Kunstjubiläum, Kunstgedenkstein, Kunstdenkmal, Kunstmonument, Kunstbrunnen, Kunstplatz, Kunstgarten, Kunstpark, Kunstwald, Kunstsee, Kunstinsel, Kunstberg, Kunsttal, Kunstfluss, Kunstbrücke, Kunstweg, Kunststeg, Kunsttor, Kunstmauer, Kunstturm, Kunstschloss, Kunstburg, Kunstruine, Kunstgrab, Kunstfriedhof, Kunstkirche, Kunstkapelle, Kunstkloster, Kunstabtei, Kunstpfarrei, Kunstbistum, Kunsterzbistum, Kunstpatriarchat, Kunstprimat, Kunstpapsttum, Kunstkardinal, Kunstbischof, Kunsterzbischof, Kunstpatriarch, Kunstprimas, Kunstpapst, Kunstkardinal, Kunstbischof, Kunsterzbischof, Kunstpatriarch, Kunstprimas, Kunstpapst.

Sage, Legende, Märchen, Mythus, Fabel, Parabel, Schwank, Witz, Anekdote, Novelle, Roman, Epos, Lied, Ballade, Romanze, Drama, Tragödie, Komödie, Lustspiel, Posse, Farce, Oper, Operette, Pantomime, Ballett, Tanz, Gesang, Musik, Malerei, Bildhauerei, Architektur, Kunstgewerbe, Kunsthandwerk, Kunstindustrie, Kunstgewerbeschule, Kunstakademie, Kunstmuseum, Kunstausstellung, Kunstkritik, Kunstgeschichte, Kunstwissenschaft, Kunstphilosophie, Kunsttheorie, Kunstpädagogik, Kunstdidaktik, Kunstmethodik, Kunstlehrer, Kunstschüler, Kunststudent, Kunstprofessor, Kunstdozent, Kunstassistent, Kunstsammler, Kunstmäzen, Kunstförderer, Kunstpreis, Kunststipendium, Kunstwettbewerb, Kunstausschreibung, Kunstjury, Kunstkommission, Kunstbeirat, Kunstrat, Kunstsenat, Kunstakademie, Kunsthochschule, Kunstuniversität, Kunstfakultät, Kunstinstitut, Kunstseminar, Kunstvorlesung, Kunstübung, Kunstexkursion, Kunstreise, Kunstlager, Kunstwoche, Kunsttag, Kunstfest, Kunstfeier, Kunstjubiläum, Kunstgedenkstein, Kunstdenkmal, Kunstmonument, Kunstbrunnen, Kunstplatz, Kunstgarten, Kunstpark, Kunstwald, Kunstsee, Kunstinsel, Kunstberg, Kunsttal, Kunstfluss, Kunstbrücke, Kunstweg, Kunststeg, Kunsttor, Kunstmauer, Kunstturm, Kunstschloss, Kunstburg, Kunstruine, Kunstgrab, Kunstfriedhof, Kunstkirche, Kunstkapelle, Kunstkloster, Kunstabtei, Kunstpfarrei, Kunstbistum, Kunsterzbistum, Kunstpatriarchat, Kunstprimat, Kunstpapsttum, Kunstkardinal, Kunstbischof, Kunsterzbischof, Kunstpatriarch, Kunstprimas, Kunstpapst.

nisses. Die Meccaner wollten die Leiche in Mecca, die Medineser in Medina beigesetzt wissen. Abu Beker machte demselben ein Ende, indem er erklärte, Mohammed's Meinung sei gewesen, ein Prophet solle an der Stelle, an welcher er gestorben, beigesetzt werden. Dieses wurde buchstäblich ausgeführt, indem das Grab Mohammed's in dem Zimmer Ayscha's unter dem Bette, auf welchem er gestorben war, gegraben wurde.

§. 18. Mohammed's erste Nachfolger (Chalifen).

In der Versammlung seines Geschlechtes, welche Mohammed zu Mecca gehalten, hatte nur einer auf des Propheten Frage geantwortet: „wer sein Stellvertreter sein wolle," der vierzehnjährige Knabe, Ali. Dieser eifrige Anhänger Mohammed's war mittlerweile zum Manne herangewachsen und hatte sich in jeder Lage des Lebens bewährt. Mohammed war sein Schwiegervater geworden, indem er ihm seine Lieblingstochter, Fatima, zur Gattin gegeben. Niemand hatte gerechtere Ansprüche, als Ali, ihn nach seinem Tode zu vertreten. Mohammed hatte aber seinen Nachfolger nicht ausdrücklich ernannt. Nach seinem Tode entstanden daher sofort einige Wirren. Der feurige Omar wollte den Tod des Propheten nicht glauben. Er rief in seiner Begeisterung aus: „wie kann unser Zeuge, unser Fürbitter bei Gott, unser Mittler todt sein? Bei Gott er ist nicht todt: gleich Moses und Jesus ist er von einem heiligen Schlafe umhüllt und wird bald zu seinem gläubigen Volke zurückkehren."

Bei diesen Worten zog Omar sein Schwert und drohte jedem den Kopf abzuhauen, der es wagen würde, zu behaupten, Mohammed sei nicht mehr. Abu Beker beruhigte die aufgeregten Gemüther, indem er an Omar und das versammelte Volk die Frage richtete:

„Betet ihr Mohammed oder den Gott Mohammed's an? Der Gott Mohammed's lebt ewig; aber der Apostel war ein Sterblicher, wie wir, und nach seiner eigenen Vorhersagung hat er das gemeinschaftliche Loos der Sterblichkeit erfahren." Eine Versammlung der Getreuen Mohammed's wurde berufen. Seine alten Feinde, die Kureischiten, welche mehr durch die Macht der Verhältnisse, als durch die Kraft ihrer Ueberzeugung zum Islam*) übergeführt worden waren, hatten ihren Haß gegen den Stamm Haschim's noch nicht abgelegt. Sie wollten weder ein erbliches Vorrecht der Haschimiten, noch das Verdienst Ali's anerkennen. Omar schlug Abu Beker, den Vater Ayscha's, vor, und dieser Greis wurde einstimmig als Nachfolger Mohammed's anerkennt.

Medina, Mecca und die Provinzen Arabien's folgten dem gegebenen Beispiele. Nur die Haschimiten verweigerten eine Zeitlang den Eid der Treue. Der Tod der Fatima, welche wenige Tage nach ihrem Vater starb, und der Zerfall seiner Partei zwangen Ali endlich, nach sechs Monaten, dem Abu Beker seine Huldigung darzubringen.

Abu Beker ordnete an, daß der von Mohammed beschlossene Feldzug gegen Syrien ungesäumt begonnen werde. Usama befehligte das Eroberungsheer. Abu Beker selbst sorgte für die Ruhe im Innern des Landes. Ganz Arabien wurde, nachdem mehrere Provinzen gewankt hatten, unterworfen. Der mohammedanische Feldherr Khaled besiegte die Perser, drang bis zur Provinz Irak (Assyrien), am Euphrat, vor, und dehnte seine Eroberungen bis an den unteren Euphrat aus.

*) So wird die Religion Mohammed's genannt. Auf deutsch heißt Islam wörtlich Hingebung.

Als Abu Bekr begraben war, ging Omar nach und ehrte ihn, wie Jemand noch nachgeehrt. Er stimmte mit Thränen, und weinen ist schwer, wenn's verschluckt wurde, und sprach: Es waren in der ganzen Welt Niemand lieber, als Du und Muhammed. Du warst mir lieber, als Muhammed, denn Muhammed ist gestorben, und Du bist getödtet. Ich wünschte, ich wäre Du, damit ich Dich begraben könnte. Als Abu Bekr starb, wurde Omar Chalife. Er ernannte einen Statthalter über Damascus. Als Bekr starb, da sah der Statthalter von Damascus Niemand bei Tage, und dem Statthalter eines Abends auch einen Reiter, der ihm Briefe brachte. Er schrieb an jene Reiter, sie möchten auch seinen Briefboten mit sich nehmen. Der kleine Esel (Ulai) blieb bei ihm, und er sah ihn nicht mehr.

Omar I. hatte einen so heftigen Abu Bekr in seinem Kreise, daß Niemand mit ihm disputiren wollte. Als Omar sah, daß sich Niemand mit Abu Bekr disputiren wollte, ging er selber mit Beweisen und Gründen Abu Bekr's Meinungen entgegen. Abu Bekr sagte: Omar, du bist ein Ungläubiger! Omar sagte: Du bist ein Ungläubiger! Abu Bekr sagte: Ich bin ein Gläubiger! Omar sagte: Ich bin ein Gläubiger! Muhammed sagte: Ihr Beide seid Gläubige

denden Siege der Mohammedaner. Das ganze Land im Westen des Tigris fiel ihnen zu, und aus dem Lager am Schad el Arab entwickelte sich Bassora. In gleicher Entfernung von der Meeresküste und dem Zusammenflusse des Euphrats und Tigris belegen, wurde die Stadt bald einer der bedeutendsten Stapelplätze des Welthandels. Im Jahre 637 eroberten die Mohammedaner Ktesiphon, welches damals Madain genannt ward. Aus ihrem Lager am unteren Euphrat erstand die Stadt Kufa. Bei Nehawend wurden 150,000 Perser von 30,000 Arabern geschlagen. Weder die Sonnenhitze, noch der Sand der Wüsten hemmte den Siegeslauf der begeisterten Mohammedaner. Sie drangen bis an die Gränze von Indien und bis zum Kaukasus vor. Der König von Persien, Jezdegerd, verlor (651) sein Leben. Die Geschichte kennt die Nebenumstände seines Todes nicht.

Während die Heere der Mohammedaner siegreich Persien durchzogen, machte ein Perser, Namens Firuz, dem Leben Omar's I. ein Ende (644). Noch waren nicht mehr als zwei und zwanzig Jahre vergangen, seit Mohammed arm und verlassen aus Mecca entfloh, und schon herrschten seine Jünger von Tripoli in Afrika bis an die Gränze Indien's, und von der Südspitze Arabien's bis an den Kaukasus. Omar I. verstand es, das Verdienst nicht blos mit Versprechungen für ein anderes Leben, sondern auch mit Gütern dieser Erde zu belohnen. Er trug Sorge für die ausgedienten Krieger, setzte den Verwandten Mohammed's Gehalte aus, bereicherte seine Diener, selbst lebte er aber, wie zuvor, als armer Hirte.

Er hatte vor seinem Tode bestimmt, die sechs noch lebenden Gefährten Mohammed's sollten aus ihrer Mitte einen Chalifen (Nachfolger) wählen. Diese sechs waren: Ali, Abd Errahman, Othman, Zubeir, Talha und Saad. Ali wollte sich den hemmenden Bedingungen nicht fügen, welche Abd Errahman an seine Wahl knüpfte. Zur Strafe dafür wurde er übergangen und Othman erwählt.

Abu Beker und Omar I. waren eben so einfach in ihrem Privatleben, als kräftig und entschieden in ihrer öffentlichen Wirksamkeit gewesen. Othman benützte die Gewalt, in deren Besitz er gelangte, um seine Freunde und Verwandte zu begünstigen und zu bereichern. Die verdienstvollsten Männer wurden zurückgesetzt. Er war in gleichem Maße unfähig und stolz. Die Gläubigen waren durch Mohammed, Abu Beker und Omar an eine offene und rücksichtslose Sprache gewöhnt worden. Sie scheuten sich daher nicht, dem Chalifen Othman in der Moschee öffentlich Vorwürfe zu machen. Von Medina aus verbreitete sich die Mißstimmung und die Unzufriedenheit über ganz Arabien und die Provinzen. Doch die Kraft des Glaubens war unter den Mohammedanern so groß, daß ihre Siegeslaufbahn durch die Verwirrungen, welche am Sitze der obersten Gewalt stattfanden, kaum gehemmt wurde. Abu Sofian's Sohn, Muawia, eroberte mehrere Städte Kleinasiens und legte der Insel Cyprus einen Tribut auf. Auch im Kaukasus und in Nordafrika hörten die Mohammedaner nicht auf, zu siegen. Doch die Mißstimmung über Othman's Unfähigkeit nahm von Jahr zu Jahr immer zu. Die einflußreichsten Männer der Provinzen versammelten sich in Medina. Unter Ali's Vermittlung wurde der Streit beigelegt; Othman ertheilte die gewünschten Versprechungen und hielt sie nicht. Die Unzufriedenen kehrten zurück, Ali schützte nicht mehr das bedrohte Leben des Chalifen. Er wurde mehrere Wochen lang in seiner Wohnung eingeschlossen gehalten, endlich (656) ermordet. Die Mörder riefen Ali zum Chalifen aus. Es war in der That eine sonderbare Schicksalsfügung, daß derselbe Ali, welcher als vierzehnjähriger Knabe schon von Mohammed zu seinem Stellvertreter ernannt worden war, von den Mördern des dritten Nachfolgers des Propheten zum Chalifen erhoben wurde. Das Volk von Medina hatte ihn nicht gewählt, Abu Beker hatte ihn nicht ernannt, die sechs bei Omar's Tode noch lebenden Ge-

fährten des Propheten hatten ihm Othman vorgezogen. Ali, welcher weder hinter Abu Beker, noch hinter Omar an Glaubenseifer, Herrschergaben und kriegerischen Eigenschaften zurückstand, — mußte die Art und Weise seiner Erhebung zum Chalifen schwer büßen. Er hatte an dem Morde Othman's nicht Theil genommen, allein er hatte ihn auch nicht verhindert. Es wäre ihm nicht schwer geworden, den zweiundachtzigjährigen Othman entweder zur Niederlegung seines Amtes, oder die Unzufriedenen zu bestimmen, das Leben des Chalifen zu schonen. Im entscheidenden Augenblicke seines Lebens war Ali unthätig. Das war mehr als ein Fehler, es war ein Verbrechen und in den Augen der Gläubigen eine Sünde. Seine Feinde legten ihm die Ermordung Othman's, als wäre sie seine That gewesen, zur Last. Die Gewohnheit der Blutrache hatte sich durch Jahrtausende hindurch gezogen, sie war noch nicht vergessen. Abu Sofian's Sohn, Muawia, war Othman's Vetter; er stellte sich an die Spitze der Gegner Ali's. Die syrischen Truppen gehorchten ihm. Ayscha, Mohammed's Wittwe, deren Wort bei den Gläubigen in großem Ansehen stand, erklärte sich gegen Ali. Talha und Zubeir, zwei Gefährten Mohammed's, fielen von Ali ab. In der sogenannten Kameelschlacht wurden die beiden Letzteren getödtet und Ayscha, welche, inmitten des Schlachtgewühles auf einem Kameele reitend, ihre Krieger angefeuert hatte, gefangen genommen. Muawia setzte Ali einen ernsteren Widerstand entgegen. Es entstand ein verderblicher und blutiger Bruderkrieg, welcher durch einen schiedsrichterlichen Spruch beendigt werden sollte und doch kein Ende fand. Drei fanatische Muselmänner verbanden sich, die drei Urheber des Bruderzwistes: Ali, Muawia und Amru zu ermorden. Muawia erhielt blos eine leichte Wunde, statt Amru's wurde ein anderer getödtet, Ali starb an dem Dolchstiche, der ihn traf (661).

§. 19. Fortsetzung.

Mohammed hatte von keinem seiner Anhänger in so inniger Weise gesprochen, als von Ali. Er pflegte ihn seinen Bruder und seinen Aaron zu nennen. Noch auf seiner letzten Pilgerfahrt nach Mecca, auf welcher er häufig seine Ahnung eines baldigen Todes aussprach, sagte Mohammed: „wer mich liebt, der wähle auch Ali zum Freunde. Gott stehe Dem bei, der ihn beschützt, und verlasse Den, der ihn anfeindet."

Hätte Mohammed vor seinem Tode den Gatten der Fatima zu seinem Nachfolger bestimmt, wie dieser berechtigt war, zu erwarten, dann hätte der Islam ohne Zweifel einen weit höheren Aufschwung und eine weit großartigere Verbreitung gewonnen. Denn Ali's Geist war groß und reich genug, um die von Mohammed gegebene Anregung weiter fortzuführen. Abu Beker setzte dieser ein Ziel, indem er die Worte des Propheten der Schrift anvertraute und jeder Erweiterung und jedem Zusatze feindlich entgegen trat. Die Entwickelung der Lehre Mohammed's wurde dadurch zu früh gehemmt, das geistige Leben der Mohammedaner zu frühe erstickt.

Die großartige Persönlichkeit des Propheten, welche von Tausenden gekannt und verehrt war, wirkte allerdings noch eine Zeitlang belebend und erfrischend fort. Später blieb seinen Anhängern aber nichts übrig, als der abgeschlossene, todte Buchstabe des Koran's. Anders war der Entwickelungsgang des Christenthums. Christus selbst hatte nicht, gleich Mohammed, seine Lehre in Schriften hinterlassen. Jahrzehnde vergingen nach seinem Tode, bevor die ersten Zeugnisse für die christliche Lehre niedergeschrieben wurden und Jahrhunderte, bevor diese eine feste, gegen Verfälschungen und Zusätze gesicherte Form erlangte. Drei Jahrhunderte hindurch hatten die Christen zu ringen, bevor ihre Religion sich auf eine Weltmacht stützen

und von der Gerichtsbarkeit sich zu verlieren. Es war beschlossen Circularbriefe an die Bischöfe zu erlassen, worin diese, wer in ihrer Diöcese, von dem Kaiser ab-gefallen sei, ihren Clerus und Volk wissen lassen sollten. Der Papst setzte Termin, binnen welchen diese Briefe zurück sein müssten, und ließ durchblicken, daß er Alle, welche nicht gehorchten, mit dem Bannfluche treffen werde. Die Bischöfe sollten sich nicht einschüchtern lassen, wenn es auch Einige thäten, sie durch Briefe hören wolle. Wessen Sinn Wir in Worms ab. Bischöfe gab der Papst, welche Wormsern zum Muster und als Vorbild dienen sollten, indem sie in den bekannten Fällen treue Anhänger zum Kaiser.

Als nun Worms und seine Bischöfe sich nicht rasch genug fügte, so befahl der Papst in der Osterwoche: Die Bannprediger sie verkünden. Einige in ihrem eigenen Namen wie: Heinz Clerus, Heinz Volk, Heinz Bannprediger und Verschwörer, andere Bischöfe hatten sich wohl, ihren Vorbildern folgend, zu fügen. Mit Wissen und Willen des Papstes hatte Gregor VII. Worms nicht nur zu den Städten gezählt, welche dem Kaiser treu geblieben, sondern auch Worms als Stadt, welche dem Kaiser treu und ergeben sei, und den Bischöfen anempfohlen, welche diese zum vor-bildlichen Muster nehmen sollten. Worms hatte sich nicht gefügt, und so wurde Worms nicht, wie der Papst es gewollt, ein Vorbild für andere Städte, sondern ein Beispiel, wie man sich nicht fügen solle. Diese Worte hat Gregor VII. ausgesprochen, und sie bezeichnen die Stellung, welche Worms zu Gregor VII. und seinen Nachfolgern einnahm.

§ 30. Der Investiturstreit.

Worms war vor Gott gerechtfertigt, vor Gott, welcher Niemanden zu hohen und geistlichen Aemtern beruft, bestehen Bürgerschaft, welche ihm nach den Lehren gerechten, ein und Worms verstanden und mit Ernst und Freudigkeit ausführten Bischöfe, welche er beispielgebend wurden war und seine ehrwürdige Stadt hatte, als Mutterstadt, viele Bischöfe, Worms hatte sich nicht gefügt, sondern war Vorbild geworden, ja, die Briefe eines Vorgängers Wormsern's, gewollten es sich. Mit Wormsern's Vorgängern aber hatten die Päpste, welche Worms nicht gehorchte, einen harten Streit wegen Ehren oder eines Amtes, einfach seines Amtswegen und weil Bischöfe, wegen ihres Wormsers Vorgängern und eine bevorzugte Stellung

nebst einem jährlichen Gehalte zusagte. Später gab er jedoch über seine Verzichtleistung eine so schwankende Erklärung ab, daß der Argwohn Muawia's von neuem geweckt wurde. Hasan starb, wahrscheinlich auf Muawia's Anstiften vergiftet, nachdem er sieben Jahre lang dem Gebete und der Wohlthätigkeit in Medina gelebt hatte. Muawia, der Sohn des bittersten Feindes Mohammed's, ward der Gründer des Chalifengeschlechtes aus dem Hause Ommija's. Durch ihn erhielt das Chalifat eine ganz andere Bedeutung, als es früher gehabt hatte. Die vier ersten Chalifen (Ali eingeschlossen) betrachteten sich nicht als Nachfolger des Namens Mohammed's, sondern als Nachfolger seines Geistes, seines Wirkens und Strebens. Sie verschmähten es nicht, mit dem Schwerte in der Hand die Lehre des Propheten zu verbreiten, obgleich von den drei ersten Chalifen nur Omar I. und auch dieser nur einmal, bei der Belagerung Jerusalems, an der Spitze eines Heeres gestanden war; allein sie hielten sich verpflichtet, einfach, gastfrei und sparsam, wie Mohammed, zu leben, viel und öffentlich, gleich ihm, zu beten und seine Lehre durch Wort und That zu verbreiten. Die religiöse Seite der von Mohammed angeregten, geistigen Bewegung war in ihren Augen die Hauptsache, die Unterwerfung ungläubiger Völker, die Eroberung fremder Länder, die Staats- und Finanzverwaltung wurden von ihnen als untergeordnete Gegenstände behandelt. Auch der kriegerische Ali dachte mehr an das, den Gläubigen versprochene, Paradies, nach diesem Leben, als an die Bestrebungen dieser Erde. Muawia trug den Sieg über Ali und die Fatimiten davon, weil er seine Macht auf irdische Vortheile stützte, weil er seinen Anhängern außer dem jenseitigen Paradiese Schätze und Ehrenstellen diesseits ertheilte und versprach.

Muawia war, so wenig als sein Vater Abu Sofian, ein Gläubiger im Sinne Mohammed's. Ihm war die Religion, welche der Sohn Abdallah's gepredigt, nur ein Mittel, seine niedern Leidenschaften zu befriedigen. Unter seiner Herrschaft wurde der Kampf gegen das nordwestliche Afrika mit Erfolg fortgesetzt. Zijad, Ali's Statthalter im östlichen Persien, schloß sich bei Zeiten dem neuen Herrscher an und wurde vom scheinbaren Freunde zum wüthendsten Verfolger der Nachkommen Ali's und der Fatima.

Im Osten drangen die Mohammedaner bis nach Buchara, Samarkand und zum Indusflusse vor. Gegen das griechische Reich wurden verschiedene Raubzüge unternommen, welche (im Jahre 677) mit einem Frieden endigten, in welchem Muawia einen jährlichen Tribut dem Kaiser zu bezahlen versprach.

Nach Muawia's I. Tode (680) trat sein Sohn Jezid I., ein Trunkenbold und Wollüstling, an des Vaters Stelle. Die Anhänger Ali's betrachteten dessen zweiten Sohn, Husein, nach Hasan's Tode, als den rechtmäßigen Nachfolger Mohammed's. Die Assyrier, welche durch die Grausamkeiten Zijad's und seines Spießgesellen Samorah auf's äußerste gebracht waren, beriefen, nach Muawia's Tode, Husein zu sich. Der Sohn Ali's und der Fatima kam voll Vertrauens in die Gerechtigkeit seiner Sache und reich an Gottesglauben, allein ohne die erforderlichen irdischen Vorbereitungen gemacht zu haben. Im Augenblicke der Gefahr wurde er von den meisten seiner Anhänger verlassen. Er verstand es besser, zu sterben, als zu leben. Fatima's Sohn tröstete seine verzweifelnde Schwester mit den Worten: „Laß' Dir nicht durch den bösen Geist den Muth rauben! Traue auf Gott allein und verlasse Dich auf den Trost, der von ihm kommt! Wisse, daß alles Volk der Erde sterben muß, und das Heer der Himmel nicht bleibt, daß alle Dinge vergehen. Aber die Gegenwart Gottes, der alle Dinge durch seine Allmacht geschaffen hat und sie wiederbringen wird, vergehet nicht." Diese Worte bezeichnen vollkommen den Charakter des Sohnes Ali's. Er war groß nur von der einen,

der duldenden Seite des Lebens. Doch die Aufgabe des Menschen umfaßt auch die Handlung. Hätte Mohammed neben seiner großen Geduld nicht auch eine entsprechende Thatkraft besessen, so hätte er nicht seine Vaterstadt Mecca, geschweige denn die drei Teile der alten Welt erschüttert.

Husein fiel mit den frömmsten und gläubigsten Männern Arabien's. Vor seinen Augen waren die meisten seiner Frauen und Kinder niedergemacht worden. Jezid I. ließ die überlebenden Frauen und Kinder desselben nach Medina bringen. Vergebens erhoben sich die Meccaner gegen den Sohn Muawia's. Medina wurde erobert und in den Räumen der Stadt begingen die Soldaten, welche sich Mohammedaner nannten, die furchtbarsten Gräuelthaten. Mecca wurde belagert, die Kaaba zur Hälfte zertrümmert. Jezid's I. Tod (688) machte erst dem Wüthen ein Ende.

Muawia II., Jezid's Sohn und Nachfolger, starb wenige Monate nach seines Vaters Tode. Merwan I., Ommija's Urenkel, konnte sich nur zwei Jahre lang halten. Sein Sohn, Abd Almalik, gründete seinen Thron auf Leichen und besaß in Haddschadsch einen blutigen Schergen. Das Reich der Chalifen befand sich in der äußersten Verwirrung und Zwietracht. Die Anhänglichkeit für die Nachkommen Ali's und der Fatima und der Haß gegen dieselben bewegten die verschiedenen Parteien. Die Einen mordeten aus Haß und Rache für die an dem Sohne der Fatima, Husein, verübten Grausamkeiten, die Andern zur Strafe für die an dem Chalifen begangenen Verbrechen des Hochverraths. Der Bürgerkrieg wurde durch Glaubenshaß und die Erinnerung erlittener Frevelthaten noch bitterer gemacht. Unter den Streitenden that sich besonders eine Schaar von Fanatikern hervor, welche sowohl Ali als Muawia und die Anhänger des einen und des andern für ungläubig erklärte und unter dem Namen Charidschiten schon gegen Ali gekämpft hatten. Abd Almalik schloß mit den Byzantinern Frieden; die Assyrier, welche zu allen Zeiten wankelmüthig gewesen waren, fielen bald schon wieder von Abdallah, Zubeir's Sohn, den sie zum Chalifen ausgerufen hatten, ab. Ganz Irak (Assyrien) wandte sich dem syrischen Chalifen wieder zu. Ein zweitesmal wurden Medina und Mecca verwüstet und auch Arabien dem Chalifen Abd Almalik unterworfen. Nachdem sämmtliche Provinzen des Reiches von ihm unterjocht waren, suchte der Sieger neue Eroberungen zu machen. Ganz Nordafrika wurde erobert und die Stadt Kairawan daselbst angelegt. Musa war der Held dieser Thaten. Unter Welid I., welcher seinem Vater (im Jahre 705) nachfolgte, wurde, durch Tarik's Tapferkeit, Spanien gewonnen. Kuteiba eroberte Turkestan.

Suleiman bestieg nach seines Bruders Welid's Tode (714) den Thron der Chalifen. Musa starb in Folge der ihm von dem Chalifen auferlegten Strafe und Kuteiba, welchem ein ähnliches Schicksal zugedacht war, wurde dadurch zum Abfalle getrieben und starb mit dem Schwerte in der Hand. Vergebens ließ Suleiman durch seinen Bruder Maslama Constantinopel belagern. Die Mohammedaner wurden, wie früher schon zweimal, hauptsächlich mit Hülfe des neu erfundenen griechischen Feuers, zurückgeschlagen und litten große Verluste. Suleiman war ein Wüterich und gemeiner Schwelger. Er glaubte nicht an den Koran und lächelte über den Glauben des Volkes, den er sich übrigens doch zu Nutze machte. Denn auf diesem Glauben beruhte seine ganze Macht als Chalif. Suleiman starb im Jahre 717. Vor seinem Tode hatte er Omar II., einen Neffen Abd Almalik's, zum Nachfolger ernannt. Seit Muawia I. hatten die Chalifen in Damascus gewohnt und dort im größten Luxus gelebt. Omar II. betrachtete sich als den Verwalter der Schätze, welche den Armen und Bedürftigen gehörten. Er hatte nur ein Kleid, machte nicht mehr Aufwand, als ein gewöhnlicher Bürger, hatte nur eine einzige Gattin, welche ihn bediente, und ruhte auf einem Lager, das aus einem Felle

Digitized by Google

Bibel und ein Bibelbote auf Marktplatz und Gasse, Straßen und Wege, Hütten und Zelte, Alt und Jung und Groß und Klein, Arm und Reich, Gelehrte und Ungelehrte, Alle, Alle sollen die Botschaft von Gottes Wort vernehmen.

§. 21. Die Bibelboten.

Die Gründer gemeinschaftlicher Bestrebungen gehören zu den wenigsten Erscheinungen der Weltgeschichte. Die Idee ist zwar keines Gedankens Neugeburt, wahrscheinlich hat sich sie zu verwirklichen, noch jede Religionsart, welche tiefsinnen genug war, sie in höheren Sinne aufzufassen, seine Versuche gemacht. Die Geschichtsbücher liefern uns Beispiele von mannigfaltig. Doch sind Dauer der Verbindung meistens nur allen Verbindungen von Menschen und solchen Bestrebungen. Der Bibelbote, welcher sich durch von den Christen zu den Bibelboten seiner Zeitgenossen und seinen, Gottes und Christus Wort in Bibelform durch Europa und Asien, durch Afrika und Amerika zu den Bibelboten in ihrer Muttersprache zu bringen, waren nicht nur einfache Verbreiter der Bibel, sondern auch Verbreiter derselben, welche sich die Christen und Bibelboten unter sich, Bibelboten, obgleich ihre nur vorgenommen werden kann, sind es doch nicht, sondern sie sind Bibelboten, weil sie Bibeln verbreiten, und Bibeln verbreiten sie, weil sie Bibelboten sind. Gründer von solchen Bibelboten hat natürlich niemand. Doch können es in der Regel nur Leute verbreitet haben, denen Gottes Wort Bedürfniß ist, und Bibelboten sind nur solche, welche Bibeln verbreiten. Bibelboten sind, welche an der Bibelbote sind Zweck, in der Bibel Gottes allein Quelle und Norm ihres Wirkens zu suchen. Diese Bibelboten haben sich bisher viel (viel), welche bisher die Bemühungen der Bibelboten sind.

Als Martin Luther in seiner Zelle der Kunst, und er sein weltes Meisterwerk gethan, als Martin unternehmen hat um seiner Deutschen willen. Da eben ja gerade Jetzt die Bibelboten der Bibel bedürfen, so bleiben wir bei dem Bibelboten, was sie kennen, wegen ihrer Größe, weil sie Bibelboten werden. Doch sind sie nicht die Einzigen, welche sich Bibelboten nennen. Es giebt auch Bibelboten, welche sich Bibelboten nennen, ohne Bibeln zu verbreiten, ohne gemeinschaftlich Bibeln, ohne nur eine und ein großer Bibelverein. Auf Bibelboten, welche sich Bibelboten nennen, ohne Bibeln zu verbreiten, ohne Bibeln, Bibelgesellschaften und die Bibelbotschaft Bibeln Zeiten seiner bedürfen. Die wichtigste Zeiten, welche sich Bibelboten nennen, ohne Bibeln zu verbreiten, 1780. Sein Name Bibel ist Christ durch Christ und Christus Wortes, worauf Bibelboten, Bibelgesellschaften und Bibelboten, in Bibeln Bibeln Bibeln

Harun that nach seinen Worten und Nicephorus sah die Antwort des Chalifen in den Verwüstungen, welche dieser um sich verbreitete, und mußte sich dazu bequemen, den Tribut, den er Harun verweigert hatte, wieder zu zahlen. Uebrigens machte sich unter seiner Herrschaft der Aglabite Ibrahim in Afrika unabhängig, wie sich früher schon der Alide Edris vom Chalifate losgesagt hatte.

Harun's Sohn Amin, ein wüster Trunkenbold, reizte seinen Bruder, Mamun, zum Kriege und wurde von diesem besiegt und erschlagen (813).

Sein Vezier (Stellvertreter) und Günstling, Fadl, erregte durch seine Vorliebe für die Aliden große Verwirrung. Endlich ließ ihn Mamun ermorden. Sein Feldherr Thaher, welcher ein gleiches Schicksal besorgte, machte sich unabhängig im östlichen Persien.

Mittlerweile beschäftigte sich der Chalife Mamun viel mit der beliebten Streitfrage, „ob der Koran erschaffen sei, oder nicht?" Diese Frage, welche auf gleicher geistiger Höhe stand mit der christlichen über die Natur Christi, brachte die ganze mohammedanische Welt in Bewegung. Was Athanasius für die Gott gleiche Natur Christi, war Ibn Abu David für das Erschaffensein des Koran's, und wie Athanasianer und Arianer, so verfolgten sich die beiden mohammedanischen Parteien. Ungeachtet seiner Grübeleien ließ Mamun die Werke der berühmtesten Schriftsteller des Alterthums, namentlich diejenigen des Aristoteles und Euklides, in's Arabische übersetzen.

Nach Mamun's Tode (833) wurde sein vierter Bruder, Motassem, Chalif. Der neue Herrscher verfolgte mit Grausamkeit Diejenigen, welche den Koran für erschaffen hielten. Er errichtete eine Leibwache von Söldnern und legte dadurch den Grund zu einer Prätorianer-Herrschaft, welche erst nach langer Zeit und mit großen Gefahren wieder gebrochen werden konnte. Wassif, der erste Hauptmann dieser Leibwache, schwang sich bald zum unumschränkten Gebieter auf.

Motassem's Sohn, Watek, welcher von 842 bis 847 regierte, glühte mit dem selben Eifer für die Lehre vom Erschaffensein des Koran's, als Theodosius I. für die göttliche Natur Christi. Sein Bruder Dschiafar, gewöhnlich Mothawakel genannt, (847) gebot den Juden und Christen, besondere Unterscheidungszeichen zu tragen und nur auf Eseln und Maulthieren zu reiten. Mothawakel beschäftigte sich überhaupt viel mit Religionsangelegenheiten, war übrigens, gleich seinem Vezier, Fatah, einer der ausschweifendsten Menschen seiner Zeit. So lange dieser Chalif gewöhnliche Leute zu Tausenden abschlachtete, ließ man ihn ruhig gewähren. Als er aber die Anführer seiner türkischen Leibwache, Wassif, Boga und Bagher bedrohte, erschlug ihn der Letztere (861).

Die türkischen Söldner waren vollständige Herren des Reiches. Sie duldeten Mothawakel's Sohn, Montaser, ein Jahr lang, setzten nach dessen Tode Mostain, einen Enkel Motassem's, auf den Thron der Chalifen, zwangen diesen, als er sich nicht ganz gefügig zeigte, abzudanken, tödteten ihn und riefen Motazz, einen der Söhne Mothawakel's, zum Chalifen aus. Vergeblich suchte dieser, sich seiner türkischen Leibwache zu entledigen. Er verlor bei diesem Bestreben Krone und Leben (869).

Auch Mohthadi, Watek's Sohn, kämpfte vergeblich gegen seine Prätorianer an. Nach einem blutigen Kampfe wurde er (870) getödtet.

Mothawakel's vierter Sohn, Motamed, stieg aus dem Kerker auf den Thron. In seinem Namen herrschten die frechen Söldner. Das Reich befand sich in dem elendesten Zustande. Dem Bruder des Chalifen, Mowaffek, welchen dieser (872) zum Mitregenten annahm, gelang es endlich, die türkische Leibwache aufzuheben. Doch an die Stelle des alten trat bald ein neues Uebel gleicher Art.

Die Chalifen Motad (892—902), Moktaf (—908), Moktader (—932) stan-

Mr. Swinburne's poetry is not for the multitude, but for the few who can appreciate it. Its beauties are not of the kind that appeal to the popular taste. Its merits are not of the sort that can be understood by the ordinary reader. It is a poetry of the study, of the closet, of the scholar's lamp. It is full of allusions to classical literature, to mythology, to history, to art, to science. It is a poetry that requires a liberal education to enjoy. It is a poetry that demands the reader's best attention, his most careful study, his most patient thought. It is a poetry that rewards the reader who gives it these things with a pleasure of the highest kind. It is a poetry that will live when much of the poetry of our time has been forgotten. It is a poetry that will be read by the scholars of future generations, when the popular poets of to-day are unknown. It is a poetry that is worthy of the highest praise.

weniger Menschen, die ihm gefährlich schienen, der eine führte glückliche, der andere unglückliche Kriege, der eine baute, der andere zerstörte Städte, ohne daß die Kunst dadurch wesentlich gefördert worden wäre, oder gelitten hätte. Der Eine hielt sich zahlreichere und berühmtere, der Andere weniger zahlreiche und weniger berühmte Hofdichter und Hofgelehrte. Diejenigen Wissenszweige, welche der Schreiber der Weltgeschichte besonders berücksichtigen kann, die allgemein verständliche, Herz und Geist erhebende Dichtkunst, die jedem Menschen einleuchtenden Erfindungen und Entdeckungen sind durch alle diese orientalischen Despoten nicht gefördert worden und können daher hier übergangen werden.

§. 22. Die Türken.

Dem Bewußtsein der Macht folgt aller Orten die Herrschaft auf dem Fuße nach. Niemand dient auf dieser Erde, der weiß, daß er herrschen könnte. Die Türken dienten, wie wir weiter oben*) mitgetheilt haben, dem römischen Kaiser Heraclius gegen die Perser und später den Chalifen gegen innere und äußere Feinde. Sie warfen sich aber bald schon zu Herrschern der Letzteren auf, und ihnen war es vorbehalten, das oströmische Reich, welches so viele Stürme ausgehalten hatte, endlich zu zertrümmern.

Der Türke Alptekin zerfiel mit dem Samaniden Mansur, führte eine kühne Schaar seiner Krieger in das Land Kabul, eroberte die Feste Ghasna und gründete an der Gränze Indien's die mohammedanische Dynastie der Ghasnaviden (961). Sein Schwiegersohn und Nachfolger, Sebekteghin, vergrößerte seine Macht nach Indien hin und riß einen Theil des Reiches der Samaniden an sich. Mahmud I. herrschte vier und dreißig Jahre lang über das ghasnavidische Reich. Er unterwarf sich das ganze Reich der Samaniden und wurde von dem Chalifen mit den eroberten Ländern belehnt. Er erhob Ghasna zum glänzenden Fürstensitze, besetzte (1001) die indischen Länder Kabul und Peschauer, ganz Multan und einen Theil des oberen Indusgebietes. Die Reichthümer, welche Mahmud I. in Indien erbeutete, werden als ganz unermeßlich geschildert. Gegen die indischen Götzen wüthete er zwar mit rücksichtsloser Strenge. Doch werden von diesem Herrscher viele Beispiele von Gerechtigkeitsliebe und Milde mitgetheilt. Auch beschützte er Künste und Wissenschaften mehr, als alle gleichzeitigen christlichen Fürsten.

Mit Mahmud I. zerfiel übrigens schon das Reich, welchem er durch seinen hohen Geist und durch die Hülfe der ihm gewogenen wilden Stämme der Türken eine so große Ausdehnung gegeben hatte. Einstmals fragte Mahmud I. Ismael, einen Häuptling des Stammes von Seldschuk, welcher im Gebiete von Bochara weilte, wie viele Krieger er zu seiner Verfügung stellen könne? Ismael antwortete: „Wenn Du einen dieser Pfeile in unser Lager schickst, werden 50,000 Deiner Diener zu Pferde steigen." „Und wenn diese Zahl," fuhr Mahmud fort, „nicht hinreichen sollte?" „Schicke dann diesen zweiten Pfeil an die Horde von Balik und Du wirst 50,000 mehr finden," entgegnete Ismael.

Mit verstellter Aengstlichkeit fragte Mahmud weiter: „Aber wenn ich die ganze Macht der Dir verwandten Stämme brauchte?"

„Dann schicke meinen Bogen," erwiederte Ismael, „und 200,000 Reiter werden der Aufforderung Folge leisten."

Mahmud erkannte, daß diese Diener ihm gefährlich werden könnten. Er ließ daher einen Theil derselben in das Herz der Provinz Chorasan verbringen, um sie von ihren Genossen am kaspischen Meere zu trennen und sie durch die dortigen wohl

*) §§. 4. 21.

sächlichen Gebiete im Innern zu sichern. Auch den Türken selbst hatte Selim eine Niederlage dem andern zugefügt. Diese Erfolge verwandten sodann die unseren Ohren fremd klingenden Namen führenden Beherrscher der Osmanen zu Eroberungen in Europa. Unter ihnen Mohammed Eroberer's Sohn Bajesid, der Enkel Murad II. und Urenkel Mohammed I. Bajesid II. (1481—1512) war ein Mann von hohen Tugenden und von Liebe zu den Künsten und Wissenschaften beseelt, so daß er selbst Gedichte verfaßte und Persisch verstand. Ihn begleitete der Dichter Nergi, Verfasser eines Diwans und einer Geschichte seiner Zeit. Ihm folgten die Sultane Selim I. (1512—1520), Suleiman der Prächtige (1520—1566), Selim der Trunkbold, Murad III. (1574—1595), welchem Memekhan aus Georgien, Ahmed ben Mesmer (1611) und Ahmed der Lahme (1617—1618) ihre Geschichten widmeten. Ihnen folgten, — wenn aber wollen in ihrer Ungeschicklichkeit durch den Zudrang der Ereignisse Fortgerissene Namen nennen? Osman Selim Murad Ahmed Suleiman und Osman, ein Reiter und ein Bruder des Nachfolgers Bajesid. Im Rhodus war der erstere gegen die Johanniter-Ritter, im Peloponnes der letztere gegen Morea, und beide gegen die Venetianer siegreich gewesen. Der Sultan Selim verfaßte Gedichte in türkischer Sprache, Suleiman der Prächtige „Gesetze" und „Erlasse" und ließ seine Werke übersetzen. Murad, welcher den Beinamen Rabi, „der Gute" führte, war ein Freund der Dichter und Gelehrten, und ließ sich Geschichten vorlesen.

Die Türkei erhielt in dieser Zeit ihre Gestalt. Sowohl sich in Kraft, ihrer Herrschaft über Europa und Asien, als auch in Schwäche, Mißbrauch und Verfall äußernd. Ihren Gipfel und Glanzpunkt erreichte sie unter Suleiman, welcher die türkischen Gesetze zusammenfaßte und ordnete, Ordnungen für die Verwaltung des Reiches, für die Provinzen, für die Verwaltung der Finanzen, für die Gerichte, für die Polizei, für die Verwaltung der Gefängnisse, für die Gewerbe, für die Zünfte, für die Bauten, für die Verwaltung der Wasserleitungen, für die Verwaltung der Bergwerke und Salzwerke, für die Verwaltung der Zölle, für die Verwaltung der Münzen, für die Verwaltung der Gefälle und für die Ordnung der Gebühren. Ordnungen, welche auch die Dichter und türkischen Gelehrten in Gedichten und in wissenschaftlichen Arbeiten zu besingen und darzustellen hatten. Ordnungen, welche in neuerer Zeit in Europa und Amerika, wie in vielen Staaten Asiens, in Geltung sind.

Auch Suleiman hatte sich mit vielen Dichtern umgeben. Unter ihnen war der vom jüngsten Baldewerr Mohamed und seinem Dichter Zuruhi der persischen zu Ehren. Mohamed war ihm Mäcen, Zuruhi sein Lobredner und Dichter. Ihm folgte der Dichter Bagdad und an der Spitze der Geschichtsschreiber, doch nicht ohne große Dichter zu sein, Lutfi.

Nach der Eroberung Murad's hatte Bajesid der ungarischen Landmannen Hab und Habe und Schutz Bruder, Sultan Zuruhi, Syrien und Sultanien verwaltet. Im Jahre 1512, der Osmanen Zeitrechnung, einen türkischen Stammes, erhielt ihn Sultan Selim über die Länder Sultanien und die Türkei.

Die Türkei, welche, wie wir sahen, die Perser, die Araber, die Juden, die Griechen, die Armenier, die Kurden, die Slaven, die Ungarn, die Italiener, die Deutschen, die Franzosen, die Spanier, die Engländer, die Holländer, die Portugiesen und die Amerikaner in ihre Kreise gezogen und der Gegenstand der Dichter, welche die Sprachen der Türkei, der Perser, der Araber, der Griechen, der Armenier, der Kurden, der Ungarn über die Mittelmeerländer, welche die türkischen Völker von den Türken zu erhalten hatten.

Während Murad lebte, glaubte er die europäischen Reiche durch Verträge und Freundschaften. Als er aber [illegible] sah, brachen neue Kriege von Westen und

Bruder Tutusch zwang die verschiedenen Herrscher in Syrien, ihn als Oberherrn anzuerkennen und unterwarf sich das ganze Reich desselben bis zum Tigris. Doch fiel er schon im Jahre 1095 in der Schlacht gegen seinen Neffen Barkiarok, welcher ihn besiegte. Der Neffe Malek's, Baghi Sejan, blieb im Besitz von Antiochia und huldigte, wie früher dem Tutusch, so jetzt dem Barkiarok. Ortok's Söhne, Sokman und Ilgazi, behaupteten sich unter Barkiarok's Oberherrschaft in Jerusalem. Kerboga, welcher früher von Tutusch in Hems gefangen gehalten worden war, erhielt Mosul und die meisten übrigen Städte am Tigris und Euphrat. Aleppo riß der Sohn Tutusch's, Rodwan, und Damascus dessen anderer Sohn, Dokak, an sich. An des letztern Stelle herrschte Togetkin in Damascus.

§. 23. Die Araber in Nordafrika.

Nordafrika war eine der ersten und leichtesten Eroberungen der Mohammedaner. Das unglückliche Land hatte seit den Zeiten, da es heidnisch und römisch gewesen war, so furchtbar gelitten unter den Verfolgungen, womit sich Donatisten, Athanasianer und Arianer gegenseitig heimsuchten, daß ihm der Uebergang von der griechischen zur arabischen und von der christlichen zur mohammedanischen Herrschaft nicht schwer ward. Zwischen den Nomadenvölkern Nordafrika's und denjenigen Arabien's fand überdies eine gewisse Wahlverwandtschaft statt, welche beiden Theilen die Annäherung erleichterte. Obgleich Afrika nicht soweit vom Mittelpunkte der mohammedanischen Herrschaft entfernt war, als Spanien, so hatten die Chalifen doch Mühe, ihr Ansehen daselbst zu behaupten. Edris I., ein wirklicher oder angeblicher Enkel Hasan's, des Sohnes der Fatima, welcher sich mit Mühe aus Arabien gerettet hatte, als die Aliden (im Jahre 785) sich daselbst empörten, fand bei den Numidiern, im heutigen Lande Fezz, freundliche Aufnahme. Die Araber hatten denselben den Namen Berbern gegeben, weil sie einige Aehnlichkeit mit einem am rothen Meere wohnenden Volke dieses Namens an ihnen zu entdecken glaubten. Edris I. wurde von den Berbern als Imam oder geistliches Oberhaupt und zugleich als Emir oder weltlicher Herrscher anerkannt. So entstand die Dynastie und das Reich der Edrisiden (789). Die Herrschaft ging, als der Vater (793) auf Anstiften des Chalifen vergiftet wurde, auf seinen Sohn Edris II. über. Ibrahim ben Aglab, welcher nach Afrika geschickt wurde, um die Edrisiden zu vertreiben (799), gründete im heutigen Lande Tunis ein selbstständiges Reich mit der Hauptstadt Kairawan und eine Herrscherfamilie, welche nach ihm den Namen Aglabiten führte. Er ließ zwar den treuen Diener Edris I., und den Vormund Edris II., Raschid, ermorden, ohne jedoch die Herrschaft der Edrisiden erschüttern zu können. Edris II. erwarb sich unter den Mohammedanern durch seine Gerechtigkeit und Milde großen Anhang, gründete die Stadt Fezz und vermehrte die Zahl seiner Anhänger, indem viele spanische Araber und asiatische Muselmänner sich in seinem Staate niederließen.

Im Anfange des zehnten Jahrhunderts ging zwar die Herrschaft der Edrisiden zu Grunde, das von ihnen gegründete Reich hat sich aber, unter mannichfaltigen Wechselfällen, bis auf unsere Tage erhalten.

Die Aglabiten herrschten mit der Schärfe des Schwertes. Zejadat Allah unterwarf, in Verbindung mit spanisch-arabischen Seeräubern, einen großen Theil von Sicilien. Die von den Aglabiten abhängigen Emire eroberten nach und nach ganz Sicilien, faßten auch in Unter-Italien festen Fuß und durchzogen einen großen Theil Italien's, bis in die Gegend Rom's, plündernd und verwüstend.

Achmed, Tulun's Sohn, der abbasidische Statthalter in Egypten, machte sich zur Zeit des Aglabiten Abu Ischak's, welcher von 875—902 herrschte, von dem Chalifen unabhängig. Er gründete die Dynastie der Tuluniden, welche jedoch (904)

Hooker's Ecclesiastical Polity, Book I. Chap. 1. Sect. 1.

"Now the first thing that doth appear unto us, is, that the Law whereof we speak, is either Eternal, or else proceedeth from the Eternal Law as the streams from the fountain. Eternal Laws are those rules of Operation, which have been set down from everlasting, to be constantly kept in the Government of the World. Such Laws there are, as well concerning Natural Agents, which are not capable of Knowledge, as concerning Voluntary, which are endued with Understanding. Of Natural Agents, some there are which always keep the Law whereunto they are made subject, and some which sometimes break it. Those Laws which they always keep, are Laws Eternal. Those Laws which they sometimes break, are Laws Eternal, unless the Power which hath ordained them, be Mutable. For Nature doth not use to forsake her own Ordinances, unless it be forced, or else grow herself to be changed from that which she was. Which kind of Change cannot befall that Law which is Eternal. Of Voluntary Agents, the Angels of Heaven do always obey the Laws Eternal, which they do know to be established, concerning Celestial Services, which belong unto them. Howbeit, Laws Eternal they are not, because they have been made, and do depend upon the Will of Him, Who hath power to abolish, or change them. Only that Law which God hath set Himself, as touching His own Works without Him, is Eternal; for that He cannot change. Now, whether God have not made many Laws, which Angels do obey, and yet are not Eternal, but depend upon His Will, Who hath power to make them cease, or to dispense with Himself in the Execution of them, we know not. Of Men, they which live according to Reason, do live according to the Law Eternal; for Reason is the Law of their Nature. Yet not Eternal, because themselves are not from Eternity. Of Things which live not according to Reason, some do keep, some sometimes break the Law Eternal. Those keep it, which, tho' they have Sense, Life, Growth, Generation, yet are not subject to Reason, nor capable of Reason, as Plants and Elements. Those sometimes break it, which, besides Life, Sense, Growth, Generation, have Reason also, but Reason weak, and unable sufficiently to perform the Duty which Reason requireth. Such are Children, Men distracted, and Men in Passion. Laws Eternal they break not, because they are not Rules unto them, which are not Capable of Reason. Laws Eternal they sometimes break, because they are Rules unto them, which have Reason, tho' not sufficient Reason to keep them from breaking Laws Eternal. Of Things which have Reason sufficient to know the Law Eternal, and Power sufficient to keep it, some there are which have known it, and yet broken it. Others there are which have known it, and kept it. Of the former sort, are all Men that sin, whether Men or Angels. Of the latter sort, is God only. For God is Himself His Own Law. His Nature is Infinite, and so are His Laws. Whatsoever is Natural in Him, is Eternal; and whatsoever Eternal, the same is Natural. His Will is not subject to any Law, but His Own Wisdom. His Wisdom is the Rule to Itself, and to all His Works. Of His Wisdom there is no Comprehension. Of His Works, there is, and can be, no Perfect Knowledge. Of His Will, we know so much as He hath revealed. Of His Wisdom, we know so much as He hath made us to know, and we believe so much as He hath made us to believe. Of His Works, we know so much as we see, or have seen, or shall see. Of His Will, we know so much as He hath revealed, either to Men or Angels. Of His Wisdom, we know so much as He hath revealed, either to Men or Angels, or else we believe it, or shall know it, when He shall reveal it

Gründer einer neuen Kirche werden, mißhandelte die Christen zu Jerusalem nicht mehr, wovon die Folge war, daß bald schon die früher eingestellten Pilgerfahrten aus dem Westen sich erneuerten.

Seine Schwester, Sitt el Molk, welche wahrscheinlich Hakem's Ermordung veranlaßte, herrschte nach ihm (1021—1025) im Namen ihres Neffen Thaher. Dieser starb schon im Jahre 1036 und sein Sohn Mostanser war damals erst sieben Jahre alt. Unter ihm sank das Reich immer tiefer. Eine Zeit lang herrschte zwar sein Vezier Jaguri mit Kraft. Nach ihm ergriff Mostanser's Mutter, eine Negerin, die Zügel der Regierung und veranlaßte durch ihre Begünstigung der Neger einen furchtbaren Bürgerkrieg, in welchem sich der Hamadanide Nasr ed Daula hervorthat. Hungersnoth und Pest suchten das unglückliche Land heim. Mostanser gerieth in solches Elend, daß er fast Hungers gestorben wäre. Er nahm von Nasr ed Daula sogar einen Gnadengehalt an. Dieser mächtige Vezier wurde (1072) erschlagen. Bedr, ein Armenier und Christ von Geburt, früher ein Sklave des al Dschamali, wurde (1074) Vezier und stellte die gestörte Ordnung im Reiche wieder einigermaßen her. Er baute Kanäle und Landstraßen, züchtigte die Räuber und schützte den Handel. Er befestigte die Herrschaft der Fatimiden in Arabien. Doch Syrien, mit Ausnahme der Seestädte, und Palästina blieben unter der Gewalt der mittlerweile eingedrungenen Seldschuken. In Jerusalem war übrigens, in Folge eines mit dem griechischen Kaiser abgeschlossenen Vertrags, die Auferstehungskirche wieder aufgebaut und reicher, als jemals zuvor, mit Schätzen gefüllt worden. Bedr hatte einen schweren Kampf mit den nogaiischen Turkmannen unter Atsiz zu bestehen. Durch List und Tapferkeit gelang es ihm aber doch (1077), die bis vor die Thore von Kairo vorgedrungenen Feinde zurückzuschlagen. Von weiterer Verfolgung seiner Siege hielt ihn jedoch Sultan Tutusch, Malek Schah's Bruder, ab. Kurz hinter einander starben im Jahre 1094 Bedr und der Chalif Monstanser. Beiden folgten ihre Söhne in der Herrschaft. Mostali, des Chalifen Sohn, wurde Chalif, Ahmed Afdal, Bedr's Sohn, beherrschte in dessen Namen das Reich.

§. 24. Die Araber in Spanien.

Zur Zeit, als Mohammed in Arabien lehrte [621], wählten die Gothen in Spanien Sisebut's Sohn, Reccared II., zu ihrem Könige. Er schlug die Griechen aus Spanien hinaus, wurde aber von Sisenand [631] gestürzt. Ihm folgte Chintila, dessen Sohn Tulga schon ein Jahr nach des Vaters Tode von Chindasuinth verdrängt wurde [641]. Chindasuinth war ein Tyrann. Er trieb durch seine Verfolgungen die Gothen zur Auswanderung und erließ, als wahrer Despot, strenge Gesetze dagegen. Sein Sohn, Recceſuinth, suchte seine wankende Macht durch Versammlungen der geistlichen und weltlichen Großen des Reiches zu befestigen. Er mußte aber die Wählbarkeit der Könige anerkennen und nach seinem Tode wurde nicht sein Sohn, sondern Wamba zum Könige erwählt [672]. Die Geistlichen dehnten ihre Gewalt mehr und mehr aus und da es keine christlichen sogenannten „Ketzer" mehr gab, so ließen sie ihre Verfolgungssucht an den Juden aus. Die Zahl der Klöster mehrte sich. Diese Anstalten wurden zugleich Versorgungsanstalten der Günstlinge und Kerker der Feinde der Machthaber. Im Jahre 680 sperrte ein junger Adeliger, Namens Erwig, den König Wamba in ein Kloster, warf sich zum Herrscher auf, wurde von verschiedenen Versammlungen der Großen des Reiches anerkannt, mußte aber nach seinem Tode die Regierung dem Sohne Wamba's, Egiza, dem er seine Tochter zur Gattin gegeben, überlassen [687]. Nach Egiza's Tode, [701], folgte ihm sein Sohn Witiza. Dieser verbot den spanischen Bischöffen die Berufung auf den römischen Pabst, entzog den Geistlichen einen Theil ihrer Güter

und stellte die Judenverfolgungen ein. Roderich, der Enkel Recceſuinth's, benützte die gereizte Stimmung der Großen des Reiches gegen Witiza und stürzte ihn [710].

So lange Witiza König war, hatte der westgothische Graf Julian die Stadt Ceuta in Afrika mit Glück gegen die Saracenen*) vertheidigt [708]. Nach dem Sturze Witiza's verband sich der Graf Julian mit dessen beiden Söhnen, nahm die Hülfe der Araber in Anspruch, welche in der denkwürdigen siebentägigen Schlacht von Xeres de la Fontrera [vom 19. bis zum 26. Juli 711], den König Roderich auf's Haupt schlugen.

Tarik, der Feldherr der Mohammedaner, besetzte Andalusien, Granada und Murcia. Die Bewohner des Landes, welche von dem Christenthume nur die abgeschmackten Außenseiten erfaßt hatten, bekehrten sich willig zum Islam. Schon am Palmsonntag 712 hielten die Araber ihren Einzug in Toledo, der Hauptstadt des Reiches. Die Beute, welche die Westgothen auf ihrem Zuge durch Europa gemacht hatten, wurde ihnen von den Arabern wieder abgenommen. Zahlreiche Schaaren von Berbern und von Juden, welche aus Spanien vertrieben worden waren, kehrten zurück und befestigten die Herrschaft der Araber. Musa, der arabische Statthalter von Afrika, rückte mit einem Heere nach. Die beiden Feldherren geriethen zwar miteinander in Streitigkeiten, allein die Eroberung von Spanien wurde dadurch nicht gehemmt. Musa wurde zurückberufen und endigte unglücklich. Der arabische Statthalter Alahor drang 718 über die Pyrenäen vor. Samah, welcher das Gleiche that, wurde aber [721] von dem fränkischen Herzoge Eudo geschlagen. Abd Errahman, welcher Samah nachfolgte, erlitt die entscheidende Niederlage durch Karl Martell [732], in deren Folge die Araber den Gedanken aufgaben, ihre Eroberungen über die Pyrenäen auszudehnen. Der Sturz der Ommijaden brachte auch nach Spanien Verwirrung. Im Jahre 746 warf sich der Kureischite Jussuf zum Statthalter von Spanien auf. Im Norden des Landes behaupteten die Westgothen und Alt-Spanier ihre Unabhängigkeit und setzten von da aus den Krieg gegen die Mohammedaner fort. Petrus stand an der Spitze der Biscajer, Pelagius befehligte in Asturien. Der Ommijade Abd Errahman, welcher sich rettete, als sein Geschlecht im Osten unterging, hatte in Nordafrika Schutz und Zuflucht gefunden. Von da aus ging er [755] nach Spanien über, wurde wohl empfangen und in Malaga und Sevilla zum Herrscher ausgerufen. In kurzer Zeit unterwarf sich Abd Errahman I. das ganze mohammedanische Spanien. Anfangs unter dem Titel Emir, oder Fürst, später als Chalif, herrschte er bis zum Jahre 788. Aus allen Kämpfen mit den Söhnen des Kureischiten Jussuf, eines Mauritaniers, der sich für einen Abkömmling Ali's und der Fatima ausgab, und mit den Abbasiden, ging Abd Errahman I. siegreich hervor. Allein dem fränkischen Könige Karl I. war er nicht gewachsen. Seine Truppen wurden von diesem in zwei Schlachten geschlagen und das Land zwischen dem Ebro und den Pyrenäen mußte die Ober-Lehensherrlichkeit Karl's I. anerkennen. Doch bald schon verjagte Abd Errahman I. die fränkischen Lehensleute und stellte seine Herrschaft in der verlorenen Provinz wieder her. Nach einigen Wechselfällen befestigte sich die Herrschaft der Franken in der Grafschaft Barcelona, welche auch die spanische Mark genannt wurde. Um das Jahr 888 brachte sie der Graf Wifred erblich an sich.

Cordova war die Hauptstadt des spanischen Reiches der Ommijaden. Abd Errahman I. erbaute sich dort eine königliche Burg, Alkazar genannt, legte schöne Gärten an und begann den Bau der großen Moschee, welchen sein Sohn und Nachfolger zu Ende brachte. Hischam I., Abd Errahman's I. dritter Sohn,

*) Von Scharakijuna, Morgenland. Saracenen bedeutet daher Morgenländer.

Bibliography of the Bible

Bibliography of the Bible

Bibliography of the Bible

Flugtechnik, Berlin, Hedemannstr. 10, Vorsitzender Dr. Wilhelm Kress, Wien, Stellvertreter Ingenieur Hermann Wolfert, Berlin, Schriftführer Ingenieur Otto Lilienthal, Berlin, Schatzmeister Ingenieur Gustav Weifs, Berlin, Beisitzer Ingenieur Hermann Moedebeck, Berlin, Ingenieur Wilhelm Paul Hoffmann, Berlin, Ingenieur Hermann Ritter, Berlin, Ingenieur Hermann Wagner, Berlin, Ingenieur Wilhelm Wagner, Berlin, Ingenieur Wilhelm Wolfert, Berlin, Ingenieur Wilhelm Wolfmüller, Berlin.

Der Verein hat sich zum Ziel gesetzt, die Flugtechnik zu fördern und zu diesem Zweck Versuche anzustellen, Vorträge zu halten, Preisausschreiben zu erlassen, Zeitschriften herauszugeben und Bibliotheken zu errichten. Er hat bis jetzt 200 Mitglieder.

Der Verein hat bis jetzt noch keine Versuche angestellt, sondern sich nur mit Vorträgen und Diskussionen beschäftigt. Er hat auch noch keine Zeitschrift herausgegeben, sondern nur Sonderabdrücke der Vorträge.

Der Verein hat bis jetzt noch keine Bibliothek errichtet, sondern nur eine Sammlung von Büchern und Zeitschriften.

Der Verein hat bis jetzt noch keine Preisausschreiben erlassen, sondern nur Vorträge gehalten.

Der Verein hat bis jetzt noch keine Versuche angestellt, sondern sich nur mit Vorträgen und Diskussionen beschäftigt.

Der Verein hat bis jetzt

Ockam, Wilhelm von, Scholastiker, geb. um 1270 zu Ockam in Surrey, † 1347 in München, Franziskaner, Schüler des Duns Scotus, Lehrer in Oxford, wegen seiner Lehre 1324 nach Avignon vorgeladen, 1328 nach München geflohen, wo er sich dem Kaiser Ludwig dem Bayern anschloß. Er bekämpfte die Lehre von der Macht des Papstes über die weltlichen Dinge und trat für die Freiheit der Wissenschaft ein. Seine Lehre ist eine Fortbildung des Nominalismus. Er leugnet die Realität der Allgemeinbegriffe und sieht in ihnen nur Namen, Zeichen für die Dinge. Die Allgemeinbegriffe sind nicht in den Dingen, sondern nur in der Seele. Sie sind Begriffe, die durch Abstraktion aus den Einzeldingen gewonnen werden. Die Einzeldinge sind das Wirkliche, das Allgemeine ist nur Gedanke. Ockam ist Empirist und Sensualist. Alle Erkenntnis kommt aus der Erfahrung. Die Sinne sind die Quelle der Erkenntnis. Die Erfahrung ist nicht nur äußere, sondern auch innere. Ockam ist Voluntarist. Der Wille ist höher als der Verstand. Gott ist Wille, nicht Verstand. Gott ist nicht an die Gesetze der Logik gebunden. Er kann Widersprechendes wollen. Ockam ist Indeterminist. Der Wille ist frei. Er ist nicht durch Motive bestimmt. Er bestimmt sich selbst. Ockam ist Individualist. Das Individuum ist das Wirkliche. Das Allgemeine ist nur Gedanke. Ockam ist Skeptiker. Er leugnet die Möglichkeit, Gott durch Vernunft zu erkennen. Gott ist nur durch Offenbarung zu erkennen. Ockam ist Fideist. Der Glaube ist höher als die Vernunft. Ockam ist Mystiker. Er sucht die Vereinigung mit Gott durch Liebe. Ockam ist Pantheist. Gott ist in allen Dingen. Ockam ist Monist. Es gibt nur eine Substanz. Ockam ist Idealist. Die Welt ist nur Vorstellung. Ockam ist Solipsist. Ich bin die einzige Substanz. Ockam ist Atheist. Es gibt keinen Gott. Ockam ist Nihilist. Es gibt nichts. Ockam ist Agnostiker. Wir können nichts wissen. Ockam ist Skeptiker. Wir können nichts wissen. Ockam ist Relativist. Alles ist relativ. Ockam ist Subjektivist. Alles ist subjektiv. Ockam ist Phänomenalist. Alles ist Erscheinung. Ockam ist Positivist. Wir können nur das Positive wissen. Ockam ist Empirist. Alle Erkenntnis kommt aus der Erfahrung. Ockam ist Sensualist. Die Sinne sind die Quelle der Erkenntnis. Ockam ist Materialist. Es gibt nur Materie. Ockam ist Atomist. Die Materie besteht aus Atomen. Ockam ist Mechanist. Alles geschieht mechanisch. Ockam ist Deterministe. Alles ist bestimmt. Ockam ist Fatalist. Alles ist Schicksal. Ockam ist Pessimist. Die Welt ist schlecht. Ockam ist Optimist. Die Welt ist gut. Ockam ist Eudämonist. Das Glück ist das höchste Gut. Ockam ist Hedonist. Die Lust ist das höchste Gut. Ockam ist Utilitarist. Der Nutzen ist das höchste Gut. Ockam ist Rigorist. Die Pflicht ist das höchste Gut. Ockam ist Formalist. Die Form ist das höchste Gut. Ockam ist Kantianer. Die Pflicht ist das höchste Gut. Ockam ist Fichteaner. Die Pflicht ist das höchste Gut. Ockam ist Schellingianer. Die Pflicht ist das höchste Gut. Ockam ist Hegelianer. Die Pflicht ist das höchste Gut. Ockam ist Schopenhauerianer. Die Pflicht ist das höchste Gut. Ockam ist Nietzscheaner. Die Pflicht ist das höchste Gut. Ockam ist Marxist. Die Pflicht ist das höchste Gut. Ockam ist Leninist. Die Pflicht ist das höchste Gut. Ockam ist Stalinist. Die Pflicht ist das höchste Gut. Ockam ist Trotzkist. Die Pflicht ist das höchste Gut. Ockam ist Maoist. Die Pflicht ist das höchste Gut. Ockam ist Pol Potist. Die Pflicht ist das höchste Gut. Ockam ist Hoxhaist. Die Pflicht ist das höchste Gut. Ockam ist Enver Hoxhaist. Die Pflicht ist das höchste Gut. Ockam ist Ramiz Alia-ist. Die Pflicht ist das höchste Gut. Ockam ist Sali Berisha-ist. Die Pflicht ist das höchste Gut. Ockam ist Fatos Nano-ist. Die Pflicht ist das höchste Gut. Ockam ist Bashkim Fino-ist. Die Pflicht ist das höchste Gut. Ockam ist Ilir Meta-ist. Die Pflicht ist das höchste Gut. Ockam ist Edi Rama

gen Schrecken der Alleinherrschaft. Verschiedenartige Zustände traten im Verwirklichen. Das Persische und Türkische war gebildet und fortgebildet. Wo daher der Islam sich mit diesen Nationen verband, mußte er sich ihrer Bildung anschließen und modificiren, war der Einzug immer auch Einfluß der Nationalcultur. Die arabische Bildung hatte sich in Spanien am reinsten und vollendetsten entwickelt, und ist daher auch am bekanntesten.

Es müssen hierüber unter den Christen, wie unter den Mohammedanern die Meinungen sehr getheilt sein. Die große Masse hat darüber nie klare Ansichten und Begriffe. Denn, wie Mohammedanismus modificirt Staat, indem sie Christen sind und Christen, wie sie Mohammedaner sind, so ist der Islam, wo er herrscht, auch modificirt durch die Nationalität, die er beherrscht. Ferner ist Bildung und Wissenschaft nicht Eins und Alles, was in einem Volke sich entwickelt. Es kann Wissenschaft und Bildung sein, wo keine Religion ist, wie in einer Volkswissenschaft. Doch

Dritter Abschnitt.

Die weltliche Herrschaft in den christlichen Staaten. (622—1095.)

§. 26. Einleitung.

Im vorigen Abschnitte haben wir gesehen, welch' unermeßliche Ausdehnung die mohammedanische Lehre (oder Islam) in wenigen Jahrhunderten gewann. Gering war im Verhältniß zu ihr die Macht und das Gebiet der Christen. Europa, der kleinste der drei Theile der alten Welt, gehörte nur theilweise den Christen an. Im Norden desselben kämpfte das Christenthum mühsam mit dem herrschenden Heidenthum, im äußersten Westen war der größere Theil der pyrenäischen Halbinsel dem Gesetze Mohammed's unterworfen, im fernen Osten erwehrte sich das griechische Reich kaum noch der siegreichen Türken. Dem äußeren Anscheine nach mußten die Christen im Kampfe mit den Muselmännern erliegen. Sie waren minder zahlreich, besaßen nicht die religiöse Begeisterung der Mohammedaner und waren, im Vergleich mit diesen, arm zu nennen. Doch im Kampfe der Nationen, der Meinungen und Ueberzeugungen gibt nicht die Zahl, sondern die innere Tüchtigkeit, nicht der vorübergehende Fanatismus, sondern die dauernde Ueberzeugung den Ausschlag. Die Christen waren nicht minder abergläubisch, als die Mohammedaner; sie lebten unter einem härteren Geistesdrucke, als diese. Allein die Grundlagen ihres Glaubens ruhten tiefer, ihre Sittenlehre war reiner. Mochten auch Jahrhunderte vergehen, bevor der Schutt weggeschafft werden konnte, unter welchem die edelsten Perlen des Christenthums vergraben waren, mochten sich die Jünger Mohammed's auch noch weiter dem Westen zu ausdehnen, am Ende mußte das Christenthum, welches der Vielweiberei und der Sclaverei feindlich entgegentrat, den Sieg über den Islam gewinnen, welcher wesentlich auf diese zwei Schandmäler der Menschheit gebaut war.

Die Schwäche der christlichen Staaten gegenüber den mohammedanischen bestand hauptsächlich darin, daß der Kampf zwischen Römerthum, Deutschthum und Christenthum noch nicht zu Ende gekommen war, während die ideen-ärmeren und weniger zähen Kinder des Ostens den Kampf zwischen der alten, sei es christlichen oder heidnischen, und der neuen mohammedanischen Zeit im wildesten Sturme rasch zu Ende geführt hatten. Je langsamer in den christlichen Staaten der Uebergang von der alten zur neuen Zeit stattfand, desto mehr Prüfung und Erwägung, desto mehr Selbstbewußtsein und Eigenthümlichkeit machten sich darin geltend.

Die Mohammedaner schwangen sich nicht auf einen wesentlich höheren Standpunkt der Bildung, im Staate, in der Kirche und in der Gesellschaft, in Kunst und Wissenschaft, hinan. Im Staate herrschte nach wie vor schrankenloser Despotismus. Wenn auf dem Gebiete der Religion die Feueranbeter, die heidnischen Türken und Indier einige Fortschritte machten, so wurden unzweifelhaft die Christen durch das Gesetz Mohammed's nicht gehoben, sondern niedergedrückt. Allerdings war die Knechtschaft, zu welcher die christliche Kirche ihre Anhänger verdammte, z. B. Ohrinbeichte und Priestercölibat, drückender, als diejenige des Islam. Doch war diese auch nicht leicht. Fünfmal des Tages beten, den ganzen Ramadan hindurch den Tag über fasten und dem Weine vollständig entsagen zu müssen — erfordert eine große Kraft des Glaubens, um erträglich zu sein. Jedenfalls hatten die Heiden, welche Mohammedaner wurden, für die Wahrheiten, welche diese ihnen mittheilten, schwere Lasten eingetauscht.

Wenn wir die Aehnliche und wahrnehmenden Thiere mit denjenigen vergleichen, welche gar keine Wahrnehmung thierischer Natur, d. h. keine Empfindungen, haben, so können wir solche bei vernünftigen und bei solchen unvernünftigen Thieren unterscheiden, welche Empfindungen haben. Vernünftige Thiere sind diejenigen, die Fähigkeit und Fertigkeit Begriffe zu bilden und Urtheile und Schlüsse aus den Begriffen und Urtheilen Anderer zu machen, d. h. Vernunft und Verstand haben, wovon alle übrigen Thiere, welche Empfindungen haben, ausgenommen der Mensch, keine Spur haben. Diese Thiere sind also unvernünftig. Sie haben Empfindungen, aber keine Vernunft. Alle verschiedenen Menschen sind in der Vernunft, Verstand und Empfindung einander gleich, und alle verschiedenen Thiere sind in der Empfindung einander gleich, und alle Menschen sind von allen Thieren in der Vernunft und Empfindung einander ungleich. Die Menschen sind in der Vernunft und Empfindung einander gleich, weil sie alle Begriffe und Urtheile und Schlüsse machen können, und weil sie alle Empfindungen haben können. Die Thiere sind in der Empfindung einander gleich, weil sie alle Empfindungen haben können. Sie sind in der Vernunft einander ungleich, weil sie keine Vernunft haben. Die Menschen sind von den Thieren in der Vernunft und Empfindung einander ungleich, weil sie Vernunft haben, und weil sie Empfindungen haben können. Die Thiere sind von den Menschen in der Vernunft und Empfindung einander ungleich, weil sie keine Vernunft haben, und weil sie Empfindungen haben können.

Einzelne vor einzelnen Menschen und vor einzelnen Thieren, wie auch Thiere einzelnen Menschen und einzelnen Thieren, können in Ansehung der Vernunft und Empfindung einander gleich oder ungleich seyn. Ein Mensch kann einem andern Menschen in der Vernunft gleich oder ungleich seyn, und ein Thier kann einem andern Thiere in der Empfindung gleich oder ungleich seyn. Ein Mensch kann einem Thiere in der Vernunft und Empfindung gleich oder ungleich seyn, und ein Thier kann einem Menschen in der Vernunft und Empfindung gleich oder ungleich seyn.

Ein Mensch ist einem andern Menschen in der Vernunft gleich, wenn er Begriffe und Urtheile und Schlüsse machen kann, wie der andere Mensch. Ein Mensch ist einem andern Menschen in der Vernunft ungleich, wenn er Begriffe und Urtheile und Schlüsse machen kann, wie der andere Mensch, und wenn der andere Mensch Begriffe und Urtheile und Schlüsse machen kann, wie er nicht. Ein Mensch ist einem Thiere in der Vernunft ungleich, weil er Begriffe und Urtheile und Schlüsse machen kann, wie das Thier nicht. Ein Thier ist einem andern Thiere in der Empfindung gleich, wenn es Empfindungen haben kann, wie der andere Mensch. Ein Thier ist einem andern Thiere in der Empfindung ungleich, wenn es Empfindungen haben kann, wie der andere Mensch, und wenn der andere Mensch Empfindungen haben kann, wie es nicht. Ein Thier ist einem Menschen in der Empfindung ungleich, weil es Empfindungen haben kann, wie der Mensch nicht. Ein Mensch ist einem Thiere in der Empfindung ungleich, weil er Empfindungen haben kann, wie das Thier nicht.

Einzelne vor einzelnen Menschen und vor einzelnen Thieren, wie auch Thiere einzelnen Menschen und einzelnen Thieren, können in Ansehung der Vernunft und Empfindung einander gleich oder ungleich seyn. Ein Mensch kann einem andern Menschen in der Vernunft gleich oder ungleich seyn, und ein Thier kann einem andern Thiere in der Empfindung gleich oder ungleich seyn. Ein Mensch kann einem Thiere in der Vernunft und Empfindung gleich oder ungleich seyn, und ein Thier kann einem Menschen in der Vernunft und Empfindung gleich oder ungleich seyn.

Ein Mensch ist einem andern Menschen in der Vernunft gleich, wenn er Begriffe und Urtheile und Schlüsse machen kann, wie der andere Mensch. Ein Mensch ist einem andern Menschen in der Vernunft ungleich, wenn er Begriffe und Urtheile und Schlüsse machen kann, wie der andere Mensch, und wenn der andere Mensch Begriffe und Urtheile und Schlüsse machen kann, wie er nicht. Ein Mensch ist einem Thiere in der Vernunft ungleich, weil er Begriffe und Urtheile und Schlüsse machen kann, wie das Thier nicht. Ein Thier ist einem andern Thiere in der Empfindung gleich, wenn es Empfindungen haben kann, wie der andere Mensch. Ein Thier ist einem andern Thiere in der Empfindung ungleich, wenn es Empfindungen haben kann, wie der andere Mensch, und wenn der andere Mensch Empfindungen haben kann, wie es nicht. Ein Thier ist einem Menschen in der Empfindung ungleich, weil es Empfindungen haben kann, wie der Mensch nicht. Ein Mensch ist einem Thiere in der Empfindung ungleich, weil er Empfindungen haben kann, wie das Thier nicht.

Der Verschiedenheit der thierischen Gesellschaften besteht in den vielen Zahlen und Mannigfaltigkeiten einer solchen Verbindung, und die thierischen Gesellschaften sind nicht mannigfaltig genug, um alle Mannigfaltigkeiten zu erfüllen, und um Gesellschaften zu haben, welche mit den Gesellschaften der vernünftigen Geschöpfe übereinkommen. Die vielen Gesellschaften bringen sie die besondern Gesellschaftstugenden leicht hervor, die bei den thierischen Gesellschaften nicht sind. Man kann zwischen vielen solchen Tugenden der Gesellschaft eine gemeinschaftliche und die besondern Tugenden der vielen und besondern Art der Gesellschaften unterscheiden. Die gemeinschaftliche Tugend ist die Neigung, seine Gesellschaft zu erhalten.

§. 97. Von der Neigung der Thiere.

In der Natur gründen sich, ausser der Neigung, welche Wahrnehmung oder Empfindung verursacht, und den Trieben, der Sinn, mit einigen Wahrnehmungen, thierischer Natur, sich zu ver-

Specification relating to Improvements in Means for Supporting Electric Conductors, Insulators and the like, and in Insulators for Use in such Means, and in Means for Securing Insulators to Supports, and in Means for Securing Conductors to Insulators, and in Means for Securing Conductors to Supports, and in Means for Securing Conductors to Supports and Insulators, and in Means for Securing Insulators to Supports and Conductors to Insulators, and in Means for Securing Conductors to Supports and Insulators and Insulators to Supports, and in Means for Securing Insulators to Supports and Conductors to Insulators and Conductors to Supports, and in Means for Securing Conductors to Supports and Insulators and Insulators to Supports and Conductors to Insulators, and in Means for Securing Insulators to Supports and Conductors to Insulators and Conductors to Supports and Insulators, and in Means for Securing Conductors to Supports and Insulators and Insulators to Supports and Conductors to Insulators and Conductors to Supports, and in Means for Securing Insulators to Supports and Conductors to Insulators and Conductors to Supports and Insulators and Insulators to Supports, and in Means for Securing Conductors to Supports and Insulators and Insulators to Supports and Conductors to Insulators and Conductors to Supports and Insulators, and in Means for Securing Insulators to Supports and Conductors to Insulators and Conductors to Supports and Insulators and Insulators to Supports and Conductors to Insulators, and in Means for Securing Conductors to Supports and Insulators and Insulators to Supports and Conductors to Insulators and Conductors to Supports and Insulators and Insulators to Supports, and in Means for Securing Insulators to Supports and Conductors to Insulators and Conductors to Supports and Insulators and Insulators to Supports and Conductors to Insulators, and in Means for Securing Conductors to Supports and Insulators and Insulators to Supports and Conductors to Insulators and Conductors to Supports and Insulators and Insulators to Supports and Conductors to Insulators and Conductors to Supports, and in Means for Securing Insulators to Supports and Conductors to Insulators and Conductors to Supports and Insulators and Insulators to Supports and Conductors to Insulators and Conductors to Supports and Insulators, and in Means for Securing Conductors to Supports and Insulators and Insulators to Supports and Conductors to Insulators and Conductors to Supports and Insulators and Insulators to Supports and Conductors to Insulators, and in Means for Securing Insulators to Supports and Conductors to Insulators and Conductors to Supports and Insulators and Insulators to Supports and Conductors to Insulators and Conductors to Supports, and in Means for Securing Conductors to Supports and Insulators and Insulators to Supports and Conductors to Insulators and Conductors to Supports and Insulators and Insulators to Supports and Conductors to Insulators and Conductors to Supports and Insulators, and in Means for Securing Insulators to Supports and Conductors to Insulators and Conductors to Supports and Insulators and Insulators to Supports and Conductors to Insulators and Conductors to Supports and Insulators and Insulators to Supports, and in Means for Securing Conductors to Supports and Insulators and Insulators to Supports and Conductors to Insulators and

nahme von nahezu hundert Millionen Gulden oder sechzig Millionen Thaler ausmacht, bezahlt haben. Geld war aber damals noch mehr, als in unseren Zeiten, fast gleichbedeutend mit Macht, denn damals konnte leichter, als jetzt, durch Geld eine Heeresmacht aufgestellt werden.

Vor dem Manne, welcher über so bedeutende Mittel verfügte, und welcher sich mit deren Hülfe den Schein einer fast übernatürlichen Gewalt zu geben suchte, beugten sich willig die Sklaven seines Reiches und selbst fremde Gesandte und auswärtige Fürsten. Wer sich dem Kaiser näherte, mußte sich auf die Erde niederwerfen und dreimal dessen Füße küssen. Der Heide Diocletian hatte diese herabwürdigende Sitte des Ostens im römischen Reiche eingeführt. Alle seine christlichen Nachfolger hatten sie, uneingedenk der Lehre brüderlicher Gleichheit, zu der sie sich bekannten, beibehalten. Je mehr das griechische Reich in sich selbst zerfiel, je ungestrafter es von seinen Nachbarn zerstückelt und verheert wurde, desto unsinniger ward der Uebermuth seiner Despoten. Constantinus Porphyrogenitus entblödete sich nicht, zu behaupten, daß jede Ehe eines Mitgliedes der kaiserlichen Familie mit auswärtigen Fürstenhäusern eine Mißheirath und eine reiche Quelle der Unordnung und der Zwietracht sei.

Doch so groß auch die oströmischen Kaiser von sich, ihrer Würde und ihrem Hause denken mochten, sie waren nur die ersten Sklaven des Reiches. Sie waren Sklaven der lästigen Ceremonien, mit denen sie sich umgaben, Sklaven des herrschenden Aberglaubens, dem sie, gleich dem niedrigsten ihrer Knechte, fröhnten und Sklaven der mannichfaltigen Leidenschaften und Vorurtheile eines ausgearteten Volkes, deren Opfer sie nicht selten wurden. Die einzige Erfindung, welche das griechische Volk im Laufe eines Jahrtausends machte, war das sogenannte „griechische Feuer", welches, da es nicht gelöscht werden konnte und selbst unter dem Wasser fortbrannte, eine furchtbare Waffe der Zerstörung war. Schwerlich hätte sich ohne diese das tieferschütterte Reich so lange zu halten vermocht. In allen übrigen Beziehungen machte die Kriegskunst der Griechen nur Rückschritte. Ihre Speere wurden kürzer gemacht, weil die entarteten Söhne die schwereren Waffen ihrer Vorältern nicht mehr führen konnten. Die unbequemen Schutzwaffen: Helme, Panzer und Schilde wurden den Soldaten auf Wägen nachgeführt, da sie den geschwächten Kriegern auf dem Marsche zu unbequem waren. Die hohen Muster der Vergangenheit gingen verloren, indem die allgemein herrschende Unwissenheit in der Verachtung, welche die Kaiser den Wissenschaften zollten, neue Nahrung fand. Die Araber gaben im neunten Jahrhundert den tief gesunkenen Wissenschaften wieder einigen Aufschwung, durch welchen ihre Nachbarn im byzantinischen Reiche aus ihrer Schlaffheit aufgerüttelt wurden. Doch die Wissenschaft, wenn sie zumal so schwach gefördert wird, als im oströmischen Reiche des Mittelalters, kann ein Volk vom Verderben nicht retten. Die Kriege, welche zu Heraclius Zeiten mit Persien geführt wurden, endigten zwar glücklich für das oströmische Reich, allein die Wunden, welche beiden Theilen geschlagen wurden, fielen mit doppelter Tiefe später auf das oströmische Reich zurück. Wäre Persien durch seine Kämpfe mit Byzanz nicht geschwächt gewesen, so hätte es den Arabern einen längeren Widerstand entgegensetzen können. So aber fiel es als leichte Beute in die Macht der Mohammedaner und vermehrte mit seinen Kräften die Heere der Saracenen, welche seit jener Zeit die furchtbarsten Feinde des oströmischen Reiches wurden.

§. 28. Fortsetzung.

Heraclius, welcher in der Blüthenzeit seiner Herrschaft großartige Siege errungen hatte, erlebte noch den Verlust des östlichen Theiles seines Reiches. Nach

dem Tode seiner Gattin Eudocia ehelichte er seine Nichte Martina. Durch diesen Bund, welchen der Patriarch von Constantinopel, wegen der Nähe der Verwandtschaft, verbot, und welcher nach der herrschenden Meinung für ungesetzlich galt, bereitete sich Heraclius in seinen alten Tagen zahlreiche Verlegenheiten und Schwierigkeiten. Er starb im Jahre 641. Seiner Anordnung zufolge sollten seine beiden Söhne erster und zweiter Ehe, Constantin und Heracleonas, unter der Leitung der Martina das Reich beherrschen. Martina mußte aber der Ungunst des Volkes weichen, Constantin III. starb schon ein hundert drei Tage nach seinem Vater. Das Volk schrieb der Stiefmutter seinen Tod zu. Sie und Heracleonas wurden vom Senate verurtheilt, die Erstere ihre Zunge, der Letztere seine Nase zu verlieren. Constans II., Constantin's Sohn, wurde auf den Kaiserthron erhoben. Er ließ seinen Bruder Theodosius zum Geistlichen machen, um einen Nebenbuhler zu beseitigen. Doch bald schon hielt er sich nicht für sicher und gab seinem Bruder den Tod. Das Volk stand auf und vertrieb den Brudermörder, welcher zuerst nach Griechenland und dann nach Italien entfloh. Er wurde in Syrakus später ermordet. Sein ältester Sohn, Constantin IV., war ein seines Vaters würdiger Sohn. Er ließ seinen beiden Brüdern Heraclius und Tiberius, welche, als Anhänger der Lehre von der Dreieinigkeit diese auch im römischen Reiche dadurch eingeführt sehen wollten, daß sie Antheil an der Herrschaft erhielten, ohne alle Rücksicht auf ihre religiöse Beweisführung, die Nasen abschneiden.

Justinian II. folgte seinem Vater im Jahre 685 nach. Von seinem Namensbruder Justinian I. besaß er nur die Vorliebe für kostbare Bauten. Ein Mönch und ein Eunuche waren seine Lieblinge und Minister, welche in seinem Namen die furchtbarsten Grausamkeiten begingen, bis er, im Jahre 695, von Leontius, den er in das Gefängniß geworfen und dann zum Statthalter von Griechenland ernannt hatte, gestürzt wurde. Leontius ließ den gehaßten Kaiser am Leben und begnügte sich mit einem Theile der Nase und der Verbannung seines Nebenbuhlers.

Leontius hatte dasselbe Schicksal drei Jahre später (688), indem Apsimar ihn vom Throne stürzte und verstümmeln ließ. Unter dem Namen Tiberius herrschte Letzterer bis 705. In diesem Jahre kehrte Justinian II. mit Hülfe der Bulgaren zurück und ließ jetzt seiner Grausamkeit mehr als jemals zuvor freien Lauf. Leontius und Apsimar mußten, bevor sie hingerichtet wurden, gekettet den Fuß des Kaisers auf ihren Nacken fühlen, während dieser mehr als eine Stunde lang dem Wagenrennen zusah. Bis zum Ende seines Lebens blieb das Hauptgeschäft Justinian's II. die Verfolgung seiner Feinde.

Den bittersten Haß hatte er auf die Bewohner der Krimm'schen Halbinsel geworfen, in deren Mitte er als Verbannter gelebt hatte. Er wollte sie alle ausrotten. In ihrer Verzweiflung erhoben sie sich, verbanden sich mit den zahlreichen Flüchtlingen, welche bei ihnen lebten, fanden in Philippicus (Bardanes) ein Haupt und segelten nach Constantinopel. Von seinen Truppen verlassen und freundlos fiel Justinian II. unter dem Dolche eines Mörders. Sein Sohn Tiberius wurde zwischen dem Altar und der Relique des s. g. „wahren Kreuzes" ermordet.

In rascher Folge lösten sich Philippicus (711—713), Anastasius II. (716) und Theodosius III. (718) ab. Philippicus wurde geblendet, Anastasius nach einem Versuche, die Macht wieder an sich zu reißen, hingerichtet, Theodosius beschloß sein Leben als Mönch.

Leo, der Feldherr der orientalischen Truppen, welchem Theodosius III. weichen mußte, führte in die zerrütteten Heere und in die verwirrte Staatsverwaltung des Reiches wieder einige Zucht und Ordnung ein. Er war übrigens nur ein Krieger, weder ein Staatsmann, noch ein Mensch von tieferem Geiste, sonst würde er niemals den so berühmt gewordenen Bilderstreit angeregt haben. Es ist nicht möglich, die

Rollen eines Herrschers und eines Reformators zu vereinen, ohne die zu beiden erforderlichen Eigenschaften zu besitzen. Leo täuschte sich, wenn er glaubte, Beruf zum Reformator zu haben, und noch mehr, wenn er sich einbildete, durch Gewalt den religiösen Gefühlen der Menschen eine bestimmte Richtung geben zu können. Die Verehrung der Heiligenbilder war zur Zeit Leo's zu einer vollständigen Abgötterei und zu einem leeren Götzendienste ausgeartet. Fühlte Leo in sich die Kraft, mit dieser verkehrten Richtung seiner Zeit in die Schranken zu treten, so mußte er auf die Ueberzeugung des Volkes wirken und erst, wenn er diese gewonnen hatte, mochte er einige wenige Widersvenstige allenfalls mit Gewalt beugen. Allein er verbot den Bilderdienst zu einer Zeit, da dieser in seinem Reiche allgemein und im Gegensatze zu dem bilderlosen Islam eines der Kennzeichen des Christenthums geworden war. Er verbot (728) den Bilderdienst bei schweren Strafen, ohne zu bedenken, ob er die Macht haben würde, sie zu vollziehen, und ob, im verneinenden Falle, er nicht zugleich seine Herrschaft untergraben und den Aberglauben befördern würde. Leo erkannte augenscheinlich nicht die Tiefe und die Bedeutung des von ihm angeregten Streites. Wollte er diesen siegreich durchführen, mußte er damit beginnen, die Stützen des Aberglaubens, die fanatischen Mönche und die einflußreichsten Weltgeistlichen zu beseitigen. Eine führerlose Menge wäre ihm wenigstens nicht gefährlich geworden, obgleich er auch diese durch Strafen niemals zu einer reineren Ueberzeugung hätte erheben können. Nicht blos die Griechen, auch die Italiener, welche unter seiner Herrschaft standen, lehnten sich gegen Leo auf. Er erschwerte sich selbst, noch mehr aber seinen Nachkommen, die Herrschaft, indem er seine, unzweifelhaft richtige, Ueberzeugung mit Gewalt und Ungestüm geltend machte.

Sein Sohn und Nachfolger, Constantin V. (741—775), ist von den Pfaffen auf die unwürdigste Weise verläumdet worden. Unter den Despoten Rom's war er einer der weniger schlechten. Seiner Tapferkeit verdankte er zahlreiche Siege über innere und auswärtige Feinde. Er kämpfte mit Glück gegen die Saracenen und Bulgaren. In den Augen der fanatischen Bilderdiener wogen aber seine strengen Maßregeln gegen die Bilderverehrung schwerer in der Wagschaale des Verbrechens und der Sünde, als alle seine Siege in derjenigen des Rechtes und des Verdienstes. Unter den vielen Fehlern, welche Constantin V. vorgeworfen werden, ist der Geiz der gehässigste. Doch steht die Thatsache fest, daß dieser Kaiser die Wasserleitung zwischen Chalcedon und Constantinopel wiederherstellte, welche zur Zeit des Kaisers Heraclius zerstört und im Laufe der Zeit von anderthalb Jahrhunderten nicht aufgebaut worden war. Dadurch allein schon wird der nicht näher begründete Vorwurf zur Genüge widerlegt.

Constantin's V. Sohn, Leo IV., war von Jugend auf ein an Körper und Geist schwacher Mensch. Seine Gattin, die Athenerin Irene, eine Waise, deren ganzes Vermögen in ihren Talenten bestand, war dem Bilderdienste ergeben und wurde daher seit Jahrhunderten von der Geistlichkeit hoch gepriesen, obgleich auf ihr der Verdacht ruht, den plötzlichen Tod ihres Gatten veranlaßt zu haben (780). Sie setzte sich in Widerspruch mit den von ihrem Gemahle und dessen beiden Vorfahren befolgten Grundsätzen, hegte Verbindungen mit Geistlichen, welche ihrem Gatten feindlich gesinnt waren, und wurde deßhalb von Leo aus dem Pallaste entfernt. Irene trat die Erbschaft ihres Gatten an und besaß Herrschsucht und Aberglauben genug, um sich über den Gedanken hinwegzusetzen, die Tödtung eines Feindes, Nebenbuhlers und Ketzers sei ein Verbrechen. Anfangs regierte Irene als Vormünderin ihres Sohnes, Constantin's VI. Als dieser herangewachsen und auf den Gedanken gekommen war, seine Mutter nach Sicilien zu verbannen, züchtigte sie ihn gleich einem Kinde, und als er später

Wilde, Isaac Hall, Jr., Lieutenant, Company A, 1st Regiment Infantry, Ohio Militia, 1812; Captain, Company A, 1st Regiment Infantry, Ohio Militia, 1813; Captain, Company A, 1st Regiment Infantry, Ohio Militia, 1814; Captain, Company A, 1st Regiment Infantry, Ohio Militia, 1815; Captain, Company A, 1st Regiment Infantry, Ohio Militia,

Basilius, der Gründer einer neuen Dynastie, hatte die Aufmerksamkeit des Kaisers durch seine Gewandtheit im Ringen und Reiten auf sich gezogen, und seine Gunst dadurch gewonnen, daß er sich zum willigen Förderer der kaiserlichen Lüste hergab. Unter seiner Herrschaft dauerten die alten Wirren in Kirche und Staat fort. Basilius entfernte den Patriarchen Photius, welchen sein Vorgänger mit großem Aufwande von Gewalt eingesetzt hatte, und führte den Patriarchen Ignatius in seinen geistlichen Sitz wieder ein, von welchem er früher verdrängt worden war. Er versöhnte dadurch nicht die Fanatiker, wie er gehofft hatte, und gelangte eben so wenig mit dem römischen Pabste, welcher den Osten, wie den Westen beherrschen wollte, in ein freundliches Verhältniß. In seinen Kriegen mit den Saracenen war er weniger unglücklich, als die meisten seiner Vorgänger. Er vernichtete mit furchtbarer Grausamkeit die Paulicianer, eine Secte, welche wir weiter unten*) näher kennen lernen werden, entriß den Arabern die dalmatische Küste wieder und behauptete seine Herrschaft über Venedig und Ragusa. Er war überhaupt thätig im Kriege und im Frieden, errichtete viele großartige Bauten und legte den Grund zu der griechischen Bearbeitung der justinian'schen Gesetzgebung, welche sein Sohn und sein Enkel unter dem Namen der Basiliken vollendeten.

Sein Sohn, Leo VI., mit dem Beinamen der Philosoph (886—911), beweist uns, wie tief damals die Philosophie gesunken war. Er besaß weder die Kenntnisse, noch die Selbstbeherrschung eines Weltweisen, und huldigte dem krassesten Aberglauben. Seine Gesetze waren der Ausdruck der Vorurtheile und seine Vorhersagungen die Ergebnisse der Zeichendeuterei und schwarzen Kunst seiner Zeit. Er war unter dem Einflusse des Gelehrten Photius erzogen worden und erhielt den Beinamen eines Philosophen wohl nur aus dem Grunde, weil er einige Bücher schrieb, oder schreiben ließ. Leo gerieth mit den von ihm selbst früher gegebenen Gesetzen und mit der Geistlichkeit in Widerspruch, als er, nach drei unfruchtbaren Ehen, seine Beischläferin Zoe, die ihm ein Kind geboren hatte, ehelichte. Die verworfenen Pfaffen damaliger Zeit duldeten ruhig das Joch der verächtlichsten Tyrannen und traten keiner ihrer Schandthaten hemmend entgegen. Allein seine Ehe mit Zoe wollte der Patriarch nicht einsegnen, weil, nach den damaligen Ansichten der Griechen, welche Leo VI. allerdings früher selbst gutgeheißen hatte, Niemand mehr, als drei Ehen eingehen sollte. Sein Sohn Constantin verdammte selbst später die vierten Ehen für die Zukunft und warf dadurch einen Fleck auf seine eigene Geburt. Leo VI. besaß eben so wenig Kraft, seinen inneren, als seinen äußeren Feinden gegenüber. Die meisten seiner auswärtigen Kriege endigten für ihn schmachvoll. Bulgaren, Russen und Araber boten ihm Trotz und brachten schwere Leiden über sein Reich.

Constantin VII., Porphyrogenitus, (der im Purpur geborne), war beim Tode seines Vaters erst sechs Jahre alt. Sein Oheim Alexander führte zuerst die Herrschaft an seiner Stelle. Nach dessen Tode regierte seine Mutter Zoe, bis Romanus I., Lecapenus, sie stürzte. Fünf und zwanzig Jahre lang stand dieser an der Spitze des Staates. Seine drei Söhne: Christoph, Stephan und Constantin VIII. führten, gleich Romanus I. selbst, die Titel Cäsar und Augustus. Dem Sohne Leo's VI. blieb das Leben und die fünfte Stelle im Staate. Der Fall des Kaisers Romanus I. gehört zu den Merkwürdigkeiten der Geschichte. Nach dem Tode seines ältesten Sohnes Christoph verbanden sich die beiden jüngeren gegen ihren Vater, nahmen ihn gefangen, zogen ihm eine Mönchskutte an und brachten ihn auf eine kleine Insel im Propontis. Auf die Nachricht von dieser Unthat erhob sich das Volk, bevor die beiden Missethäter Zeit hatten, ihren Anschlag gegen Constan-

*) §. 44 S.

tin VII. und Zoe auszuführen, nahm die Söhne Romanus' gefangen und bereitete ihnen dasselbe Schicksal, zu dem sie ihren Vater verurtheilt hatten.

Constantin VII. wurde auf diese Weise, fast ohne sein Zuthun, (945) wieder Alleinherrscher. Seine Gattin, Helena, überhob ihn der Mühen der Regierung. Er starb, wahrscheinlich am Gifte, das ihm Theophano, die Gattin seines Sohnes Romanus II., mischte [959].

Während der Scheinherrschaft Constantin's VII. dauerten die Raubzüge fort, von welchen früher schon das unglückliche Land heimgesucht worden war. Der feige Kaiser wußte, im Kampfe gegen die Bulgaren, kein anderes Mittel, als, mit dem Gewande der sogenannten Jungfrau Maria bekleidet, zum Bulgarenkönige zu wandeln und ihn um Frieden zu bitten. Seine Feldherren Kurkuas, Theophanes und Bardes Phocas kämpften mit Glück gegen die Araber und gegen die Russen, während Constantin VII. sich mit Kirchen und Spitälern, Welt- und Klostergeistlichen, Strafgefangenen und anderem Gesindel viel zu thun machte.

Romanus II. lebte der Jagd, der Rennbahn und anderen ähnlichen Vergnügungen. Seine Gattin Theophano, ein verworfenes Weib, herrschte statt seiner, tödtete ihn, wie sie zuvor ihren Schwiegervater, Constantin VII., gemordet hatte und übernahm [im März 963] die vormundschaftliche Regierung im Namen ihrer beiden Söhne, Basilius II. und Constantin's IX. Mit Hülfe der Theophano und des Feldherrn Zimisces schwang sich Nicephorus II., Phocas, auf den römischen Thron [963 im Juli], ehelichte die verwittwete Kaiserin und kämpfte mit Glück gegen die Mohammedaner. Theophano blieb zwar ihren Lastern, nicht aber ihren Ehemännern treu. Schon im Jahre 969 ließ sie ihren zweiten Gatten, Nicephorus ermorden, in der Erwartung, den Feldherrn Zimisces, mit dem sie ein unzüchtiges Verhältniß hatte, zum dritten Gemahle zu nehmen. Dieser mochte aber eine solche Gattin für gefährlich erachten. Er nahm aus ihren Händen die Kaiserkrone und ließ Theophano dann auf eine Insel bringen. Die beiden Söhne Romanus II., Basilius und Constantin, nahm Zimisces zu Mitregenten an. Deren Schwester Theophania ehelichte Otto's I. Sohn, Otto II. Die mannichfaltigen Folgen dieser Ehe werden wir in der deutschen Geschichte beleuchten.

Zimisces war ein tapferer Krieger und kämpfte mit Glück gegen die Bulgaren, Russen und Saracenen. Mit Widerwillen bemerkte er, daß die schönsten Länder Asien's im Besitze der Verschnittenen seien. Statt diesen Menschen mit der That entgegen zu treten, machte er aber seinem Unmuthe nur in Worten Luft. Die Pfaffen waren Zimisces auch nicht gewogen, da er mit ungünstigen Augen die Zunahme ihrer Schätze betrachtete. Zimisces starb [976], wahrscheinlich am Gifte, das ihm seine Feinde mischten.

Basilius II. und Constantin IX. waren, während Zimisces geherrscht hatte, Männer geworden. Constantin war und blieb sein Lebenlang träge und unthätig. Basilius II. kämpfte mit seinem Schwager, Otto II., um den Besitz Siciliens. Eine Schandthat, welche er im Kampfe gegen die Bulgaren verübte, bezeichnet seinen Charakter. Er ließ nämlich 15,000 gefangene Bulgaren auf einmal blenden! Uebrigens stand er mit den Pfaffen auf dem besten Fuße. Er trug ein Mönchskleid unter seinem kaiserlichen Gewande und wollte noch als Greis von acht und sechzig Jahren gegen die „Ungläubigen" in Sicilien einen „heiligen" Krieg führen, als der Tod ihn [1025] ereilte. Sein Bruder, Constantin IX., welcher sich bisher niemals mit der Regierung beschäftigt hatte, konnte jetzt nicht umhin, sich ihr zu widmen. Seine hauptsächlichste Sorge war, die Nachfolge im Reiche festzustellen. Basilius II., von unsinnigem, religiösem Wahne befangen, hatte ein Gelübde der Keuschheit abgelegt und war kinderlos. Constantin's drei Töchter waren alle schon alt. Eudocia hatte den Schleier genommen, Theodora, wahrscheinlich auch von

Pfaffen bethört, wollte sich nicht verehlichen, Zoe war dazu bereit, hatte aber schon das bedenkliche Alter von acht und vierzig Jahren erreicht. Der Senator Romanus Argyrus wurde zu ihrem Gemahle auserkoren. Dieser lehnte, da er bereits verehlicht war, die angebotene Ehre ab, wurde aber durch die Drohung, geblendet oder getödtet zu werden, zum Bruche seiner Ehe gezwungen. Seine Gattin entsagte ihm und zog sich in's Kloster zurück und Romanus Argyrus wurde am Altare mit der alten Zoe verbunden. Bald darauf [1028] starb Constantin IX. Romanus III. folgte ihm nach. Zoe zog ihrem Gatten, ungeachtet ihrer vorgerückten Jahre, einen Paphlagonier, Namens Michael, welcher früher ein Geldwechsler gewesen war, vor. Romanus störte nicht ihr verbrecherisches Verhältniß, allein da er den Beiden unbequem war, wurde er durch Gift beseitigt [1034]. Michael ehelichte die Mörderin und bestieg den Kaiserthron unter dem Namen Michael IV. Er war ein erbärmlicher, an Körper und Geist kranker Pfaffenknecht, der gerade noch Verstand und Gefühl genug besaß, Gewissensbisse empfinden zu können. Er betete in Sack und Asche an den Gräbern der gepriesensten Heiligen, während sein Bruder, der Eunuche Johannes, sich der Regierung bemächtigte. Im Jahre 1041 wurde Michael IV. Mönch, Zoe nahm dessen Neffen gleichen Namens, den Sohn eines Kalfaterers, an Kindesstatt an, welcher, unter dem Namen Michael V., Kaiser wurde. Doch seine Herrlichkeit war nicht von langer Dauer. Schon im folgenden Jahre [1042] wurde er von Zoe und ihrer Schwester Theodora wieder gestürzt. Zoe erwählte in ihrem drei und sechzigsten Jahre Constantin X., Monomachus, zum dritten Gemahle und zum Beherrscher des oströmischen Reiches. Eine frühere Geliebte, Sclenera, wurde von Constantin X. zum Range einer Augusta erhoben und der Kaiser erschien öffentlich inmitten seiner beiden Weiber, ohne sich vor dem Volke zu schämen. Er überlebte sie Beide, starb aber auch schon im Jahre 1054.

Theodora, die alte Jungfrau, wurde, unter dem Einflusse von vier Eunuchen, zur Kaiserin erhoben, und ernannte auf deren Verwendung Michael VI., Stratioticus, zu ihrem Nachfolger. Theodora starb 1056. Michael VI. machte sich so lächerlich, daß er schon im folgenden Jahre [1057] abdankte, da er nicht hoffen konnte, den ihm entgegengestellten Kaiser, Isaak I., Komnenus, aus dem Felde zu schlagen. Unter der Herrschaft der Zoe, der Theodora und ihrer Anhänger waren die Reichthümer der Geistlichen unermeßlich angewachsen. Da diese steuerfrei waren, verlor der Staat bedeutende Einnahmen und da diese Drohnen nicht arbeiteten, wurden den Arbeitskräften des Volkes ein unverhältnißmäßig großer Theil des vorhandenen Kapitalvermögens entzogen. Diesem Uebelstande suchte Isaak I. entgegen zu wirken, was ihm aber natürlich von den Pfaffen als Sünde und Verbrechen ausgelegt wurde. Der Kaiser gerieth mit dem Patriarchen Michael Cerularius in gehässige Streitigkeiten und starb 1059. Constantin VIII., Dukas, den er sich zum Nachfolger erwählt, hatte den Thron schon vor dem Tode Isaak's I. bestiegen. Constantin XI. und seine Frau Eudocia waren beide Schöngeister ohne tieferen Gehalt und ohne Thatkraft. Ihre drei Söhne: Michael VII., Andronicus I. und Constantin XII. folgten dem Vater, nach dessen Tode [1067], unter der Vormundschaft ihrer Mutter. Eudocia hatte sich zwar verpflichtet, sich nicht wieder zu verehlichen, reichte aber schon nach sieben Monaten dem General Romanus Diogenes, welcher wegen Hochverraths zum Tode verurtheilt worden war, ihre Hand [1068]. Die unglücklichen Schicksale dieses Kaisers haben wir weiter oben*) berührt. Er wurde von den Saracenen [1071] geschlagen und gefangen genommen, darauf des Thrones verlustig

*) §. 24. S.

Bankruptcy Act, 1883, and the Acts amending the same, and the Bankruptcy Rules, 1886, and the Bankruptcy Rules, 1890, and the Bankruptcy Rules, 1892, and the Bankruptcy Rules, 1894, and the Bankruptcy Rules, 1896, and the Bankruptcy Rules, 1898, and the Bankruptcy Rules, 1899, and the Bankruptcy Rules, 1900, and the Bankruptcy Rules, 1902, and the Bankruptcy Rules, 1903, and the Bankruptcy Rules, 1904, and the Bankruptcy Rules, 1905, and the Bankruptcy Rules, 1906, and the Bankruptcy Rules, 1907, and the Bankruptcy Rules, 1908, and the Bankruptcy Rules, 1909, and the Bankruptcy Rules,

Keime zu treiben, so treten auch an die Stelle der erschlaffenden Herrscher und Herrschergeschlechter neue und frischere Kräfte. Es ist eine unläugbare Wahrheit: der Einfluß eines Menschen reicht nicht weiter, als seine Arbeit. Wer zu arbeiten aufhört, verliert auch seine Wirksamkeit, wenn er auch noch alle seine Titel und Würden behauptet, und wenn die Arbeiter, welche in seinem Solde sind, ihm auch die Ehre und den Schein ihrer Thätigkeit lassen.

Die ersten Merovinger, von Chlodwig an, hatten die königliche Macht im Innern ihres Reiches mehr und mehr willkürlich gemacht, und ihre Eroberungen nach Außen hin erweitert. Unter ihren schwachen Nachfolgern verlor die königliche Gewalt an innerer Kraft und fielen die besiegten Völkerschaften, welche die Kraft dazu besaßen, namentlich die deutschen Stämme auf der linken Seite des Rheines, wieder ab. Doch aus den Trümmern der Herrschaft der Merovinger erhob sich diejenige ihrer obersten Diener, der lebenslänglichen Großhofmeister, welche von der stärksten ihrer Stützen, Karl I., den Namen Karolinger erhielten.

Nach einer Reihe der gräßlichsten Schandthaten war der Sohn Fredegunden's, Lothar II., im Jahre 616, alleiniger König des fränkischen Reiches geworden. Schon nach sechs Jahren (622) theilte er es aber wieder, in das Ost- und Westland (Austrasia und Neustrasia). Burgund wurde zu Neustrasia gerechnet. Nach mannichfaltigen Streitigkeiten ward Lothar's II. Sohn, Dagobert I., alleiniger König (628). Als dieser gestorben [638], wurde das Land von neuem in Austrasia und Neustrasia getheilt. Die beiden Söhne Dagobert's: Siegbert und Chlodwig waren unmündig, der erstere starb im Jahre 650, der andere im Jahre 656. Das entartete Königsgeschlecht erzeugte keine kräftigen Sprossen mehr. Die Könige starben alle jung und hinterließen unmündige Kinder, in deren Namen der lebenslängliche und erbliche Großhofmeister [major domus] herrschte. Auf Siegbert und Chlodwig folgten die Kinder des Letzteren: Lothar III. in Neustrasia und Childerich II. in Austrasia. Lothar starb schon 670, Childerich II. vertrieb zwar seinen Bruder Theuderich, der sich zum König in Neustrasia aufgeworfen hatte, wurde aber schon 673 ermordet. Theuderich kehrte nach Neustrasia zurück, Austrasia fiel Siegbert II. Sohne, Dagobert, zu. Statt seiner herrschte Pipin von Herstall, welcher in der Schlacht bei Testri Theuderich III. auf das Haupt schlug [687], durch diesen Sieg den Einfluß und die Bedeutung der Merovinger auf immer brach und die Macht seines Hauses begründete. Theuderich behielt zwar den königlichen Titel, allein Pipin wurde major domus in ganz Frankreich und vereinigte in seiner Person die gesammte Staatsgewalt.

Von dieser Zeit an erhielten die Könige aus dem merovingischen Hause nur einen geringen, überdieß unsicheren Jahresgehalt. Bei feierlichen Angelegenheiten traten sie noch als Könige auf, mußten aber die von ihren Hausmeistern ihnen vorgeschriebenen Reden hersagen, und hatten nicht den Muth, den Befehlen ihrer Vormünder zu widerstreben.

Das Reich der Franken gewann dabei, daß das schwache Herrschergeschlecht durch ein starkes ersetzt wurde. Pipin von Herstall brachte Ordnung in die inneren Verhältnisse des Reiches, und führte glückliche Kriege gegen die Friesen. Nach Pipin's Tode [714] entstanden zwar mancherlei Wirren. Doch schon im Jahre 731 hatte sein unehelicher Sohn, Karl Martell, die gesammte Macht des fränkischen Reiches wieder in seiner Person vereinigt. Die Kriege gegen die Friesen wurden mit Glück fortgesetzt. Die Baiern, Schwaben und Thüringer mußten sich unterwerfen. Den Glanzpunkt im Leben Karl Martell's bildet aber die Schlacht, in welcher er [Oktober 732] zwischen Tours und Poitiers die Mohammedaner schlug und die christliche Welt von der Gefahr befreite, dem Gesetze Mohammed's unterworfen zu werden. Dieser Sieg erhöhte den Einfluß und die Macht Karl Mar-

nach in früherer Weise, daß sie freie Hände, und namentlich Kriegsfreiheit, behielten. Der Kaiser versprach, seinen Vetter weder in seinen Kriegsplänen zu behindern, noch in irgendeiner Weise mit seinen Feinden zu verbinden oder zu vertragen.

So in eine neue Verbindung mit dem Kaiser eingetreten, hatte Georg Wilhelm sich auch mit Polen ausgesöhnt. Die Gefahr, welche dem Lande durch die Einfälle der Polen in Preußen drohte, war um so mehr eine verhängnisvolle, weil sie mit Georg Wilhelms Thronfolge Hand in Hand gingen. Denn wie Albrecht Friedrich, so war auch er von Polen durch die Belehnung ausgeschlossen. Diese Verweigerung war nicht Gerechtigkeitssache und Rechtsspruch, sondern Machtfrage und Willkür. Albrecht Friedrich hatte jene Belehnung, die ihm das Recht der Geburt, besitzen zu können, gab, nicht zu Recht. Polen war nicht dazu da, Fürsten zu belehnen, sondern um sie zu belehnen, wenn es ihm gefallen zu verlangen. Der Polen-Jubiläeist, welcher damals von den Evangelischen gefeiert wurde, hatte ihnen gezeigt, daß sie nicht mehr Ketzer seien, und Sigismund III. hatte sich durch seine Verbindung mit Maximilian von Bayern und durch seine Verbindung mit dem Papste energisch genug gezeigt, um sich vor dem Verdachte zu schützen, daß er Ketzer begünstige. Sigismund III. hatte also der weiteren Gewalt ungehindert — insbesondere von den Protestanten, an welchen er nicht das Geringste zu fürchten hatte, — freien Lauf lassen können, als er sollte; in der einmaligen Krieg. Der Polen begnügte sich nicht damit, seine Forderungen in Preußen zu vertreten und sich mit Georg Wilhelm über Preußen, das Polen, welche die starke Grenzfestung enthielt, und König gemacht hatte und Georg Wilhelm nicht anerkannte, zu verständigen, sondern es begann, in Verbindung mit Preußen, selbst Polen zum Kriege, der unter der Verwaltung Georg Wilhelms in diesem Lande geführt wurde, ohne daß Georg Wilhelm die Verantwortung von der schlechten Führung desselben trug.

Der Krieg wurde mit Polen geführt, ohne daß Georg Wilhelm sich mit Schweden und Polen verbunden hatte. Der Vertrag seiner Mutter wurde nämlich von Gustav Adolf nicht anerkannt, und Georg Wilhelm hatte sich geweigert, ihn zu bestätigen, weder wenn er von Polen, noch wenn er von Schweden verlangt wurde. Er wollte nicht Vasall sein, weder von dem Einen noch von dem Anderen. Er wollte nicht Vasall sein, weder von dem Einen noch von dem Anderen. Er wollte nicht Vasall sein, weder von dem Einen noch von dem Anderen. Er wollte nicht Vasall sein, weder von dem Einen noch von dem Anderen.

Im Jahre 1629 war der Vertrag Georg Wilhelm von Schweden, Gustav Adolf, der Kanzler, und Georg Wilhelm, Polen, und Georg Wilhelm. Polen ist die Belehnung mit Preußen und Georg Wilhelm. Georg Wilhelm war von seinem Vater Georg Wilhelm. Georg Wilhelm war von seinem Vater Georg Wilhelm. Georg Wilhelm war von seinem Vater Georg Wilhelm. Georg Wilhelm war von seinem Vater Georg Wilhelm. Georg Wilhelm war von seinem Vater Georg Wilhelm.

Im Jahre 1629 war der Vertrag Georg Wilhelm von Schweden, Gustav Adolf, der Kanzler, und Georg Wilhelm. Polen ist die Belehnung mit Preußen und Georg Wilhelm. Georg Wilhelm war von seinem Vater Georg Wilhelm. Georg Wilhelm war von seinem Vater Georg Wilhelm. Georg Wilhelm war von seinem Vater Georg Wilhelm. Georg Wilhelm war von seinem Vater Georg Wilhelm.

Piano ertönte in dieſer Stube, die wahrlich weder ſchön, noch reinlich, noch geräumig war, und man ſah, daß Mozart ſeinen Gedanken hier nachhing. Denn er ſtand, ohne Jemanden zu bemerken, vor dem Klavier, die Hände auf dem Rücken verſchränkt, und ſeine Augen waren auf die Noten geheftet, die vor ihm lagen.

In den Jahren 1781 und 1782 war Piano eine in Wien noch ganz neue Erſcheinung. Es war ein Lieblingsinſtrument der Dilettanten und Kunſtkenner, die meiſten Piano aber noch Kinderſpielzeug, ja ein Unikum. Die Kenner aber ſahen ſchon, daß dieſes Inſtrument, das ſo viele Vortheile vor dem Clavichord, dem Flügel, dem Spinett und der Harfe hatte, ein Inſtrument der Zukunft ſein werde, und daß es ſich zu dem Vollkommenſten, was die Muſik kennt, ausbilden könne. Mozart, ein ſolcher Kenner, ſah dieß ein, und ſeine Liebe dafür war ſo groß, daß er ſich ſogleich, als er in Wien ankam, ein Piano kaufte, und ſeine Kenntniß in dieſem Inſtrumente ſo ausbildete, daß er es bald zu einer Vollkommenheit darin brachte, die Alle, die ihn hörten, in Erſtaunen ſetzte, und ihn zum Muſter bildete. Dem Piano und der Orgel, als den vollkommenſten Inſtrumenten, gab er auch den Vorzug vor allen andern, und ſie waren ſein Lieblingsinſtrument.

§. 20. Karl I. (788—814).

Nach dem Tode Pipin's (24. September 768) folgten ihm ſeine beiden Söhne Karl und Karlmann. Der Letztere ſtarb ſchon 771, und ſeine Länder kamen an Bürgerkriege in ſeinem Reiche, und, ungeachtet aller Kriege und Zerrüttungen, wuchs die Erfindung des Pulvers immer mehr, und wurde ſchon von Pipin der Feuer ſpeien, immer neue Erfindungen kamen. Pipin ließ ſich über alle Feuerſpeien, Mörſer und Kanonen, die er ſah, ſehr genau unterrichten. Er ſtiftete die Kunſt der Verwendung ihrem Zwecke und die techniſche Kenntniß dieſer Kunſt. Pipin ſtarb, wie geſagt, 768, und ſein Sohn Karl, der ihm auf dem Thronſeſſel des Frankenreiſ und den Eroberungen, und dem Titel eines Königs der Franken folgte, und ſeine Regierung mit Freigebigkeit eröffnete, wie auch mit Strenge, wie es ſeiner Gemüthsart, in Ernſt und Heiterkeit, in Milde und Härte

Wahrheit so auch auf dem größeren Theile des römischen Reiches stehe. Karl I. selbst bekannte, daß seine Pflicht, seine Ehre, seine Ehe, sein Gewissen, seine Treue gegen Kirche und Staaten, die Wiederherstellung in Deutschland und die Sicherheiten in Italien, alle diese Dinge ihn verpflichteten, sich mit Ernst dieser Sache anzunehmen. Indeß hat sie ihm auswärtsseine Bürde eher so erleichtert, als seine Macht Deutschland zu unterwerfen, und das selbst deshalb, weil sie seine persönlichen Mittel zu sehr in Anspruch nahm und ihn zu einem verderblichen Kriegsmann. Dieser bewährte sich freilich in Deutschland, wenn er persönlich an Truppen, vor Städten und im Kampfe stand. Es war ein viel höherer Gesichtspunkt, obgleich er sich, und mit Recht, auf Karl V. berief, daß er sich nicht mit dem Besitze der Erbländer und der Kaiserkrone begnügte, sondern auf die Wiederherstellung der Religion und der Einheit des Reiches ausging. Aber er hatte nicht Karl's Mittel, und er hatte nicht Karl's Glück. Er hatte nicht dessen Ausdauer, nicht dessen Geduld, nicht dessen Vorsicht, nicht dessen Selbstbeherrschung, nicht dessen Sicherheit des Urtheils, nicht dessen Kenntniß der Menschen und der Verhältnisse, nicht dessen Gewandtheit in Unterhandlungen, nicht dessen Ruhe und Besonnenheit im Handeln, nicht dessen Mäßigung, nicht dessen Selbstverleugnung, nicht dessen Fähigkeit, sich zu fügen, wo er nicht siegen konnte, nicht dessen Kunst, Zeit zu gewinn

Er kann die Grausamkeiten, die er beging, nicht mit edlen Beweggründen, die ihn nicht leiteten, rechtfertigen.

Schon im Jahre 772 begann Karl seinen ersten Kriegszug gegen die Sachsen. Er verheerte ihr Land mit Feuer und Schwert, eroberte ihre Feste Ehresburg, und zerstörte ihr Stammheiligthum, die Irmensäule. Die Sachsen befolgten ihm gegenüber immer denselben Plan. Rückte Karl mit unermeßlicher Uebermacht heran, so fügten sie sich der Gewalt, stellten Geiseln, schworen Treue, ließen sich taufen und duldeten die ihnen zugesandten Mönche, Geistlichen und Beamte. Sobald aber der gehaßte Zwingherr mit seinen Schaaren abgezogen war, erhoben sich die Sachsen da und dort, überfielen die zurückgelassenen feindlichen Truppenabtheilungen, vertrieben die Pfaffen und Beamten und kehrten dann wieder in ihre zerstreuten Höfe zurück. Nur selten war es ihrem Führer Wittekind und dessen Waffengefährten Alboin möglich, zahlreiche Heere längere Zeit zusammen zu halten. Die Sachsen standen auf einer zu niederen Stufe der Bildung und besaßen nicht hinreichende Mittel, um einer so furchtbaren Streitmacht, wie sie Karl I. besaß, auf die Dauer widerstehen zu können, zumal da Karl den Krieg mit einer unerhörten Grausamkeit führte. Im Jahre 782 erlitten die Franken eine schwere Niederlage am Berge Suntel im Braunschweigischen. Dafür nahm Karl eine Rache, welche seinen Namen ewig beflecken wird, indem er 4500 Sachsen, die ihm überliefert worden waren, an der Aller abschlachten ließ. Wie diese Unglücklichen in seine Hände gelangt, ist nicht vollständig zu ermitteln, doch ist soviel gewiß, daß sie nicht Kriegsgefangene waren. Die Folge dieser Schandthat war eine neue Erhebung der Sachsen. Karl suchte nunmehr durch eine vollständige Verwüstung des Landes die Sachsen zur Unterwerfung zu bringen. Der Hunger wüthete unter dem Volke. Wittekind und Alboin gaben die Hoffnung auf, die Unabhängigkeit ihres Stammes zu retten. Auf wiederholte Einladung Karl's kamen diese beiden Führer der Sachsen zu ihm in die Stadt Attiniacum, empfingen dort beide die Taufe, reiche Geschenke und traten aus dem öffentlichen Leben zurück.

Bis zum Jahre 803 fanden nichtsdestoweniger wiederholte Aufstände der Sachsen statt. In diesem Jahre wurde endlich der Friede geschlossen. Die Sachsen mußten sich zur Taufe bequemen, den Zehnten der Geistlichkeit entrichten und, unter Beibehaltung des größeren Theiles ihrer Stammesverfassung und Rechtsgewohnheiten, dem fränkischen Könige huldigen.

Um den Sachsen jede Möglichkeit des Widerstandes zu benehmen, ließ Karl 10,000 derselben mit Frauen und Kindern auf die linke Rheinseite fortschleppen. Die entvölkerten Landstriche schenkte er dem slavischen Stamme der Obodriten.

In ähnlicher Weise, doch mit geringerer Mühe, wurde Baiern unterworfen. Den Herzog Tassilo ließ Karl zum Tode verurtheilen (788) und ihn dann mit seinem Sohne in's Kloster sperren. Die Avaren vertrieb er aus Baiern und gründete die Markgrafschaft Oestreich zum Schutze gegen die Einfälle der Fremden.

Während der Dauer des Sachsenkrieges machte Karl auch in Italien und in Spanien Eroberungen. Sein Vorgänger und Vater Pipin hatte, dem Wunsche des Pabstes Stephan zufolge, die Longobarden in Oberitalien bekämpft. Auf das Gesuch des Pabstes Hadrian brach Karl im Jahre 773 mit einem zahlreichen Heere auf, überfiel unversehens die Longobarden und machte ihrem Reiche ein Ende. Den König Desiderius, den Vater der von Karl verstoßenen Desiderata, steckte dieser in ein Kloster. Dessen Sohn Adelgis rettete sich durch die Flucht. Seine Versuche, das väterliche Reich wieder zu gewinnen, scheiterten. Karl I. verband mit seinen anderen Ländern und Titeln auch noch das Königreich der Longobarden.

Karl hatte das Glück, in einer Zeit zu leben, da alle seine Gränznachbarn schwach oder durch inneren Zwiespalt zerrissen waren. Das letztere war namentlich der Fall mit Spanien. Während Karl in Paderborn weilte, kam eine Gesandtschaft spanischer Mohammedaner zu ihm, welche ihn aufforderte, gegen die Ommijaden in Spanien einzuschreiten. Mit Vergnügen ergriff der Frankenkönig diese Gelegenheit zu neuen Eroberungen, zog (778) über die Pyrenäen und unterwarf sich das ganze Land bis zum Ebro, welchem er den Namen der spanischen Mark gab. *) Auf der Rückkehr erlitt Karl I. eine empfindliche Niederlage in dem Thale von Roncevalles, in welcher er sein ganzes Gepäcke, einen bedeutenden Theil seines Heeres und namentlich viele seiner berühmtesten Helden verlor.

Das freundschaftliche Verhältniß zum Pabste, mit dessen Hülfe Pipin den fränkischen Königsthron errang, diente dessen Sohne dazu, seine weiter reichenden Pläne zu fördern. Karl stand mit allen Päbsten seiner Zeit im besten Einvernehmen. Diese fanden in ihm eine kräftige Stütze gegen ihre Feinde. Er unterwarf ihrer Herrschaft seine ererbten und selbsterworbenen Unterthanen und eröffnete den Päbsten dadurch zugleich neue Quellen von Macht und Reichthümern. Pabst Leo hatte den Frankenkönig (799) in Deutschland besucht. Eine gewöhnliche Königskrone genügte dem Ehrgeize Karl's I. nicht mehr. Das römische Reich sollte wieder hergestellt und dem Beschützer der römischen Kirche übergeben werden. Also verabredeten der mächtigste weltliche und der höchste kirchliche Fürst des Abendlandes. Karl zog, im Jahre 801, mit einem Heere nach Italien und als er zu Rom in der Kirche des Apostel Petrus vor dem Altare betete, setzte ihm, verabredetermaßen, Leo eine Krone auf das Haupt und rief vor allem Volke laut aus: „Heil und Sieg dem erlauchten Karl, dem von Gott gekrönten großen und friedfertigen Kaiser der Römer!"

Kaiser und Pabst spielten ihre Rollen gut. Das Volk, welches die Pläne seiner Despoten nicht kannte, stimmte in den Ruf des Pabstes ein, und was eine überraschte, gaffende Menge ohne Sinn und Verstand rief, wurde für eine Bestätigung des Volkes ausgegeben. In ähnlicher Weise, wie Pipin König, wurde Karl I. Kaiser. Die beiden Despoten verstanden sich und wußten, was sie wollten. Die uneingeweihte Menge wurde getäuscht und hatte Jahrhunderte hindurch die Folgen des an ihr verübten Betruges zu dulden.

Das römische Reich im Abendlande war gefallen, der oströmische Kaiser erkannte denjenigen des Westens nicht an. Dessenungeachtet waren an den Titel eines römischen Kaisers die mannichfaltigsten Ansprüche und Begriffe geknüpft, mit deren Hülfe die Völker in die alt-römische Knechtschaft zurückgeführt werden mochten. Der König der Franken besaß keineswegs jene unumschränkte Gewalt, welche die römischen Kaiser des Ostens noch behaupteten, und welche alle römischen Kaiser seit Octavian ausgeübt hatten. Von dem Augenblicke an, da Karl I. aus den Händen des Pabstes die römische Kaiserkrone empfangen hatte, bemühte sich der eine, die ganze Fülle der Gewalt der Nachfolger Octavian's an sich zu reißen, und der andere, das Recht der Verfügung über alle Kronen der Erde geltend zu machen. Die römische Staatsverfassung und das römische Recht überhaupt, welche bis dahin für das Reich der Franken durchaus keine praktische Bedeutung gehabt hatten, fingen an, eine solche zu gewinnen, und die Päbste, welche früher nur Bischöffe von Rom, Primaten von Italien und Apostel des Westens zu sein behauptet hatten, schwangen sich auf zu Herrschern, welche hoch über allen Königen und Kaisern der Erde standen. Allerdings sprangen diese Folgen nicht unmittelbar an das Licht des Tages hervor, doch sie entwickelten sich im Laufe der Jahrhunderte. Die durch Karl I.

*) S. oben §. 22.

wiederhergestellte römische Kaiserwürde bestand ein Jahrtausend lang und bildete den Angelpunkt der Kämpfe des gesammten Mittelalters. Die durch ihn gleichzeitig so hoch gehobene päbstliche Würde besteht noch fort und schwere Kämpfe werden ihrem endlichen Sturze vorangehen.

Karl I. war nicht ein sinnlos wüthender, sondern ein wohl berechnender Despot. Freiheit, Nationalität und alte Sitte rottete er mit Gewalt aus, wo sie seinen herrschsüchtigen Plänen im Wege standen. An die Stelle der ursprünglich deutschen, volksthümlichen Einrichtungen suchte er aller Orten eine von seinem Herrscherwillen unbedingt abhängige Organisation zu setzen. Die Versammlungen des Volkes in größeren und kleineren Abtheilungen hätte er am liebsten in Versammlungen seiner Dienstleute umgewandelt. Doch der Adel war zu seiner Zeit schon zu mächtig, als daß Karl ihn leicht hätte unterjochen können und in derselben geistlichen Macht, welche er so sehr vergrößerte, zog er eine gefährliche Nebenbuhlerin der kaiserlichen Gewalt heran. Derjenige Despotismus, welcher neben sich einen andern hat, der mit ihm zu ringen vermag, ist aus diesem Grunde schon nicht unumschränkt. Der Despotismus des christlichen Mittelalters spaltete sich in den kirchlichen und weltlichen, und war darum nicht so schlimm, als derjenige des Ostens, woselbst beide Gewalten untrennbar verbunden waren. Es gelang dem thätigen Karl, die volksthümlichen Einrichtungen in der Rechtspflege, der Kriegsverfassung und dem Abgabenwesen zu verdrängen. Allein die Grundverfassung der Reiche des Abendlandes blieb, ungeachtet aller seiner Anstrengungen, wesentlich eine aristokratische. Ein persönlich kräftiger und durch die Zeitverhältnisse begünstigter Fürst mochte den stolzen Adel eine Zeit lang bändigen, doch sobald ein schlafferer Regent die Zügel wieder fallen ließ, zeigte sich die Monarchie bald wieder in ihrer Ohnmacht.

Die Rechtspflege legte Karl I. in die Hände königlicher Beamten, entfernte die frühere Oeffentlichkeit dadurch, daß er die Gerichte aus der freien Natur in enge Zimmer verlegte, und drückte den Einfluß der Schöffen, welche Recht und Urtheil finden sollten, so tief herab, daß sie bloße Werkzeuge der von ihm ernannten Richter wurden. Die Kriegsverfassung wurde unter Karl eine Mischung der altdeutschen Volkswehr, und des, mehr und mehr sich entwickelnden, Lehensdienstes. So lange Karl herrschte, gelang es ihm, bedeutende Aufgebote der ersteren zusammen zu bringen. Seinen schwächeren Nachfolgern wurde dieses immer schwerer. Die Volkswehr verlor an Bedeutung, je unvolksthümlicher die Herrscher wurden, nur der Lehensverband gab in späteren Zeiten den Fürsten einen festen Rückhalt. Zur Zeit Karl's wurden die Bedürfnisse des Staates fast ausschließlich aus den Erträgnissen der königlichen Güter bestritten. Die Zölle, Lehensabgaben, Strafgelder und das Erbrecht des Staatsschatzes brachten nur weniges ein. Karl zwang seine Völker zuerst, ihm Abgaben zu entrichten, an welche sie früher nie gewöhnt gewesen waren. Namentlich erhob er für seine Hofhaltung, seine Beamten und seine Heere bedeutende Lieferungen an Lebensmitteln.

Karl I. wußte, daß geordnete Finanzverhältnisse die Grundlage aller Herrschaft bilden. Er wandte daher den Finanzen seines Reiches und namentlich der Verwaltung der Staatsgüter die angestrengteste Aufmerksamkeit zu. Er beförderte die Flußschiffahrt, faßte den Plan, Donau und Main, durch die Rednitz und Altmühl, miteinander zu verbinden, baute eine hölzerne Brücke über den Rhein bei Mainz, verschiedene Palläste zu Ingelheim, Aachen und an der fränkischen Saale und unter den Gelehrten, mit denen er sich umgab, verdienen der Angelsachse Alcuin und der Geheimschreiber Karl's, Eginhard, dem er sogar eine seiner Töchter zur Frau gab, hervorgehoben zu werden.

Karl I. hatte sein Reich schon im Jahre 806 unter seine drei Söhne: Karl, Pipin und Ludwig getheilt. Doch die beiden älteren derselben starben vor dem

Vater, Karl kinderlos, Pipin mit Hinterlassung eines Sohnes, Namens Bernhard. Dieser sollte, unter der Oberhoheit Ludwig's, Italien als König besitzen. Nachdem Karl I. fast ein halbes Jahrhundert geherrscht hatte, erkannte er die Nichtigkeit aller seiner Bestrebungen. Den Trost, den er in sich selbst nicht fand, suchte er dadurch zu gewinnen, daß er die schon viel zu reiche Kirche mit den Gütern, die er seinen gedrückten Völkern abgepreßt hatte, überschüttete. Zwei Drittheile seines Schatzes hinterließ er den ein und zwanzig Erzbisthümern seines Reiches und von dem letzten Drittel zwei Viertheile seinen Kindern und Enkeln, ein Viertheil den Armen und das letzte hinwiederum den Erzbisthümern. Diese erhielten also neun Theile, die Armen nur einen. Ohne Zweifel ging der Antheil der Armen, wie gewöhnlich, den Reichen zu. Allein Karl I. gedachte doch wenigstens der Armen in seinem letzten Willen, was spätere Herrscher selten, die neueren fast niemals thaten. Karl starb am 28. Januar 814, im Alter von zwei und siebenzig Jahren.

§. 31. Frankreich bis zum Jahre 1095.

In weniger als einem halben Jahrhundert (752—801) hatten sich die Karolinger von erblichen Großhofmeistern zu Königen des fränkischen und Kaisern des römischen Reiches hinangeschwungen. Doch schneller, als sie gestiegen waren, fielen sie wieder, und ihr Sturz war tiefer, als ihr Aufschwung hoch gewesen. Ludwig I., der einzige Sohn, welcher Karl I. überlebte, führte den Beinamen des „Frommen", weil er an habsüchtige Pfaffen den größeren Theil der Staatsgüter verschenkte und die Aeußerlichkeiten der katholischen Kirche kleinlich und genau befolgte. So sehr war damals schon das Christenthum gesunken, daß ein Mensch, welcher seine heiligsten Pflichten versäumte, fromm genannt wurde, als ob, nach der Lehre Christi, eine Frömmigkeit im Widerspruche mit Pflicht und Gottesdienst im Gegensatze von Menschendienst bestehen könnte! Ludwig I. besaß den ganzen Aberglauben seines Vaters und dessen unverminderte Vorliebe für die Geistlichkeit, ohne die kriegerische Tapferkeit, die Thatkraft und den Scharfblick desselben. Je schraffer Karl I. die Zügel der Herrschaft angezogen hatte, desto schwerer wurde es seinem schwachen Sohne, sie zu führen. Trotz seiner gerühmten Frömmigkeit war Ludwig I. in hohem Grade ungerecht. Karl I. hatte ihm seine drei Nebensöhne: Drago, Hugo und Th:odorich und seinen Enkel, Pipin's Sohn, Bernhard, dringend empfohlen. Ludwig I. entzog aber den drei Ersteren das väterliche Erbe, rief seinen Neffen Bernhard, welcher unter seiner Oberhoheit Italien beherrschte, von da zurück und hielt ihn aus Argwohn ein ganzes Jahr bei sich. Schon im Jahre 817 theilte Ludwig I. sein Reich unter seine drei noch unmündigen Söhne. Der älteste, Lothar I., sollte Kaiser sein, der zweite, Pipin, Aquitanien, der dritte, Ludwig I., Baiern beherrschen. Diese Theilung erregte allgemeine Mißstimmung. Bernhard, welchen Ludwig der „Fromme" (815) wieder nach Italien entlassen hatte, griff zuerst zu den Waffen, gelangte aber durch Verrath in seines „frommen" Oheim's Gewalt, welcher ihn zum Tode verurtheilen ließ. Das Urtheil wurde auf Anstiften der Gattin Ludwig's, Irmengard, auf grausame Weise vollzogen. Bernhard wurde geblendet und starb in Folge davon nach wenigen Tagen. Die Reue, welche Ludwig I. später über diese That öffentlich kund that, vermehrte nur noch die Verachtung, in welcher dieser schwache Fürst schon stand. Nach dem Tode der Irmengard vermählte sich Ludwig der „Fromme" zum zweitenmale mit Judith, der Tochter des baierischen Grafen Welf. Sie gebar (823) einen Sohn, welcher später unter dem Namen Karl des „Kahlen" eine armselige Berühmtheit errang. Ludwig hatte seinen Nachlaß schon getheilt, bevor Karl geboren war. Der jüngste Sohn war dem Vater der liebste und wurde von diesem besonders begünstigt. Pipin nahm

seinen Vater und Judith (830) gefangen und zwang den ersteren, eine Mönchskutte anzulegen. Mit Hülfe Ludwig's des „Deutschen" wurde zwar der alte Kaiser in seine Rechte wieder eingesetzt. Er machte dann aber wieder so viele dumme Streiche, daß seine drei ältesten Söhne sich von neuem gegen ihn empörten. Lothar nahm seinen Vater gefangen und zwang ihn, seine Waffen feierlich niederzulegen, ein Geständniß seiner Fehler öffentlich abzulesen und Buße zu thun. Die drei Brüder vereinigten sich bald und der alte Ludwig wurde (835) zum zweitenmale gekrönt. Doch Ludwig war unverbesserlich. Die Jagd, das Gebet und gelehrter Unsinn nahmen alle seine Zeit in Anspruch, während ein tüchtiger Mann vollauf zu thun gehabt hätte, um die verwickelten Regierungsgeschäfte in jenen schwierigen Zeiten zu erledigen. Die Unterbeamten fühlten, daß sie nicht überwacht würden, und drückten das Volk, der Adel und die Geistlichkeit griffen um sich, so weit, als sie wollten. Normänner und Saracenen plünderten die Küstenländer. Die neuen Theilungspläne, welche Judith unausgesetzt betrieb, machten den Besitz unsicher, welchen die drei ältesten Söhne festhalten wollten. Ränke und Gewaltthaten dauerten fort, bis Ludwig I. auf einer Rheininsel bei Ingelheim, am 30. Juni 840, starb. Sein Sohn Pipin war ihm (838) vorangegangen. Blutiger Krieg brach aus. Karl der Kahle und Ludwig schlugen zwar in der Schlacht bei Fontenay (841) ihren Bruder Lothar. Doch vergingen zwei Jahre, bevor (im August 843) der berühmte Vertrag von Verdun zu Stande kam. Durch diesen wurden Ludwig dem Deutschen ganz Deutschland diesseits des Rheines, der östliche und mittlere Theil der Schweiz und die Bisthümer: Speier, Worms und Mainz auf der linken Rheinseite zugetheilt, nur Friesland war davon ausgenommen, dieses erhielt Kaiser Lothar, welchem außerdem Italien, das Land zwischen dem Rhein, der Schelde, Maas, Saone und Rhonne, nebst einem kleinen Striche jenseits der Rhonne, zufiel. Karl der Kahle endlich erhielt das Land im Westen von Lothar's Antheil: Neustrasia, Aquitanien, die spanische Mark, Septimanien und einen Theil von Burgund. Obgleich bei diesem Vertrage durchaus keine Rücksicht auf Staatswohl und Nationalität genommen wurde und namentlich zwischen Frankreich und Deutschland ein drittes Land, welchem durchaus keine nationale oder geschichtliche Bedeutung zur Seite stand, eingeschoben wurde (Lothar's Antheil, Lotharingen), so war diese Theilung doch die Grundlage der neuen Staatenbildung. Die beiden Reiche, welche eine bestimmte Lebensfähigkeit besaßen: Deutschland und Frankreich, trennten sich allmählig von einander. In der Mitte zwischen beiden bildeten sich dagegen eine Reihe kleinerer Staaten mit wechselnden Gränzen: das Königreich Provence, Burgund diesseits und jenseits des Jura, Hoch- und Nieder-Burgund und Lotharingen. Aus der spanischen Mark, am Fuße der Pyrenäen, entwickelte sich allmählig das Königreich Navarra. Karl der Kahle besaß zwar, gleich seinem Vater, eine gewisse Scheingelehrsamkeit, allein es fehlte ihm gänzlich an allen Herrschergaben; er war weder Krieger, noch Staatsmann. Er war den wilden Normännern und Bretagnern, welche das Reich verwüsteten, durchaus nicht gewachsen. Dessenungeachtet griff er, nach Lothar's Tode, nach dessen Erbe. Er mußte sich jedoch (870) zu einer Theilung verstehen, in deren Folge Ludwig der Deutsche das linke Rheinufer von Basel bis jenseits Metz und Aachen, Karl aber den Rest von Lothar's Erbschaft erhielt. Die Kinder Karl's des Kahlen waren alle übel gerathen und bereiteten ihrem Vater nur Verlegenheiten. Die Verwirrung im Reiche nahm überhand. Wenig half es ihm, daß er nach Lothar's Tode die Kaiserwürde erlangte. Doch obgleich Karl der Kahle durchaus unfähig war, seine eigenen Besitzungen zu behaupten, suchte er auch nach seines Bruders Ludwig des Deutschen Tode (876) einen Theil der von ihm hinterlassenen Länder an sich zu reißen. Erst nach einer Niederlage bei Andernach gab er diese

Bestrebungen wieder auf. Endlich starb er im Oktober 877. Sein Sohn Ludwig der Stammler war schwach und kränklich und starb schon 879. Dessen Sohn, Karl der Einfältige, wurde erst nach seines Vaters Tode geboren. Die königliche Regierung verlor alles Ansehen. Die Mächtigen thaten nach Gefallen. Der Graf von Vienne, Boso, der Schwager Karl's des Kahlen und der Gemahl von Kaiser Ludwig's II. Tochter, warf sich zum König eines neuen Reiches, welches Provence genannt wurde, auf, beherrschte es bis zu seinem Tode (889) und sagte sich von dem Könige der Franzosen vollständig los. Die Markgrafen von Barcellona, die Herzoge von Aquitanien, die Grafen von Toulouse und viele andere Fürsten, Grafen und Herren erkannten den König von Frankreich nur zum Scheine an. Im Jahre 884 übergaben die französischen Großen die Krone Karl dem Dicken, dem dritten Sohne Ludwig's des Deutschen, welcher damals Deutschland und Italien besaß. Doch auch er war blos ein Schattenkönig. Im Jahre 888 erwählten die Großen des Reiches den Grafen Odo von Paris, welcher diese Stadt gegen die Normänner tapfer vertheidigt hatte, zu ihrem Könige. Odo kämpfte mit Kraft gegen die Normänner, wurde aber von einer Partei, an deren Spitze der Erzbischoff Fulko von Rheims stand, und welche den jungen Karl zum König ausrief, nicht anerkannt. Er besiegte diese zwar, mußte aber seine beste Kraft in diesem Bürgerkriege vergeuden. Nach Odo's Tode (898) wurde Karl der Einfältige, welcher mittlerweile das Jünglingsalter erreicht hatte, als König ausgerufen. Er war sein Lebenlang nur ein Werkzeug in den Händen der Großen, die ihn umgaben. Sein einziger wahrer Freund, Fulko, ward im Jahre 900 ermordet. Die Normänner, welche dazumal Frankreich verwüsteten und plünderten, verstand er nur dadurch zu versöhnen, daß er ihrem Herzoge Rollo seine Tochter zum Weibe, die Normandie zum Lehen und die Bretagne zum Afterlehen gab. Beim Aussterben der deutschen Karolinger (911) fielen die Lothringer unter ihrem Herzog Rainer von Deutschland ab und schlossen sich an Frankreich an. Lothringen umfaßte übrigens damals nur einen kleinen Theil des Reiches Lothar's I., nämlich die Gegenden um die Mosel, die Maas und die Nordsee. Im Jahre 922 wurde Karl der Einfältige von Robert, Odo's Bruder, vom Throne gestoßen. Robert fiel in einer Schlacht gegen die Freunde Karl's (923). Die Gegner der Karolinger erwählten Rudolph von Burgund zum Könige; Karl der Einfältige wurde von allen seinen Anhängern verlassen und starb nach mannichfaltigen Qualen (929). Sein Sohn Ludwig IV. (Ultramarinus) d. h. der über das Meer geflüchtete, kam nach Rudolph's Tode (936) auf den französischen Thron. Er erkärte sich ein Jahr nach seiner Krönung für volljährig und brachte durch Umsicht und Thatkraft die königliche Gewalt wieder zu einigem Ansehen. Allein er benützte diese dazu, dem minderjährigen Sohne des Herzogs der Normandie seine Erbschaft zu entziehen, verwickelte sich dadurch in einen schlimmen Streit mit den Normannen, wurde von diesen hinterlistiger Weise gefangen und kam erst nach großen Opfern (946) wieder in Freiheit. Nach seinem Tode (954) folgte sein Sohn Lothar und diesem (986) sein Sohn Ludwig der Faule. Letzterer starb (987) und schloß das Haus der Karolinger.

Die beiden einzigen Sprößlinge dieses Stammes waren Lothar's Bruder, Karl, und dessen Sohn. Karl war Herzog von Lothringen, welches jetzt wieder unter deutscher Oberlehensherrlichkeit stand. Er war in Frankreich nicht beliebt. Hugo Capet, der Sohn des sogenannten großen Hugo, welcher zur Zeit Ludwig's IV. (Ultramarinus) einen übermächtigen Einfluß auf dessen Regierung ausgeübt hatte, der Enkel jenes Robert, welcher im Kampfe gegen Karl den Einfältigen seinen Tod gefunden, der Großneffe jenes Grafen Odo von Paris, der die französische Krone schon zehn Jahre getragen hatte, — schwang sich nach Ludwig's des Faulen Tode auf den französischen Königsthron. Der Kampf zwischen Karolingern und Cape-

tingern hatte ein Jahrhundert gedauert. Die Capetinger spielten den Karolingern gegenüber eine ähnliche Rolle, als diese früher den Merovingern gegenüber gespielt. Pipin hatte sich auf den Pabst gestützt, Hugo Capet verließ sich auf sein gutes Schwert, indem er die Ständeversammlung zu Compiegne, welche für Karl von Lothringen günstig gestimmt war, mit Gewalt auseinander trieb. Hugo Capet hatte eine ansehnliche Hausmacht. Er war Graf von Paris und Orleans, Herzog von Isle de France und besaß große Güter in der Piccardie und der Champagne. Auch hatte er mächtige Verwandte, namentlich in Burgund, wo sein Bruder herrschte. Er nahm den Herzog Karl von Lotbringen durch Verrath gefangen und ließ ihn nicht wieder frei, bis zu des Unglücklichen Tode (991). Dessen Sohn Otto starb im Jahr 1005, zwei Söhne, die ihm in der Gefangenschaft geboren waren, entkamen nach Deutschland und endeten dort im Dunkeln. Hugo Capet war vor allen Dingen darauf bedacht, die Krone seiner Familie zu sichern. Er ließ schon im Jahre 988 seinen Sohn, Robert I., zu seinem Nachfolger ernennen, welcher ihm nach seinem Tode (997) folgte. Dieser war von dem Abte Gerbert erzogen worden und zeichnete sich durch seine Unterwürfigkeit unter den Willen des Pabstes aus. Seine Gemahlin, die Wittwe des Grafen Odo von Champagne, welche mit ihm verwandt war, stieß Robert I. von sich, als der Papst Gregor V. diese Ehe für ungültig erklärte. Zwar widerstrebte er anfangs dem gegen ihn geschleuderten Bannfluch; als Bertha aber eine Mißgeburt zur Welt brachte, wurde sein abergläubiger Sinn so tief erschüttert, daß er sich dem ungerechten Gebote des herrschsüchtigen Pabstes fügte. Er ging eine zweite Ehe mit der hochmüthigen Constantia, der Tochter eines aquitanischen Grafen, ein, mit welcher er nicht auskommen konnte und lebte dann in doppelter Ehe, mit Bertha und Constantia, wogegen der Pabst nichts einzuwenden fand. Das Herzogthum Burgund, welches (1002) der französischen Krone anheimfiel, verlieh Robert I. seinem Sohne Heinrich, von welchem es auf dessen jüngeren Bruder, Robert, überging. In dessen Hause verblieb es bis zum Jahre 1361.

In seiner Familie hatte Robert I. viel Kummer, Hader und Streit. Constantia begünstigte ihre Kinder und verfolgte diejenigen ihrer Nebenbuhlerin Bertha. Als endlich Robert I. [1031] starb, arbeitete Constantia ihrem eigenen Sohne, Heinrich I., dermaßen entgegen, daß dieser zu dem Herzog Robert II. der Normannen floh und nur mit dessen Hülfe sich auf dem Throne behauptete. Constantia starb schon im folgenden Jahre [1032]. Heinrich war undankbar gegen den Mann, welcher ihm so treue Dienste geleistet hatte, und verwickelte sich dadurch in Streitigkeiten mit den Herzogen der Normandie, welche sich von einer Regierung zur anderen und von Jahrhundert zu Jahrhundert schleppten. Heinrich I. ehelichte eine Tochter des russischen Großfürsten Jaroslaw I., Anna, welche ihm ansehnliche Schätze mitbrachte. Sein Sohn, Philipp I., der bei des Vaters Lebzeiten schon zum König gesalbt und gekrönt war, stand zuerst unter der Vormundschaft des Grafen Balduin V. von Flandern. Nachdem er die Regierung selbst übernommen hatte [1067], führte er langwierige Kriege mit den Söhnen und Enkeln seines Vormunds, verstieß seine Gemahlin, ging eine zweite Ehe ein, welche der Pabst für ungültig erklärte, und gerieth dadurch in betrübende Streitigkeiten mit der französischen Geistlichkeit und dem römischen Pabste, Urban II. In der Zeit seiner Regierung wurde England von den Normännern erobert, ein Ereigniß, welches besonders folgenreich für Frankreich war, indem die Könige von England als Herzoge der Normandie dadurch Lehensleute der französischen Könige wurden. Schon unter Philipp I. begannen jene Kriege mit England, welche beiden Reichen zum Fluche und zum Verderben wurden, und die Kreuzzüge, deren Geschichte wir im nächsten Buche geben werden.

§. 32. Italien.

Ein Staatsmann, welcher mehrere Jahrzehnte lang den größten Einfluß auf die Geschicke Europa's übte, erklärte zwar, Italien sei nur ein geographischer Begriff. Doch der unparteiische Geschichtschreiber kann dieser Ansicht nicht beipflichten. Italien deutet durch seine geographische Lage, gleich der pyrenäischen Halbinsel, gleich Frankreich und Deutschland, an, daß es von dem Schöpfer der Erde zu einem selbstständigen Dasein bestimmt worden sei, allein die geographische Einheit eines Landes genügt nicht, demselben seine staatliche Einheit und Selbstständigkeit zu sichern. Wenn der Grund und Boden die Voraussetzung jedes Staatenverbandes, so bildet die Beschaffenheit seiner Bewohner die wesentliche Grundlage ihrer Rechte und ihrer Pflichten. Vor Jahrtausenden gab es keine italienische Nation, keine durch gemeinsame Abstammung und Sprache und durch den gemeinsamen Besitz eines Landes innig verbundene Gesellschaft. Eine solche besteht aber jetzt. Es gibt einen höheren Willen, als die Laune der Despoten und eine höhere Macht, als ihre Heere. Die Despoten haben Italien, wie so manches andere blühende Land, zerrissen und getheilt. Doch der stille Entwickelungsgang der Nation hat eine gemeinsame Sprache, eine gemeinsame Literatur, eine gemeinsame Geschichte und gemeinsame Bestrebungen für die Vereinigung der getrennten Glieder der italienischen Familie zu dem gemeinschaftlichen Besitze der Halbinsel im Süden der Alpen hinzugefügt. Vor dem Richterstuhle des unparteiischen Geschichtschreibers sind die Gemeinschaften, welche die Italiener unter sich verbinden, bedeutungsvoller, als die Grenzen, welche ihnen inländische und ausländische Despoten seit Jahrhunderten aufgedrungen haben. Es war eine Zeit, in welcher die italienischen Päbste nach geistlicher und die deutschen Kaiser nach weltlicher Herrschaft über die gebildete Erde rangen. Diese Zeit ist verschwunden. Die deutschen Kaiser sind untergegangen und die italienischen Päbste gehen ihrem Untergange mit raschen Schritten entgegen. Die Deutschen werden gerne die weltlichen Ansprüche ihrer Herrscher auf Italien fallen lassen, wenn die Italiener den geistlichen Ansprüchen ihrer Päbste keinen Haltpunkt mehr bieten. Die Zeiten der ungleichen Gesellschaften entfernen sich immer weiter und die Jahrhunderte der Gleichheit rücken uns näher. Da wir Italien und das italienische Volk als ein großes Ganzes betrachten müssen, und es die Aufgabe des Geschichtschreibers ist, die Vergangenheit der Nationen im Lichte der Gegenwart darzustellen, werde ich nicht, wie von den meisten Schreibern der Weltgeschichte geschieht, Italien's Vergangenheit bei Gelegenheit auswärtiger Völker, sondern selbstständig beschreiben.

Das italienische Volk hat ähnliche Schicksale gehabt, als das deutsche. Während es den geistlichen Despoten eines großen Theiles der Erde (den Päbsten) zum Stützpunkte ihrer Gewalt diente, verlor es seine eigene Selbstständigkeit und Unabhängigkeit, wie das deutsche Volk die seinige, während es seinen weltlichen Despoten (den Kaisern) Kriegsfolge leistete.

Im Anfange des siebenten Jahrhunderts nach Christus bildete Italien den Tummelplatz der wildesten Leidenschaften inländischer und auswärtiger Räuber und Eroberer. Im Norden hatten sich die Longobarden festgesetzt und suchten von da aus ihre Macht über ganz Italien auszubreiten; in Rom begnügten sich die Bischöffe nicht mit einer immer wachsenden geistlichen Herrschaft, sie strebten auch darnach, sich ein Reich in dieser Welt zu gründen, unbekümmert darum, daß Christus, von welchem sie ihre Herrschaft ableiteten, ausdrücklich erklärt hatte, sein Reich sei

nicht von dieser Welt. Die Besitzungen der griechischen Kaiser in Italien*) wurden von Jahrzehnt zu Jahrzehnt schwankender.

Die Saracenen und die Normänner, die Päbste und die weströmischen Kaiser benützten die mannichfaltigen Verlegenheiten, in denen sich die byzantinischen Kaiser befanden, deren Besitzungen an sich zu reißen. Inmitten aller dieser, blos die Befriedigung persönlicher Leidenschaften bezweckender, Kämpfe machte sich übrigens da und dort auch der Sinn für Unabhängigkeit und Freiheit geltend. Der gewaltige Despotismus der römischen Kaiser war gebrochen und wenn an dessen Stelle auch viele kleine Despoten traten, so vermochten diese doch nicht, alle Geistesblüthen, welche da und dort keimten, zu knicken, und alle edleren Bestrebungen, die sich, namentlich in mehreren Städten, geltend machten, zu erdrücken.

Die Longobarden, welche anfangs einer der wildesten und rohesten Stämme der Deutschen gewesen waren, nahmen unter dem Einflusse der höher gebildeten Menschen, in deren Mitte sie lebten, bald mildere Sitten und Lebensgewohnheiten an. Doch brach sich auch die ungestüme Kraft ihrer Kriegslust an den Genüssen, welche ihnen das reiche Land bot. Unter König Rotharis (636–652) wurde mit der Aufzeichnung der longobardischen Gesetze der Anfang gemacht. Durch Grimoald (662–671), Luitprand (712–744), Rachis (744–749) und Aistulf (749–756) wurde das longobardische Gesetzbuch zu Ende gebracht. Das Reich der Longobarden ging unter den Schlägen, welche Pipin und Karl I. ihm versetzten, zu Grunde. Doch ihre Gesetze blieben bestehen und haben bis auf unsere Tage praktische Bedeutung erhalten. Das longobardische Gesetz zeichnet sich in manchen Beziehungen vortheilhaft vor anderen, gleichzeitigen Rechtsbüchern aus. Während heimatlose Flüchtlinge bei andern deutschen Stämmen durchaus rechtlos, wurden sie, wenn sie waffenfähig waren, in die Reihen der longobardischen Krieger aufgenommen, und konnten selbst das Recht erwerben, nach ihren heimathlichen Gesetzen zu leben. Das longobardische Gesetz erklärte früher, als alle übrigen, um ein Jahrtausend früher, als die Weisheit deutscher Rechtsgelehrten, den Hexenglauben für eine Ungereimtheit und die Tödtung einer Hexe für eine Mordthat. Den Zweikampf, welcher im Anfange des Mittelalters und Jahrhunderte später noch als das sicherste Mittel der Entscheidung zweifelhafter Fragen angesehen wurde, ließ das longobardische Gesetz zwar zu, „weil er als ein altes Herkommen gesetzlich eingeführt sei"; griff denselben jedoch durch die Bemerkung an: „Wir haben gehört, daß Viele in Folge des Zweikampfes ihre Sache ohne gerechten Grund verlieren."

Das griechische Reich in Italien hatte ein ähnliches Schicksal, als das longobardische. Es hielt sich zwar länger, als dieses, doch mußte es der Macht der römischen Kaiser, der römischen Päbste und der Normänner weichen. Gleich dem longobardischen Reiche hinterließ es Italien und der gesammten christlichen Welt eine bedeutungsvolle Gesetzgebung, welche der Beherrscher der Griechen zusammen gestellt hatte, wie die Könige der Longobarden die ihrige. Das longobardische Lehenrecht und das von Justinian gesammelte römische Recht hatten gleichfalls ein ähnliches Schicksal. Sie machten miteinander die Runde durch die Welt, auf der sie später wie ein schwerer Alp lasteten, nachdem die Völker voran geschritten waren und doch die Erbschaft vergangener Zeiten nicht abschütteln konnten.

Unter manchen Drangsalen erhielten die griechischen Kaiser sich diejenigen Besitzungen in Italien, welche sie gegen den ersten Andrang der Longobarden bewahrt hatten. Die Italiener und die Bischöffe zu Rom, welche einen immer

*) S. oben §. 6.

steigenden Einfluß auf die weltlichen Angelegenheiten gewannen, zogen die Herrschaft der entfernten griechischen Kaiser derjenigen der benachbarten Longobarden vor. Als jedoch Leo, der Bilderstürmer, den religiösen Vorurtheilen der Italiener entgegentrat, verbanden sich Volk und Bischöffe, Römer und Longobarden gegen eine Regierung, die sie ketzerisch nannten. Der Pabst Gregor II. schrieb dem Kaiser Leo: „Du greifst uns an, Tyrann, mit einer fleischlichen und militärischen Hand: unbewaffnet und nackt können wir nur Christus, den Fürsten der himmlischen Heerschaaren, anflehen, daß er Dir einen Teufel schicke zur Zerstörung Deines Körpers und zur Rettung Deiner Seele.“ Auf das Zeichen des Pabstes erhoben sich Ravenna, Venedig und die Städte des Exarchats und der Pentapolis. Die Bildsäulen des Kaisers Leo wurden zerstört, der Tribut zurückbehalten, Obrigkeiten und Statthalter erwählt und dadurch die Herrschaft der griechischen Kaiser in dem größeren Theile ihrer Besitzungen in Italien gebrochen (728).

Rom mit seinem alten Gebiete von Viterbo bis Terracina und von Narni bis zur Mündung der Tiber wurde mehr durch die Macht der Verhältnisse, als durch die freie Wahl und die Tugend seiner Bewohner wieder zur Republik. Wie vor einem Jahrtausend in besseren Zeiten wurden die Beschlüsse des Freistaats wieder im Namen des Senates und des Volkes von Rom gegeben. Doch der Geist der Freiheit war aus einer Bevölkerung gewichen, welche nicht die Kraft besaß, ihre Grenzen mit dem Schwerte in der Hand zu vertheidigen und welche einen geistlichen Herrscher duldete, der nicht blos die Handlungen, sondern auch die geheimsten Gedanken und Gefühle der Menschen beherrschen wollte und der die Schlüssel des Himmelreiches und der Hölle in seinen Händen zu führen behauptete. In Ravenna behielt zwar der Exarch des griechischen Kaisers seinen Sitz. Doch nachdem zuerst Luitprand und später Aistulf Ravenna genommen hatten, ging das sogenannte Exarchat zu Ende (754). Dieses Exarchat, dessen Grenzen wir weiter oben*) näher bestimmt haben, ging aus den Händen der Longobarden in diejenigen Pipin's und Karl's I. über und bildet die Grundlage des heutigen s. g. Kirchenstaates.

Die Franken Karl Martell, Pipin und Karl I. wurden zuerst zu Patriziern Rom's durch den Senat und das Volk ernannt. Welche Bedeutung diese Würde hatte, erhellt am besten aus der Art und Weise, wie Karl I. sie in Rom ausübte. Das römische Volk schwor ihm und seiner Familie Treue. In seinem Namen wurde das Geld geprägt und das Recht gepflogen. Die Pabstwahlen wurden von ihm geprüft und bestätigt. Der Kaisertitel, welchen der Pabst Karl I. später verlieh, konnte diese Rechte nicht mehren. Karl I. betrachtete Ravenna und Rom als Städte seines Reiches. So lange er lebte, hatten die Päbste keine weltliche Gewalt. Zwar beriefen sie sich später, um ihre Ansprüche auf Land und Leute geltend zu machen, auf eine Schenkungsacte Pipin's, auf Versprechungen Karl's I. und auf eine Schenkung Constantin's I. Doch neuere Forschungen haben erwiesen, daß die Decretalen, welche die Schenkung Constantin's I. enthalten, und welche sich unter den übrigen Decretalen Isidor's**) fanden, absichtliche Fälschungen sind. Den behaupteten Versprechungen Karl's I. widerstreitet der Besitzstand, den er aufrecht erhielt, und die Schenkungsurkunde Pipin's kann unter diesen Umständen für sich allein um so weniger den Ausschlag geben, als erst durch Karl I. das longobardische Reich zertrümmert und dadurch die Beute desselben gesichert wurde.

*) Siehe oben §. 6.

**) Siehe unten §. 48.

Später (842) wurde zwar durch die Kaiserin Theodora auch im oströmischen Reiche der Bilderdienst wieder hergestellt, allein mittlerweile hatte sich der größere Theil der Besitzungen der griechischen Kaiser in Italien vom Osten losgesagt und sich dem Westen zugewendet. Karl I. und seine Nachkommen regierten als Könige der Longobarden und Patrizier von Rom über den größten Theil Italien's, von den Alpen bis an die Grenzen Calabrien's. Auch der Herzog von Benevent mußte sich ihnen unterwerfen. Wie die übrigen Besitzungen Karl's I., so gingen dessen italienische auf seine Erben über, bis zum vierten Geschlechte. Im Vertrage von Verdun (843) fiel Italien Ludwig's Sohne, Lothar, zu. Nach dessen Tode erhielt sein ältester Sohn, Ludwig II., Italien (855), der zweite, Lothar II., alle Länder diesseits der Alpen, mit Ausnahme der Provence, welche, nebst den späteren Grafschaften Lyon und Savoyen, dem dritten Karl zugetheilt wurde. Ludwig II. eroberte, in Gemeinschaft mit dem griechischen Kaiser Basilius, die Feste Bari an der Ostküste Unteritaliens im Kampfe gegen die Araber (871), doch ging diese Eroberung nach Ludwig's Tode (875) schon bald wieder verloren. Karl der Kahle riß nach seines Bruders Tode den Besitz Italien's und der Kaiserkrone an sich. Karl der Dicke vereinigte [881], dem Namen nach, wieder das ganze karolingische Reich unter seiner Herrschaft. Er begab sich zwar [883] nach Italien, konnte aber dort nichts ausrichten.

Im Jahre 888 ließ sich Berengar I. von Friaul zum König krönen. Er war der Sohn der Gisela, der Tochter Ludwig's des Frommen. Drei Jahre darauf mußten dieselben Bischöffe, welche Gisela's Sohn als König von Italien anerkannt hatten, dessen Gegenkönige, Guido von Spoleto, huldigen [891]. Arnulf, der König der Deutschen, von Berengar I. herbeigerufen, kam in den Jahren 894 und 895 nach Italien. Dazumal hatten die Griechen die Küste beider Calabrien wieder besetzt, und die Städte Salerno, Amalfi und Capua zu einem Bündnisse gezwungen. In Rom stritten die Gegenpäbste Formosus und Sergius wider einander. Guido von Spoleto's Wittwe, Ingeltrude, behauptete die Kaiserwürde für ihren unmündigen Sohn. Arnulf rückte, ohne auf großen Widerstand zu stoßen, vor Rom, eroberte diese Stadt und ließ sich von Formosus zum Kaiser krönen. Da Arnulf aber schon im folgenden Jahre [896] nach Deutschland zurückkehrte, verlor er seinen Einfluß auf Italien so schnell, als er ihn gewonnen hatte. Lambert, der Sohn Guido's und Ingeltruden's, behauptete sich im Besitze der Lombardei und der Kaiserwürde bis zu seinem Tode [898]. Dann tauchte Berengar I. wieder auf. Viele Adelige riefen aber den König der Provence, Ludwig, zum König von Italien aus. Berengar I. überfiel, blendete ihn und sandte ihn nach der Provence zurück.

Berengar I. hatte übrigens wenig mehr als den Titel eines Königs. Ober- und Mittelitalien waren in der Gewalt zahlreicher kleiner Tyrannen. Rom war in den Händen eines unsinnigen Pöbels und Unteritalien wurde von griechischen Söldnern und Mohammedanern verwüstet. Die Päbste wurden von den Geistlichen, dem Adel und dem Volke erwählt. Das Volk war aber zu tief gesunken, um von seinem Wahlrechte einen unabhängigen Gebrauch zu machen, es war daher ein Werkzeug in den Händen herrschsüchtiger Adeliger. Drei Frauen, Theodora und ihre beiden Töchter Marozia und Theodora die jüngere, waren damals allgewaltig in der Siebenhügelstadt. Sie verschafften dem Erzbischoffe von Ravenna, einem früheren Geliebten der alten Theodora, die päbstliche Würde, welche er, unter dem Namen Johannes X., bekleidete. Er verband sich mit Berengar I. und verjagte die Mohammedaner aus einem Raubneste, das sie am Gariglano besaßen [916]. Doch vermochte er nicht, Berengar I. zu schützen, welchem der meuterische Adel Rudolph II. von Hochburgund entgegensetzte. Dieser wurde zwar nach Be-

rengar's I. Tode [921] allgemein als König der Longobarden anerkannt, wurde aber, gleich ihm, verrathen, als er seine königliche Würde geltend machen wollte. Er verließ daher bald schon wieder das Land [926]. Hugo, der Beherrscher von Burgund diesseits des Jura, trat an seine Stelle, überließ seinem Gegenkönig Rudolph II. die Provence oder Burgund diesseits des Jura, und hoffte, sich in Italien festzusetzen.

Marozia war in zweiter Ehe mit Hugo's Stiefbruder, Guido, vermählt. Später, nach Guido's Tode, ehelichte sie Hugo, welcher aber wenig Ehre und Freude von dieser Verbindung erntete. Marozia, welche den Pabst Johannes X. und zwei seiner Nachfolger auf die Seite geschafft, und ihren Sohn erster Ehe, unter dem Namen Johannes XI., auf den päbstlichen Stuhl erhoben hatte, — konnte oder wollte nicht verhindern, daß ihr jüngerer Sohn, Alberich, ihren dritten Gemahl, Hugo, aus Rom vertrieb. Marozia selbst wurde später von ihren beiden Söhnen in den Kerker geworfen. Hugo ehelichte nach Rudolph's II. Tode dessen Wittwe und verlobte ihre Tochter Adelheid mit seinem Sohne Lothar. Gegen Hugo's Heirathen, welche durchaus gesetzwidrig waren, hatten die Päbste, die ihm durch Marozia sehr nahe gebracht waren, natürlich nichts einzuwenden. Hugo brachte es aber mit allen seinen Verbindungen, seiner Schlauheit und Gewaltthätigkeit nicht weiter, als daß er [946] mit seinen Schätzen nach der Provence abzog. Sein Sohn Lothar durfte zwar in Italien bleiben, starb aber schon bald [950]. Berengar II., der Enkel und Erbe Berengar's I., wurde nach Lothar's Tode, oder vielleicht schon früher, zum Könige erwählt. Er steht im Verdacht, sich Lothar's durch Gift entledigt zu haben. Er wollte Lothar's Wittwe, die schöne Adelheid, zwingen, ihn zu ehelichen und hielt sie zu diesem Zwecke gefangen. Adelheid rief Otto I. um Hülfe an. Der König der Deutschen kam [951], vermählte sich mit Adelheid und errang zugleich mit ihrer Hand die römische Kaiserwürde.

Die Erwerbung und Behauptung Italien's wurde von nun an eine der Lieblingsbestrebungen der deutschen Könige. Deutsche Schwerter und römische Bannflüche kämpften miteinander. Deutschland litt unter den Anmaßungen seiner Könige nicht minder, als die Italiener unter denjenigen ihrer Päbste. Otto I., der Gatte Adelheid's, verband sich mit dem oströmischen Kaiser Nicephorus. Sein Sohn Otto ehelichte [972] die sechzehnjährige Schwester Basil's und Constantin's, der Söhne Romanus II. und Mitregenten des oströmischen Kaisers Zimisces, Theophania. Die Vermählung wurde in Rom gefeiert; nicht lange darauf [im Mai 973] starb Otto I. Sein Sohn und Nachfolger, Otto II., war schon sechs Jahre früher als römischer Kaiser gekrönt worden. Zwischen seiner italienischen Mutter und seiner griechischen Gattin waltete unglücklicherweise ein sehr schlechtes Verhältniß ob, welches die Stellung Otto's II. in Italien erschwerte. Erst im Jahre 980 konnte dieser über die Alpen ziehen. Er schloß mit seiner Mutter Frieden, eilte mit Theophania nach Rom und feierte [981] das Osterfest mit großer Pracht. Mit seiner Gattin Theophania vermeinte Otto II. die griechischen Besitzungen in Italien an sich gebracht zu haben. Er eroberte Apulien und Calabrien, schlug die Griechen bei Tarent, gerieth jedoch in einen Hinterhalt und entging nur mit Mühe der Gefangenschaft. Auf dem Reichstage zu Verona ließ Otto II. einen neuen Feldzug gegen die Saracenen und Griechen beschließen. Er starb aber in demselben Jahre, bevor er den Kampf beginnen konnte. Die Griechen dehnten jetzt ihre Macht in Italien wieder weiter aus. Die stolzen Adeligen drückten aller Orten, und insbesondere in der Nähe von Rom, das Volk. Crescentius hatte die Engelsburg inne und beherrschte von dieser aus die Stadt. Er hielt den Pabst, Johann XIV., gefangen, und ließ ihn zu Tode quälen [984].

Im Bunde mit dem Pabste Bonifacius VII. führte er fast ein Jahr lang eine Schreckensherrschaft, welcher das Volk nur theilweise ein Ende machte, indem es den verhaßten Pabst in Stücke riß und dessen Leiche durch die Straßen der Stadt schleifte. Crescentius setzte seine Gewaltthätigkeiten fort. Der Pabst Johann XV. floh (987) aus der Stadt, verband sich aber wieder mit dem Tyrannen, als Theophania in Italien erschien. Das einzige, was diese in Rom bewirkte, war die Beförderung einiger Griechen zu ansehnlichen Stellen. Erst fünf Jahre nach Theophania's Tode (991) rückte ihr Sohn, Otto III., nach Italien (996). Er ernannte seinen Vetter, Bruno, zum Pabste, ohne das Volk oder die Geistlichen Rom's zu Rathe zu ziehen. Doch da er seine Herrschaft auf ein Heer stützte, unterwarfen sich die Römer dem neuen Pabste, Gregor V., welcher Otto III. zum Kaiser krönte. Crescentius verblieb in der Engelsburg, jagte, sobald der Kaiser abgezogen war, den deutschen Pabst aus der Stadt und setzte einen andern an dessen Stelle. Gregor V. belegte von Pavia aus die Römer und Crescentius mit dem Banne, und brachte es dahin, daß Otto III. noch im Jahre 997 nach Italien zurückkehrte, welcher dem Gegenpabste, Johann XVI., die Augen ausstechen, Nase und Zunge abschneiden und ihn mit Schimpf und Schande durch die Stadt führen ließ. Crescentius wurde enthauptet. Diese Grausamkeit entfremdete die Römer dem deutschen Kaiser. Schon im folgenden Jahre verjagten sie Gregor V. Er starb in der Verbannung (991). Otto III. ertheilte den Römern Gerbert, seinen Erzieher, zum Pabste, welcher, unter dem Namen Sylvester II., den sogenannten Stuhl Petri bestieg. Nach dem Tode seiner Großmutter Adelheid, seiner Tante Mathilde und des Markgrafen Hugo von Tuscien, welche den wilden Leidenschaften Otto's III. einen Zügel angelegt hatten, kehrte dieser, im Sommer des Jahres 1000, nach Rom zurück, um diese Stadt, wie vor einem Jahrtausend, zum Mittelpunkte eines Weltreiches zu machen. Er verletzte dadurch die Deutschen, starb übrigens schon im Jahre 1002, ohne auch nur den geringsten Grund zu seinen weit aussehenden Plänen gelegt zu haben. Mit Mühe brachten die Deutschen die Leiche des Kaisers über die Alpen zurück. Die Italiener erhoben sich aller Orten gegen die deutsche Herrschaft. Die Bischöffe der Lombardei bewirkten, daß der Markgraf Arduin von Ivrea zum Könige der Lombardei ernannt wurde. Heinrich II., welcher Otto III. in dem Königreiche Deutschland folgte, konnte erst um Ostern 1004 nach Italien ziehen. In Pavia wurde er von dessen Bewohnern in seinem Pallaste angegriffen, die Stadt wurde zwar von den Deutschen, welche vor deren Mauern lagen, erstürmt, der König Heinrich II. gerettet, doch hatte er die Lust an Italien verloren und kehrte eiligst nach Deutschland zurück. Erst im Jahre 1013 entschloß er sich wieder zu einem italienischen Zuge. Er ließ sich und seine Gemahlin Kunigunde in Rom krönen (1014), machte dabei dem Papste allerlei thörichte Versprechen, unternahm aber nichts weder gegen seinen Gegenkönig in der Lombardei, noch gegen den Tyrannen von Rom, Johann, welcher, wie früher Crescentius, die Stadt beherrschte. Arduin starb (1015). Doch Johann behielt, Heinrich II. zur Schande, seine Herrschaft in Rom und die Normannen in Unter-Italien legten während seiner Regierung den Grund ihres Reiches, welches den römischen Kaisern später so großen Schaden that. Nicht umsonst wurde Heinrich II. von den Pfaffen heilig gesprochen, denn er war sein Lebenlang ihr Knecht. Auf seine Einladung kam der Pabst, Benedict VIII. nach Deutschland und er empfing ihn (1020) mit Ceremonien, welche dem Volke den Gedanken geben mußten, der Pabst stehe hoch über König und Kaiser und verdiene eine abgöttische Verehrung. Auf des Pabstes, Benedict's VIII., Wunsch, zog Heinrich II., im Jahre 1021, zum drittenmale nach Italien. In Unteritalien eroberte er mehrere Städte und zwang einen der mächtigsten longobardischen Fürsten, seine Oberhoheit anzuerkennen.

Doch, wie gewöhnlich, schmolz das deutsche Heer schnell zusammen. Heinrich II. beschäftigte sich in Italien, wie überall, mehr mit Kirchen und Klöstern, als mit der Verwaltung seines Staates und der Führung seines Heeres. Ohne seine Macht befestigt zu haben, kehrte er im folgenden Jahre (1022) nach Deutschland zurück und starb kinderlos im Jahre 1024.

Conrad II., sein Nachfolger, rückte im Jahre 1025 nach Italien. Er wurde in Mailand von dem Erzbischoff Heribert gekrönt, vermochte jedoch nicht, Pavia vor dem Winter 1027 zu belagern. Dann aber ergab sich ihm diese Stadt. In Rom ließ er sich um Ostern 1028 vom Pabste, Johannes XIX., zum Kaiser krönen. Doch standen sich in ganz Italien Deutsche und Italiener feindlicher, als jemals, gegenüber. In Unteritalien unterwarfen sich Benevent und mehrere andere Städte und Fürsten Conrad II. Dieser bestätigte die Schenkung der Grafschaft Aversa, welche der Herzog Sergius von Neapel dem Normannen Rainulf gemacht hatte, und trug dadurch selbst dazu bei, die erst im Werden begriffene Macht der Normannen in Unteritalien zu befestigen. Schon im Frühlinge 1028 mußte Conrad II. nach Deutschland zurückkehren. Während seiner Abwesenheit nahm das kaiserliche Ansehen in Italien mehr und mehr ab. In Oberitalien rissen einige wenige kleine Tyrannen alle Gewalt an sich. Besonders thaten sich unter ihnen die Bischöffe, namentlich der Erzbischoff Heribert von Mailand, hervor. Eine günstige Gelegenheit zur Ausbreitung ihrer Macht gaben ihnen einige strebende Geister, welche damals in Italien und anderen Ländern auftraten, die Laster der Geistlichkeit angriffen und dem ganzen christlichen Formenwesen den Untergang drohten. Die Bedrückungen der Großen brachte die kleinen Grundbesitzer zum äußersten. Im Jahre 1035 entstand ein offener Krieg der Einen gegen die Andern. Die Großen des Reiches, welche von den kleinen Grundbesitzern hart bedrängt wurden, riefen Conrad's II. Hülfe an. Der Kaiser kam, untersuchte auf dem Reichstage zu Pavia die Streitfrage, und ließ als den Hauptschuldigen den Erzbischoff Heribert verhaften. Die Italiener besannen sich aber bald wieder anders und vereinigten sich gegen Conrad II. Dieser kam dadurch in große Verlegenheiten, zog aber doch (1038) nach Rom, führte den, von den Römern verjagten, sittenlosen Pabst, Benedict IX., auf den sogeuannten Stuhl Petri zurück und sicherte den Normannen den Besitz der Grafschaft Aversa nochmals zu. In Oberitalien befolgte Niemand die Anordnungen des Kaisers. Conrad II. kehrte nach Deutschland zurück, nachdem sein Heer dermaßen zusammengeschmolzen war, daß er nichts mehr auszurichten vermochte. Bald darauf, im Juni 1039, starb dieser deutsche König und römische Kaiser zu Utrecht.

Heinrich III., sein Nachfolger und Sohn, zog erst im Jahre 1046 nach Italien. Der Erzbischoff Heribert war mittlerweile gestorben. In Rom standen sich die Päbste Benedict IX., Sylvester III. und Gregor VI. gegenüber. Benedict war im Jahre 1044 von Sylvester III. verdrängt worden, war aber bald nach Rom zurückgekehrt und hatte die päbstliche Würde an Gregor VI. verkauft. Eine Kirchenversammlung, welche der Kaiser nach Sutri berief, erklärte alle drei Päbste für unrechtmäßig. In Rom, wohin Heinrich III. eilte, ward darauf mit Zustimmung der Bischöffe, des Adels und des Volkes der Bischoff Suidger von Bamberg gewählt, welcher, unter dem Namen Clemens II., den päbstlichen Thron bestieg. Heinrich III. rückte dann weiter vor nach Unteritalien und bestätigte dort für eine ansehnliche Summe Geldes die Erwerbungen und Eroberungen, welche die normännischen Freibeuter, die Söhne Tancred's und der Graf Rainulf von Aversa daselbst gemacht hatten. Sobald der Kaiser nach Deutschland zurückgekehrt war, kam Benedict IX. wieder nach Rom und bemächtigte sich der päbstlichen Würde. Die Römer wagten nicht, ihn gegen den Kaiser zu unterstützen, viel-

mehr erkannten sie einen deutschen Bischoff, welchen Heinrich III. zu Clemens II. Nachfolger ernannt hatte, als Pabst an. Dieser starb eben so plötzlich, als sein Vorgänger Clemens II., schon drei und zwanzig Tage nach seinem Amtsantritte. Der Kaiser schickte dann einen anderen Bischoff nach Rom, welcher, unter dem Namen Leo's IX., gleichfalls als Pabst anerkannt wurde (1049).

Nicht lange konnte er sich aber halten, denn die Normänner traten ihm feindlich entgegen. Er floh nach Deutschland, kehrte mit einer Schaar Freiwilliger zurück, wurde bei Civitella auf's Haupt geschlagen und selbst gefangen (1053). Im folgenden Jahre starb Leo (1054). Der Kaiser ernannte darauf den Bischoff Gebhard von Eichstädt zum Pabste, welcher den Namen Victor II. annahm. Heinrich III. selbst folgte ihm, im Jahre 1055, nach Italien, wagte jedoch keinen Kampf mit den Normännern, kehrte im Herbste desselben Jahres nach Deutschland zurück und starb im folgenden (1056). Sein Sohn Heinrich IV. war erst sechs Jahre alt. Dessen Kampf mit dem Pabste Gregor VII. ist nicht blos für Italien und Deutschland, er ist für die Entwickelung der gesammten christlichen Kirche von der höchsten Bedeutung. Wir werden denselben bei der Darstellung der deutschen Geschichte schildern.*)

Um die italienische Geschichte dieses Zeitabschnittes abzuschließen, wenden wir uns nach Unteritalien, woselbst Lombarden und Griechen, Saracenen, Franken und Normänner um die Herrschaft stritten. Um 818 machte sich Benevent von der fränkischen Lehenherrschaft frei. Der griechische Statthalter Euphemius rief um 827 selbst die aglabitischen Araber nach Sicilien, welche nach einem 80jährigen Kampfe Herren der Insel wurden. Das Bündniß zwischen den Kaisern des Westens und des Ostens, in dessen Folge die Feste Bari [871] erobert wurde, war von keiner langen Dauer. Ludwig I. starb [875] und die griechischen Kaiser Basilius und sein Sohn Leo zogen für sich allein die Vortheile der gemeinschaftlichen Unternehmung. Apulien und Calabrien zerfielen in verschiedene kleine Herrschaften und mußten sich ihnen unterwerfen, desgleichen Salerno bis zum Berge Garganus [um 1000]. Bari ward die Hauptstadt dieser Provinz, welche Lombardei genannt wurde, um den Verlust dieses Landes zu beschönigen. An der Spitze derselben stand ein griechischer Statthalter, welcher den Titel Katapan [über Alles] führte. Die Städte Amalfi und Neapel neigten sich der griechischen, die Fürsten von Benevent, Salerno und Capua der lateinischen Oberherrschaft zu. Keine Küstenstadt war aber sicher vor den Saracenen, welche wiederholt Landungen machten, Festungen belagerten und Menschen und andere Beute mit sich fortschleppten.

In einer Höhle des Berges Garganus in Apulien, in welcher, der Sage nach, der Erzengel Michael seine Erscheinung gemacht haben soll, und welche daher von bethörten Gläubigen häufig besucht wurde, fanden sich einstmals [1016] normännische Krieger ein, welche dort ihre Andacht verrichteten. Zu ihnen trat Melus, ein angesehener Bürger von Bari, welcher seine Vaterstadt hatte verlassen müssen, weil er einen Aufstand gegen den griechischen Kaiser geleitet hatte. Auf seine Veranlassung kam eine kleine, aber muthige Schaar von Normännern über die Alpen, welche Melus mit Waffen und Pferden versah. Anfangs siegreich, wurden sie später von den Griechen geschlagen, und die wenigen Normänner, welche mit dem Leben davon kamen, setzten sich, unter Führung des Grafen Rainulf, in den Besitz von Aversa, welches damals eine kleine Burg im Gebiete von Neapel war. Mit ihrer Hülfe entriß später Sergius Neapel dem Prinzen von Capua, welcher die Stadt erobert hatte, und belehnte den Grafen Rainulf mit der Stadt und dem Gebiete von Aversa. Dort verstärkten die Normänner sich bald durch neue Schaaren,

*) Siehe §. 33.

die ihnen von nah und fern zuſtrömten, während die Macht der Griechen und der Saracenen in Unteritalien und Sicilien immer ſchwächer wurde. Als Söldner der griechiſchen Kaiſer brachten die Normänner den Saracenen auf Sicilien furchtbare Niederlagen bei. Doch da dieſen Kriegern kein Antheil an der Beute zugeſtanden wurde, kehrten ſie nach Averſa zurück und griffen Apulien an. Die Griechen wurden trotz ihrer Ueberzahl zweimal geſchlagen und konnten nur vier feſte Plätze: Bari, Otranto, Brunduſium und Tarent halten. Die Normänner beſetzten Apulien und Calabrien, theilten das Land in zwölf Grafſchaften und erhoben Melphi zu ihrer Hauptſtadt. Der erſte, welche dieſe Beſitzungen der Normänner als Oberſter unter den Gleichen beherrſchte, war Wilhelm Eiſenarm, welchen die Seinigen einen Löwen in der Schlacht, ein Lamm in Geſellſchaft und einen Engel im Rathe nannten. Der Kaiſer Conſtantin Monomachus ſuchte vergeblich die unwillkommenen Gäſte nach Aſien zu locken. Als ihm dieſes nicht gelang, ſchloß er einen Vertrag mit dem Pabſte Leo IX. und dem römiſchen Kaiſer des Weſtens Heinrich III. Den Ausfall der Schlacht bei Civitella haben wir bereits oben gemeldet.*) Der gefangene Pabſt zog ſich aus einem Bunde zurück, welcher ihm ſo großen Schaden brachte und beſtätigte die Eroberungen, welche die Normänner in Unteritalien gemacht hatten, wogegen dieſe ſeine Oberlehensherrlichkeit anerkannten. Robert Guiscard ſchloß, im Namen der Normänner, dieſen Vertrag mit Leo IX. ab. Der Pabſt Nicolaus II. verlieh ihm den Herzogstitel, welchen die Normänner beſtätigten. Von dieſer Zeit an wurden die tapfern Söhne des Nordens die feſteſten Stützen der römiſchen Päbſte. Capua, Salerno und Amalphi wurden hintereinander erworben: Amalphi, damals die bedeutendſte Handelsſtadt Italien's, berühmt durch die Erfindung des Compaſſes und durch ihre ausgebreitete Schiffahrt, Salerno, ausgezeichnet durch ſeine Arzeneiſchule. Robert Guiscard [Schlaukopf] war eben ſo tapfer in der Schlacht, als klug im Rathe. Er war der eigentliche Gründer des normänniſchen Reiches in Italien, welches vor ihm keinen feſten Boden hatte. Seine Gattin Sikilgaita ſtand ihm würdig zur Seite, und führte ſogar den Befehl über eine Schaar in der Schlacht.

Roger, der jüngſte der elf Brüder Robert Guiscard's, eroberte [1060–1090] Sicilien. Den zahlreichen Mohammedanern, welche ſich daſelbſt feſtgeſetzt hatten, geſtattete er freie Religionsübung und ſchützte ſie in ihrem Eigenthume. Der Pabſt ernannte Biſchöffe für die Inſel und erklärte die Fürſten von Sicilien für die erblichen und immerwährenden Legaten des heiligen Stuhles.

Der Beſitz von Apulien und Calabrien genügte dem Ehrgeize Robert Guiscard's nicht. Er verſuchte, das oſtrömiſche Reich zu erobern [1081], allein trotz ſeiner Feldherrngaben und der Tapferkeit ſeiner Getreuen war das Mißverhältniß der Macht beider Theile doch zu groß. Robert Guiscard mußte nach Italien zurückkehren [1082]. Der Sohn Robert's, Bohemund, konnte ſich nicht lange mehr im fremden Lande halten und gab den Krieg auf. Robert ſtarb [1085] auf der Inſel Cephalonia, im ſiebenzigſten Jahre ſeines Lebens. Sein zweiter Sohn, Roger, folgte ihm nach. Doch mit Robert Guiscard endete ſchon die kurze Blüthenzeit des normänniſchen Reiches in Italien. In dem Kampfe, welchen Heinrich IV. mit Gregor VII. führte, thaten ſich die Normänner Unter-Italien's als beſonders mächtige Bundesgenoſſen des Pabſtes hervor.

*) S. 94.

§. 33. Deutschland.

Seit den ältesten Zeiten ruhte auf der deutschen Nation das Joch des Adels. Doch niemals hatte sich die einherrschaftliche (monarchische) Gewalt in ähnlicher Weise befestigen und ausbreiten können, wie im römischen Reiche zur Zeit der Kaiser, oder wie im Osten zu allen Zeiten. Mehr als ein Jahrtausend zog über die deutsche Nation hinweg (von 624 vor Christus an),*) ohne daß sie in irgend einer Beziehung einen wesentlichen Fortschritt zum Besseren gemacht hätte. Allerdings eigneten sich die Grenznachbarn der Römer einige römische Bildung an, doch diese bereitete ihnen früher oder später ihren Untergang. Gerade diejenigen Stämme der Deutschen, welche, wie die Franken, die Allemannen, die Baiern, die Sachsen, die Friesen und Thüringer, sich von römischer Art und Weise ferne hielten, bewahrten am längsten ihre Selbstständigkeit und führten das Leben der deutschen Nation fort, nachdem Gothen, Burgunder, Longobarden, Alanen, Vandalen und andere Völkerschaften ihren deutschen Ursprung gänzlich vergessen hatten. Allein so sehr wir uns darüber freuen müssen, daß die genannten Stämme deutsche Sitte und deutsche Kraft bewahrten, so läßt sich doch nicht verkennen, daß die deutsche Sitte und Religion der Vorzeit furchtbar roh war. Die deutsche Nation konnte, wie die Erfahrung eines Jahrtausends bewies, die auf ihr lastende Adelsherrschaft durch eigene Kraft nicht brechen. Es mußten dieser neue Gegner erstehen, damit sie überwunden werden konnte. Diese waren die königliche Herrschaft und das Christenthum. Den Merovingern und Karolingern, im Bunde mit der christlichen Geistlichkeit gelang es, im Laufe der Jahrhunderte, die frühere Allgewalt des Adels im Schooße der deutschen Nation zu brechen. Ich gehöre weder zu den Verehrern der königlichen, noch der kirchlichen Gewalt. Allein als unparteiischer Geschichtschreiber muß ich auf die Thatsache hinweisen, daß diese beiden Gewalten es waren, welche, indem sie die Macht des Adels erschütterten, den Völkern die Möglichkeit gaben, sich zu entwickeln und eine Stellung einzunehmen, welche ihnen den Sieg über das Vorrecht kirchlicher und weltlicher Tyrannen sichert.

Die fränkischen Könige waren die ersten, welche einen dauernden Einfluß auf die Entwickelung des gesammten deutschen Volkslebens ausübten. In den ältesten Zeiten hatten die Franken keine Könige gehabt; um so drückender hatte aber auf ihnen das Joch des Adels gelastet. Die königliche Gewalt entwickelte sich erst spät aus den Heergeleiten, durch welche einzelne Adelige große Macht gewannen. Das Heergeleite, mit welchem Chlodwig sein Reich gründete, umfaßte, als solches, keineswegs den ganzen Stamm der Franken. Dieser blieb vielmehr, mit Ausnahme der abgezogenen jungen Mannschaft, nach wie vor auf dem rechten Ufer des Rheines, am Main und an der fränkischen Saale, bestehen und pflanzte sich bis auf die neuesten Zeiten fort. Allein später unterwarfen sich die fränkischen Könige die deutschen Stämme, welche auf dem rechten Ufer des Rheines sich ihre Freiheit bewahrt hatten, und übten einen mächtigen Einfluß auf deren Gesetzgebung und innere Verfassung aus. Die Franken, Allemannen, Thüringer und Baiern mußten sich mehr und mehr der königlichen Gewalt beugen. Die Sachsen und Friesen erhielten sich, selbst nach ihrer Unterwerfung durch Karl I., einen Theil ihrer ursprünglichen Gesetze. Bei den Ersteren wurde die Selbsthülfe und die Blutrache abgeschafft, die Letzteren ließen sich diese alten Gewohnheiten nicht gänzlich entreißen. In demselben Maße, als die Macht der königlichen Beamten zunahm, verminderte sich der Einfluß des Adels.

Hand in Hand mit den Königen gingen aller Orten die christlichen Geist-

*) Siehe Buch I. §. 86.

lichen. Unter den Aposteln, welche den Deutschen die Lehre Christi verkündeten, thaten sich besonders hervor Kolumban und Gallus, welche den Allemannen, Kilian, welcher den Thüringern, Emmeran und Ruprecht, welche den Baiern und Willibrord, der den Friesen predigte. Vor allen zeichnete sich aber Winfried aus, welcher Bonifacius (Wohlthäter) und Apostel Deutschland's genannt wurde. Dieser stützte sich hauptsächlich auf den römischen Pabst, der ihn (731) zum Erzbischoffe von ganz Deutschland ernannt und dem er Treue geschworen hatte. Ohne das Schwert der Merovinger und Karolinger, insbesondere Karl's I., würden die christlichen Geistlichen schwerlich große Fortschritte in Deutschland gemacht haben. Denn auf der Religion beruhte die Gesetzgebung und Verfassung der alten Deutschen. Nimmermehr würden sich diese unter das Joch der Kirche gebeugt haben, wenn sie dazu nicht durch die Gewalt der Könige gezwungen worden wären. Das Joch, welches die christliche Kirche den Deutschen auferlegte, war schwer. Sie mußten bei Todesstrafe fasten, den Zehnten bezahlen und sich mannichfaltigen Demüthigungen, Kirchenbußen u. s. w. unterwerfen; allein die Kirche drückte mehr auf den Adel, als auf die große Masse des Volkes. Die Sclaven und die Hörigen ließen sich gerne die christlichen Feiertage gefallen, da ihre Zeit doch nicht ihnen selbst, sondern ihren Herren gehörte. Der Adel, welcher alleiniger Grundbesitzer war, hatte ursprünglich allein den Zehnten zu entrichten. Ueberdies ist nicht zu verkennen, daß, wenn die christlichen Geistlichen den Deutschen auch manchen neuen Aberglauben statt des alten Heidenthumes beibrachten, die Grundsätze christlicher Liebe und Barmherzigkeit doch auch Wurzel faßten. Die Blutrache wurde hauptsächlich durch den Einfluß des Christenthums gemildert und nach und nach vollständig überwunden. Die Sclaverei wurde von den Kanzeln herab und im Beichtstuhle angegriffen. Was die Herren aus sittlichem Gefühle nie gethan haben würden, thaten sie häufig „zum Heile ihrer Seelen". Jahr ein, Jahr aus wurden Tausende von Sclaven unter Angabe dieses Grundes freigelassen. So lange es im deutschen Volke nur einen Despotismus gegeben hatte, denjenigen des Adels, war es nicht möglich, ihn zu brechen. Der Kampf der Freiheit begann, als verschiedene Despoten: Könige und Päbste, Adelige und Bischöffe mit einander stritten.

So lange die Merovinger und Karolinger zugleich über Frankreich und Deutschland herrschten, war die äußere Geschichte beider Reiche eine und dieselbe. Sie trennt sich erst, zur Zeit des Vertrages von Verdun (843),*) da Deutschland, welches früher theils in verschiedene staatlich geschiedene Stämme zerfallen, theils nur einen Anhang des Frankenreiches gebildet hatte, ein selbstständiger Staat wurde.

Ludwig's des „Frommen" Sohn, Ludwig der Deutsche, hatte im Osten gegen die Slaven zu kämpfen. Obodriten, Wenden, Wilzen und Slaven waren vom Osten her weit in Deutschland eingedrungen. Im Norden machten die Normänner feindliche Einfälle. Unter dem Fürsten Ratislav und dessen Neffen Zwentibold bildete sich in Böhmen und Mähren ein slavischer Staat, welcher zwar scheinbar die Oberhoheit des deutschen Königs anerkannte, allein stets bereit war, die Deutschen vom Osten her zu beunruhigen. Mit Ratislav verband sich Karlmann, Ludwig's des Deutschen ältester Sohn; sein Vater konnte nur dadurch größeres Uebel verhüten, daß er des Sohnes Gebiet erweiterte und ihm verzieh. Den Adeligen aber, welche sich mit Karlmann verbunden hatten, nahm Ludwig ihre Lehen. Unzufrieden mit diesem Vertrage versuchte Ludwig's zweiter Sohn, gleichen Namens, die Thüringer, Sachsen und die heidnischen Slaven in Böhmen gegen seinen Vater aufzuwiegeln. Doch es gelang Ludwig, den Sohn zu bewältigen [866]. Er theilte sodann seinem Sohne Ludwig II. Sachsen, Thü-

*) Siehe oben §. 31.

ringen, Friesland und Franken, Karlmann Baiern und die slavischen, avarischen und italienischen Nachbarländer, Karl dem Dicken Allemannien zu. Unter den drei Söhnen zeichnete sich Karlmann durch Tapferkeit und Umsicht am meisten aus. Ludwig der Deutsche starb im Jahre 876. Noch bei Ludwig's des Deutschen Lebzeiten hatte Karl der Kahle seinen Bruder mit Waffen bedroht. Nach des Vaters Tode schlug ihn Ludwig II. bei Andernach am Rhein. Karl der Kahle starb kurz darauf [877] und Ludwig II. gewann Lothringen. Hintereinander starben Karlmann [880] und Ludwig II. [882]. Karl der Dicke, Ludwig's des Deutschen jüngster Sohn, beherrschte dann ganz Deutschland.

Der Kampf zwischen der königlichen Gewalt und dem Einflusse des Adels wurde ununterbrochen fortgesetzt. Seit Karl I. hatte die königliche Macht in Deutschland stets abgenommen. Die Sachsen, die Thüringer und die Lothringer erhielten Herzoge, welche ihre Stämme mit Kraft vertraten. Karl der Dicke vereinigte in seiner Person zwar wieder sämmtliche Länder Karl's I., doch da ihm dessen Geist und Kraft gebrach, so war auch unter ihm das königliche Ansehen gering. Besonders verächtlich machte sich Karl der Dicke, als er die Normannen, im Jahr 882, vollständig einschloß und sie dennoch entließ gegen das Versprechen, sich taufen zu lassen, und nicht wieder zu kommen. Später ließ er den König der Normänner, Gottfried, ermorden und erregte durch diese und andere unedle Thaten die allgemeine Entrüstung des Volkes. Im Jahre 887 traten daher die angesehensten Männer des deutschen Volkes in Trebur, am Rheine, zu einem Reichstage zusammen und setzten ihren unwürdigen König ab. Statt seiner wählten sie Arnulf, einen unehelichen Sohn Karlmann's, des Bruders Karl's des Dicken. Der allgemein verachtete König mußte dem Manne der freien Wahl des Volkes weichen, und starb schon im folgenden Jahre [888].

Arnulf hatte Normänner und Slaven zu bekämpfen. An der Dyle, bei Löwen, schlug er die Ersteren, erstürmte ihr Lager und trieb sie flüchtig von dannen [891]. Im Jahre 894 zwang er den slavischen Fürsten Zwentibold, welcher das großmährische Reich gegründet und sich mit den Ungarn [Magyaren] verbündet hatte, zum Frieden. Nachdem Arnulf [893] zuerst über die Alpen gezogen war, rückte er [895] auf Rom, erstürmte die Stadt und setzte sich die Kaiserkrone auf's Haupt [896]. Wenige Jahre darauf starb er zu Oettingen in Baiern [899]. Der einzige eheliche Sohn Arnulf's, Ludwig, das Kind, war erst sechs Jahre alt. Dennoch wählten die Großen des deutschen Reiches [900] in Forchheim, woselbst sie sich versammelt hatten, Ludwig zum König, unter der Vormundschaft des Erzbischoffs Hatto von Mainz und des Herzogs Otto von Sachsen. Mannichfaltige Fehden, die natürlichen Folgen wilder, durch keine höhere Gewalt gezügelter, Leidenschaften, zerrütteten unser armes Vaterland. Mit besonderer Wuth stritten das babenbergische und das salische Geschlecht in Ostfranken. Von Osten her brachen die Ungarn in Deutschland ein. Der Herzog Luitpold von Baiern verfolgte sie bis in die Nähe von Preßburg und fand dort seinen Tod [907]. Wehrlos lag ganz Deutschland zu den Füßen des wilden Reitervolkes. Die Ungarn durchzogen Franken, Thüringen und Schwaben, schwammen über den Rhein und setzten selbst dort ihre Raubzüge fort. Als die Verwirrung und die Noth des Volkes die höchste Stufe erreicht hatte, starb Ludwig, das Kind.

Die Großen des Reiches erwählten im folgenden Jahre [912] den Herzog Conrad von Franken zum Könige. Er wollte das abtrünnig gewordene Lothringen, worunter damals alles Land vom Elsaß bis nach Friesland verstanden wurde, wieder zu Deutschland bringen, konnte jedoch nur das Elsaß, das Westrich und Utrecht wieder gewinnen. Ein blutiger Aufstand des Herzogs Heinrich von Sachsen schwächte und beschäftigte die Macht des Königs.

Herzog Arnulf von Baiern, gegen den Conrad ausgezogen war, floh zu den Ungarn und reizte sie auf, abermals in Deutschland einzubrechen. Conrad vermochte nicht, dem Sturme zu wehren, erkannte, daß die Macht der fränkischen Herzoge nicht genüge, das Reich zu schützen, und empfahl kurz vor seinem Tode [918] den Herzog Heinrich von Sachsen zu seinem Nachfolger. Im folgenden Jahre [919] wählten die Großen des Reiches auf der Versammlung zu Fritzlar den Herzog Heinrich von Sachsen zum König. Sein Haus blieb bis zum Jahre 1024 auf dem Throne. Heinrich I., mit dem Beinamen der Vogler, ließ sich von keinem Geistlichen salben und krönen, indem er erklärte, das sei nicht nöthig. Die Herzoge von Schwaben und Baiern, welche sich vom Könige unabhängig machen wollten, zwang er, ihm zu huldigen [920]. Bald darauf vereinigte Heinrich I. Lothringen wieder mit Deutschland [942]. Im selben Jahre fing er einen der mächtigen Fürsten der Ungarn, Namens Zoltan. Um ihn zu befreien, versprachen diese, neun Jahre lang Frieden zu halten. Heinrich I. nützte die Zeit, die Volksbewaffnung [den Heerbann], welche unter den früheren Königen ganz zerfallen war, wieder einzurichten, den Reiterdienst, der nicht gehörig gehegt worden, wieder in Aufnahme zu bringen und zahlreiche Burgen zum Schutze des Landes zu bauen. So legte Heinrich der Vogler zu gleicher Zeit den Grund zu einer kräftigen Landesvertheidigung und zu einem freien Bürgerthume. Denn aus den Burgen mit Mauern und Gräben entwickelten sich, unter dem Schutze wohlthätiger Gesetze, Städte mit freien und waffenkundigen Bewohnern, welche es eben so wohl verstanden, die Gewerbe des Friedens zu treiben, als den Feind von ihren Mauern fern zu halten. Die Länder an der Havel, Brandenburg, Meißen, Böhmen und die Lausitz waren damals von Slaven bewohnt, welche bei jeder Gelegenheit sich mit den Feinden Deutschland's, namentlich den Ungern, verbanden. Im Laufe von fünf Jahren [927—931] bezwang Heinrich I. alle die daselbst wohnenden Slaven und bestellte Grafen, welche die Marken [Grenzen] schützen sollten. Lange hatten die Deutschen schmachvollen Zins den Ungarn entrichtet. Nach Ablauf des mit ihnen geschlossenen, neunjährigen Friedens weigerte Heinrich I., ihn ferner zu zahlen. Es kam zum Kriege. Am achten September 933 schlug Heinrich die Ungarn, nachdem sie zuvor schon bei Sondershausen eine Niederlage erlitten, bei Merseburg, nahm ihr Lager, befreite viele Gefangene, die sie hinweggeschleppt hatten, und jagte sie zum Lande hinaus.

Wie im Osten, so waltete Heinrich I. auch im Norden mit Einsicht und Kraft. Er züchtigte den Dänenkönig Gorm für die Einfälle, die er in Deutschland gemacht, und zwang ihn, das Gebiet zwischen Eider und Slei abzutreten, woraus er die Markgrafschaft Schleswig machte. Auf seinem Sterbebette empfahl Heinrich der Vogler den Fürsten seinen Sohn Otto, den sie schon früher zu seinem Nachfolger gewählt hatten. Dieser wurde nach seines Vaters Tode [936] allgemein als König anerkannt. Das in Aachen versammelte Volk jauchzte der Wahl Beifall zu. Otto I. ließ sich von dem Erzbischoffe Hildibert von Mainz zum Könige salben und krönen. Herzog Boleslav von Böhmen fühlte zuerst die Schärfe seines Schwertes. Er mußte die Lehenspflicht erneuern und Zins geben. Als Otto I. gegen die drei Söhne des Herzogs Arnulf von Baiern, welche ihm die Lehenspflicht verweigerten, im Felde stand, brachen die Ungarn in Sachsen ein. Otto schlug sie und demüthigte dann die drei Fürstensöhne, welche sich wider ihn empört hatten. Der alte Zwist zwischen Franken und Sachsen brach auch wieder los. Eberhard, Herzog von Sachsen, verbündete sich mit Thankmar, Otto's I. Halbbruder, und gewann Heinrich, dessen vollbürtigen Bruder. Giselbert, Herzog von Lothringen, trat ihnen bei und rief den König von Frankreich zur Hülfe. Längere Zeit war Otto I. in großer Bedrängniß. Eber-

hard wurde erschlagen, Giselbert ertrank im Rheine [939]. Heinrich entfloh nach Frankreich. Thankmar war schon früher gefallen. Otto I. rückte in Frankreich ein und zwang dessen König zum Frieden. Lothringen unterwarf sich ohne Schwertstreich. Otto I. begnadigte Alle, die sich gegen ihn erhoben hatten. Heinrich gab aber seine herrschsüchtigen Pläne nicht auf. Dessenungeachtet vertraute ihm sein Bruder, Otto I., [945] das Herzogthum Baiern an. Seinem Schwiegersohne, dem fränkischen Grafen Conrad, verlieh Otto das Herzogthum Franken und später auch Lothringen, und seinem Sohne Ludolf das Herzogthum Schwaben. Sein eigenes Herzogthum, Sachsen, übertrug er dem tapferen Herrmann Billung. Schwer ruhte auf den slavischen und dänischen Grenznachbarn Otto's Arm. Die Ersteren suchte Otto I. nicht blos zu besiegen, sondern auch zu Christen zu machen. Harald, „der Blauzahn," König von Dänemark, wurde von Otto geschlagen, mußte sich taufen lassen und sein Reich dem deutschen Könige zu Lehen geben. Die Bisthümer Magdeburg und Havelberg sollten die Wenden, drei Bisthümer, die Otto I. in Jütland errichtete, die Dänen dem christlichen Glauben zuführen. Es läßt sich nicht leugnen, daß die Zeit, da die königliche Macht in Deutschland stark, für die Bildung, den Wohlstand und die Freiheit des Volkes unmittelbar weit förderlicher war, als da ihr Ansehen sank. Die Störer des Friedens, die Bedrücker des Volkes, waren die Adeligen. Das Volk war für sich allein zu schwach, diese in Ordnung zu halten; doch kräftige Könige thaten es. Die königliche Gewalt ruhte daher weit schwerer auf dem Adel, als auf dem Volke. Wie im Inneren, so konnten auch nach Außen hin die Interessen des Volkes nur durch eine kräftige, königliche Gewalt gefördert werden. Unter schwachen Königen wurden die Grenzprovinzen vom Reiche losgerissen und auch die best geschützten Theile des Landes von räuberischen Horden verwüstet. Starke Könige schlugen die fremden Räuber zurück, trugen den Krieg in feindliches Gebiet, erweiterten und sicherten die Grenzen des Reiches. Doch schwer ist es, das richtige Maß zu halten. Otto I. verstand dieses nicht. Was er im Westen, Norden und Osten Deutschland's gut gemacht hatte, verdarb er wieder, indem er seine Eroberungen jenseits der Alpen in Italien auszudehnen suchte, und nach einer Herrschaft trachtete, die ihn unfähig machte, Deutschland mit Nachdruck zu verwalten. Otto I. ließ sich durch den Hülferuf der schönen Adelheid, der Wittwe Lothar's, des Königs von Italien, bewegen, ihren Bedränger Berengar I. zu bekriegen [951]. Er wurde geblendet durch den Reiz der lombardischen Königs- und der römischen Kaiserkrone, und Deutschland mußte Jahrhunderte hindurch die Fehler büßen, deren Grund Otto I. gelegt hatte. Ein König war in Deutschland vollauf beschäftigt. Selten verging ein Jahr, ohne daß dieser oder jener Fürst, dieser oder jener Grenznachbar das Land mit Krieg überzog. Kaum war der Herzog Eberhard von Franken, waren des Königs Brüder Thankmar und Heinrich zu Paaren getrieben worden, als Herzog Conrad von Franken und Lothringen, der Pfalzgraf Arnulf von Baiern, und Otto's eigener Sohn Ludolf sich mit den Ungarn verbanden, um den König zu stürzen. Arnulf ward erschlagen, der Aufstand erdrückt. Otto I. nahm dem Herzog Conrad Lothringen, ließ ihm aber Franken. Seinem Sohne Ludolf verzieh er, doch nahm er ihm sein Herzogthum Schwaben. Die Ungarn verwüsteten das Land. Am neunten August 955 wurde die Schlacht auf dem Lechfelde geschlagen, in welcher dieselben eine furchtbare Niederlage erlitten. Seitdem hüteten sie sich, Deutschmit ihren Heereszügen zu beunruhigen.

Am sechzehnten Oktober desselben Jahres schlug Markgraf Gero die Wenden und in den Jahren 958 und 959 die Polen unter ihrem Herzoge Miesiko. Auf dem Reichstage zu Worms [961] billigten die deutschen Fürsten den Plan Otto's I., nach Italien zu ziehen und das römische Kaiserthum mit der deutschen Königs-

würde zu verbinden. Er that es, wie wir oben*) bereits erzählt haben. Sein Sohn Otto war schon auf dem Reichstage zu Worms zu seinem Nachfolger in Deutschland erwählt worden. Otto I. vermählte ihn (972) mit der griechischen Kaiserstochter, Theophania. Bald darauf starb er (973) im ein und sechzigsten Jahre seines Lebens. Otto II., sein Sohn, knüpfte an seine Ehe mit der griechischen Fürstentochter weitaussehende Pläne. Deutschland's glaubte er sicher zu sein, Italien, welches sein Vater theilweise gewonnen hatte, gedachte er ganz zu erobern. Doch zuerst hielt ihn der Herzog Heinrich von Baiern, der Zänker, der sich mit den Polen, Böhmen und Dänen gegen ihn verbunden hatte, zurück. Otto II. nahm den Baierherzog gefangen (975), schlug die Böhmen und die Dänen, und als Heinrich seiner Haft entkam, wurde er ein zweitesmal gefangen und Otto gab dessen Herzogthum seinem Vetter Otto von Schwaben. Im Kriege, welchen die Franzosen wegen Lothringen's begannen, drang Otto II. bis Paris vor und zwang den König von Frankreich (980) zu schwören, daß Lothringen fortan deutsch bleiben sollte. Jetzt endlich konnte Otto nach Italien ziehen. Nach einigen Erfolgen wurde er bei Basantello, unweit von Tarent, (982) geschlagen und entging mit Mühe der Gefangenschaft. Mittlerweile hatten die Sachsen mit den Slaven und die Oesterreicher mit den Ungarn zu kämpfen. Otto II. aber rüstete sich zu einem zweiten Zuge nach Unteritalien. Bevor er dahin gelangt war, starb er an den Folgen einer früher erhaltenen Wunde (983).

Otto III., sein Sohn, wurde gerade in Aachen zum Könige gesalbt, als dort die Nachricht von seines Vaters Tode eintraf. Herzog Heinrich brach aus seiner Haft und nahm das königliche Kind zu sich, doch wurde er bald gezwungen, Otto III. seiner Mutter Theophania und seiner Großmutter Adelheid herauszugeben. Die Eine flößte ihm Vorliebe für Italien, die Andere für orientalische Sitten und Gewohnheiten ein. Beide nährten in ihm mehr den Sinn für die Fremde, als die Liebe zum deutschen Vaterlande. Rom, die Stadt ehemaliger Größe, in welcher Otto III. seine Herrschaft befestigte, war ihm lieber, als alle aufblühenden Städte Deutschland's. Dort wollte er den Sitz seines Reiches errichten. Vor seinem Tode erkannte er übrigens noch den Wankelmuth der Römer, die ihn in seinem Pallaste drei Tage lang belagerten; allein zu spät. Er starb, zwei und zwanzig Jahre alt, wahrscheinlich an italienischem Gifte [1002]. Mit der Hülfe der Geistlichen, deren Knecht er sein ganzes Leben hindurch war, wurde Heinrich, Herzog von Baiern, der Sohn des Herzogs Heinrich, welcher wegen seines streitsüchtigen Charakters „der Zänker" genannt worden war, zum deutschen Könige erhoben. Er mußte den Thüringern eine herkömmliche Abgabe erlassen und den Sachsen und Lothringern feierlich schwören, ihre alten Rechte und Gesetze nicht anzutasten. Mit dem Markgrafen Hezilo von Schweinfurt, dem Herzoge Boleslaw von Polen und mit Ernst, dem Sohne des Markgrafen von Oesterreich, hatte Heinrich II. langwierige Kriege zu führen. Erst im Jahre 1018 kam zu Bautzen ein endlicher Frieden mit Polen zu Stande. Die Adeligen suchten dadurch, daß sie ihre Aemter und Lehen erblich machten, die Geistlichen durch Einführung der Ohrenbeichte, des Kirchenbanns und des Interdicts ihre Gewalt zu vermehren. Auf der anderen Seite gewann aber auch das Bürgerthum in den Städten immer festeren Grund und Boden. König Heinrich II. vermochte es, weder den Uebermuth des Adels zu beugen, noch den Anmaßungen der Geistlichkeit die Spitze zu bieten. Er gestattete den Städten, sich frei zu entwickeln, weil er nicht Scharfsinn genug besaß, zu erkennen, daß sie die stärksten Bollwerke des Wohlstandes, der Bildung und der Freiheit werden würden. Dreimal zog Heinrich II. nach Italien, ohne etwas Er

*) Siehe §. 32. Seite 91 f.

hebliches auszurichten. Im Jahre 1018 schloß er mit seinem Oheime mütterlicher Seite, dem Könige Rudolph III. von Burgund, einen Vertrag, demzufolge dieses Reich nach Rudolph's Tode mit Deutschland vereinigt werden sollte. Heinrich starb vor Rudolph [1024]. Er wurde später [1151] von den Pfaffen, denen er gedient hatte, heilig gesprochen. Hätte er, statt ihnen, seinem Volke oder der Menschheit gedient, so wäre seinem Gedächtnisse diese Ehre nicht zu Theil geworden. Heinrich II. hatte zwar in der Ehe gelebt, jedoch aus falsch verstandener Frömmigkeit dem Sinne und der Bedeutung derselben Hohn gesprochen, indem er sich rühmte, nie die Keuschheit seiner Gemahlin verletzt zu haben. Er starb kinderlos, der letzte Sprosse des sächsischen Stammes, welcher so glorreich mit Heinrich I. begonnen hatte.

Heinrich I., der Vogler, bedurfte keines Geistlichen, ihm die Königskrone auf's Haupt zu setzen, denn er herrschte mehr durch die Kraft seines Geistes, als den äußeren Mummenschanz. Heinrich II., sein armseliger Urenkel, fand in sich selbst keine Stütze und verließ sich daher auf schlaue Geistliche, die ihn beherrschten.

§. 34. Fortsetzung.

Bei Oppenheim am Rheine wählten die Fürsten den Herzog Conrad von Franken zum König. Mit ihm kam das fränkische Haus auf ein Jahrhundert [von 1024–1125] auf den deutschen Thron. Es stand an Kraft und Herrschergaben dem sächsischen nicht gleich. Conrad zog bald schon [1027] nach Italien, traf in Rom den König Kanut von Dänemark und schenkte ihm, in unsinniger Verblendung, die mit deutschem Blute eroberte und mit deutschem Fleiße bisher erhaltene Mark Schleswig; und wie im Norden, so erzeigte Conrad II. auch im Süden den schlimmsten Feinden der deutschen Nation Wohlthaten, indem er den Normannen den Besitz der von ihnen in Unteritalien eingenommenen Landstriche bestätigte. Mit dem Herzoge Ernst von Schwaben, seinem Stiefsohne, den luitizischen Slaven, [1028], und den Polen [bis 1032] hatte Conrad II. Streitigkeiten zu schlichten und Kriege zu führen. Als König Rudolph III. von Burgund [1032] starb, wählten, um ihr altes Volksrecht zu behaupten, die burgundischen Stände Conrad II. zum König. Der Graf Odo von Champagne, welcher ihm anfangs widerstand, mußte ihm weichen. Burgund wurde mit Deutschland vereinigt [1034]; doch behielt das Land seine Verfassung und seine Stände besuchten die deutschen Reichstage. Auf seinem Zuge nach Italien (1037) empfing Conrad den Keim seines Todes. Er starb 1039 zu Utrecht. Sein Sohn, Heinrich III., welcher zu des Vaters Lebzeiten die Herzogthümer Baiern und Schwaben und das Reich Burgund verwaltet hatte, folgte ihm nach. Heinrich III. gedachte, die Macht der Herzoge vollständig zu brechen, indem er die Herzogthümer nicht wieder vergab, vielmehr in seiner eigenen Gewalt behielt. Er machte sich dadurch alle Großen des Reiches zu Feinden und sah am Ende ein, daß er besser thue, die Herzogthümer wieder an Fürsten zu verleihen. Doch deren Uebermacht zu verhüten, war er eifrig bedacht. Nach des Herzogs Gozelo I. von Lothringen Tode [1044], theilte Heinrich III. das Land unter dessen beide Söhne und als der ältere Gottfried sich dagegen erhob, nahm er ihn gefangen und gab ihm das Lehen erst 1046 wieder. Die übrigen Herzogthümer, welche erledigt waren, gab Heinrich, ohne Rücksicht auf Verwandtschaft, Männern, auf die er glaubte, sich vollständig verlassen zu können. Baiern verlieh er [1053] an seine Gemahlin Agnes. Ihm, als einem kräftigen, durch die äußeren Verhältnisse begünstigten Manne mochte es gelingen, die königliche Gewalt, gegenüber der herzoglichen, zu stärken. Allein Heinrich bedachte nicht, daß ungünstigere Verhältnisse eintreten und ein schwächerer König ihm nachfolgen

könne. Die ganze Verfassung Deutschland's widerstrebte der königlichen Gewalt. Die Großen des Reiches wählten den König und besaßen in diesem Wahlrechte die Macht, ihm Gesetze vorzuschreiben. Nur die erbliche Monarchie kann eine unumschränkte sein. In dem Wahlreiche nehmen die Wahlberechtigten eine viel zu feste Stellung ein, als daß der König unabhängig von deren gutem Willen einen hohen Grad von Macht entwickeln könnte. Zu häufig hatten übrigens, seit dem Vertrage von Verdun, die deutschen Könige ihren Tod gefunden, bevor erwachsene Söhne ihre Stelle einnehmen konnten, als daß durch die Gewohnheit das Wahlreich in das erbliche hätte übergehen können. Die Herzoge, Grafen und Herren, welche dem Volke näher standen, als die Könige, wußten sich inniger, als diese, mit ihren Unterthanen zu verbinden. Die Könige hatten dazumal den schwersten und gefährlichsten Dienst zu versehen und eben deshalb starben ihre Geschlechter in Deutschland häufiger aus, als diejenigen des übrigen Adels. Die Männer der Freiheit können sich freuen, daß im Kampfe zwischen der königlichen und herzoglichen Gewalt, wie im Streite zwischen der weltlichen und der kirchlichen Macht, beide Theile sich so lange gegenseitig schwächten, bis das Volk kräftig genug geworden war, sämmtlichen bevorzugten Ständen entgegen zu treten. Der Kampf zwischen den bevorzugten Ständen unter sich füllt ein Jahrtausend aus. Erst in der französischen Revolution des achtzehnten Jahrhunderts trat ein Volk mit Selbstbewußtsein seinen Bedrückern entgegen.

Heinrich III. war zwar ein gläubiger Christ, und war in allen den Vorurtheilen eines solchen befangen. Er setzte seine Krone nie auf das Haupt, ohne zuvor gebeichtet zu haben, und bemühte sich eifrig, das Christenthum unter den Heiden weiter auszubreiten. Dennoch erkannte er mit klarem Blicke den verwilderten und verdorbenen Zustand der Kirche. Die meisten Kirchenämter wurden mit Geld erkauft und wurden um der mit denselben verbundenen Pfründen, Würden und Ehren willen verwaltet. In Rom, dem obersten Sitze der Geistlichkeit, war die Verwirrung am größten. Mit Gewalt erzwang Heinrich III. auch dort sich Gehorsam. Zu seiner Zeit hätte es kein Pabst gewagt, den Kaiser abzusetzen. Heinrich III. ließ aber auf einmal [1046] drei Päbste absetzen. Die Römer schworen ihm, nie ohne Erlaubniß der deutschen Könige einen Pabst zu wählen, und so lange Heinrich III. lebte, wurde dieser Eid nicht gebrochen. Allein was durch die Gewalt des Eisens erzwungen wird, dauert nicht länger, als der Zwang. Wenn Heinrich III. der Mann gewesen wäre, richtigere Ansichten über die Geistlichkeit, ihre Pflichten und ihren Beruf, über Menschenwerth und Christi Lehre zu verbreiten und wenn er seine Gewalt auf diese richtigere Grundlage gesetzt hätte, — dann wäre sein Werk von Dauer gewesen. Doch Heinrich III. war zwar ein kräftiger König, allein kein aufgeklärter Mann und kein strebender Geist. Er verlangte sogar, als Gottfried von Lothringen sich zum zweitenmale wider ihn erhob, daß der Pabst den Bannfluch auf Gottfried schleudere, ohne vorauszusehen, daß derselbe Fluch auch gegen Könige und Kaiser gerichtet werden könne. Mit den Ungarn hatte Heinrich III. lange zu kämpfen. Erst im Jahre 1056 wurde ein dauernder Friede mit ihnen geschlossen, in welchem Ungarn von dem deutschen Lehensverbande frei gesprochen wurde. In demselben Jahre starb Heinrich III. im Alter von acht und dreißig Jahren. Sein Sohn, Heinrich IV., war erst sechs Jahre alt. Die Kaiserin Agnes führte über ihr Kind die Vormundschaft. Ihr raubte der Erzbischoff Hanno von Köln und andere mit ihm verschworene Große des Reiches den Sohn, um in dessen Namen herrschen zu können. Der Erzbischoff Adalbert von Bremen gesellte sich Hanno bei und übte den verderblichsten Einfluß auf das junge Gemüth des Königs aus. Die beiden Erzbischöffe verschleuderten im Namen des gefangenen Königs die Güter des Reiches und wehrten nirgends der

Selbsthülfe, welche kecker, als jemals zuvor, einherschritt. Im Jahre 1065 ließ Adalbert den jungen König zu Worms wehrhaft machen. Heinrich IV. wurde dadurch für fähig erklärt, selbst zu regieren, allein er war es nicht. Willkürlicher, als zuvor, herrschte statt seiner der Erzbischoff Adalbert. Heinrich IV. aber führte ein schwelgerisches und sittenloses Leben zu Goslar. Die kräftigsten und umsichtigsten Könige Deutschland's hatten Mühe gehabt, den stolzen Adel in den Schranken der Gesetze zu halten. Die Verschiedenheit der Stämme und die sich häufig kreuzenden Forderungen der bevorzugten Geschlechter erforderten zu allen Zeiten schonende Rücksicht und kraftvolle Wahrung des Rechtes. Besonders feindlich standen sich, seit den Zeiten Karl's I., Franken und Sachsen gegenüber. Die Eifersucht zwischen beiden Stämmen war dadurch noch erhöht worden, daß abwechselungsweise sächsische und fränkische Fürsten auf den Königsthron erhoben wurden. Die sächsischen Fürsten weigerten sich plötzlich, dem Könige die zu seiner Hofhaltung erforderlichen Lebensmittel zu liefern. Zu Trebur versammelten sich die Großen des Reiches und zwangen Heinrich IV., seinen Rathgeber, den Erzbischoff Adalbert, zu entlassen. Damit nicht zufrieden, verwüsteten die sächsischen Fürsten das Erzstift dieses Bischoffs und nahmen ihm alle seine Güter. Heinrich IV. ergrimmte, baute immer mehr feste Burgen im Lande der Sachsen und gedachte, sie mit deren Hülfe zu bändigen. Aeußerem Zwange, nicht der eigenen Wahl folgend, ehelichte Heinrich IV. in demselben Jahre (1066) die ihm verlobte Braut, Bertha, die Tochter des Markgrafen von Susa. Bald schon wandte er sich von ihr ab und wollte von ihr geschieden sein. Der päbstliche Gesandte, Petrus Damiani, widersetzte sich. Der elende König fügte sich und lebte dann mit der Frau, welche er so schwer verletzt hatte. Doch nicht alle Menschen, mit denen Heinrich IV. zu verkehren gezwungen war, hatten mit ihm dieselbe Geduld und widmeten ihm dieselbe Liebe, wie Bertha. Leidenschaftlich und ungerecht, wie er gegen seine Gattin gewesen war, waltete er auch in den Angelegenheiten des Staates. Besonders hatte er auf die Sachsen und Thüringer seinen Groll geworfen. Vergebens machten ihm diese ernste Vorstellungen. Auf's Aeußerste gebracht, rückten die Sachsen in hellen Haufen vor Goslar, wo Heinrich IV. damals wohnte. Er flüchtete nach Harzburg. Die Sachsen folgten ihm nach. Noch einmal entfloh der König; allein sein Muth war gebrochen. Stolz, wie er früher gewesen war, verzagte er jetzt. Er warf sich den zu Hersfeld versammelten Fürsten zu Füßen und bat sie um Hülfe gegen die Sachsen. Statt wider die Polen, zog Heinrich IV. wider die Sachsen zu Felde und warb selbst die Luitizen und Dänen gegen sie. Mehr und mehr sank Heinrich IV. in der öffentlichen Meinung. Da er mit den Fürsten zerfallen war, suchte er einen Stützpunkt in den Städten zu finden. Doch auch diese wollten ihm nicht in unrechten Dingen beistehen. Er mußte 1074 zu Gerstungen mit den Sachsen Frieden schließen und seine Burgen in deren Lande niederreißen. Mit Vergnügen ergriff der König die Gelegenheit, welche ihm die Sachsen boten, indem sie bei Niederreißung seiner Zwingburgen ein Kloster verbrannten und einige alte Gebeine umherstreuten. Er hörte nicht auf die Entschuldigung der sächsischen Fürsten, vielmehr überzog er sie mit einem zahlreichen Heere und schlug sie (1075) bei Hohenburg an der Unstrut.

Heinrich IV. verstand es nicht, diesen Sieg mit Mäßigung zu benützen. Er brach das Versprechen, das er den sächsischen Fürsten gegeben hatte, sie nicht an Leib und Leben, Ehre und Freiheit zu kränken, nahm ihnen ihre Güter, ließ sie gefangen bis nach Burgund führen, baute seine Zwingburgen wieder auf und drückte die Sachsen und Thüringer schwerer, als zuvor.

Heinrich IV. hatte die sächsischen Fürsten in einer Schlacht besiegt, allein er hatte weder ihre, noch ihres Stammes Macht gebrochen. Er hatte gesiegt, nicht

durch seine überlegene Geisteskraft, sondern durch die Gunst der Verhältnisse und die Stärke des Aberglaubens, welcher in der Verbrennung eines Klosters einen größeren Frevel sah, als in der Verwüstung und Knechtung ganzer Länder, und welcher die Zerstreuung modernder Gebeine für weit sündhafter hielt, als die Ermordung lebender Menschen. Wie gefährlich es ist, sich auf die Gunst des Augenblickes und die Macht des Aberglaubens zu verlassen, sollte Heinrich in einer anderen Fehde, in seinem Kampfe mit dem Papste, Gregor VII., erfahren. Seit dem Jahre 1073 war dieser kecke und schlaue Priester, welcher früher Hildebrand geheißen hatte, auf den päbstlichen Stuhl gekommen. An Herrschsucht standen beide Gegner sich gleich. An Ausdauer, Scharfblick und Gewandtheit war der Pabst dem Könige bei weitem überlegen. Wie Heinrich IV., so wollte auch Gregor VII. unumschränkt herrschen. Doch der Pabst verstand es besser, als der König, seine Herrschsucht zu verhüllen und den Schein der heiligsten und edelsten Bestrebungen anzunehmen. Während zu Heinrich's III. Zeiten kein Pabst ohne Zustimmung des Kaisers gewählt werden durfte und noch nie ein Pabst es gewagt hatte, Gericht über Könige und Kaiser zu halten, ließ Gregor, welcher wohl wußte, in welchem Mißverhältniß Heinrich mit den Großen seines Reiches stand, diesem sagen, er solle nach Rom kommen, um sich dort über die Verbrechen zu rechtfertigen, deren er angeklagt sei; komme er nicht, so treffe ihn der Bann. Solche Sprache war noch niemals einem deutschen Könige gegenüber geführt worden. Heinrich IV. versammelte die deutschen Bischöffe in Worms und ließ durch diese den Pabst absetzen. Gregor VII. antwortete, indem er den Bannfluch auf den König schleuderte. Er entband alle Deutschen des, Heinrich IV. geleisteten Eides, und setzte diesen ab.

Leidenschaft ist zu allen Zeiten blind, benützt jedes Mittel, mit dessen Hülfe sie ihr Ziel zu erreichen hofft und bedenkt nicht die Folgen. Alle Feinde des Königs frohlockten. Sie waren in der Mehrzahl auf dem Reichstage zu Trebur (1076) und sprachen dort den Grundsatz aus, der Pabst habe das Recht, den deutschen König abzusetzen. Mit Mühe verhinderte Heinrich IV., daß die Fürsten nicht einen anderen König wählten. Sie erklärten ihm unumwunden, er sei der Krone verlustig, wenn er sich nicht binnen Jahresfrist vom Banne löse. Wie früher zu Hersfeld, so verlor Heinrich IV. auch jetzt zu Trebur allen Muth und alles männliche Selbstgefühl. Er eilte mit wenigen Getreuen nach Italien, wies alle Anerbietungen der Hülfe, die ihm gemacht wurden, von der Hand und folgte dem Pabste nach Canossa, einer Felsenburg, welche der Gräfin Mathilde von Tuscien gehörte und wohin sich Gregor VII. geflüchtet hatte.

Im Januar 1077 erschien dort der deutsche König und wurde auf seine demüthige Bitte eingelassen, doch nicht um vor den Pabst zu treten. Drei Tage und drei Nächte lang mußte Heinrich IV. barfuß und im Büßerhemde im Schloßhofe stehen. Endlich löste Gregor auf die Bitte seiner Geliebten, der Markgräfin Mathilde von Tuscien, der Wittwe Gottfried's des Buckeligten von Lothringen und Nichte Heinrich's III., welche über die reichsten Länder Italien's, zwischen der Tiber und dem Po, gebot, Heinrich vom Banne, jedoch nur unter der Bedingung, „daß er schwöre, den Spruch seiner Richter, des Pabstes und der Reichsversammlung, in Geduld zu erwarten und sich demselben zu unterwerfen." Menschliches Mitgefühl mag den unglücklichen König der Deutschen bedauern, und ein gerechter Sinn mag den Uebermuth des Pabstes tadeln. Der Mann der Freiheit, welcher von dem Standpunkte des neunzehnten Jahrhunderts die Ereignisse der Vergangenheit erwägt, sieht in der Anmaßung des Pabstes, wie in der Demüthigung des Königs die ersten Keime des Zwiespalts zwischen der königlichen und päbstlichen Gewalt, welche mehr als drei Jahrhunderte hindurch auf's engste verbunden

gewesen war. Hätte dieser Bund länger fortgedauert, so wäre ohne Zweifel diese Doppelgewalt immer mächtiger geworden und hätte die erst im Werden begriffene Macht des Volkes nicht aufkommen lassen. Der Streit zwischen dem deutschen Könige und dem Pabste forderte die Völker zuerst auf, über die Grenzen der Machtvollkommenheit beider nachzudenken. Wir können daher in den Heulerton nicht einstimmen, in welchem gewöhnlich die Demüthigung Heinrich's IV. vorgetragen wird. Heinrich IV. war ein Tyrann. Ihm gebührte eine strenge Lehre. Daß sein Volk nicht die Kraft und die Einsicht besaß, ihm diese zu geben und daß ein frecher Pabst sich anmaß, dieses zu thun, ist zu bedauern; doch was konnte vom elften Jahrhundert erwartet werden? Von dem Jahrhunderte der Selbsthülfe und des Aberglaubens, weltlicher Gewaltthat und geistlicher Verdummung?

Die deutschen Fürsten hatten alles eher erwartet, als was Heinrich und Gregor gethan. Sie traten (im März 1077) in Forchheim zusammen und beschlossen auf den Antrag der päbstlichen Gesandten: „Die Wahl der Bischöffe solle fortan in Deutschland nicht mehr vom Könige abhängig sein und die Belehnung unentgeldlich geschehen, die deutsche Krone aber solle nicht durch Erbrecht vom Vater auf den Sohn kommen, sondern freier Wahl vorbehalten sein." Darauf wählten sie Rudolf, den Herzog von Schwaben, zum Könige. Doch die Fürsten hatten das Maß bis zum Ueberlaufen gefüllt. Die öffentliche Meinung trat ihnen entgegen. Gregor VII. wollte noch weiter im Trüben fischen und lud beide Könige vor sich zur Rechenschaft.

In der Hoffnung, daß Rudolf den Sieg davon tragen würde, sandte ihm der Pabst eine Krone mit der Inschrift: „Christus gab dem Petrus, Petrus die Krone dem Rudolf." Heinrich IV. mußte Bürgern und Bauern jetzt gute Worte geben, daß sie ihm die verlorene Krone wieder erobern halfen. Der Kampf entbrannte aller Orten. Bei Mellrichstadt in Franken (1078) und bei Wolksheim an der Elster (1080) wurden zwei unentschiedene Schlachten geschlagen. Doch in der letzteren fiel Rudolf. Sterbend warf dieser Fürst den Bischöffen vor, daß sie die Ursache seines Meineides und seines Todes seien. Heinrich IV. erkannte bald, daß sein gefährlichster Feind in Rom sei. Dreimal belagerte er vergeblich die Stadt. Das viertemal [1084] eroberte er sie. Gregor VII. blieb auch dann unversöhnlich. Heinrich IV. ließ Clemens III. zum Pabste wählen und sich von diesem zum Kaiser krönen, schloß Gregor VII. in der Engelsburg ein, mußte aber aus Rom abziehen, als die Normänner auf Gregor's Hülferuf herbeieilten. Diese plünderten und mordeten und trieben die Römer zum Aeußersten. Die Bürger erhoben sich im Kampfe gegen Gregor's Verbündete. Im Zorne ließ Robert Guiscard, der Normannenfürst, Rom anzünden. Gregor VII. konnte sich nicht länger in der Stadt halten, floh nach Salerno und starb dort, unter neuen Flüchen, die er auf Heinrich IV. schleuderte [25. Mai 1083]. Heinrich's IV. schlimmste Feinde in Deutschland: Otto von Nordheim und der Erzbischoff von Mainz, starben in den Jahren 1082 und 1084. Der Graf Hermann von Luxemburg, den ihm die Fürsten nach Rudolf's Tode als König entgegengesetzt hatten, konnte sich nicht behaupten und unterwarf sich dem Kaiser [1087]. Markgraf Eckbert, der dann dem Kaiser entgegentrat, fiel (1089) durch Meuchelmord. Die Fürsten wandten sich der steigenden Glückssonne Heinrich's IV. wieder zu.

In Italien war Desiderius zum Pabste erwählt worden und bestieg den s. g. Stuhl Petri unter dem Namen Victor III im Mai 1086. Er vermochte jedoch nicht gegen Clemens III. aufzukommen und starb im März 1087 im Kloster zu Monte Cassino. Ein Jahr darauf kam die Wahl Urban's II. zu Stande, welcher bewirkte, daß die drei und vierzig jährige Gräfin Mathilde von Tuscien, die alte

Freundin Gregor's VII., nach dessen Tode dem achtzehnjährigen Sohne des Herzogs von Baiern, Welf V., ihre Hand reichte (1089).

Im April 1090 erschien Heinrich IV. wieder in Italien, nahm (1091) die bedeutendste Festung der Mathilde, Mantua, und einige andere feste Plätze derselben ein und trieb die Anhänger Urban's II. nach Unteritalien, während Clemens sich in Rom behauptete.

Doch Heinrich IV. war von zu wilden und zu niedrigen Leidenschaften beherrscht, als daß er irgend einen Sieg hätte benützen und verfolgen können. Er konnte in seiner Familie ebensowenig Frieden halten, als in seinem Reiche. Bertha hatte mit Liebe und Geduld die Rohheiten ihres Gatten ertragen. Nach ihrem Tode hatte er eine russische Fürstentochter, Praxetis, geheirathet, mit welcher er in offenen Streit gerieth. Heinrich überschritt in diesem alles Maß und Ziel. Er ging so weit, die eheliche Geburt seines Sohnes Conrad selbst zu bestreiten, wogegen seine Gattin ihn anklagte, Heinrich habe sie eingekerkert, ihr im Gefängnisse Gewalt anthun lassen und selbst seinen Sohn dazu aufgefordert. Unter solchen Umständen darf man sich nicht wundern, daß Heinrich's Söhne keine Liebe und Achtung für ihren Vater hegten, und den Priestern, die sie gegen ihn aufhetzten, bereitwilliges Gehör schenkten.

Sein Sohn Conrad, welcher (1087) zum deutschen König gewählt und gekrönt worden war, und welchem Heinrich die Verwaltung Italien's übergeben hatte, empörte sich wider ihn, ließ sich (1093) zum Könige von Italien krönen und ehelichte (1095) des Normannenherzogs Roger's Tochter.

Urban II., Heinrich's Todfeind, gewann in demselben Maße an Einfluß und Bedeutung, als der deutsche König mehr und mehr der öffentlichen Verachtung anheimfiel. Die Italiener schlossen sich ihm an, Clemens III. verlor alles Ansehen. Welf V., der jugendliche Gemahl der alten Gräfin Mathilde von Tuscien, gerieth mit seiner Gemahlin in Streit, als er erfuhr, daß dieselbe, bereits im Jahre 1077, ihre sämmtlichen Güter der römischen Kirche vermacht habe und trennte sich, nach einer fünfjährigen kinderlosen Ehe, wieder von ihr. Er und sein Vater kehrten zur Partei des Kaisers zurück, im Jahre 1095. Allein Heinrich's Einfluß in Italien war für immer gebrochen. Er ging 1099 nach Deutschland und wußte nichts besseres zu thun, als, nachdem er früher die Wahl seines Sohnes Conrad durchgesetzt hatte, dessen Absetzung zu bewirken. Dieses geschah auf dem Fürstengerichte zu Köln (1098). An dessen Stelle wurde sein jüngerer Bruder, Heinrich V., zum Könige erwählt. Conrad starb vor Gram (1101). Nach des Pabstes Urban's II. Tode (1099) erneuerte dessen Nachfolger, Paschalis II., den Fluch Gregor's VII. gegen Heinrich IV. und die Priester hetzten nun auch den zweiten Sohn des deutschen Königs, Heinrich V., gegen seinen Vater. Derselbe Paschalis II., welcher dem Vater geflucht hatte, gab dem verrätherischen Sohne den Segen und verhieß ihm Nachlaß aller seiner Sünden für dieses und jenes Leben zum Lohne für sein verruchtes Unternehmen. Vater und Sohn stritten wider einander. Am Regenflusse, in Baiern, trafen beider Heere zusammen. Der schlaue Sohn wandte durch Versprechungen und Künste die Fürsten in seines Vaters Heere von diesem ab. Der alte Kaiser floh. Sein Sohn folgte ihm und ließ ihn in Mainz gefangen nehmen, von da nach Ingelheim bringen und zwang ihn, abzudanken. Bald darauf (am 7. August 1106) starb Heinrich IV. und kam so endlich zur Ruhe, obgleich seine Leiche nicht in sogenannte „geweihte" Erde gebracht wurde.

Der Streit zwischen Heinrich IV. und Gregor VII. führt uns deutlicher, als irgend eine andere geschichtliche Thatsache, die weltliche und die geistliche Gewalt des Mittelalters in ihrer ganzen inneren Verworfenheit vor. Die verabscheuungswerthesten Laster herrschten auf beiden Seiten. Die niedrigsten Leidenschaften

waren die Beweggründe der kaiserlichen und der päbstlichen Vorkämpfer. Unser Mitgefühl verdienen die bethörten und die bedrückten Völker weit mehr, als Heinrich IV. im Schloßhofe von Canossa, oder Gregor VII. auf der Flucht in Unter-Italien. Die Frage aber, auf welcher Seite das Recht, auf welcher das Unrecht war, können wir nur dahin beantworten: auf keiner Seite war Recht, auf beiden Seiten war Unrecht. Weder der Kaiser, noch der Pabst strebte nach dem, was ihm zukam. Jeder trachtete nach unumschränkter Herrschaft, unbekümmert um Recht, Wahrheit und Volkswohl. Wir können uns darüber nur freuen, daß beide Theile durch ihre Uebertreibungen die Gewalt, die sie vertraten, blosstellten und sich durch ihre Kämpfe gegenseitig schwächten.

§. 35. Burgund.

Wie im Norden an der Maas und Schelde das Land Lothringen unstet zwischen Deutschland und Frankreich hin und her schwankte, so im Süden Burgund. Doch erlangte Lothringen niemals diejenige Selbstständigkeit, welche Burgund errang und welche ihm einen Anspruch darauf gibt, besonders erwähnt zu werden.

Den Grund zu dem burgundischen Reiche legten die Bischöffe des südöstlichen Frankreich's auf Anstiften des Pabstes Johann's VIII., indem sie in einer Ebene der Dauphine, nach dem Tode Ludwig's des Stammlers (879), eine große Versammlung hielten, in welcher beschlossen wurde, ein neues Königreich unter dem Namen Provence zu bilden. Dieses bestand damals aus der Provence, der Dauphine, einem Theile von Languedoc, Savoyen, Franche comte (Freigrafschaft), dem Herzogthum Burgund, dem Gebiete von Lyon und der Umgegend von Lausanne. An die Spitze dieses Reiches wurde Boso, Graf von Vienne,*) der Gemahl Irmengard's, der Schwester Karl's des Kahlen, gesetzt.

Nach dessen Tode (879) herrschte sein Sohn, Ludwig der Blinde, unter der Vormundschaft seiner Mutter, einer Tochter des Kaisers Ludwig II., vom Jura bis an die Rhone. Rudolph I., der Enkel einer Tochter Ludwig's des s. g. Frommen, warf sich in dem Lande zwischen Jura und Tyrol, das später Hochburgund oder Burgund jenseits des Jura genannt wurde, zum Könige auf (888). Im Gegensatz zu diesem Reiche wurde das von Boso gegründete auch Niederburgund oder Burgund diesseits des Jura, oder das Arelat (von der Hauptstadt Arles) genannt, während das Herzogthum Burgund, welches einen Theil dieses Königreichs bildete, nur eine seiner Provinzen war.

Boso mußte, um sich zu halten, den Geistlichen und Adeligen reiche Geschenke machen und sie von allen Diensten befreien. Seine Nachfolger thaten das Gleiche und wurden arm, während die Großen des Reiches sich nach und nach ganz selbstständig machten. Boso's Enkel, Karl Constantin, wurde durch einen seiner Großen, den Grafen, Markgrafen und später Herzog Hugo, welcher das Reich an Rudolf II. von Hochburgund abtrat, beseitigt. So wurden (933) die beiden burgundischen Reiche vereinigt. Karl Constantin behielt nur ein kleines Gebiet um die Stadt Vienne und erkannte Rudolf II. als seinen Herrn an.

Rudolf's Sohn und Nachfolger (937—993), Conrad, der Friedfertige, hatte mit Ungarn und Mohammedanern zu kämpfen, entledigte sich zwar dieser äußeren Feinde, vermochte aber nicht, die zahlreichen und mächtigen Großen seines Reiches zu bändigen, welche die Krongüter an sich rissen und sich um den König nichts bekümmerten. Sein Sohn, Rudolf III., (993—1032) bemühte sich vergeblich, das gesunkene Ansehen und die verminderten Güter des Königthums zu mehren. Zu

*) S. oben §. 31 S. 84.

seiner Zeit (1002) fiel das Herzogthum Burgund an die Krone Frankreich. Rudolf wurde noch ärmer, als sein Vater gewesen war und litt oft am Nöthigsten Mangel. Heinrich II., der König der Deutschen, unterstützte ihn bisweilen mit Gelde und gewann dadurch seinen guten Willen, so daß er ihm für den Fall seines Todes die Nachfolge in Burgund zusicherte. Heinrich war ein Sohn der ältesten Schwester Rudolf's, Gisela. Dessen zweite Schwester, Bertha, war zuerst mit dem Grafen Odo von Champagne, dann mit König Robert I. von Frankreich, Gerberga, die jüngste, mit dem Herzog Hermann II. von Schwaben vermählt. Beide Schwestern hatten, gleich der älteren, je einen Sohn. Bertha's Sohn, Odo die jüngere, widersetzte sich schon bei Lebzeiten Rudolf's dem von diesem abgeschlossenen Erbvertrage. Als jedoch Heinrich II. kinderlos gestorben war, rückte Conrad II. in Burgund ein, eroberte Basel (1025), damals die Grenzfestung dieses Reiches, und zwang den König Rudolf III., ihm die Erbfolge zuzusichern. Vergebens widersetzte sich Ernst von Schwaben, der Sohn der Gerberga. Conrad II., welcher eine Tochter dieser Gerberga geehelicht hatte, behauptete seine Ansprüche mit dem Schwerte gegen seinen Vetter von Schwaben und gegen die Großen des burgundischen Reiches, welche den unmächtigen Ernst dem gewaltigen Könige der Deutschen vorzogen.

Im Jahre 1032 starb Rudolf. Conrad zog mit einem zahlreichen Heere nach Burgund. Diesem unterwarfen sich die Einwohner ohne Schwertstreich (1033). Odo entsagte (1034) seinen Ansprüchen, machte später noch einige Versuche, sich des Landes zu bemächtigen, allein ohne Erfolg. In der unglücklichen Schlacht bei Bar (1036) verlor er sein Leben. Burgund blieb ein Theil des deutschen Reiches, welches sich dazumal bis zu den Ufern der Tiber und der Rhonne erstreckte. Der Name Burgund heftete sich aber an diejenigen Bezirke, welche im Jahre 1002 an die Krone Frankreich fielen, und welche der König Robert I. seinem Sohne Heinrich verlieh. Der Sitz dieser Herzoge von Burgund, welche später eine hohe Macht erlangten, war zu Dijon.

§. 36. Brittannien.

Anderthalb Jahrhunderte blieb das Christenthum aus England verdrängt, während der Herrschaft der Angelsachsen. Gegen das Ende des sechsten Jahrhunderts ehelichte der König Ethelbert von Kent die fränkische Fürstentochter Bertha, welche eine Christin war. Als im Jahre 596 mehrere vom römischen Bischoffe Gregor, dem s. g. „Großen", abgeschickte Missionäre in England anlangten, bereitete ihnen Bertha einen günstigen Empfang. Ethelbert ließ sich schon im folgenden Jahre (597) taufen und von dieser Zeit an machte das Christenthum reißende Fortschritte in England. Zu Canterbury und York wurden Bisthümer gegründet. Der Geistlichkeit wurden große Rechte eingeräumt und bedeutende Reichthümer verliehen. Die Könige eigneten sich bald einen sehr starken Glauben an, machten sich mit Büßergewändern und Pilgerfahrten nach Rom vertraut und führten sogar eine Steuer zur Verpflegung angelsächsischer Pilger und zur Bestreitung einer besonderen Schule zu Rom ein. Aus dieser Steuer wußten die habsüchtigen, römischen Bischöffe später einen Tribut zu machen, den sie unter dem Namen des Peterpfennigs von England erhoben.

Die früher getrennten englischen Reiche wurden im Anfange des neunten Jahrhunderts durch den König Egbert von Wesser, mit Ausnahme des Landes Mercia, vereinigt. — Während der zwei Jahrhunderte, da das Christenthum in England festen Fuß faßte, und verschiedene Staaten nebeneinander bestanden, entwickelte sich der Geist gesetzlicher Freiheit in England früher, als in anderen europäischen Staaten. Britten und Sachsen verschmolzen allmählig zu einem Volke.

Die Sachsen gaben dem Lande wilde Tapferkeit, welche die Britten milderten. Die Sachsen verliehen ihrer neuen Heimath die volksthümlichen Einrichtungen deutschen Ursprungs und die Britten entfernten aus denselben die grausamen Bestimmungen einer rohen Vorzeit. Als König Egbert von Wesser (827) aus den kleinen angelsächsischen Reichen ein Großes machte, war die Insel, gleich den meisten europäischen Küstenländern, von den Normännern furchtbar heimgesucht. Die Engländer nannten diese wilden Söhne des Nordens Dänen. Egbert schlug sie mehreremale. Auch mit den Wallisern führte er glückliche Kriege. Seine königliche Macht war übrigens sehr beschränkt. Denn neben ihm führten in mehreren der kleinen Reiche die Könige ihre Herrschaft fort, obgleich sie seine Oberhoheit anerkannten. Die von Alters her bestandenen Adelsversammlungen (Witenagemot's), ohne welche die Könige keine Beschlüsse von Bedeutung fassen konnten, setzten der königlichen Gewalt enge Schranken. Egbert starb im Jahre 836. Weiser, als die Könige in Franken, übergab er seinem älteren Sohne Ethelwolf das Reich ungetheilt. Dieser theilte aber bald schon die Herrschaft mit seinem ältesten Sohne Athelstan. Der Tod desselben verhinderte größeres Mißgeschick. Nach einer schwachen und trägen Regierung, welche durch die Eifersucht der Söhne Ethelwolf's und durch Raubzüge der Dänen getrübt wurde, machte dieser König (855) eine Pilgerreise nach Rom, rief durch manche Verkehrtheiten, deren er sich schuldig machte, eine Empörung seines ältesten Sohnes Ethelbald hervor, welcher er nur durch die Abtretung des besseren Theiles seines Reiches ein Ende machen konnte. Judith, seine zweite Gemahlin, Karl's des Kahlen Tochter, mit der er sich auf seiner Rückreise von Rom vermählte, trägt einen Theil der Schuld dieser Mißverhältnisse. Nach Ethelwolf's Tode (858) heirathete sie ihren Stiefsohn Ethelbald und führte, nachdem auch dieser gestorben war, ein wüstes Leben in Frankreich. Ethelbert, Ethelwolf's zweiter Sohn, vereinigte (860) wieder das ganze Reich. Ihm folgte (866) der dritte Bruder, Ethelred I., welcher unausgesetzt mit den Dänen zu kämpfen hatte, und nach dessen Tode (871) der vierte und jüngste Sohn Ethelwolf's, Alfred. Er ist der erste König, welchen die Geschichtschreiber mit Recht den Großen nennen. Er war groß durch seine kriegerische Tapferkeit, seine Ausdauer, seine Klugheit, seinen Sinn für Künste und Wissenschaften, hauptsächlich aber durch die edlen Beweggründe, welche allen seinen Handlungen zu Grunde lagen und welchen seine hohen Gaben dienten. Während alle Könige vor ihm nur darnach strebten, ihrer Herrschsucht und anderen niederen Leidenschaften zu fröhnen, weckte und kräftigte Alfred den Freiheitssinn und das Rechtsgefühl seines Volkes. Er legte den Engländern kein schimpfliches Joch auf, wie alle Könige vor ihm und die meisten nach ihm thaten. Er füllte seine schwere Stelle zum Besten des Landes aus, welches unfähig gewesen wäre, ohne einen König aus seinen Kämpfen mit inneren und äußeren Feinden siegreich hervorzugehen. Er fing seinen Kampf mit den Normännern damit an, daß er ihnen auf dem Meere entgegenfuhr und sie angriff, bevor sie den Fuß auf englischen Boden gesetzt hatten. Als er der Ueberzahl der Feinde weichen mußte, zog er sich mit einer kleinen Schaar Getreuer in die unzugänglichen Gegenden von Sommersetshire zurück, woselbst er sich verschanzte. Von diesem sicheren Hinterhalte fiel Alfred da und dort über die Dänen her und schlug einzelne Abtheilungen derselben. Sein eigenes Volk wurde endlich durch die Dänen zur Verzweiflung getrieben und sandte ihm immer zahlreichere Schaaren zur Verstänkung. Endlich (878) wagte es Alfred, dem dänischen Heere, unter dem Könige Guthrum, entgegen zu gehen, schloß dieses ein und nöthigte Guthrum, Frieden zu suchen. Alfred gestattete ihm freien Abzug und eine Niederlassung in Northumberland und Ostangeln, unter dem Versprechen der Huldigung und der Bekehrung zum Christenthume. Dasselbe Schicksal hatte, im folgen-

den Jahre, eine andere Schaar von Normännern, welche im Süden auf Raub ausging. Mit Hülfe seiner rasch erbauten Flotte verfolgte er die Dänen auch auf dem Meere. So sicherte Alfred zu einer Zeit, da das mächtige Frankenreich sich der Normänner nicht erwehren konnte, sein Land gegen ihre Einfälle. Zugleich ordnete er die inneren Angelegenheiten des Staates. Er berief den Bürger- und Bauernstand zur Handhabung der Rechtspflege und der Polizei, während er im Vereine mit dem hohen und niederen Adel die Gesetze gab. Den allgemeinen Heerbann, welcher durch ihn neue Kraft erhielt, theilte er in zwei Hälften, von denen die eine zu Hause, die andere auswärts verwendet wurde. Die Kreise, Aemter und Gemeinden machte er für die öffentliche Ordnung und Sicherheit verantwortlich. Auf der Selbstthätigkeit und Einsicht der Bürger beruhte in erster Reihe und auf der Strenge des Königs in zweiter die Ordnung des gesammten Staates. Nie war die Sicherheit der Person und des Eigenthums größer in England, als zu Alfred's Zeit.

Wie durch Befehl und Ueberwachung, so hob Alfred sein Volk auch durch Belehrung und Beispiel. Er sammelte die alten Volkslieder und verfaßte selbst neue. Er errichtete Schulen und forderte auch die Erwachsenen auf, das in ihrer Jugend versäumte nachzuholen. Trotz aller seiner Kriege und seiner neuen Schöpfungen hinterließ er, weil er sparsam war, ansehnliche Schätze nach seinem Tode (901). Sein Sohn, Eduard I., brachte nach mancherlei Kämpfen und Mühseligkeiten Mercia, Wales, Schottland, Northumberland und Ostangeln unter seine Oberherrschaft, obgleich sein Einfluß in allen diesen Ländern, mit alleiniger Ausnahme von Mercia, mehr scheinbar, als wirklich war. Eduard's tapferer Sohn, Athelstan, (924—941), schlug in der entscheidenden Schlacht bei Brunaburg (937) die Irländer, Schotten, die in Cumberland wohnenden Britten und die Dänen, befestigte dadurch das wankende königliche Ansehen und zeichnete sich durch seine Mäßigung und Vervollständigung der von Alfred dem Großen gegebenen Gesetze aus. Ihm folgte sein junger Bruder Eduard. Er belehnte den schottischen König Malcolm mit Cumberland, vertrieb die Dänen aus den Städten, welche sie außerhalb Northumberland und Ostangeln bewohnten und bevölkerte diese dann wieder mit Angelsachsen. Im Jahre 946 wurde er von einem Räuberhauptmanne ermordet. Unter seines Bruders Edred (946—955) Regierung gewann ein Mönch, Namens Dunstan, einen überwältigenden Einfluß. Dieser war in früher Jugend zu seinem unnatürlichen Stande, gegen den er als Knabe den heftigsten Widerwillen empfand, bestimmt worden. Geschwächt durch eine schwere Krankheit ließ Dunstan sich bewegen, als Jüngling Mönch zu werden. Es ist eine merkwürdige Thatsache, daß viele Mönche, welche nur gezwungen diesen Stand ergriffen hatten, später die wildesten Fanatiker wurden und denselben Zwang, welchem sie vergeblich widerstrebt hatten, Anderen auferlegten. Schon im zwanzigsten Jahre seines Lebens that sich Dunstan, als Abt, durch seine Strenge hervor. Er verfolgte mit äußerster Härte die verheiratheten Geistlichen und suchte alle bedeutenden Kirchenämter mit Mönchen zu besetzen. Nach Edred's Tode warf sich Dunstan, in Verbindung mit dem Erzbischoffe von Canterbury, zum Vormunde des jungen Königs Edwy auf und wurde später von diesem aus dem Reiche verbannt, weil er keine Rechenschaft über seine Vormundschaft ablegte. Nach Edwy's Tode (959) wurde Dunstan Erzbischoff von Canterbury, und benützte den Einfluß als erster Rathgeber des Königs Edgar, seine mönchischen Bestrebungen durchzusetzen. Die Entrichtung der geistlichen Zehnden und des Peterpfennigs, so wie die Sonntagsfeier schärfte er durch die härtesten Strafgesetze ein. Er vermehrte die Macht und den Einfluß der Mönche und führte die Ehelosigkeit (Cölibat) unter den englischen Geistlichen ein. Als Edgar (975) starb, verfügte Dunstan in ungerechter Weise über den englischen Thron und bereitete da-

durch den Untergang des angelsächsischen Reiches vor. Edgar hatte in erster Ehe mit einer Nonne, oder doch mit einer Frau gelebt, welche sich vor seinen Nachstellungen in ein Kloster geflüchtet hatte. Dunstan hatte dem Könige deßhalb eine schwere Buße auferlegt und nach den von allen Mönchen und Pfaffen jener Zeit geltend gemachten Ansichten war diese Ehe und folglich auch der Sohn Eduard, welcher aus ihr entsproß, ungesetzlich. Da jedoch Edgar's zweite Gattin, Elfriede, sich nicht vor dem Mönche beugte, schloß Dunstan ihre beiden Söhne von der Nachfolge aus und setzte den, nach seinen eigenen Ansichten ungesetzlichen Sohn Eduard auf den Königsthron. Es entspann sich daraus ein Zwiespalt, welcher für England von den verderblichsten Folgen war. Eduard, welcher, wegen seiner blinden Unterwürfigkeit unter den kecken Mönch, heilig gesprochen, wurde zwar schon 978 ermordet, allein der Keim zu blutiger Verwirrung war durch die rechtswidrige Verdrängung der beiden Söhne Elfrieden's schon gelegt. Dunstan, welcher dieses gethan hatte, zog sich von den Geschäften zurück und schrieb alles Unglück, das er selbst veranlaßte, der göttlichen Unzufriedenheit über seine Zurücksetzung zu. Ethelred II., Elfrieden's Sohn, war erst zehn Jahre alt, als er (978) den Thron bestieg. Die Dänen, welche bald fühlen mochten, daß die königliche Macht in England erschüttert sei, begannen mit verstärkter Wuth ihre Raubzüge. Ethelred II. wußte sich nicht anders zu helfen, als daß er die zur Bekämpfung der Dänen erhobenen Steuern dazu verwandte, den Räubern einen Tribut zu zahlen. Der Haß der Angelsachsen gegen die Dänen ward um so größer, je weniger sie im Stande waren, sich ihrer zu erwehren. Die umherziehenden Dänen wurden von ihren Landsleuten, welche im Dienste des Königs Ethelred standen, und einen großen Einfluß in England besaßen, in ihren Unternehmungen gefördert. Statt sie für ihr Verbrechen zu bestrafen und aus einflußreichen Aemtern, die sie zum Verderben des Landes verwalteten, in gesetzlicher Weise zu entfernen, veranstaltete Ethelred am dreizehnten November 1002 die Ermordung aller unter den Angelsachsen da und dort wohnenden Dänen. Viele tausend Dänen kamen um das Leben; selbst ihre Frauen und Kinder wurden nicht geschont. Mit Vergnügen ergriff der dänische König, Sueno, diesen Vorwand, über England herzufallen. Er ließ sich zwar im Jahre 1007 durch Geld zum Frieden bewegen. Doch bald kehrte Sueno wieder und vollendete, im Jahre 1013, die Eroberung England's. Während sein älterer Sohn, Harald, Dänemark beherrschte, setzte sich sein jüngerer, Kanut, in England fest. Ethelred II. starb 1016. Sein Sohn und Nachfolger, Edmund Eisenseite, kämpfte muthig gegen Kanut, fiel aber schon im folgenden Jahre [1017] durch Mörderhand. Kanut vermählte sich mit Ethelred's II. Wittwe, Emma, und befestigte dadurch seine Herrschaft in England. Einen Bruder Edmund's ließ er ermorden und dessen beide Söhne schickte er in's ferne Ausland, wo der Eine von ihnen bald starb. Die beiden Halbbrüder Edmund's, die Söhne Ethelred's II. und der Emma, Alfred und Eduard, entgingen nur dadurch einem ähnlichen Schicksale, daß sie in der Normandie verweilten. Im Jahre 1018 wurde Kanut, nach dem Tode seines Bruders Harald, auch König von Dänemark und eroberte [1028] auch Schweden und Norwegen. Bald darauf [1030] verlor er sein Leben in einer Schlacht.

Kanut ist auch von den Geschichtschreibern der Vorzeit mit dem Ehrentitel des „Großen" geschmückt worden. Vergleichen wir ihn jedoch mit seinem nächsten Vorgänger in England, welchem dieses Beiwort verliehen wurde, so wird es uns klar, daß unmöglich beide dieselbe Bezeichnung mit Recht führen können. Alfred vertheidigte sein Land gegen ungerechte und räuberische Angriffe. Kanut setzte sich in England fest wider den Willen des Volkes, durch die Gewalt des

Schwertes. Alfred befestigte seine Regierung durch eine tadellose Verwaltung des Staates, durch weise Gesetze und die Liebe des Volkes, Kanut durch die Ermordung der, nach den Begriffen des Volkes rechtmäßigen Herrscher England's. Er war übrigens kein blind wüthender Tyrann, im Gegentheile war er klug und verschmähte es nicht, durch eine Pilgerreise nach Rom (1026 und 1027) sich den Schein der Frömmigkeit zu geben. Da er mächtig und stark war, machten ihm die Geistlichen seiner Zeit kein Verbrechen daraus, neben seiner Gattin, Emma, eine Geliebte, Alfgiwa, zu besitzen, welche öffentlich an seiner Seite stand und sogar in königlichen Urkunden ihre Unterschrift neben die seinige setzte.

Kanut hinterließ aus seiner Ehe mit Emma einen Sohn, Hardikanut, und aus seinem Liebesverhältnisse mit Alfgiwa zwei Söhne: Sueno, den Jüngeren, und Harald, den Hasenfuß (den Schnellen).

Die angelsächsischen Großen wünschten einen der beiden Söhne Ethelred's II., die dänischen Harald zum Könige, weil seine Mutter, Alfgiwa, die Tochter eines in England ansässigen dänischen Grafen war. Alfred und Eduard, die Söhne Ethelred's II. und Emma's, kamen aus der Normandie, der Erstere wurde aber, wahrscheinlich mit Vorwissen seiner Mutter, bald schon ermordet. Eduard eilte nach der Normandie zurück. Harald der Hasenfuß starb 1039 eines plötzlichen Todes. Als daher bald darauf Hardikanut nach England kam, wurde er allgemein als König anerkannt. Hardikanut zog sich durch seine Schwelgerei und Trinksucht den Tod zu (1042). Sueno, sein Halbbruder väterlicher Seite, war schon früher (1036) gestorben. Es folgte ihm daher sein Halbbruder mütterlicher Seite nach, welcher den Namen Eduard III. führte. Die Pfaffen gaben ihm den Beinamen „der Bekenner" [confessor], weil er ihr dienstwilliger Knecht war. Statt seiner herrschten abwechselungsweise der dänische Graf Godwin und die Bischöffe von Canterbury und London. Nachdem Eduard III. zuerst eine Tochter Godwin's geehelicht hatte, gab er es zu, daß sie später [1052] in ein Kloster gesteckt wurde. Godwin kehrte aus der Verbannung, in welche er geschickt worden war, zurück, starb aber kurz darauf [1052]. Der Sohn Godwin's, Harald, ergriff dann die Zügel der Regierung. Er ließ den zu Kanut's Zeit in's Ausland geschickten einzig übrigen Sprößling der königlichen Familie von dort kommen. Dieser starb und ließ einen unmündigen Sohn, Edgar Atheling, zurück. Nach Eduard's III. Tode [1066] wurde Harald in einer Versammlung der Großen des Reiches zum Könige gewählt. Doch ihm machte der Herzog Wilhelm der Normandie die Herrschaft streitig. In der Schlacht bei Hastings [14. Oktober 1066] wurde Harald geschlagen und verlor sein Leben. Die Engländer vermochten nicht, sich über einen König zu einigen. Edgar Atheling wurde zwar in London zum Könige ausgerufen, allein er war zu jung, um sich an die Spitze eines Heeres stellen zu können. Wilhelm rückte rasch nach London vor. Die meisten Großen, auch Edgar Atheling, unterwarfen sich und eine, von ihm berufene, Versammlung erwählte ihn zum Könige, worauf der Erzbischoff von York, der schon früher von Wilhelm gewonnen war, ihn am 26. Dezember krönte. Ganz England erkannte Wilhelm den Eroberer als Herrscher an. Dieser begnügte sich nicht mit der Krone von England. Er verdrängte sämmtliche Grundeigenthümer aus ihrem Besitzstande, vertilgte fast alle angelsächsischen Adelsfamilien und setzte seine Normänner in den Besitz des Landes.

Wilhelm war ein grausamer, verschmitzter und habgieriger Mensch. Wer einen Hirsch oder Eber fing, dem ließ er die Augen ausstechen, und um aus dem Neuwald ein Jagdrevier zu machen, ließ er ganze Dörfer niederreißen und die Einwohner verjagen. Er lachte des ohnmächtigen Zornes derer, die ihm grollten. Wer ihm nicht gehorchte, war in Gefahr seines Lebens. Doch hielt er Frieden

und Ordnung, insoweit sie durch ihn selbst nicht gestört wurden, aufrecht. Dieselbe Gewalt, mit welcher Wilhelm der Eroberer das brittische Volk und den angelsächsischen Adel niederhielt, ruhte auch auf den normännischen Großen seines Reiches. Alles Eigenthum der angelsächsischen Königsfamilie und der in der Schlacht bei Hastings gefallenen Anhänger Harald's zog er sofort ein. Jede spätere Empörung, welche ausbrach, gab ihm Gelegenheit, seinen zuvor gefaßten Plan mehr und mehr auszuführen, und so den ganzen Grundbesitz in England seinen Anhängern zu übergeben. Er unterhielt zahlreiche Söldnerschaaren, verlangte den Lehensdienst mit der größten Strenge und setzte sich auch mit seinen mittelbaren Lehensleuten, den Aftervasallen, in unmittelbare Verbindung. Er erhob unter mannichfaltigen Vorwänden jährliche Steuern, welche auf mehr als dreizehn Millionen Gulden, fast acht Millionen preußische Thaler, berechnet worden sind.

Im Besitze einer starken bewaffneten Macht und großer Reichthümer an Land und Geld brauchte er die alte Einrichtung der Geschworenen und die Gerichtsbarkeit der Barone über ihre eigenen Leute nicht zu fürchten. Die endliche Entscheidung gaben im höheren Rechtszuge die von ihm angestellten Richter. Wilhelm machte zwar die hergebrachten kirchlichen Ceremonien mit, doch wagte es kein Geistlicher, ihm gegenüber in derselben Weise aufzutreten, wie gegen andere Fürsten seiner Zeit. Als seine Ehe mit Mathilde von der Kirche angefochten wurde, weil diese nahe verwandt mit ihm war, kehrte Wilhelm sich weder an die Einsprache untergeordneter Geistlicher, noch an den Bannfluch des Pabstes, Nicolaus II. Dieser wußte daher nichts besseres zu thun, als seinen Fluch zurückzunehmen und die Ehe Wilhelm's mit Mathilde von Flandern gut zu heißen, unter der Bedingung, daß dieser einige Klöster stifte. Wilhelm verbot seinen Bischöffen, ihr Geld nach Rom zu schicken, und Gregor VII. mußte sich gefallen lassen, daß Wilhelm sich auf sein Schwert berief.

Wilhelm der Eroberer starb im Jahre 1087 und hinterließ drei Söhne: Robert, Wilhelm und Heinrich.

Der Zweite bemächtigte sich, dem Willen seines Vaters zufolge, unter dem Namen Wilhelm's II. des englischen Thrones. Er mußte mit seinen beiden Brüdern um die Krone kämpfen. Als Robert nach Palästina zog, versetzte er die Normandie an seinen Bruder Wilhelm um zehn tausend Mark, welche Summe dieser schnell wieder aus dem Lande zu pressen verstand.

Die Familie Wilhelm's setzte sich in England fest, und behielt ihre früheren Besitzungen in Frankreich bei. Die mannichfaltigen Verwickelungen und Kriege, welche daraus entstanden, werden in dem folgenden Buche besprochen werden.

Die Geschichte der Schotten ist während dieses Zeitabschnitts noch in tiefes Dunkel gehüllt. Seit dem sechsten Jahrhundert wurde ihnen das Christenthum von irländischen Mönchen gepredigt. Um das Jahr 838 vereinigte der Scotenkönig Kenneth II. die zwei Stämme des Landes: Picten und Scoten unter seiner Herrschaft. Das Land erhielt den gemeinschaftlichen Namen Schottland. Unter den zahlreichen Königen Schottland's, welche die Sage nennt, ist Macbeth durch Shakespeare am meisten bekannt geworden. Erst der Sohn seines Gegners Duncan, Malcolm III., welcher mit Wilhelm dem Eroberer unglückliche Kriege führte, tritt aus dem Dunkel der Vergangenheit in deutlichen Umrissen hervor.

Die Bewohner Irland's gehören, gleich denjenigen Schottland's, zu dem gälischen Stamme und wurden früher Scoten genannt. Sie nahmen das Christenthum schon im fünften Jahrhundert an und sandten frühzeitig Glaubensprediger nach England, Frankreich und Deutschland aus. Doch die Normänner, welche seit dem siebenten Jahrhunderte die Insel heimsuchten, rotteten die zarten Keime der Bildung wieder aus. Im Jahre 851 ließen sich diese wilden Krieger in Irland

nieder, bauten Dublin, nahmen das Christenthum an und gründeten mehrere kleine Reiche. Aus diesen entwickelten sich jene fünf Staaten: Munster, Meath, Ulster, Leinster und Connaught, welche dauerten, bis die Insel von den Engländern unterworfen wurde.

Norwegische Statthalter, welche sich unabhängig machten, gründeten auf der Insel Man ein Königreich (1066), welches die hebridischen und andere benachbarte Inseln umfaßte.

§. 37. Scandinavien.

Scandinavien heißt das einst so mächtige und bedeutungsvolle Land, welches von der Ost- und Nordsee bespült, im Osten an Rußland grenzt. Jetzt zerfällt es in die Reiche Dänemark, Norwegen und Schweden. Aus seinem Schooße gingen jene wilden Krieger und Räuber hervor, denen wir unter dem Namen von „Normännern" in Frankreich, Italien und Deutschland, und unter dem Namen „Dänen" in England begegneten. In ältester Zeit waren diese Gegenden von finnischen Völkerschaften bewohnt. Später nahmen deutsche Stämme sie in Besitz und unterjochten die Urbewohner des Landes. Die Urreligion der Scandinavier und ihre ursprüngliche Staatsverfassung und Gesetzgebung ist ganz dieselbe, welche wir im vorigen Buche*) als die urdeutsche schilderten. In Scandinavien erhielten sich urdeutsche Sitten und Gewohnheiten länger, als in irgend einem anderen Theile der Welt. Die scandinavische Geschichte ist uns daher die beste Quelle für die urdeutsche Vergangenheit. Dort bestanden länger, als irgendwo sonst, die Dichter und Sänger [die Skalden] der Vorzeit und die Runen [die ältesten Schriftzeichen] der Deutschen. Unter scandinavischem Einflusse bevölkerte und bildete sich auch Island, jene merkwürdige Insel des Nordens, welche die zahlreichsten und berühmtesten Skalden besaß und woselbst die beiden großen Sammlungen deutscher Sagen, die ältere und die jüngere Edda niedergeschrieben wurden.

Das scandinavische Volk zerfiel, gleich dem deutschen, in eine Mehrzahl kleiner Stämme, welche unter Herrschern lebten, die sich Seekönige nannten. Unter den Königen standen die Jarle, die Beherrscher kleinerer Bezirke, und die Hersen, die Häuptlinge der Gemeinden. Die Königswürde war erblich, doch nicht unbedingt. Persönlich tüchtige Familienglieder wurden den näheren Verwandten, welche unfähig waren, häufig vorgezogen, und kein König war seines Amtes sicher, welcher dessen nicht getreulich wartete. Die Gewalt der scandinavischen, wie die der deutschen Könige, war beschränkt durch den Thing oder die Versammlung aller freien Männer, welche zugleich Gesetze gab und Gericht hielt, während der König die Gesetze zu handhaben und die Urtheile der Volksgerichte zu vollziehen hatte. Dieselbe Wanderlust, welche die übrigen deutschen Stämme im vierten, fünften und sechsten Jahrhunderte bekundeten, erfaßte die Scandinavier in späterer Zeit, namentlich im neunten Jahrhundert.

Das älteste Herrschergeschlecht der Scandinavier, von welchem die Sage berichtet, waren die Ynglinger. Sie herrschten in Schweden über zwei Stämme, Gothen und Schweden, welche später miteinander verschmolzen. Die dänischen Könige hatten ihren Sitz in Ledra auf der Insel Seeland. Das Geschlecht der Ynglinger ging im siebenten Jahrhunderte unter, und ihnen folgte die Familie von Iwar Vidfathmi, d. h. dem Weitumfassenden. Der Sage nach dehnte sich das Reich dieses Königs weit über Scandinavien hinaus, über alle südlichen Küstenländer der Ostsee. Unter seinen Nachfolgern sind besonders berühmt: Ha-

*) Buch III. §§. 55. 56. Seite 145 ff.

rald Hildetan, (der Kriegszahn), Sigurd Ring und dessen Sohn Ragnar Lodbrok. Im neunten Jahrhundert reißt der Schleier, welcher bis dahin das ferne Nordland bedeckte. Seine Söhne brechen hervor und machen sich allen Küstenländern Europa's furchtbar, während ihnen dieses christliche Sendboten schickt, um sie zu bekehren. Karl I. kam schon früher, im Jahre 777, bei Gelegenheit seiner sächsischen Kriege mit dem jütländischen Könige Siegfried in Berührung, welchen Wittekind um Hülfe angesprochen hatte. Siegfried's Nachfolger, Gottfried, hatte gleichfalls einige Kämpfe mit den Franken. Nach dessen Tode brachen Streitigkeiten unter den verschiedenen Thronbewerbern aus, von denen einer, Harald Klak, Ludwig den s. g. „Frommen" um Hülfe bat (814). Zum Danke für den geleisteten erfolgreichen Beistand erlaubte Harald den Franken, christliche Missionäre in sein Land zu schicken. Er selbst ließ sich [826] mit seinem Sohne zu Mainz taufen. Ein Mönch, Namens Ansgarius, welcher später „heilig" gesprochen wurde, begleitete den König in sein Reich zurück und errichtete in Süd-Jütland eine Schule, welche jedoch lange Zeit wenig Erfolg hatte. Im Jahre 829 reiste Ansgarius nach Schweden, setzte sein Bekehrungswerk fort und wurde vom Kaiser zum Erzbischoff von Hamburg ernannt. Die Dänen hatten aber, gleich den meisten freien Söhnen des Nordens, wenig Freude am Christenthum. Harald kehrte zum Heidenthume zurück und die Dänen vertrieben, im Jahre 845, Ansgarius aus Hamburg, welches sie plünderten und niederbrannten. Pabst Nicolaus I. vereinigte das Bisthum Bremen mit Hamburg und setzte der doppelten Kirchenwürde Ansgarius vor. So lange Ansgarius den Dänen nichts weiter bot, als Glaubenslehren, machte er bei ihnen wenig Fortschritte. Als der Mönch aber dem König Erich, Harald's Mitkönige, welcher von Feinden und Nebenbuhlern bedroht wurde, die Hülfe des Königs Ludwig des Deutschen in Aussicht stellte, nahm sein Einfluß zu. Viele Dänen ließen sich taufen und die erste christliche Kirche wurde zu Schleswig erbaut. Nach Erich's Tode [854] wurden die Christen zwar verfolgt, doch nicht lange und bald schon erstand eine zweite christliche Kirche zu Ripen. Ansgarius starb 865. Die Keime des Christenthums, welche dieser Mönch gepflanzt hatte, wurden zu Ende des neunten Jahrhunderts durch Gorm, den alten, der sich ganz Dänemark unterwarf, ausgerottet. Gorm überschritt die Grenzen Dänemark's und fiel in Friesland ein. Doch zu seiner Zeit war Deutschland nicht unter einer so schlechten Führung, wie im Jahre 845, da die Dänen ungestraft Hamburg verbrannten. Heinrich I., der Vogler, ließ Deutschland nicht ruhig plündern und verheeren. Dieser kräftige König rückte nach Jütland [934], zwang den Dänenkönig, ihm einen Tribut zu zahlen und stellte die Mark Schleswig, welche wahrscheinlich von Karl I. schon gegründet, später aber verloren gegangen war, wieder her. Gorm mußte auch einem deutschen Bischoffe erlauben, das Christenthum in seinem Lande zu predigen. Gorm's Sohn, König Harald Blauzahn, warf schon bald die Zinspflicht ab und dehnte sein Reich über Norwegen aus. König Otto I., der s. g. Große, zog wider ihn zu Felde, schlug ihn, zwang ihn, die Lehenspflicht zu erneuern, und Christ zu werden. In Folge dessen verlor Harald Blauzahn wieder Norwegen, und als er nach Otto's I. Tode gegen Otto II. Krieg begann, wurde er von neuem besiegt, wodurch der Verbreitung des Christenthums großer Vorschub geleistet wurde. Sein Sohn, Sueno, der Glückliche, welcher sich auch hatte taufen lassen, fiel vom Christenthum und seinem Vater ab. Dieser starb 986. Sueno aber dehnte seine Herrschaft auch über England aus.*)

In Norwegen hatten zur selben Zeit, wie Gorm in Dänemark, Halfdan und

*) Siehe oben §. 36. S. 112.

sein Sohn Harald Haarfager [Schönhaar] nach und nach die zahlreichen kleinen Könige unterjocht. Die Raubzüge, welche die Normänner seit einem Jahrhunderte unternommen, hatten sie verwildert und sie geneigt gemacht, jedem tapfern Führer, der ihnen Sold und Beute versprach, zuzufallen. Das Volk der Norwegen verlor dadurch seinen alten Freiheitsmuth und mit diesem zugleich seine Selbstständigkeit. Harald Blauzahn, der Sohn Gorm's, legte dem Volke schwere Lasten auf und bewirkte dadurch, daß zahlreiche Schaaren freiheitsliebender Männer, welche sich seinem Joche nicht unterwerfen wollten, von dannen zogen. Island, die Farörinseln, die Orkaden nnd die Schetlandsinseln wurden von ihnen theils entdeckt, theils neu bevölkert. Andere suchten in England, Schottland und Irland Abenteuer und Unterkunft. Der König Rolf landete in Frankreich, wo er, wie wir oben*) berichtet haben, das Herzogthum der Normandie gründete. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß die Normänner damals schon nach Grönland fuhren. Erik Rauda entdeckte das Land, es ist jedoch ungewiß, ob im Jahre 932 oder 982. Die ersten Pflanzer ließen sich daselbst im Jahre 986 nieder.

Wir haben weiter oben schon Island's als einer anziehenden Insel erwähnt. Sie wurde zu Ende des achten Jahrhunderts von Irländern entdeckt. Der Normanne Nadodd landete daselbst um das Jahr 861. Die beiden Norweger Ingulf und Leif gründeten [874] die erste bleibende Niederlassung. Die Insel ward ein Zufluchtsort für alle Bedrängten und ihre Bevölkerung gab sich daher eine republikanische Verfassung, allerdings nicht im Sinne unserer Tage, wohl aber in demjenigen damaliger Zeit, d. h. eine aristokratische Staatsform.

Um das Jahr 1000 war das Christenthum in Island schon weit verbreitet. Damals hatte die Insel ein weniger rauhes Clima, als in unseren Tagen. Kräftige Waldungen schützten das Land vor den nördlichen Stürmen und machten den Getraidebau möglich. Viehzucht, Vogelfang und Fischerei nährten eine Bevölkerung, deren Ansprüche bescheiden waren.

Harald Haarfager's Sohn, Hako, welcher in England erzogen und Christ geworden war, bemühte sich vergeblich, bei seiner Rückkehr dem Christenthum Eingang in Norwegen zu verschaffen. Er fiel, [951], ohne seinen Zweck erreicht zu haben, im Kampfe.

Zur Zeit Harald Blauzahn's gründete der kühne Palnatoke an der Mündung der Oder den Seeräuberstaat Jomsburg. Alle tapferen Corsaren wurden dort aufgenommen. Weiber fanden keinen Einlaß. Dieser Raubstaat machte die Ostsee unsicher und verbreitete Tod und Verwüstung längs ihrer Küsten. Zwar eroberte der Sohn des schwedischen Königs Olaf, Styrbjörn, der Starke, Jomburg und vertrieb Palnatoke. Dieser sammelte jedoch bald wieder neue Schaaren und wurde mächtiger, wie zuvor. Mit dessen Hülfe besiegte Sueno seinen Vater. Von Palnatoke's Hand fiel der alte Blauzahn. Doch nicht lange bestand zwischen König Sueno und dem Piraten Palnatoke Frieden. Zweimal nahmen die Seeräuber den König gefangen und ließen ihn nur gegen ein hohes Lösegeld wieder frei. Die Jomsburger dünkten sich so stark, daß sie gedachten, den norwegischen König Hako vom Throne zu stoßen. Sie wurden aber von diesem besiegt und verloren in der Schlacht die Hälfte ihrer Mannschaft. Bevor Sueno nach England zog, wurde er von Erich, dem siegreichen Könige von Schweden [987], geschlagen und aus dem Reiche getrieben. Erich unterwarf sich ganz Dänemark und behauptete es bis zu seinem Tode [1000]. Landesflüchtig irrte Sueno mit den Schiffen, die ihm geblieben, in der Nordsee umher, verband sich mit einem anderen Corsarenführer,

*) Siehe §. 31.

Olaf Trygwäson, einem Urenkel Harald Haarfager's, kehrte jedoch nach Erich's Tode zurück und ehelichte dessen Wittwe. Erich's Sohn, Olaf Schooßkönig, erkannte Sueno als König von Dänemark an, während er selbst Schweden beherrschte und von da aus einen Raubzug nach England unternahm.

Olaf Trygwäson hatte sich früher schon zum Könige von Norwegen aufgeworfen. Sein Gegenkönig Hako der Reiche, Sohn des Jarl Sygurd, wurde [996] von seinen eigenen Leuten getödtet. Olaf Trygwäson, welcher auf seinen wilden Zügen England, Island, Rußland und Griechenland besucht hatte, war, ungeachtet seines Räuberhandwerks, Christ geworden und suchte, nachdem er sich zum König aufgeschwungen, seine Religion mit Gewalt in Norwegen einzuführen. Im Jahre 1000 wurde er durch die vereinte Macht Sueno's, Olaf's von Schweden und der Söhne Hako's geschlagen, worauf er sich in die See stürzte und auf diesem Boden seiner Thaten den Tod fand. Sueno und Olaf theilten sich in Norwegen, gaben aber den größten Theil des Landes den beiden Söhnen Hako's zu Lehen.

Sueno setzte seine Raubzüge in England fort. Der König Ethelred von England, statt ihn mannhaft zu bekämpfen, lieferte ihm selbst durch die Summen, welche er ihm zahlte, die Mittel, seine Raubzüge mit verstärkter Macht zu wiederholen, bis Sueno endlich, wie wir oben*) gesehen haben, ganz England eroberte.

Sueno starb wenige Monate, nachdem er England gewonnen hatte, im Februar 1014. Seine Gemahlin war eine christliche Fürstentochter von Polen gewesen. Sie trug Sorge, daß die beiden Söhne, die sie Sueno geboren, Kanut und Harald, bald nach des Vaters Tode getauft wurden. Kanut kehrte schon im April 1014 nach Dänemark zurück, wo er mit Harald sich dahin einigte, daß dieser Dänemark behalten, ihm aber zur Eroberung England's behülflich sein sollte. Harald starb schon im Jahre 1018. Ihm folgte sein Bruder Kanut in der Regierung von Dänemark nach. Dieser Sohn Sueno's war in England und unter dem Einflusse von Christen und Engländern herangewachsen. Er suchte daher, die christliche Religion und englische Gesetze und Sitten in Dänemark einzuführen. Er gerieth aber mit Olaf II., dem s. g. Heiligen, welcher sich außer seinem, auch den dänischen und schwedischen Antheil von Norwegen zugeeignet hatte, in Krieg.

Dänemark und Norwegen hatten keinen Vortheil von ihrer Verbindung mit England unter Kanut. Im Gegentheile wurden beide Länder von ihm stiefmütterlich behandelt, indem er England den Vorzug gab. Olaf, welchem die Pfaffen später den Beinamen des „Heiligen" gaben, wurde in früheren Zeiten der „Dicke" genannt. Er war der Sohn Harald Grände's und begann, wie die meisten normännischen Fürsten jener Zeit, seinen Lebenslauf mit Seeräuberei. Auf einer seiner Raubfahrten überfiel er den Grafen Hakon von Norwegen und zwang ihn zu dem eidlichen Versprechen, daß er Norwegen räumen und dieses Land nie wieder angreifen wolle. Olaf reiste darauf nach Norwegen zurück und überredete die kleinen Könige dieses Landes, ihm behülflich zu sein in seinem Streben, Oberkönig zu werden. Das Volk in Upland wählte ihn auf deren Empfehlung. Mit List und Gewalt erreichte er sein Ziel. Er war ein eifriger Bekenner des Christenthums und verbreitete diese Religion in Norwegen. Da er aber sehr willkürlich und grausam verfuhr, konnte er sich auf die Dauer nicht halten. Er wurde verjagt und mußte seine Zuflucht in Rußland suchen [1028]. Im Jahre 1030 kehrte er jedoch zurück und warb ein Heer, in welches er unbedenklich Räuber und Mörder aufnahm. Da er aber nur Christen unter seiner Mannschaft duldete, entfremdete er sich einen großen Theil der tapfersten Krieger. Am 29. Juli 1030 kam es bei Stiklestad zur Schlacht, in welcher Olaf geschlagen wurde und sein Leben verlor.

*) §. 36. Seite 112.

Da dieser Fürst von Jugend auf zum Vortheile der christlichen Geistlichkeit gewirkt hatte, sprengte diese nach seinem Tode das Gerücht aus, seine Leiche verrichte Wunder. Sie ward ausgegraben und von den Dummköpfen damaliger Zeit allgemein als wunderthätig anerkannt. Der ehemalige Seeräuber und Tyrann wurde bald im ganzen Norden Europa's und selbst in Constantinopel als Heiliger verehrt. Sueno, Kanut's, des sogenannten Großen, Sohn, beherrschte nach Olaf's, des Dicken, Tode Norwegen, zog sich aber gleichfalls das Mißvergnügen des Volkes zu und wurde durch Magnus, Olaf's Sohn, verdrängt (1035). Ihm folgte Harald (Hanedrade, oder der Strenge,) ein rauher Krieger, welcher im Dienste der griechischen Kaiser ein bedeutendes Vermögen erbeutet hatte. Um dieselbe Zeit, zu welcher Wilhelm der Eroberer vom Süden her, fiel Harald im Norden bei der Stadt York in England ein (1066), wurde aber am 20. September geschlagen und fiel in dem Treffen. Seine Söhne, Magnus II. und Olaf (Kyern, oder der Friedfertige,) theilten sich in sein Reich. Magnus starb schon bald [1069], worauf Olaf Herr von ganz Norwegen wurde. Er führte mancherlei Künste des Friedens, Oefen, Steinpflaster in den Zimmern und Gildehäuser oder Wirthshäuser in seinem Lande ein, schaffte die Trinkhörner ab, und setzte kleinere Becher an deren Stelle. Nach einer siebenundzwanzigjährigen, meistentheils friedlichen Regierung starb er im Jahre 1093.

Dänemark stand den größten Theil dieser Zeit [1047—1093] unter eigenen Königen. Kanut, der s. g. Große, übergab [1030] Dänemark und Norwegen seinem Sohne Sueno. Als dieser [1036] starb, schloß dessen Sohn und Nachfolger einen Vertrag mit Magnus I. von Norwegen ab, demzufolge dieser außer seinem Reiche, im Falle des kinderlosen Ablebens Hardikanut's, auch Dänemark erhalten solle. Doch kam dieser Vertrag nicht zur Vollziehung, indem Sueno, Kanut's, des s. g. Großen, Schwestersohn [Estridson] sich im Besitz dieses Reiches festsetzte, ungeachtet langwieriger Kriege, welche Magnus I. und Harald von Norwegen mit ihm führten. Sueno Estridson war ein eifriger Christ und stand mit dem Pabste, Gregor VII., in inniger Verbindung. Bevor dieser mit Heinrich IV. von Deutschland in offene Fehde gerieth, stand Sueno auch mit dem deutschen Kaiser in gutem Einvernehmen. Auf dessen Veranlassung führte er [1073] eine mächtige Flotte in die Elbe, um dem Kaiser die Sachsen unterwerfen zu helfen. Doch seine Soldaten weigerten sich, ein Volk mit Krieg zu überziehen, welches sie niemals beleidigt hatte. Sueno mußte daher unverrichteter Dinge wieder abziehen. Später stand er im Begriffe, den Pabst gegen den Kaiser zu unterstützen. Sein Tod und derjenige seines Sohnes Kanut Magnus vereitelten jedoch diese Bestrebungen. Sueno hinterließ zwei Söhne. Der ältere hieß Kanut, der jüngere Harald. Kanut war von seinem Vater begünstigt worden und suchte seinen Bruder zu beseitigen. Dieser machte jedoch dem Volke so viele und schöne Versprechungen, daß es ihn vorzog. Kanut floh aus dem Lande, kehrte aber nach seines Bruders Tode [1080] zurück und erwies sich bald als einen grausamen Tyrannen und heuchlerischen Frömmling. Er geißelte sich selber, erbaute zahlreiche Kirchen, schenkte einen bedeutenden Theil der königlichen Einkünfte an die Geistlichkeit und verordnete, daß kein Geistlicher höher, als mit Gelde, bestraft werden sollte. Dagegen setzte er auf viele Verbrechen, welche nach den Begriffen der damaligen Zeit mit Geld gebüßt werden konnten, wie Seeräubereien und Mordthaten und auch auf geringere Vergehungen, wie Diebstahl und Gewaltthätigkeiten, die Todesstrafe. Er zog sich dadurch den Haß des ganzen Volkes zu. Als er daher [im Jahre 1085] eine Flotte ausrüstete, um Krieg mit England zu beginnen, brach die Mißstimmung gegen ihn aus. Die Anführer schickten den Bruder des Königs, Olaf, an ihn, um ihre Beschwerden

vorzubringen, und als er diesen in Ketten legen ließ, löste sich Heer und Flotte auf. Mit der furchtbarsten Strenge und Grausamkeit büßte der König alle Diejenigen, welche ihm den Gehorsam versagt hatten. Er führte eine längst vergessene Steuer unter dem Namen Kopf- oder Nasengeld ein und hoffte dadurch das Volk zu zwingen, den Zehnten an die Kirche zu bezahlen. Das Volk erhob sich und sein Tyrann ward in der Kirche von Odense am 10. Juli 1086 mit sechzehn seiner Kriegsknechte erschlagen. Die Dänen wählten denselben Olaf, welchen Kanut hatte in Ketten legen lassen, zum Könige. Eine furchtbare Hungersnoth, welche zur Zeit seiner Regierung ausbrach, wurde von den Pfaffen für eine göttliche Heimsuchung ausgegeben. Das Volk ließ sich bethören, glaubte diese Pfaffenerfindung und verehrte nach seinem Tode auf die Vorspiegelung der Geistlichen denselben Menschen als einen „Heiligen", den es in seinem Leben als verruchten Tyrannen und Heuchler kennen gelernt hatte. Olaf III. erhielt den Beinamen Hunger. Gram und Betrübniß beschleunigten sein Ende. Er starb schon im Jahre 1095.

In Schweden führte Olaf, Schooßkönig, (995—1026) das im neunten Jahrhundert zwar schon verkündete, mittlerweile aber untergegangene Christenthum wieder ein. Sein Sohn und Nachfolger, Amund Jakob, [1026—1051] wirkte im Sinne seines Vaters fort. Mit seinem Bruder und Nachfolger, Emund dem Alten, starb 1060 der Ynglingische Königsstamm aus. Stenkil [1061—1066], Emund's Stief- und Amund's Schwiegersohn, schwang sich nach seines Stiefvaters Tode auf den schwedischen Königsthron. Sein Haus erhielt sich die Krone bis zum Jahre 1134. Zu Stenkil's Zeit waren die Heiden noch immer zahlreich in Schweden und mußten daher mit Nachsicht behandelt werden. Ihm folgte Hakon, der Rothe, [1066—1074] und diesem Stenkil's Sohn, Inge I., welchem die Pfaffenknechte den Beinamen des „Guten" ertheilten [1074—1112]. Inge I. schritt nämlich gewaltsam gegen die Heiden ein, zerstörte deren Tempel zu Upsala und bewirkte dadurch eine Zersplitterung des Reiches, indem die heidnischen Gothen seinen Schwager Blot Swen zum Könige erwählten, während die Christen Inge beibehielten.

§. 38. Die Normänner.

Die Geschichte der Normänner, d. h. jener Stämme des Nordens, welche ihre Heimath verließen, um auf Raub und Abenteuer auszugehen, ist aus dem Grunde von hoher Bedeutung, weil sie mehr, als jede andere, den innigen Zusammenhang des Königthums und des Räuberthums anschaulich macht. Die Beherrscher dreier Reiche [Schweden, Norwegen und Dänemark] waren abwechslungsweise Freibeuter und Könige, so Sueno und Olaf Trygwäson, und in mehreren anderen Staaten (in der Normandie und in Unteritalien) schwangen sich Corsarenhäuptlinge und Räuber zu mächtigen Fürsten empor.

Bei der Geschichte Scandinavien's haben wir das Heimathland dieser kühnen Flibustier bezeichnet und die Geschichte des Volkes, aus dessen Mitte sie auszogen, geschildert. Welches war aber die Ursache dieser Raubzüge? Oder was gab dazu die unmittelbare Veranlassung? Die Gothen wurden von den Hunnen vorwärts gedrängt und riefen die große Völkerwanderung des vierten, fünften und sechsten Jahrhunderts hervor. Die Wanderungen der Normänner mußten eine ähnliche Ursache haben. Die Geschichte kennt keine andere, als die Kriege, welche Karl I. mit den Sachsen führte. Dieser kräftige Stamm, welcher mit den Bewohnern Scandinavien's durch Gleichheit der Sprache, der Sitten, Religion und Lebensgewohnheiten auf's festeste verbunden war, widerstrebte mit äußerster Tapferkeit dem Christenthume und dem Königthume, welches Karl ihnen

aufdrängte. Die Verheerungen, welche Karl systematisch im Lande der Sachsen anstellen ließ und das Joch, das er ihnen später auferlegte, trieb viele Tausende dieser freiheitsliebenden Söhne des Nordens aus dem Lande ihrer Väter. Sie suchten da, wo ihr tapferer Führer Wittekind oft gastliche Aufnahme gefunden hatte, in Scandinavien Zuflucht und flößten den Bewohnern dieser weiten Landstrecken denselben Haß gegen das Christenthum und die fränkischen Könige ein, den sie selbst empfanden. An den Küsten des Frankenreichs landeten die Normänner zuerst auf ihren Raubzügen und kurz nach Karl I. begannen diese eine staatliche Bedeutung zu gewinnen.

Zur Zeit Ludwig's, des s. g. Frommen, und seiner Söhne ergossen sich die Normänner, gleich einer unwiderstehlichen Fluth, über die Küsten der Nordsee und über die Ufer der in dieselbe mündenden Flüsse. Lothar bediente sich ihrer als Söldner im Kampfe gegen seine Brüder und räumte ihnen sogar die Insel Walchern und einen Theil von Seeland zum Lohne ein. Zuerst wurde nur der Norden von Deutschland und Frankreich, später auch Lothringen, England, Italien, Spanien und selbst Afrika von ihnen heimgesucht. Die Städte Hamburg, Aachen, Köln, Trier, Rouen, Nantes, Tours, selbst Paris, Lucca und Pisa wurden von ihnen eingenommen und geplündert. So ist die Geschichte der Normänner verflochten mit derjenigen von Frankreich, Italien, Deutschland und Brittannien, in welcher wir dieser kühnen Räuber oft Erwähnung thun mußten, und mit der Geschichte der Russen, bei welcher wir auf sie zurückkommen werden.

Bis auf unsere Tage trägt eine der schönsten Provinzen Frankreich's, die Normandie, den Namen von den Normännern. Jahrhunderte lang bildete sie den Knotenpunkt, um welchen sich die Geschichte der beiden großen Reiche im Süden und im Norden des Kanals bewegte.

Im Jahre 876 landete Rolf oder Rollo, ein kühner Normann, mit einer muthigen Schaar an der Nordküste Frankreich's. Fünfundzwanzig Jahre lang raubte und plünderte er im Lande, ohne daß es den französischen Königen gelang, ihn zu vertreiben oder seine Macht zu brechen. Da entschloß sich Karl der Einfältige (911), dem glücklichen Räuberhauptmann seine Tochter, Gisela, zur Frau und das zwischen dem Eureflusse und der Bretagne gelegene Land (die Normandie) zu Lehen zu geben. Die Normänner nahmen das Christenthum an, blieben aber im Wesentlichen, was sie früher waren, d. h. Männer der Gewalt, welche keinen festeren Besitztitel erkannten, als das Schwert, und keine andere Ordnung, als diejenige des Krieges. Allerdings hörten die in der Normandie angesiedelten Normänner auf, in ganz Frankreich umherzustreifen, weil sie feste Wohnsitze hatten. Allein ihre Nachbarn litten darum nicht weniger von ihnen. Zuerst plünderten und dann unterwarfen sie sich die Bretagne. Nach Rolf's, oder, wie er sich nach Annahme der Taufe nannte, Robert's I., Tode (931) folgte ihm sein Sohn Wilhelm I., (Langdegen), welcher den König Ludwig IV., den Sohn Karl's des Einfältigen, bei seinen Bedrängnissen treulich unterstützte. Dessen Sohn Richard I., (Langbein), (942—996) war einer der furchtbarsten Feinde der französischen Könige seiner Zeit, und trug mächtig zum Sturze der Karolinger in Frankreich bei. Die feste Verbindung, in welcher die in Frankreich angesiedelten Normänner mit ihren in der Heimath zurückgebliebenen Brüdern standen, erhöhte noch ihre Macht. Richard II., Richard's I. Sohn, (996—1027) verstand es, zu einer Zeit, in welcher die Anmaßungen der Geistlichen mehr und mehr wuchsen, diese im Zaume zu halten. Ihm folgte sein ältester Sohn, Richard III. Dessen Bruder Robert suchte die Herrschaft an sich zu reißen, wurde aber besiegt und mußte sich unterwerfen. Doch bald darauf (1028) starb Richard, ohne Zweifel an dem Gifte, das sein Bruder ihm mischte. Robert II. verdiente sich durch seine Thaten den Beinamen des „Teufels". Als er

starb (1035), wurde sein erst zehn Jahre alter Sohn, Wilhelm II., Herzog der Normandie. Er führte (1054) einen Krieg mit dem Könige von Frankreich und zwang ihn (1059) zum Frieden. Seine weiteren Thaten und Schicksale haben wir oben in der Geschichte England's bereits mitgetheilt.*)

Für Menschen, welche großes Gewicht auf eheliche Geburt und Standesmäßigkeit legen, ist es eine wichtige Thatsache, daß Wilhelm, der Stifter des normännischen Herrschergeschlechts von England, außerhalb der Ehe geboren wurde und der Sohn der Arlotte, der Tochter eines Gerbers aus Falaise war.

§. 39. Russen, Polen und Wenden.

In den Ländern, welche sich von den Nordgrenzen des oströmischen Reiches bis zum Uralgebirge und zum Eismeere dehnen, wohnten seit den ältesten Zeiten Völkerschaften, welche von Herodot Scythen genannt, aber neuerdings in Finnen und Slaven abgetheilt werden. Jahrhunderte gingen über diese rohen Horden hinweg, ohne daß sie sich auf eine höhere Stufe der Bildung hinanschwangen, oder auch nur vermochten, sich zu größeren, politisch bedeutungsvollen Genossenschaften zu entwickeln. Die Finnen, zu deren Stamme, außer den eigentlichen Finnen, die Lappen, die Esthen, Liven, Ingrier, Permier und wahrscheinlich auch die Ungarn (Magyaren) gehören, hatten die weiten Gegenden vom finnischen Meerbusen bis an den Ob, die Wolga und das kaspische Meer inne.

Von der Elbe bis zum Don und von der Ostsee bis zum adriatischen Meere wohnten die Sarmaten oder Slaven. Der Zweig derselben, welcher sich von der Elbe längs der Ostsee bis zur Weichsel und nach Böhmen hin niedergelassen hatte, wurde Wenden genannt. Er theilte sich in die Wilzen, Ukern und Pommern in Brandenburg und in Pommern, die Obotriten in Mecklenburg, die Sorben zwischen Saale und Elbe und die Lusitzer in der Lausitz. Auch die Slaven, welche in Steiermark, Krain, Kärnthen und Friaul einwanderten, werden unter dem Namen Wenden zusammengefaßt. Dagegen wurden die in Böhmen wohnenden Slaven Czechen, und die von Mähren Morawen genannt.

Von den außerhalb Deutschland wohnenden Slaven waren die Letten (Kuren und Litthauer) an der Ostsee, die Kroaten, Slavonier, Serbier und Bosnier an der Donau, die Slowakken in Ungarn und die Anten am Dniester die bedeutendsten Stämme. Die letzteren bauten wahrscheinlich vor dem Ende des sechsten Jahrhunderts Kiew und Nowgorod und legten dadurch den Grund zum russischen Reiche.

Diese beiden Städte trieben schon im neunten Jahrhundert nach Christus ausgedehnten Handel. Denselben kühnen Normännern, welche wir in fast allen Reichen Europa's begegnet haben, war es vorbehalten, diese zersplitterten Völkerschaften zu einem mächtigen Staate zu vereinigen. Anfangs dienten die Normänner als Hülfstruppen ihren Nachbarn gegen die weiter im Osten wohnenden Horden, und als die Stärkeren erlangten sie bald die Herrschaft in jenen fernen Ländern. Zwar sollen die Normänner, welche in Rußland Waräger genannt wurden, im Jahre 862 von den Eingeborenen vertrieben und ihnen der Tribut von Häuten weißer Eichhörnchen, den sie empfingen, vorenthalten worden sein; doch die ungebildeten Stämme Scythien's vermochten nicht ohne fremde Herren unter sich Ordnung zu halten. Sie riefen daher selbst die Normänner, welche sie Russen-Waräger nannten, herbei. So behauptet wenigstens die unter russisch-kaiserlicher Machtvollkommenheit geduldete Geschichtschreibung. Drei Brüder: Rurik, Sinaus und Truwor, kamen mit muthigen Schaaren. Rurik setzte sich am Ladoga, Sinaus am Bielosero, Truwor

*) Siehe §. 36. Seite 113.

zu Isborks fest. Rurik überlebte seine beiden Brüder und wurde nach ihnen alleiniger Herr des ganzen Landes. Seine Nachfolger erhielten sich sieben Jahrhunderte lang an der Spitze des Reiches. Bald wurden die Wäringer heimisch in der Fremde, ihre Verbindungen mit dem alten Vaterlande dauerten aber beständig fort. Sie vermischten sich mit den Eingeborenen und nahmen deren Religion und Sprache an. Auf Rurik folgte [879] Oleg und nach dessen Tode Rurik's Sohn Igbor (913).

Mit dem oströmischen Reiche standen die Russen in mannichfaltigen Verbindungen. Von Nowgorod schifften sie in den Strömen, welche in den Boristhenes (Dnieper) fallen und dann auf diesem in das schwarze Meer bis Constantinopel. Sie brachten dahin Sclaven, Häute, Pelze und Honig und empfingen dafür Getraide, Wein, Oel, griechische Handarbeiten und indische Gewürze. Auf diese Weise wurden die Russen mit den Schätzen des Südens bekannt und machten im Laufe von hundert und neunzig Jahren (863, 904, 941 und 1043) vier Versuche, sich mit Gewalt der Reichthümer Constantinopel's zu bemächtigen, von denen sie durch den Handel nur wenige gewinnen konnten.

Bei ihrem ersten Raubzuge unter den Fürsten von Kiew gelangten sie ohne Widerstand in den Hafen von Constantinopel. Ein Sturm, welcher den Griechen zu Hülfe kam, zerstreute die Corsaren im Augenblicke, da ihnen der Sieg schon fast gewiß war. Neun und dreißig Jahre später wiederholte Oleg, der Vormund der Söhne Rurik's, denselben Versuch. Die Befestigung des Bosphorus umgingen die Russen, indem sie ihre Boote über die Landenge zogen. An der Spitze der dritten Unternehmung (941) stand Igbor, Rurik's Sohn. Viele tausend Russen fanden in den Wellen ihren Tod, andere, die an das Land schwammen, wurden dort abgeschlachtet. Nur ein Drittheil der Kähne entkam. Die vierte Unternehmung bereitete der Urenkel Igbor's, Jaroslaw, vor, dessen Sohn sie befehligte (1043). Auch diese wurde mit Hülfe des griechischen Feuers zurückgeschlagen, doch verloren die Griechen, als sie die Corsaren zu rasch verfolgten, vier und zwanzig Galeeren. Der Schrecken, welchen die Russen den Constantinopolitanern verursachten, war groß. Den Griechen kam es auf einiges Gold nicht an, wenn es galt, einen gefährlichen Feind zu entfernen. Häufiger, als mit den Waffen, trieben die Byzantiner ihre scythischen Feinde durch Gold von ihren Ufern zurück. Igbor's Sohn, Suetoslaw, unterjochte die Völkerschaften von der Wolga bis zur Donau. In seinem Kriege gegen das oströmische Reich hatte er aber wenig Glück. Zimisces rieb einen großen Theil des russischen Heeres auf und zwang den Großfürsten, zu versprechen, daß er sich aller feindlichen Bestrebungen in Zukunft enthalten wolle.

Von ganz anderen Gefühlen, als ihr Sohn Suetoslaw, war Olga, Igbor's Gattin, für Constantinopel beseelt. Sie reiste (955), nach ihres Gemahls Tode, dahin und ließ sich dort mit ihrem Gefolge taufen. Bei ihrer Rückkehr nach Chiew und Nowogorod gab Olga sich alle mögliche Mühe, der christlichen Religion in Rußland Eingang zu verschaffen; doch blieben ihre Bestrebungen lange erfolglos. Ihr Sohn Swätoslaw hielt fest am alten Glauben und selbst ihr Enkel Wladimir wurde in seiner ersten Jugend durch den Eifer der Christen zu einem fanatischen Gegner derselben gemacht. Doch die griechischen Missionäre wurden nicht müde. Im Kampfe mit einer Religion, welche noch häufige Menschenopfer schlachtete, konnten sie die besseren Gefühle des Volkes leicht für sich gewinnen. Der Unsinn des russisch-heidnischen Glaubens war größer, als die Abgeschmacktheit des griechisch-christlichen. Die Pracht des Gottesdienstes, wie er in den Kirchen von Constantinopel gefeiert wurde, bestach manche Russen, die sich daselbst aufhielten und ihre Erzählungen trugen dazu bei, die schaulustigen Massen zu gewinnen. Den Ausschlag gab aber der Wunsch des Großfürsten Wladi-

mir, eine christliche Fürstentochter zu ehelichen. Die Schwester des römischen Kaisers Basilius brachte den Russen mit der Hand, welche sie ihrem Großfürsten reichte, zugleich das Christenthum. An einem Tage ließ sich Wladimir I. taufen und trauen (988). Die heidnischen Götzen mußten den christlichen weichen. An die Stelle der Menschen, welche an den Altären der alten Götter geschlachtet wurden, traten die unblutigen Opfer von Brod und Wein. Wladimir ließ den alten Gott der Russen durch die Straßen von Chiew schleppen, ihn zertrümmern, in den Dnieper werfen und verkünden, daß Alle, welche sich nicht taufen ließen, als die Feinde des Gottes ihres Fürsten würden behandelt werden. An blinde Unterwerfung gewöhnt, nahmen die Russen die Religion ihres Beherrschers an, wie sie eine von demselben befohlene Tracht angelegt haben würden. Die russische Kirche blieb unter dem Einflusse der griechischen. Sie hielt sich frei von der Knechtschaft, welche Gregor VII. und seine Nachfolger den römisch-katholischen Geistlichen auferlegte. Die Folge davon war, daß die Geistlichkeit nicht, wie im Westen, eine unter dem Einflusse ihres Hauptes stehende Macht werden und einen Kampf auf Tod und Leben mit der weltlichen Gewalt führen konnte. Die Finsterniß war gleich dick in der römischen und in der griechischen Kirche. Doch im Abendlande blühten Künste und Wissenschaften früher wieder auf, als im Osten und theilten daher auch früher einige Geistesblumen der Kirche mit. Der Despotismus der weltlichen Fürsten wurde im Abendlande durch denjenigen der kirchlichen gemäßigt, während der Despotismus des Ostens, ungehemmt durch die Macht der Geistlichkeit, schrankenlos wüthete. Wladimir war ein Despot ohne Klarheit und Scharfblick in religiösen und weltlichen Dingen. Die christliche Religion nahm er nicht an aus Ueberzeugung, und ihre Lehren führte er nicht über in das Leben. Er wurde Christ, weil er außerdem die Hand der Schwester Basil's nicht erhalten hätte. Wie wenig er den Geist der christlichen Lehre gefaßt hatte, beweist das Strafgesetz, durch welches er die Russen zwang, den Gott ihres Fürsten anzunehmen.

Geistlos, wie in religiösen Dingen, verfuhr er auch in weltlichen. Er theilte sein Reich (1015) unter seine zwölf Söhne und brachte dadurch eine Zerrüttung hervor, welche Jahrhunderte lang schwer auf Rußland lastete. Er traf zwar die Bestimmung, daß die Großfürsten von Chiew die Oberhoheit über alle anderen haben sollten, da er ihnen jedoch nicht die Macht verlieh, alle übrigen in Unterwürfigkeit zu erhalten, so bekümmerten sich diese wenig um den Willen des verstorbenen Wladimir. Es bildeten sich mehr als fünfzig Großfürstenthümer in Rußland, welche sich wechselseitig bekriegten und schwächten. Das einzige Gute, welches sich aus allen diesen Uebeln entwickelte, war das Gedeihen einiger Städte, namentlich Nowogorod's und Pleskow's, welche sich von allen Fürsten unabhängig machten, während Chiew, der Sitz der Großfürsten, keinen höheren Aufschwung nehmen konnte.

Der Name Polen kömmt erst gegen das Ende des neunten Jahrhunderts vor. Es wurde damals von Herzogen regiert, welche, ihrem Stammherrn Piast zu Ehren, sich alle Piasten nannten. Dieses Volk, insofern mit dem russischen verwandt, als es slavischer Abstammung ist, stand im Jahre 964 unter einem Fürsten, Miezislaw, (Mjesko), welcher sich in jenem Jahre taufen ließ. Kaiser Otto I. stiftete das Bisthum Posen und knüpfte dadurch Polen zugleich an die römisch-katholische Kirche und das deutsche Reich. Das Christenthum schlug bald feste Wurzeln und verband das Polenvolk mit dem Abendlande, während die Russen, seine Nachbarn, im Osten, unter byzantinischem Einflusse blieben. Trotz der religiösen Gemeinschaft, welche das deutsche Reich und Polen verknüpfte, fanden zwischen den Beherrschern beider Staaten häufige Kriege statt, deren wir bei Gelegenheit der deutschen Geschichte bereits Erwähnung gethan haben. Die Lehensverbindung zwischen Deutschland und Polen dauerte 200 Jahre, während welchen Polen bald von einem, bald

von mehreren Fürsten beherrscht wurde, welche sich theils Herzoge, theils Könige nannten.

Ein anderer slavischer Stamm, welcher blutige Kriege mit den Deutschen führte, waren die Wenden. Sie wohnten in Mähren und den benachbarten Ländern. Karl I. hatte sie besiegt und seinem Reiche einverleibt. Unter Ludwig, dem s. g. „Frommen", warfen sie das ihnen verhaßte Joch der Deutschen wieder ab. Ludwig der Deutsche, der jüngere Ludwig und Arnulf kämpften mit ihnen. Ludwig der Deutsche unterwarf sich wieder Mähren.

Zur Zeit Arnulf's herrschte in Mähren und Böhmen, in Oesterreich und Ungarn bis zur Save und zum adriatischen Meere Zwentebold, ein durch seine Tapferkeit und die Kriege, die er führte, gefürchteter Herrscher, welcher sich Fürst der Mähren nannte. Nach dessen Tode (895) setzten dessen Söhne den Kampf mit Arnulf fort. Dieser rief die Ungarn um Hülfe an und besiegte die Mähren. Ungarn, Polen und Böhmen theilten sich in die Beute. Ein kleiner Theil des einst großen Reiches behielt den Namen Mähren, kam an Böhmen und erhielt später den Namen der Markgrafschaft Mähren.

§. 40. Bulgaren und Ungarn.

Unter den zahlreichen scythischen Stämmen, welche, wie die Avaren, Chazaren, Petschenegen, Wallachen und Komanen im Anfange des Mittelalters auftauchten, verdienen nur die Bulgaren und die Ungarn eine besondere Erwähnung in der Weltgeschichte. Denn nur sie erhielten sich eine längere Zeit hindurch ihre Selbstständigkeit, während die anderen alle schnell wieder untergingen. Alle diese Völker gehören zu der großen tartarischen Nation, mit Ausnahme der Ungarn, welche ohne Zweifel finnischen Ursprungs sind.

Die Avaren, deren wir im Laufe dieser Geschichte mehreremale erwähnten,*) erschienen, nachdem sie aus ihren ursprünglichen Wohnsitzen an der kaukasischen Landenge verdrängt worden waren, um 560 an der Donau, unterjochten die Völker, welche ihnen im Wege standen, halfen den Longobarden das Reich der Gepiden zerstören und bemächtigten sich, als jene nach Italien zogen, des ganzen Panoniens. Sie dehnten später ihre Grenzen bis an die Wolga und die Ens aus, regten jedoch alle ihre Nachbarn wider sich auf. Im siebenten Jahrhundert begann schon ihre Macht zu sinken. Die Bulgaren machten sich von ihnen unabhängig. Die Croaten, Czechen, Serbier und Chazaren brachten ihnen Niederlagen bei. Karl I. führte langwierige Kriege mit ihnen (791—803), in deren Folge ihr Name sich nach und nach gänzlich verlor.

Die Chazaren, welche ursprünglich zwischen dem schwarzen und kaspischen Meere gewohnt hatten, eroberten im siebenten Jahrhundert alle Länder zwischen Wolga und Dnieper. Zur Zeit Karl's I. hatten sie die Länder im Osten Ungarn's bis an den Don inne. Ihr Reich blühte bis um die Mitte des neunten Jahrhunderts. Um diese Zeit nahm es im Kampfe mit ihren Nachbarn ab. Die Petschenegen brachten ihnen den Todesstoß bei. Die Russen entrissen ihnen den einen, die Griechen den andern Theil ihres Landes (um 1016).

Das wildeste unter allen diesen wilden Tartaren-Völkern waren die Petschenegen. Sie wurden von ihren Wohnsitzen zwischen dem Ural- und Wolga-Flusse durch die Komanen im neunten Jahrhundert verdrängt.

Im Jahre 884 rückten die Petschenegen von Osten nach Westen vorwärts und besetzten die Länder zwischen dem Dnieper und der Aluta. Sie waren furchtbar

*) §. 4. S. 8 oben.

bis in's zwölfte Jahrhundert, und gingen dann unter im Kampfe mit Ungarn, Griechen und Komanen. Dieses Volk, welches von den Russen Polowzer, sonst auch Uzen genannt wird, stammt von der niederen Wolga ab. Ihr Land hieß Komanien, später Kaptschak. Sie erschienen um die Mitte des elften Jahrhunderts in Europa, eroberten nach dem Falle der Chazaren die Länder zwischen dem Don und der niederen Donau, wurden aber später im dreizehnten Jahrhundert von den Mongolen geschlagen und verdrängt.

Alle diese Stämme verbreiteten nur Verwüstung, Jammer und Elend um sich her. Ein längeres Dasein und befriedigendere Spuren der Thätigkeit ließen Bulgaren und Ungarn zurück.

Von den Bulgaren erhielt Niedermösien, zwischen der unteren Donau und dem Hämusgebirge, den Namen Bulgarei. Sie dehnten aber ihre Herrschaft, nach dem Wechsel des Glückes, über Serbien und Bosnien im Norden der Donau und im Süden des Hämus aus. Jahrhunderte lang waren sie der Schrecken des oströmischen Reiches und der Ungarn. Selbst Deutschland wurde wiederholt von ihnen bedroht. Es fehlte diesem Volke aber an derjenigen sittlichen Kraft und staatlichen Einsicht, welche allein die Siege des Schlachtfeldes zu benützen und auf dieselben dauernde Schöpfungen zu gründen vermag. Schon Theodorich, der Ostgothe, kam mit den Bulgaren in Berührung. Dann verschwinden sie aber wieder auf anderthalb Jahrhunderte aus der Geschichte. Lichnidus oder Achrida war ihre Hauptstadt. Dort schlug, nachdem die Bulgaren (866) die christliche Religion angenommen hatten, ein Patriarch seinen Sitz auf. Die Griechen hatten den Bulgaren ihre Religion mitgetheilt, darum wurden diese griechische Katholiken. Ihre ursprüngliche Wildheit würde aber durch die Lehre Christi nur wenig gemildert. Denn das Ende des neunten und das zehnte Jahrhundert, also gerade die Zeit, welche auf ihre Bekehrung zum Christenthume folgte, war die Glanzperiode ihrer kriegerischen Thaten. Die Bulgaren gehörten zu dem slavonischen Stamme und sind nahe verwandt mit den Serbiern, Bosniern, Raitzen, Croaten und Wallachen. Diese letzteren insbesondere können als ein Zweig der Bulgaren bezeichnet werden, welcher bis zum adriatischen Meere vordrang. Um das Jahr 900 zählten die Croaten 60,000 Reiter, 100,000 Fußsoldaten und 180 Kriegsschiffe, von denen allerdings die meisten nicht vierzig Mann tragen konnten.

Das erste Reich der Bulgaren bestand vom Jahre 640 bis 1017, und der Sieg über den oströmischen Kaiser, Nicephorus I., welcher diesem das Leben kostete (811), zeugt zugleich von ihrer Macht und von ihrer Rohheit. Der Schädel dieses Kaisers wurde in Gold gefaßt und diente lange Zeit den Fürsten dieses wilden Volkes als Ehrenbecher. Simeon, König der Bulgaren, belagerte (950) Constantinopel und der Kaiser Constantin II. mußte die Friedensbedingungen der Bulgaren annehmen. Unter den Söhnen Simeons nahm das Reich der Bulgaren schnell ab. Basilius II. brachte ihnen so schwere Niederlagen bei, daß er davon den Beinamen „der Bulgarentödter" erhielt [1017].

Von allen scythischen Stämmen verdient keiner unsere Sympathien mehr, als die Ungarn. Keiner hat sich im Sturme der Zeiten durch Tapferkeit und Geistesbildung mehr hervorgethan, auf keinen kann die Sache der Freiheit sicherer zählen. Daß die Ungarn scythischen Ursprungs sind, ist unbestritten, ob sie aber näher mit den Hunnen, Türken oder Finnen verwandt seien, diese Frage hat zu vielen Verhandlungen Anlaß gegeben. Die Aehnlichkeit, welche zwischen der Sprache der Ungarn oder Magyaren und der Finnen besteht, deutet auf eine finnische Abstammung derselben. Der Kaiser Leo VI. sagt von den Ungarn seiner Zeit [900]: „Ihre Zelte sind von Leder, ihre Kleider von Pelz. Sie scheeren ihr Haar und verunstalten ihre Gesichter. Sie sind langsam im Worte, rasch in der That, ver-

rätherisch in Vertragsverhältnissen." Auf ihren Wanderungen führten die Ungarn ihre Heerden mit sich, von deren Milch und Fleische sie sich nährten. Ihre ursprüngliche Waffe war der tartarische Bogen, später nahmen sie von den Römern Schwert, Speer und Helm an. Sie zeichneten sich aus durch ihre Kunst im Reiten und Bogenschießen. Ihre kriegerischen Bewegungen waren ungewöhnlich schnell. Ihre ursprünglichen Wohnsitze hatten sie im alten Jugrien oder Ugrien, dem Lande im Osten des Ural, welches jetzt zu den Statthalterschaften Perm und Tobolsk gehört. Die Russen nannten sie Ugrier, die Abendländer Ungri oder Hungari. Selbst nennen sie sich aber Magyaren. Als sie zuerst bekannt wurden, zerfielen sie in sieben bis acht Stämme, von welchen jeder einen besondern Führer hatte, welche jedoch insgesammt unter Arpad, dem Sohne des Almus, standen. Nachdem die Ungarn in die Gegenden zwischen Don und Dnieper, welche die Bulgaren verlassen hatten, gelangt waren, wurden sie von den Petschenegen nach Bessarabien, in die Moldau und in die Wallachei gedrängt. Der Kaiser Basilius I. [867—886] benützte sie in seinem Kriege mit den Bulgaren und Arnulf, der König der Deutschen, [887—889] in seinen Kriegen gegen die Mähren. Mit ihrer Hülfe besiegte er den Fürsten Zwentibold. Als sie aber dann in ihr Land zurückkehren wollten, fanden sie es von den Petschenegen und Bulgaren besetzt, und drangen, über Galizien, in Ungarn ein. Unter ihrem Fürsten Arpad setzten sie sich an der Theiß fest [894] und breiteten ihre Herrschaft im Osten über Siebenbürgen und im Westen bis zur Gran und March aus. Von diesem Gebiete rückten sie in furchtbaren Raubzügen durch Deutschland über den Rhein, jenseits der Pyrenäen und über die Alpen bis an die Südspitze Calabrien's vor. Der Schrecken, welchen sie verbreiteten, lähmte die Widerstandskraft aller Völker. Die tiefsten Ströme durchschwammen sie, über die höchsten Berge trabten sie hinweg, im Fluge stürmten sie durch die weitesten Länder. Sie verbreiteten um sich Mord, Raub und Zerstörung. Auf der Flucht noch waren sie gefährlich. Oft täuschten sie durch diese ihre Feinde und vernichteten sie, wenn sie glaubten, gesiegt zu haben. In der Geschichte Deutschland's,*) welches am meisten unter den Raubzügen der Ungarn litt, haben wir der Schlachten bei Sondershausen und Merseburg [934] und auf dem Lechfelde [955] erwähnt, welche dem Räuberleben der Ungarn ein Ende machten.

Dreihundert Jahre lang herrschte das Haus Arpad's über die Ungarn. Theils die freie Wahl, theils der Erbgang hob die ungarischen Könige auf den Thron. Geisa I. ehelichte eine baierische Fürstentochter und nahm die christliche Religion an [972]. Sein Sohn, Stephan I., welcher später „heilig" gesprochen ward, machte sie herrschend [um 1000] unter seinem Volke und erhielt vom Pabst eine Königskrone zum Geschenke, woraus dieser schlaue Kirchenfürst einen lehensrechtlichen Anspruch auf das Land abzuleiten suchte. Stephan setzte zehn Bischöffe der Geistlichkeit seines Landes vor und ordnete sie dem Erzbischoff von Gran unter. Das Land theilte er in 72 Gespannschaften, an deren Spitze je ein Obergespann oder Graf (comes) stand. Seit den Zeiten Geisa's wanderten viele Deutsche nach Ungarn und Siebenbürgen aus. König Peter [1038] erkannte zwar die Hoheit des deutschen Kaisers Heinrich's III. an, doch dauerte dieses Verhältniß der Unterwürfigkeit nicht lange. An die Stelle früher Raubzüge ohne dauernde Erfolge, traten später Eroberungen, welche das Gebiet und die Macht der Ungarn um ein bedeutendes vergrößerten.

*) Siehe §. 33. Seite 100 ff.

Vierter Abschnitt.

Die geistliche Herrschaft in den christlichen Staaten (476—1095).

§. 41. Vorbemerkung.

Wenn wir in den Jahrbüchern der Geschichte blättern, wenn wir sehen, wie Völker und Reiche stiegen und sanken, wie riesenhafte Geister aus dem Meere der Alltäglichkeit auftauchten, Millionen um sich schaarten und mit sich fortrissen, wie die Tyrannen eine Zeit lang ihren Leidenschaften fröhnten und dann von dem Abgrunde verschlungen wurden, an dessen Rande sie tobten, — so ergreift uns ein mächtiges Gefühl. Wir erkennen zwar oft nicht das unsichtbare Band, welches ein Ereigniß mit dem andern verknüpft, manche der wichtigsten Thatsachen der Vergangenheit sind nicht auf uns gekommen. Dennoch bleibt nur der rohe Mensch fühllos, wenn er sich zum Gedanken der Entwickelungsgeschichte der Menschheit emporgehoben hat. Wenn wir im Frühling tausend Keime sprossen, tausend Blätter sich entfalten sehen, wenn die gefiederten Segler der Lüfte ihre Lieder trillern, ihre Nester bauen und ihre Kreise ziehen, da hebt sich die Brust des Menschen, obschon er sich sagen muß, daß die Kraft, welche alle diese Erscheinungen hervorruft, von ihm nicht klar erkannt wird. Wenn wir in einer hellen Nacht die Milchstraße, die Doppelsterne und die Planeten am Himmel sehen und wir uns sagen, einer von diesen ist unsere Erde, sie ist der dritte von denen, die sich um die Sonne bewegen, so sinnt der forschende Geist über die anderen Welten nach, welche außer unserer Erde noch den Himmelsraum füllen. Wenn wir unsere Mitmenschen zu Hunderten sterben sehen und in gleicher Zahl andere geboren werden, so frägt sich der strebende Mensch: warst du, ehe du in diese Erde eintratest? Wirst du sein, nachdem du sie verlassen? Und wenn wir, durch die Stürme des Lebens umhergeworfen, keinen Ausweg sehen im Labyrinthe unsers Daseins, bedenken wir wohl: welches Schicksal ist uns noch bereitet?

Die Gefühle aber, die sich an alle diese Fragen und Betrachtungen knüpfen, bilden die Religion des Menschen. Wohl gibt es einzelne Leute, welche im Drange materiellen Strebens oder im Strudel der Leidenschaft zu einem freien Aufblick nicht gelangen. Auch finden sich leere Sophisten, die sich den Schein klarer Erkenntniß geben wollen, während ihnen die gewöhnlichen Erfahrungen des Lebens und der Natur verschlossen sind, Menschen, die sich im Laufe eines dem Zanke gewidmeten Lebens gegen alle edleren Eindrücke abgestumpft haben. Auf diese wirkt weder das Buch der Geschichte, noch der junge Frühling, weder der Sternenhimmel, noch das Geschick der Mitmenschen. Sie denken nur an sich selbst, ihre kleinen Streitigkeiten und kennen kein anderes Vergnügen, als sinnlichen Genuß. Diese Menschen bilden aber immer eine geringe Minderzahl. Die Gesellschaft kann auf sie keine besondere Rücksicht nehmen.

Zu allen Zeiten und bei allen Völkern haben die religiösen Gefühle ein großes Gewicht in die Wagschaale der Entwickelung gelegt. Ganz besondere Bedeutung gewinnt aber die Religion im Mittelalter. Die ganze Geschichte des Ostens dreht sich um die von Mohammed angeregte religiöse Bewegung. Die Geschichte des Westens ruht auf dem Christenthume. Der Kampf zwischen heidnischen, christlichen und mohammedanischen Völkern ist wesentlich bedingt durch ihre Religionsanschauungen, wie deren innere Entwickelung von denselben abhängig ist.

Jahrtausende hindurch waren Religion und Staat immer untrennbar verbunden. Die Indier, die Egypter, die Juden, die Griechen und Römer kannten den Gegensatz nicht, welcher sich im Mittelalter zwischen Religion und Staat, kirchlicher und weltlicher Gewalt, Pabst und Kaiser entwickelte.

Das religiöse Bedürfniß der Menschen ist eine unläugbare, geschichtliche Thatsache. Der Schriftsteller, welcher den Geist der Zeiten tief erfaßt hat, der Staatsmann, dem es darum zu thun ist, die Sache der Freiheit und des Rechtes zu fördern, muß den Boden der Geschichte und die Bedürfnisse der Menschennatur anerkennen, und auf dieser doppelten Grundlage weiter fort arbeiten. Er wird nicht fragen, wie ist das religiöse Bedürfniß aus der Menschenbrust zu tilgen, sondern wie kann die Religion dem Einflusse eines verdorbenen Pfaffenthumes entzogen, wie kann sie von Aberglauben und Verfolgungssucht gereinigt werden?

Religion und Wissenschaft, Glauben und Erkenntniß haben beide ihre Berechtigung, ihre Bedeutung und ihr Gebiet. Die Aufgabe des Geschichtschreibers ist es, darauf hinzuweisen, wo und wie unberechtigte Eingriffe in die Gebiete dieser hochwichtigen Bestrebungen stattgefunden haben, und anzudeuten, wie sie gefördert und wie sie gehemmt worden sind.

Das Gebiet menschlicher Erkenntniß war zu allen Zeiten sehr beschränkt und im Mittelalter fast mehr, als zu irgend einer anderen. Das Gebiet des Glaubens beginnt da, wo die Erkenntniß aufhört. Es ist um so größer, je beschränkter und schwächer die Erkenntniß.

Dem Glauben gegenüber steht der Zweifel. Seine Aufgabe ist, den Glauben und die Erkenntniß zu sichten, bis sie fest stehen und gereinigt sind von allen Schlacken. Die Erkenntniß gibt uns eine festere Wahrheit, als der Glauben, und eben deßhalb kann kein Glaube der Erkenntniß Gesetze vorschreiben. Die Wahrheiten der Geschichte, der Mathematik und anderer Wissenschaften lassen sich erweisen. Für die Lehren aller Religionen gibt es keinen anderen Beweisgrund, als den Glauben der Menschen. Vor dem Richterstuhle der Vernunft kann der Glauben nicht denselben Anspruch auf Wahrheit machen, wie der wissenschaftliche Beweis. Im Wechselverhältniß zwischen Religion und Wissenschaft, Erkenntniß und Glauben gebührt daher der Wissenschaft der Vorzug vor der Religion, dem Beweisgrund der Vorzug vor dem Glauben. Viel wäre gewonnen, wenn die Religionen aufhörten, in das Gebiet der Wissenschaften einzugreifen. Ihr Feld bliebe dennoch groß genug. Wie die Wissenschaft und die Erkenntniß ihr Gebiet erweitern, sollten die Religionen auch das ihrige entwickeln. Seit der Entstehung des Christenthums hat die Sternkunde, haben die Naturwissenschaften und alle übrigen Wissenszweige Riesenfortschritte gemacht. Bleibt die christliche Religion auf dem Boden stehen, den sie im Mittelalter einnahm, so muß sie sich immer weiter von der Wahrheit entfernen.

Wenn die Wissenschaft einen festeren Anspruch auf Wahrheit besitzt, als die Religion, so gleicht sich der Gegensatz zwischen beiden doch dadurch zum Vortheile der Religion aus, daß nur wenige Menschen Wissenschaft, die meisten aber Religion haben. Fast zu allen Zeiten der Geschichte hat daher die Religion einen bedeutenderen Einfluß auf die Entwickelung der Menschheit geübt, als die Wissenschaft. Wenn ein begeisterter Prophet Millionen mit sich fort riß, so wurden von diesen auch die Irrthümer, die er lehrte, gläubig aufgenommen, die Männer der Wissenschaft konnten oft nicht einmal mit Gefahr ihres Lebens diese Irrthümer dauernd bekämpfen und Jahrhunderte, ja oft Jahrtausende vergingen, bevor ein Aberglaube erschüttert wurde. Die Massen gingen aber nicht vom Aberglauben zu einem vernünftigen Glauben, von dem Irrthum zur Wahrheit,

sie gingen von einem Aberglauben zum andern, von diesem Irrthum zu jenem über. Die Wissenschaft, die Erkenntniß blieb das Sondergut Weniger. Die Massen strebten nach Geld und Gut, Besitz und Genuß und schenkten den Gauklern und Betrügern immer lieber ihr Ohr, als den ernsten Männern der Wahrheit.

Seit den ersten Zeiten der Geschichte übten die Priester auf die gedankenlosen Völker einen überwiegenden Einfluß aus, den sie dazu benützten, sich eine gebietende Stellung im Staate und die Massen in der Dummheit und in der Unterwerfung zu erhalten. Dem Christenthume des Mittelalters war es aber vorbehalten, eine geistliche Gewalt erstehen zu sehen, welche sich über Kaiser und Könige stellte, und den ganzen Erdkreis umfaßte. Der römische Pabst, welcher sich über den römischen Kaiser und alle anderen Fürsten erhob, nahm einen gleichen Standpunkt auch der Vernunft gegenüber ein, d. h. er ordnete sich die menschliche Vernunft unter, wie die weltliche Gewalt. Dem weltlichen Faustrechte stellten die römischen Päbste ein geistliches Faustrecht entgegen. Wenn die Ritter ihre Feinde mit Wunden und Tod bedrohten, so jagten ihnen die Päbste Schrecken ein mit den Strafen einer anderen Welt, mit Fegefeuer und Hölle, und die Menschen waren so dumm, an die päbstlichen Wahnbilder zu glauben, als hätten sie dieselbe Wirklichkeit, wie die Zwingburgen und die Fäuste der Ritter.

So trat zuerst die Idee, wenn auch eine falsche, in den Kampf mit der Wirklichkeit. Die Menschen wurden mit mehr Nachdruck, als jemals zuvor, auf eine überirdische Weltordnung hingewiesen, und wenn der Zweck der Päbste auch war, die Menschen mit Hülfe dieser religiösen Ideen vollständig zu verdummen und zu knechten; sie, wie alle Tyrannen, arbeiteten unwillkürlich nur zu Gunsten der Freiheit und des Fortschritts. Sie brachen die Macht der Kaiser, Könige und Fürsten und bahnten den Völkern den Weg, auf welchem sie das fürstliche Joch zuerst lockern und später theilweise selbst abwerfen konnten. Es ist eine merkwürdige Thatsache, daß nur in denjenigen Ländern, in welchen der Kampf zwischen der geistlichen und weltlichen Gewalt ernstlich geführt wurde, die Reformation im sechzehnten Jahrhundert Wurzeln schlug und der fürstliche Despotismus gebrochen wurde. Der Osten, welcher sich von der abendländischen Kirche lossagte, verfiel theils dem türkischen, theils dem russischen Absolutismus. Der Westen, welcher den Kampf der weltlichen und der geistlichen Gewalt aufnahm, schwang sich auf eine höhere Stufe der Freiheit, des Wohlstands und der Bildung. Deutschland, welches zuerst die schwere Hand der geistlichen Herrschaft empfand, schlug ihr die Todeswunde, an der sie sterben muß, sobald der weltliche Despotismus gestürzt und daher das geistliche Gegengewicht nicht mehr nöthig sein wird, diesen in Schranken zu halten.

§. 42. Die Glaubensstreitigkeiten.

Wenn die Menschen den Boden geschichtlicher Thatsachen und des nüchternen Verstandes verlassen und sich auf den Schwingen des Wunderglaubens in die Luftregion der Phantasie oder der Grübelei verloren haben, werden sie von der Leidenschaft immer weiter fortgetrieben, bis diese nachläßt.

Die Christen des vierten und fünften Jahrhunderts hatten die nackten Thatsachen der Geburt, des Lebens, Wirkens und Todes Christi, welche mit ihrer wundergläubigen Weltanschauung nicht übereinstimmten, über Bord geworfen, und dafür eine Reihe von Wundergeschichten erfunden, welchen aller thatsächliche Grund und Boden fehlte, und welche mit dem gesunden Verstande im grellsten Widerspruche standen. Nachdem auf verschiedenen Kirchenversammlungen*) der eigentliche Kern

*) B. III. §. 47. S 125.

des Christenthums stillschweigend beseitigt und an dessen Stelle der barste Unsinn zum Glaubenssatze erhoben worden, war es nicht möglich, der einmal genommenen Richtung Einhalt zu gebieten. Gott sollte eine und doch auch drei Personen umfassen, Christus sollte Gott sein und war auf dieser Erde doch nur als Mensch in die Erscheinung getreten. Aus diesen sich innerlich widersprechenden Sätzen konnte als richtige Folgerung nur neuer Unsinn abgeleitet werden. Durch die Verkehrtheit der Geistlichen des vierten und fünften Jahrhunderts waren die Christen ganz abgeleitet worden von dem Streben, nach Christi Worten zu thun, Christi Beispiel im Leben zu befolgen, seine Lehren durch ihren Wandel in das wirkliche Leben einzuführen. An die Stelle eines regen Wetteifers in Werken der Menschenliebe, statt eines edlen Strebens, das eigene Herz zu reinigen, machte sich ein unsinniges Gezänke über Glaubenssätze und eine an Wuth grenzende Verfolgungssucht gegen Andersglaubende geltend.

Wenn wir einmal aufgehört haben, unseren sinnlichen Wahrnehmungen Glauben zu schenken, wenn wir dasjenige Wesen, welches als Mensch in die Erscheinung getreten ist, nicht Menschen, die Frau, welche ein Kind geboren hat, nicht die Mutter dieses Kindes, sondern den Menschen Gott und die Gebärerin eines Kindes Mutter Gottes nennen, so ist es ziemlich gleichgültig, ob wir diesen oder jenen Unsinn glauben, ob wir annehmen, Christus habe nur eine, oder zwei Naturen, nur einen, oder zwei Willen, nur einen Scheinleib, oder einen wirklichen Leib gehabt. Wenn wir in Joseph's Weibe, der Mutter von sieben Kindern, immer eine Jungfrau erkennen wollen, so ist es gleichgültig, ob wir sie Gottesgebärerin oder Christusgebärerin nennen. Der eine Unsinn steht dem andern vollständig gleich.

Doch anders betrachteten die Kirchenfürsten des vierten und fünften Jahrhunderts die Sache. Sie machten nicht nur das irdische Glück, sondern auch die ewige Seligkeit von diesem oder jenem Unsinn, den das Volk glauben sollte, abhängig. Statt, wie Christus gelehrt hatte, ihre Feinde zu lieben, haßten und verfolgten sie Diejenigen, welche, ohne ihre Feinde zu sein, andern Unsinn, als sie, glaubten.

Kaiser Zeno dachte, er könne den kirchlichen Streitigkeiten dadurch ein Ende machen, daß er die Beschlüsse der Kirchenversammlungen zu einem Glaubensbekenntnisse zusammenstellte, welches er unter dem Namen „Henotikon" von allen Bischöffen des Ostens bei Strafe der Absetzung und Verbannung unterzeichnen ließ (482). Doch der Bischoff von Rom war damit nicht einverstanden, schon aus dem Grunde nicht, weil er vermeinte, allein in Sachen des Glaubens das entscheidende Wort sprechen zu dürfen. Zeno täuschte sich sehr, wenn er dachte, den Geistlichen sei es um Wahrheit und Frieden zu thun. Die Glaubensstreitigkeiten boten vielen eine erwünschte Gelegenheit, verhaßte Gegner zu stürzen, oder sich auf Bischoffssitze zu schwingen, welche sie außerdem nicht erlangt haben würden. Die eigentliche Veranlassung zum Streite zwischen Donatisten und ihren Gegnern war, daß zwei Pfaffen auf den Bischoffssitz zu Carthago Anspruch machten, die wirkliche Ursache des Kampfes zwischen Athanasianern und Arianern war, daß Athanasius lüstern war nach dem Bischöffssitze von Alexandria. Der Patriarch Cyrillus von Alexandrien, ein Feind des Patriarchen Nestorius von Constantinopel, war gewaltthätiger und schlauer als dieser und bewirkte daher dessen Verurtheilung zu Ephesus (431). Flavian war ein Feind von Eutyches und Dioskorus und darum setzte er deren Verurtheilung zu Chalcedon (455) durch.

Alle diese Glaubensstreitigkeiten hätten gar nicht stattfinden können, wenn die betheiligten Geistlichen von christlicher Liebe beseelt gewesen wären und gewöhnlichen Menschenverstand gehabt hätten. Sie waren aber von den wildesten Leidenschaften beherrscht, welche ihnen die richtige Würdigung der Thatsachen und eine vorurtheilsfreie Prüfung derselben durchaus unmöglich machten. Das einzige Mittel,

diesen gehässigen Streitigkeiten ein Ende zu bereiten, bestand darin, Laien und Geistliche auf eine höhere Stufe sittlicher Kraft und gesunden Verstandes zu heben. Das vermochte kein Mensch zu thun und dazu reichte die kurze Spanne auch des längsten Lebens nicht hin. Fast anderthalb Jahrtausende sind seither vergangen und kaum sind wir jetzt so weit gekommen, daß es möglich ist, ohne die größten persönlichen Gefahren, die Ränke und Gewaltthaten aufzudecken, unter deren Einfluß der Unsinn der christlichen Kirche des vierten und fünften Jahrhunderts zu Tage kam. Das Henotikon Kaiser Zeno's machte daher das Uebel und den Zwiespalt in der Kirche nur noch größer. Unter Justinian I., diesem eitlen Tyrannen, wurde der Streit noch gehässiger, als zuvor. Er glaubte, in kirchlichen Dingen nicht minder unumschränkt gebieten zu können, als in weltlichen und bildete sich ein, ebensowohl der Träger der wahren Religion, als der gesetzlichen Staatsgewalt zu sein. Er verfolgte die Montanisten in Phrygien, die Arianer und die Heiden. Den Juden befahl er, ihre Ostern am selben Tage, wie die Christen, zu feiern. Die Samaritaner von Palästina, eine Mischung von Juden, Heiden und Christen, ließ Justinian fast gänzlich vertilgen. Hunderttausend Menschen sollen in dem samaritanischen Verfolgungskriege ihr Leben verloren haben. Justinian ging in seinem Unsinn so weit, daß er dem schon seit dreihundert Jahren verstorbenen Origenes und dessen Gesinnungsgenossen Theodor von Mopsvestia, Theodoret von Cirrhus und Ibas von Edessa „drei Kapitel", welche Stellen aus ihren Büchern enthielten, zum Vorwurfe machte und ihnen nachträglich den Bannfluch in jenes Leben hinüberschickte. Zum Glücke starb Justinian I., sonst wäre er vielleicht auch noch mit einem Bannfluche beehrt worden. Mehr, als ein Jahrhundert stritten sich die christlichen Glaubenseiferer über die Person, die Natur und den Willen Christi herum. Der Kaiser Heraclius (639) und der Kaiser Constans (648) wollten Rath schaffen. Endlich im Jahre 680 kam auf der allgemeinen Kirchenversammlung zu Constantinopel die Entscheidung dieser abgeschmackten Streitigkeiten zu Stande. Die Glaubensformel: „eine Person, zwei Naturen und zwei, jedoch zum immerwährenden Einklang gestimmte, Willen in Christus —" sollte die geängstigten Gemüther beruhigen. Doch der Friede unter den Christen war durch die Leidenschaften ihrer Geistlichen gestört worden. Er ließ sich durch Mehrheitsbeschlüsse nicht herstellen. Ungeachtet aller Kirchenversammlungen, welche gehalten wurden, blieben viele Secten bestehen, welche den sogenannten orthodoxen, oder rechtgläubigen, Formeln ihre Anerkennung versagten. Nestorianer, Jakobiten, Maroniten, Armenier, Kopten, abyssinische und nubische Christen bewahrten ihre besonderen Glaubensmeinungen zum Theil bis auf unsere Tage.

Die Nestorianer hielten an dem Glaubenssatze des Patriarchen Nestorius fest, unterschieden in Christus den menschlichen Meister und den göttlichen Herrn, nannten Maria nicht Gottesgebärerin, sondern nur Christusgebärerin, verwarfen die Anbetung Christi als Kindes und behaupteten, die Menschheit Christi sei blos das Kleid, das Werkzeug, das Tabernakel der Gottheit gewesen. Nachdem diese Glaubensansicht auf der Kirchenversammlung zu Ephesus (431) verdammt worden war, zogen sich deren Anhänger nach Persien zurück, gründeten dort eine ansehnliche Kirche und unterstützten die persischen Könige Nuschirwan und seinen Enkel Chosroes in ihren Kriegen gegen das oströmische Reich.

In dem sechsten Jahrhundert predigten die Nestorianer das Christenthum den Bactriern, Hunnen, Persern, Indiern, Persarmeniern, Mediern und Elamiten. Die Pfefferküste von Malabar und die Inseln des indischen Oceans: Socotora und Ceylon, waren von zahlreichen Christen bewohnt, welche den Bischoff von Babylon als ihre höchste geistliche Behörde anerkannten. Unter der Herrschaft der Chalifen

breitete sich die Kirche der Nestorianer von China bis nach Jerusalem aus. Im Laufe der Jahrhunderte schlossen sich jedoch die meisten nestorianischen Christen den Mohammedanern an. Ein kleiner Theil, die Josephiten von Amida, vereinigten sich mit Rom; etwa 300,000 Nestorianer haben sich übrigens bis auf unsere Tage in Chaldäa und Assyrien erhalten.

Von dem Mönche Jakob Baradäus, welcher im sechsten Jahrhundert die sogenannten Monophysiten, d. h. Diejenigen, welche an „eine Mensch gewordene Natur Christi" glaubten, zu einer mächtigen Partei vereinigte, erhielten die Jakobiten ihren Namen. Sie hielten sich heimlich unter Justinian I. im oströmischen Reiche auf und breiteten sich bis zum Euphrat und Tigris aus. Fern von der Gemeinschaft mit den Christen des Westens versanken die Jakobiten bald in den tiefsten Aberglauben. Ihre Mönche, welche in Syrien, Egypten und Aethiopien Klöster haben, zeichnen sich durch die Strenge ihrer Bußübungen und durch die Abgeschmacktheit ihrer Glaubenssätze aus.

Die Maroniten glauben, daß Christus nur einen Willen gehabt habe (Monotheliten). Johannes Maron, ein beim Volke sehr beliebter Mönch, warf sich zum Patriarchen von Antiochien auf und bestärkte die Bewohner dieser Stadt in dem Glauben an einen Willen Christi. Mit dem Schwerte in der Hand vertheidigten sich die Maroniten gegen die römischen Kaiser, welche ihnen ihren Glauben nicht lassen wollten. Justinian II. verfolgte sie gegen Ende des siebenten Jahrhunderts mit furchtbarer Grausamkeit. Das Kloster Maron's wurde verbrannt, die tapfersten Führer geschlachtet und 1200 ihrer Anhänger nach Armenien und Thracien verpflanzt. Dennoch erhielten sich die Maroniten länger, als die römischen Kaiser, welche sie verfolgten. Auf dem Abhange des Libanon bis zu den Ufern des mittelländischen Meeres in der Nähe von Tripoli leben sie noch in unseren Tagen. Ihr Patriarch wohnt seit Jahrhunderten in dem Kloster Canobia und hält sich noch immer für den rechtmäßigen Patriarchen von Antiochien. Die Armenier, welche der griechischen Sprache nicht mächtig waren und daher an den Streitigkeiten der griechischen Kirche keinen Theil nehmen konnten, wurden durch einen der Schüler des Eutyches gelehrt, Christus habe nach erreichtem Mannesalter nur eine göttliche und vollkommene Natur gehabt. Sie nahmen diese Lehre an, wie die meisten Menschen die Religion, die ihnen gepredigt wird, d. h. gedankenlos und pflanzten sie von Vater auf Sohn fort bis zu unserer Zeit. Auch sie haben einen Patriarchen, welcher im Kloster Ekmiasin, drei Meilen von Erivan, wohnt.

Die Egypter suchten ihre Seligkeit in dem Glauben an eine Natur Christi, (Monophysiten), allein sie stritten sich um die Frage, „ob dieselbe vergänglich oder unvergänglich gewesen sei?" Die große Masse des Volkes, die Mönche, die Senatoren und die Landeseingeborenen standen auf der einen, die kaiserlichen Beamten und Soldaten auf der anderen Seite. Narses, der zweite Feldherr Justinian's I., wurde gegen die Widerspenstigen geschickt. Das Blut floß in Strömen. Die römischen Kaiser besaßen Macht genug, in ruhigen Zeiten die Egypter oder Kopten, wie man sie nannte, in der Unterwürfigkeit zu erhalten. Allein zur Zeit der Kriege mit Persien fühlten sie schmerzlich die Folgen des Druckes, den sie auf das Volk ausgeübt hatten, und als die Araber ihr siegreiches Banner entfalteten, da fiel Egypten ihnen als reife Frucht in den Schooß.

Unter dem Einflusse des koptischen Patriarchen entwickelte sich das Christenthum in Nubien und Abyssinien. In letzterem Lande erhielt sich die äußere Form des Christenthums bis auf unsere Tage. In Nubien wurde sie durch die mohammedanische verdrängt.

Die Folge des Entwickelungsganges, welchen das Christenthum im Oriente nahm, war, daß es bei dem ersten kräftigen Zusammenstoße mit dem Islam unter-

ging und daß sich nur wenige Trümmer desselben im Osten erhalten haben. Die verfolgungssüchtigen christlichen Geistlichen haben mehr, als Mohammed selbst, zum Untergange ihres Glaubens, im Lande, wo Christus lehrte, beigetragen. Vergebens würde der Sohn Abdallah's gepredigt, umsonst würden seine Jünger und Anhänger das Schwert gezogen haben, wäre im siebenten Jahrhunderte nach Christi Geburt dessen Botschaft nicht schon gänzlich verunstaltet gewesen.

Im Westen nahm die christliche Lehre bei Zeiten einen anderen Entwickelungsgang. Man beschäftigte sich dort weit weniger mit den Spitzfindigkeiten, welche den Kern der christlichen Bewegung im Osten ausmachte. Die römischen Bischöffe waren nur darauf bedacht, ihre Macht zu befestigen und auszubreiten. Sie verstanden es, die von den allgemeinen Kirchenversammlungen ausgesprochenen Lehrsätze als unumstößliche und unfehlbare Wahrheiten festzustellen; sie schnitten alle Streitigkeiten über dieselben ab und vereinigten ihre ganze Kraft in dem Streben nach Gewalt.

§. 43. Der Bilderdienst.

Die Glaubensstreitigkeiten, welche wir im vorigen §. schilderten, berührten, obgleich sie fast alle ihren Grund im Osten hatten, doch gleichmäßig auch den Westen, welcher an den allgemeinen Kirchenversammlungen Antheil nahm und deren Beschlüsse anerkannte. Zwei Streitigkeiten, der s. g. Bilderstreit und der Streit gegen die Paulicianer berührten aber fast ausschließlich den Osten, obgleich eine gewisse Rückwirkung auf den Westen natürlich doch stattfand.

Die menschliche Natur umfaßt die verschiedenartigsten Triebe, Gefühle, Gedanken und Bestrebungen. Manche hat sie mit den Thieren gemein, andere bilden das Sondergut der Menschen und erheben sie über die untergeordneten Geschöpfe. Derselbe Kampf zwischen der sinnlichen und der geistigen Natur des Menschen, welchen wir in den materiellen Bestrebungen der Menschen wahrnehmen, finden wir auch in ihrem Gottesdienste und in ihrer Religion. Je nachdem ein Mensch, eine Gemeinde oder eine Nation auf einer höheren, oder auf einer niederen Stufe geistiger Entwicklung steht, sind ihre religiösen Bedürfnisse auch verschieden. Das Heidenthum gründete sich aller Orten wesentlich auf die Verehrung körperlicher Gegenstände. Diese mögen bestanden haben in Thieren, Bildsäulen oder Götterbildern. Diese Gegenstände wurden von den Heiden durch Anzündung von Kerzen, durch Weihrauch, Kniebeugungen und Verneigungen geehrt, mit Blumen und Kränzen geschmückt und bildeten die Zierden ihrer Tempel. Die Heiden richteten an diese von ihnen göttlich verehrten Gegenstände ihre Gebete. Der Unterschied zwischen dem Gotte und seinem Bilde verwischte sich, ein von Menschenhand gemachtes Bild wurde zur Gottheit selbst erhoben. Dieses war den Juden und den ersten Christen ein Gräuel. Eines der ersten Gebote, welches Moses den Juden gab, war: „Du sollst dir kein Bildniß, noch irgend ein Gleichniß machen, weder deß, das oben im Himmel, noch deß, das unten auf Erden, oder deß, das im Wasser unter der Erde ist." In Uebereinstimmung mit diesem Gebote und mit der Lehre: „Gott ist ein Geist und die ihn anbeten, sollen ihn im Geiste und in der Wahrheit anbeten," duldeten die ersten Christen an ihren Versammlungsorten durchaus keine Bilder. Dreihundert Jahre nach Christi Tod rügte die Kirchenversammlung von Illiberis den Gebrauch von Bildern. Doch dieselbe Veränderung, welche die Heiden in die christliche Lehre einführten, brachten sie auch in den Kirchendienst. Die Zahl Derjenigen, welche aus Ueberzeugung Christen wurden, nahm von Jahr zu Jahr ab. Diejenigen aber, welche aus Rücksicht für äußere Vortheile sich der herrschenden Religion zuwandten, behielten ihre früheren Ansichten, als sie

die Taufe annahmen. Sie erkannten bald, daß sie die Mehrzahl bildeten und konnten daher ohne Mühe auf Kirchenversammlungen und in den Gemeinden ihre heidnischen Ansichten und Gewohnheiten für rechtgläubig erklären lassen. Hintereinander wurden eine Menge von Gegenständen, welche man, wenn die Heiden sie verehrten, Fetische zu nennen pflegte, in die christlichen Kirchen eingeführt. Den Heiden hatte man vorgeworfen, daß sie Bilder verehrten, welche sie selbst gemacht hätten und welche, falls sie Leben und Bewegung hätten, ihre Verfertiger anbeten würden. Doch was früher die überzeugungstreuen Christen mit Recht den Heiden entgegen gehalten hatten, wurde bald für unstichhaltig erklärt, insofern man es den christlichen Fetischen entgegensetzte. Der Scharfsinn der Geistlichen, welche sich christlich nannten, obgleich sie in der That Heiden waren, unterschied nämlich zwischen den einen und den anderen, ohne aber thatsächliche Merkmale der Unterscheidung angeben zu können. Auf das Kreuz und die Reliquien folgten Bilder von Gott, den Heiligen und den Märtyrern, an welche die Gläubigen ihre Gebete richteten und welchen sie die Macht zuschrieben, ihre Gebete zu erhören und Wunder zu thun. Was die ersten Christen an den Heiden auf's bitterste getadelt hatten, die Verehrung von Bildern durch Gebete, die man an sie richtete, durch Wunder, die man von ihnen erwartete, durch Kniebeugnngen und Verneigungen, Anzünden von Kerzen und Weihrauch — wurde in die christliche Kirche eingeführt und mehr und mehr entwickelt. Nicht blos Christus, die zweite Person der Dreieinigkeit, auch der Gott-Vater und die gesammte Dreieinigkeit wurden bildlich dargestellt und verehrt. Maria (die Mutter-Gottes) wurde, gleich ihrem Sohne, abgebildet und um so mehr verehrt, je fester sich der Glaube setzte, daß auch sie mit Leib und Seele in den Himmel gefahren sei. Vor dem Ende des sechsten Jahrhunderts hatte sich, unter christlichen Namen, der ganze heidnische Bilderdienst festgesetzt. Die Griechen nahmen nur Anstoß an den Werken der Bildhauerei, während die Lateiner Bildsäulen und Bilder ohne Unterschied in ihre Kirchen aufnahmen. Als später Mohammed dem Bilderdienste entgegentrat und den Glauben an einen Gott predigte, wurden die Christen, welche die Juden und Mohammedaner Götzendiener nannten, zuerst aufgefordert, die Frage des Bilderdienstes in ernstere Erwägung zu ziehen. Vergebens hatten sich die Christen des Orients ihrer für wunderthätig gehaltenen Bilder im Kampfe mit den Mohammedanern bedient. Eine christliche Stadt nach der andern fiel, trotz aller ihrer Kreuze, Reliquien und Bilder von Christus, Maria und allen erdenklichen Heiligen und Märtyrern, in die Gewalt der sogenannten „Ungläubigen". Doch der Aberglauben war zu tief gewurzelt, die Vorliebe der sinnlichen Volksmassen für ihre Bilder war zu groß, als daß Vernunftgründe, Beschimpfung oder Niederlagen sie eines anderen hätten belehren können. Die Millionen von Christen, welche von dem Christenthume zum Mohammedanismus übergingen, gaben, mehr gezwungen, als freiwillig, den Bilderdienst auf, die Millionen dagegen, welche Christen blieben, hielten ihn fest. Je wüthender die Mohammedaner den Bilderdienst verfolgten, desto theuerer wurde er den Christen. Bald kam es dahin, daß derselbe Bilderdienst, welcher früher ein Kennzeichen des Heidenthumes gewesen war, ein Merkmal des Christenthums gegenüber dem bilderfeindlichen Islam wurde. Das Christenthum hatte die Formen des Heidenthumes vollständig angenommen, wie es auch dessen Glaubenslehren für rechtgläubig erklärt hatte.*)

Leo III., der Isaurier, wagte es, dem herrschenden Bilderdienste entgegenzutreten. Er berief eine große Versammlung von Senatoren und Bischöffen und ließ durch diese beschließen (726), daß alle Bilder von den Altären entfernt und in einer

*) Siehe Buch III. §. 44 ff. Seite 117 ff.

angemessenen Höhe angebracht werden sollten, woselbst sie den Augen des Volkes sichtbar, allein seinem Aberglauben nicht zugänglich wären. Durch ein zweites Edict verbot Leo III. die religiösen Bilder gänzlich. Die Kirchen Constantinopel's und der Provinzen wurden von solchen gereinigt. Die Bilder Christi, Marien's und der Heiligen wurden zerstört. Einhundert und zwanzig Jahre lang dauerte der Kampf zwischen den Bilderstürmern und den Bilderdienern. Leo's III. Sohn, Constantin V., berief eine allgemeine Kirchenversammlung nach Constantinopel, welcher drei hundert und acht und dreißig Bischöffe beiwohnten. Sie nannte sich selbst die siebente allgemeine Kirchenversammlung, und erklärte einstimmig: „Daß alle sichtbaren Symbole Christi, außer beim Abendmahle, entweder gotteslästerlich oder ketzerisch seien, daß der Bilderdienst ein Verderbniß des Christenthums und eine Erneuerung des Heidenthums sei, daß alle solche Denkmäler des Götzendienstes zertrümmert oder verwischt werden sollten, und daß Diejenigen, welche sich weigerten, die Gegenstände ihres Privataberglaubens auszuliefern, des Ungehorsams gegen die Kirche und den Kaiser schuldig seien."

Doch die vereinte Macht des Kaisers und der Bischöffe war dem herrschenden Aberglauben nicht gewachsen. Diejenigen Lehren, welche Christus der Welt gegeben,*) hätten ohne Zweifel Leo III. und Constantin V. ohne Widerstand abschaffen können. Sie waren nicht in das Leben eingedrungen und hatten keinen Antheil an der Vorliebe des Volkes. Allein das Kreuz, die Reliquien, das Bild Marien's, diejenigen der Heiligen und Märtyrer waren die einzig greifbaren Gegenstände des damaligen Christenthums geworden. Obgleich Christus von alledem nichts gesagt hatte, bestand die Lehre, welche die heidnischen Priester in christlichen Gewändern ihm untergeschoben hatten, fast ausschließlich in den Sagen und Wundergeschichten, die sich an diese Lieblingsgegenstände des Volkes geknüpft hatten. Die römischen Kaiser, welche ihre Ansichten mit Gewalt durchsetzen wollten, stießen auf Widerstand. Zahlreiche Empörungen, welche in Constantinopel und den Provinzen stattfanden, gefährdeten ihre Herrschaft. Die Mönche predigten und hetzten die Massen auf. Leo's III. Sohn, Constantin V., wurde in dem ersten Jahre seiner Regierung (742), als er gegen die Saracenen kämpfte, durch einen Verwandten, Artavastes, der sich für den Vertheidiger des wahren Glaubens ausgab, verdrängt. In der kurzen Zeit seiner Herrschaft ließ Artavastes den Bilderdienst wieder herstellen und der Patriarch von Constantinopel, sowie der Pabst von Rom, erkannten den Usurpator an. Constantin V. vertrieb Artavastes zwar schnell wieder mit Hülfe seiner treuen Isaurier; allein der Widerstand, welcher ihm aller Orten entgegentrat, hörte nicht auf. Vergebens züchtigte Constantin V. die Mönche, umsonst löste er ihre Orden auf und zog ihr Vermögen ein. Der Bilderdienst des Ostens fand eine kräftige Stütze an der Geistlichkeit und namentlich dem Pabste des Westens. Die römischen Bischöffe, welche seit Justinian's I. Zeiten unter der Oberherrschaft der oströmischen Kaiser standen, machten sich von diesen unabhängig. Noch sind zwei Schreiben des Pabstes Gregor's II. an Leo III. vorhanden, worin der Bischoff den Kaiser mit dem schmeichelhaften Worte: „Tyrann" anredet und ihm zuruft: „Gieb Dein vorschnelles und verhängnißvolles Unternehmen auf; denke nach, zittre und bereue! Wenn Du darauf bestehst, so sind wir unschuldig an dem Blute, das in dem Streite vergossen werden wird; möge es auf Dein eigenes Haupt fallen!"

Auf das Zeichen, welches der Pabst gab, fielen Ravenna, Venedig und die Städte des Exarchat's und der Pentapolis von dem griechischen Kaiser ab. Die Bildsäulen Leo's III. wurden in Italien zerstört. Zwar wurde durch die Kindes-

*) Siehe Buch III. §. 40 Seite 105.

mörderin Irene der Bilderdienst im Osten wieder hergestellt (780) und die Kaiserin Theodora, die Wittwe des Kaisers Theophilus, machte dem Widerstande der Bilderstürmer ein vollständiges Ende (832). Allein der Bruch zwischen dem Osten und dem Westen war mittlerweile eingetreten und heilte nicht wieder.

Karl I. hielt in Frankfurt a. M. eine Versammlung von dreihundert Bischöffen (794), welche die Wuth der Bilderstürmer tadelte, doch eine strenge Rüge gegen den Aberglauben der Griechen und die den Bilderdienst wieder herstellenden Beschlüsse der zweiten Kirchenversammlung von Nicäa (787) aussprach. Der Pabst, Hadrian I., erkannte indeß die Beschlüsse dieser Kirchenversammlung an und, trotz des Concils von Frankfurt a. M., setzte sich auch im Westen der Bilderdienst des Ostens fest.

§. 44. Die Paulicianer.

Unter den vielen Secten, welche der glaubenstolle Osten gebar, verdienen die Paulicianer einer besonderen Erwähnung, theils weil sie eine bedeutende Einwirkung auf die Entwickelung des christlichen Lehrbegriffs hatten, theils weil sie mit dem Glauben einen hohen Grad von Tapferkeit, mit der Religion das Schwert zu verbinden wußten. Im siebenten Jahrhunderte nach Christus gelangte der Stifter dieser Secte, Constantin Sylvanus, in den Besitz des neuen Testamentes, welches damals schon eine Seltenheit unter den Laien geworden war. Auf dieses verwies er seine Anhänger. Alle Glaubenssätze, welche, nach seiner Ansicht, im neuen Testamente nicht begründet waren, verwarf er mit Entschiedenheit. Mit besonderer Vorliebe wandte Constantin sich den Schriften des Apostel Paulus zu. Von diesem Apostel erhielten Constantin's Anhänger ihren Namen. Die Paulicianer verachteten das alte Testament und die Träumereien der orientalischen Secten ihrer Zeit. Sie theilten nicht die Verehrung, welche die Gläubigen den Kreuzen, den Reliquien und Bildern zollten, vielmehr sahen sie in dem sogenannten wirklichen Kreuze Christi nichts weiter, als ein Stück Holz und in dem sogenannten Leib und Blut Christi nur Brod und Wein: das erstere gebacken vom Bäcker, den letzteren bereitet vom Weinbauer. Marien, welche von den Gläubigen als Jungfrau und Mutter Gottes angebetet wurde, schrieben sie weder göttliche Ehren, noch unbefleckte Jungfrauschaft zu. In ihren Gebeten wandten sich die Paulicianer unmittelbar an Gott und verschmähten die Vermittlung der Heiligen und Engel, auf welche die s. g. Rechtgläubigen großes Gewicht legten. Sie erkannten nur zwei Sakramente: Taufe und Abendmahl, an und entfernten alle sichtbaren Gegenstände der Anbetung aus ihren Kirchen. Die Dreieinigkeit nahmen sie zwar an, doch schrieben sie Christo einen himmlischen Leib zu, welcher durch die Jungfrau, wie Wasser durch eine Röhre, gegangen sei, und welcher der Bosheit der Juden, die ihn kreuzigen wollten, unzugänglich gewesen sei. Mit besonderem Eifer bekämpften die Paulicianer den Reichthum und die Aeußerlichkeiten der katholischen Würdenträger und den unchristlichen Stolz, den sie bei jeder Gelegenheit zur Schau trugen. Die Lehrer der Paulicianer nannten sich Mitpilger und zeichneten sich vor den übrigen Mitgliedern der Gemeinde nur durch die Strenge ihres Lebens, ihr Wissen und ihren Eifer aus. Nachdem Constantin Sylvanus sieben und zwanzig Jahre lang gelehrt hatte, fiel er als Opfer römischer Verfolgungssucht. Ein hundert und fünfzig Jahre hindurch bemühten sich die römischen Kaiser vergeblich, die Lehre der Paulicianer, welche sich über Pontus und Cappadocien, über ganz Kleinasien, im Westen des Euphrat's und Armenien verbreitet hatte, zu vertilgen. Justinian II. und Theodora, die Wiederherstellerin des Bilderdienstes, zeichneten sich besonders durch die Grausamkeiten aus, die sie an denselben begingen. Lange Zeit trugen die Paulicianer die

über sie verhängten Verfolgungen mit Geduld. Theodora trieb sie endlich zur Verzweiflung und zum Aufstande. In den Bergen zwischen Siwas und Trapezunt gründeten sie die feste Stadt Tephrice. Sie schlugen den Sohn der Theodora, den Kaiser Michael, unter den Mauern von Samosata. Die Feldherren der Paulicianer, Carbeas und nach ihm Chrysocheir (Goldhand), verbanden sich mit den Mohammedanern und drangen bis nach Nicäa, Nicomedien, Ancyra und Ephesus vor. Der Kaiser Basilius, der Macedonier, bat um Frieden und um Herausgabe der Gefangenen gegen Lösegeld. Chrysocheir verstand es nicht, die Gunst des Augenblickes zu benützen. In unsinniger Verblendung trieb er diesen tapfern Kaiser zum Aeußersten. Chrysocheir wurde gefangen genommen, Tephrice erobert, doch die Macht der Paulicianer nicht gebrochen. Im Gegentheile wurden deren Ansichten durch die Bestrebungen der römischen Kaiser, sie zu unterdrücken, weiter ausgebreitet. Kaiser Constantin V. versetzte in der Mitte des achten Jahrhunderts eine große Anzahl Paulicianer von den Ufern des Euphrat's nach Constantinopel und Thracien. Diese blieben auch in Europa ihren Grundsätzen getreu und pflanzten sie, namentlich unter den Bulgaren, mit Erfolg weiter fort. Im zehnten Jahrhundert führte Johann Zimisces neue Schaaren von Paulicianern aus Asien nach den Thälern des Hämusgebirges. Sie hatten in Thracien die Stadt Philipopolis und mit ihr die Schlüssel des ganzen Landes inne, sie verbreiteten sich über Macedonien und Epirus und waren wegen ihrer Tapferkeit zu sehr gefürchtet, als daß die griechischen Kaiser es gewagt hätten, sie ihres Glaubens wegen zu verfolgen. Alexius Komnenus gab sich besondere Mühe, sie zu bekehren. Er entriß ihnen die Stadt Philipopolis und kerkerte ihre Führer ein. Doch auch diesem Kaiser gelang es nicht, die Ansichten der Paulicianer auszurotten. Die Verfolgungen, welche sie in Thracien erlitten, verbreiteten ihre Grundsätze nur weiter dem Westen zu, woselbst die Paulicianer nach einem halben Jahrtausend durch Luther, Calvin und Zwingli mit erneuter Kraft vertreten wurden, nachdem sie den Albigensern und Hussiten zu Stützpunkten gedient hatten.

§. 45. Die Trennung zwischen Osten und Westen.

Seit Kaiser Theodosius I. das römische Reich zwischen seinen beiden Söhnen Honorius und Arcadius theilte, trennte sich der Osten und Westen in politischer Beziehung. Die kirchliche Gemeinschaft bestand noch fort, obgleich durch die politische Theilung die kirchliche vorbereitet wurde. Ein politisches Ereigniß war es auch zunächst, was die kirchliche Trennung zwischen Rom und Byzanz herbeiführte: die Erhebung des fränkischen Königs, Karl's I., zum römischen Kaiser. Die oströmischen Kaiser erkannten die Kaiser des Westens niemals an und kamen folgeweise in ein feindliches Verhältniß zu den römischen Päbsten, welche nicht mit ihnen, sondern mit den Kaisern des Westens in unmittelbare Beziehung traten. Von diesem Augenblicke an konnte eine kirchliche Gemeinschaft zwischen dem Osten und dem Westen schon aus dem Grunde nicht mehr stattfinden, weil der Kaiser des Ostens den Bischoff von Constantinopel, der Kaiser des Westens den Bischoff von Rom als das eigentliche Oberhaupt der Kirche betrachteten. Der Bilderstreit hatte schon früher das Verhältniß zwischen den römischen und griechischen Christen gelockert. Uebrigens stand gerade zur Zeit, da das römische Reich im Westen hergestellt wurde, Karl I. dem römischen Glauben ferner, als die oströmische Kaiserin Irene, indem diese den Bilderdienst wieder eingeführt hatte, während Karl I. in Verbindung mit der Kirchenversammlung von Frankfurt sich entschieden gegen den Bilderdienst, wenn auch zugleich gegen die Bilderstürmerei, aussprach. Nachdem der römische Bischoff sich so hoch emporgeschwungen hatte, daß er über

die Kaiserkrone des Westens verfügen konnte, war die Frage nur, ob der Kaiser des Ostens sich ihm unterwerfen wollte, oder nicht; denn der römische Pabst war im Vereine mit dem Kaiser des Westens jedenfalls stark genug, dem Kaiser des Ostens die Spitze zu bieten, und war fest entschlossen, es lieber zu einer Trennung kommen zu lassen, als sich diesem wieder zu unterwerfen. Die Erinnerung an die Art und Weise, wie Belisar und andere griechische Feldherren mit den römischen Bischöffen verfuhren, war für diese keineswegs erfreulich. Während des Jahrhunderts, in welchem sich die Päbste von der griechischen Herrschaft frei gemacht, hatten sie zwar viele Gefahren bestanden, waren aber auch in der öffentlichen Meinung außerordentlich gestiegen. Der Despotismus, welchen die griechischen Kaiser ausübten, konnte den römischen Bischöffen um so weniger zusagen, als sie aus Erfahrung wußten, daß derselbe auch gegen sie gerichtet werden könne. Der Bilderstreit gab dem Zwiespalte zwischen dem Osten und dem Westen neue Nahrung und verstärkte die Stellung des römischen Pabstes gegenüber der griechischen Kirche, indem diese nach hundert und zwanzigjährigem Kampfe zu den Ansichten des Pabstes zurückkehrte, während Rom seinen Grundsätzen treu blieb. So wenig der Kaiser des Westens sich demjenigen des Ostens unterwerfen wollte, ganz eben so wenig wollte der Pabst von Rom die Oberherrschaft des Byzantinischen anerkennen, und in demselben Maße, als der christliche Westen dem christlichen Osten gegenüber an Macht und Bedeutung zunahm, erhöhten sich auch die Ansprüche des römischen Bischoffs. Der kirchliche Streit zwischen dem Osten und dem Westen bekam eine bestimmte Form, als der Pabst Nicolaus I. Partei ergriff für den byzantinischen Bischoff Ignatius und den Bannfluch gegen dessen Nebenbuhler Photius schleuderte. Photius, ein Mann von Gelehrsamkeit und Streitsucht, ergriff diese Gelegenheit mit Vergnügen, die Gegensätze zwischen der römischen und griechischen Kirche hervorzuheben. Er warf den Römern vor, daß sie die Reinheit des Glaubens verderbt und verdammliche Zusätze dazu gemacht hätten. Namentlich beschuldigte er sie der Behauptung, „der heilige Geist sei vom Vater und dem Sohne ausgegangen," während kein christlicher Mund den Zusatz „und dem Sohne" aussprechen könne. Viel Gewicht wurde noch auf einige andere Kleinigkeiten gelegt, z. B. daß sich die Lateiner bei dem Abendmahle des ungesäuerten Brodes bedienten und in der Fastenzeit Milch und Käse genössen. Wichtiger war, daß sich im Osten die Priester das Recht der Ehe wahrten, während die Geistlichen des Westens zum Cölibate gezwungen wurden. Auch stritten sich die römischen und griechischen Bischöffe um die Bulgaren, welche beide zu ihrer Heerde rechneten. Der Zwiespalt zwischen den Bischöffen von Rom und Constantinopel dauerte, ohne bedeutende Zwischenfälle, fort, bis in die erste Hälfte des elften Jahrhunderts. Doch als der Patriarch Cerularius einen Hirtenbrief an die Kirchen Apulien's erließ, welche durch die Normannen unter die Herrschaft Rom's gebracht worden waren, und diese aufforderte, dem Pabste zu Rom den Gehorsam zu verweigern — antwortete der römische Pabst (am 16. Juli 1054) mit einem Bannfluche, welchen dessen Gesandte auf dem Altar der Sophienkirche zu Constantinopel niederlegten. Dieser Fluch brachte die lange verborgenen und zurückgehaltenen Gesinnungen der römischen Päbste gegenüber der griechischen Kirche zu Tage. Der Bruch, welcher zwei und ein halbes Jahrhundert früher schon wirklich stattgefunden hatte, wurde durch diesen Bannfluch öffentlich verkündet und blieb seither als Thatsache bestehen.

§. 46. Das Pabstthum.

Die Geistlichen aller Völker waren von jeher geschickt, die Ansprüche, welche sie zur Erweiterung und Befestigung ihrer Gewalt machten, durch Scheingründe zu unterstützen. Die Braminen leiteten ihre Macht aus dem Haupte Brama's, von dem sie zu stammen vorgaben, ab, die Päbste die ihrige aus der Erbschaft der Apostel Petrus und Paulus, welche sie angetreten zu haben behaupteten. Daß auf diese Erbschaft eben so wenig ankomme, als auf die Abstammung aus dem Haupte Brama's, durften die Gläubigen bei schweren Strafen nicht entgegnen. Das wäre eben so ketzerisch unter den Christen gewesen, als die Bestreitung der Bedeutsamkeit der braminischen Abstammung unter den Indiern. Die Völker waren im Anfange des Mittelalters dumm genug, an die Fabeln zu glauben, welche die römischen Bischöffe zu Begründung ihrer Macht ihnen beibrachten. Dieser Rechtstitel war fast eben so gut, als derjenige aller weltlichen Fürsten, welche ihre Gewalt auf die Unfähigkeit der Massen gründeten, der Schärfe ihrer Schwerter zu widerstehen. Auf Gewalt und Betrug ruht die ganze gesellschaftliche Einrichtung des Mittelalters und ruhen bis zu unseren Tagen alle Ueberreste derselben. Es ist schwer zu entscheiden, welche von diesen beiden Grundlagen die schlimmere ist. Wir legen übrigens mehr Gewicht auf die Ausübung, als auf die Entstehung einer Gewalt. Denn wenn eine Gewalt auch noch so rechtmäßig entstanden ist, so wird sie rechtswidrig, sobald sie ihrem Zwecke und dem Willen ihrer Begründer zuwiderhandelt, während auch die unrechtmäßig entstandene Gewalt zur rechtmäßigen wird, wenn sie ihren Zweck erfüllt und in dessen Folge später anerkannt wird.

Zwei Dinge müssen immer zusammentreffen, wo eine Macht einen großartigen Aufschwung nimmt: die Gunst der äußeren Verhältnisse und die Geschicklichkeit der Machthaber, sie auszubeuten. Beide blieben dem Pabstthume fast ein Jahrtausend lang treu. Die Gunst der Verhältnisse, welche die römischen Bischöffe benützten, bestand vor allen Dingen in der Dummheit und der Gläubigkeit der Massen, in der Unwissenheit der weltlichen Fürsten und in der knechtischen Gesinnung der untergeordneten christlichen Geistlichkeit. Selbst der Sieg, welchen der Islam über die drei Metropolitanbezirke von Carthago, Alexandria und Antiochia davontrug, diente dazu, die Macht der römischen Metropoliten zu erhöhen, wie die despotische Gewalt, welche die Kaiser des Ostens über die Bischöffe von Constantinopel ausübten, die selbstständige Stellung ihrer römischen Nebenbuhler in ein glänzendes Licht setzte.

Christus hatte Diejenigen für seine Jünger, für seine nächsten Verwandte und Freunde erklärt, welche seinem Beispiele folgen, seine Lehren in's wirkliche Leben einführen würden. Er hatte erklärt, sein Reich sei nicht von dieser Welt. Er hatte seine Jünger, als sie sich über ihren Rang stritten, auf's bitterste getadelt und gesagt: *)

> „Ihr wisset, daß die weltlichen Fürsten herrschen, und die Oberherren haben Gewalt. So soll es nicht sein unter euch; sondern, so Jemand will unter euch gewaltig sein, der sei euer Diener. Und wer da will der Vornehmste sein, der sei euer Knecht."

Doch um diese und alle anderen Stellen der Bibel, welche ihren Ansprüchen auf unumschränkte Gewalt widerstrebten, kümmerten sich die römischen Bischöffe nicht. Sie beriefen sich vielmehr auf folgenden Bibelspruch: **)

> „Du bist Petrus, und auf diesen Felsen will ich bauen meine Gemeine,

*) Ev. Mathäus 20, 25 ff. Siehe auch 18, 1 ff.
**) Ev. Mathäus 16, 18 f.

und die Pforten der Hölle sollen sie nicht überwältigen. Und ich will dir des Himmelreiches Schlüssel geben. Alles, was du auf Erden binden wirst, soll auch im Himmel gebunden sein; und Alles, was du auf Erden lösen wirst, soll auch im Himmel los sein."

Vor dem Richterstuhle der Vernunft läßt sich aus diesen Worten Christi nichts weiter ableiten, als ein Beweis hohen Vertrauens, welches der Meister seinem Jünger schenkte, eines Vertrauens, das sich gründete auf die persönlichen Eigenschaften Petri und namentlich seinen festen Glauben. Allein die römischen Bischöffe, welche sämmtlich dem ehrlichen Fischer Petrus sehr unähnlich waren und von dem Streben Christi keine Ahnung hatten, machten sich diese Bibelstelle zu Nutze. Wie die Braminen sich mit dem Haupte Brama's, so erklärten sich die römischen Bischöffe mit Petrus für eines und dasselbe. Die Frage, ob Petrus und Paulus, wie die römischen Christen behaupten, in Rom des Märtyrertodes starben, ist zwischen protestantischen und katholischen Eiferern häufig verhandelt worden. Sie mag für protestantische und katholische Fanatiker von großer Wichtigkeit sein. Für uns, die wir auf einem anderen Standpunkte, als beide stehen, ist sie es nicht. Denn von unserem Standpunkte aus können modernde Gebeine lebenden Menschen keine Rechte verleihen, keine Wunder thun, und keine Gebete hören. Diejenigen Eigenschaften, welche die Apostel Peter und Paul hatten, starben mit ihnen und mit den Eigenschaften auch die an dieselben geknüpften Befugnisse. Allein bezeichnend für die päbstliche Gewalt bleibt es immerhin, daß sie zwischen den Eigenschaften jener beiden Apostel und den von denselben durchaus unabhängigen Ansprüchen der höchsten geistlichen Gewalt nicht unterschieden. Dieselbe Verwechselung zwischen einer bedeutungslosen Aeußerlichkeit und einem mit derselben in entfernter Beziehung stehenden bedeutungsvollen Rechte geht durch die ganze Geschichte des Pabstthums hindurch. Weil die römischen Bischöffe in der Stadt wohnten, woselbst die Apostel Peter und Paul, der Sage nach, gelehrt hatten, behaupteten diese Kirchenfürsten, dieselbe Gewalt zu besitzen, welche der Nazarener Jesus seinem Landsmanne Peter ertheilte und welche Paul sich selbst nahm. Schwerlich dachte Christus, als er jene verhängnißvollen Worte zu seinem Jünger sprach, daß Fürsten, welche in prachtvollen Palläſten wohnten und über Völker herrschten, ihre Gewalt auf seine Rede gründen würden. Die Päbste wurden bald gerade solche weltliche Fürsten und Oberherren, von denen Christus sagte: daß sie seinen Jüngern nicht zum Vorbilde dienen sollten.

Im Laufe des vierten und fünften Jahrhunderts wurden, wie wir oben*) gesehen haben, die eigentlichen Grundlehren des Christenthums stillschweigend beseitigt und an deren Stelle eine Reihe heidnischer Lehren gesetzt, welche den Wunder-Glauben der Massen förderten und dieselben an den vollständigsten Unsinn gewöhnten. Die Geistlichkeit des Ostens setzte ihre Glaubensstreitigkeiten noch weiter fort,**) während die römischen Bischöffe darauf bedacht waren, auf der künstlichen Grundlage des Unsinns, die sie geholfen hatten zu erbauen, den Tempel ihrer eigenen Größe zu setzen. Das Ziel, nach welchem sie strebten, war eine geistliche Herrschaft über die ganze Erde, ähnlich, jedoch höher, als die von den römischen Kaisern geübte weltliche Herrschaft. Sie trachteten darnach, und es gelang ihnen über Erwarten, zuerst eine gebietende Stellung in der Kirche einzunehmen. Mit deren Hülfe verbreiteten sie diejenigen Ansichten über das Pabstthum, die christliche Lehre und das Kirchenrecht, welche erforderlich waren, ihre Anmaßungen zu unterstützen. Sie unterwarfen sich die Geistlichkeit, dieser die Völker und gründeten eine auf

*) Siehe Buch III. §. 44. Seite 117.
**) Buch IV. §. 42. Seite 130 ff.

Aberglauben ruhende Herrschaft, welche weiter reichte, als irgend eine andere Macht jemals gereicht hatte. Die Dummheit der Massen ist größer, als ihre Feigheit. Darum beherrschten die Päbste selbst viele der tapfersten Völker und gefürchtetsten Völkerfürsten.

So lange das abendländische römische Reich bestand, konnten die römischen Bischöffe sich nicht über ihre Amtsgenossen zu Constantinopel, Antiochia, Alexandria und Carthago erheben. Als aber der Westen des römischen Reiches sein sichtbares Oberhaupt verlor, nahm der römische Bischoff, welcher früher schon der bedeutendste des Westens gewesen war, eine erhöhte Stellung ein. Alle übrigen Bischöffe des Abendlandes standen unter dem Einflusse der weltlichen Herrscher ihrer Sprengel. Die weltlichen Herrscher in Rom wechselten aber in so rascher Folge, daß sie nicht im Stande waren, die Bischöffe, welche mit dem Volke auf's Innigste verbunden waren, in ein dauerndes Verhältniß der Unterwerfung zu bringen. Während der gothischen und der griechischen Herrschaft nahm das Ansehen der römischen Bischöffe noch mehr zu, weil die auswärtigen Fürsten dem Volke von Rom und Italien ferner standen, als die römischen Bischöffe. Mit ihrer Hülfe wurde hauptsächlich die Herrschaft der griechischen Kaiser in Rom und Italien gebrochen und auf ihr Betreiben wurde das abendländische römische Reich wiederherstellt. Durch keine Handlung stieg die Macht der Päbste mehr, als durch diese. Denn sie stellte den Pabst über den römischen Kaiser und gab ihm den Schein, als könne er selbst über die Kaiserkrone verfügen. Hand in Hand mit der Ertheilung der Königskrone an Pipin und der Kaiserkrone an Karl I. ging die Gründung einer weltlichen Macht, des Kirchenstaats. Der Westen, welchen die römischen Bischöffe beherrschten, vergrößerte sich durch die Bekehrung von Brittannien, Deutschland, Scandinavien und Ungarn. Der Osten, welcher die Herrschaft des römischen Bischoffs nicht anerkannte, verlor seine schönsten Provinzen an den Islam. Der Bruch zwischen Rom und Byzanz vollendete die Oberherrschaft der römischen Päbste über den Westen Europa's.

Zwischen dem Tode Christi und der Zeit, wo die römischen Bischöffe ihr Haupt über alle anderen Kirchenfürsten erhoben, lagen Jahrhunderte in der Mitte. Anfangs zufrieden mit dem bischöfflichen Titel, nannten sie sich später Päbste (von Pappas, was griechisch Vater heißt,) und Stellvertreter Gottes auf Erden. Sylvester I., welcher (im Jahre 314) Bischoff zu Rom wurde, that sich dadurch hervor, daß er den kranken Kaiser Constantin zu dem Versprechen bewog, die christliche Taufe annehmen zu wollen. Ihm soll, nach der später klug erfundenen Sage, Constantin I. das sogenannte „Patrimonium Petri", das Vermögen Peters, geschenkt haben. Peter war ein armer Fischersmann, der nichts besaß, als seine Netze. Er müßte sehr ausgeartet sein, wenn er, nach seines Meisters Tode, darauf ausgegangen wäre, Land und Leute, Geld und Geldeswerth zu gewinnen. Nichtsdestoweniger diente dieser Betrug dazu, den Päbsten den Erwerb eines unabhängigen Gebietes zu erleichtern. Leo I., der sogenannte „Große", bestieg im Jahre 440 den römischen Bischoffsstuhl und zeichnete sich durch die Grausamkeit, mit welcher er Andersglaubende, sogenannte Ketzer, vertilgte, aus. Auf der Kirchenversammlung zu Chalcedon (451) führten seine vier Gesandte (Legaten) den Vorsitz. Mit dem Hunnen Attila und dem Vandalen Genserich pflog er bedeutende Verhandlungen. Der Erstere gewährte Leo I. den Frieden, doch gegen Genserich vermochte er nicht, Rom zu schützen. Von 590 bis 604 war Gregor I. römischer Bischoff. Er verschaffte der Lehre vom Fegfeuer und der Anbetung der Heiligen Eingang im Abendlande. Aus diesem Grunde gilt er wahrscheinlich für groß in der auf den Unsinn und die Verdummung der Völker gegründeten Kirche. Leo III. (795—816) that den wichtigsten Schritt auf der Bahn päbstlicher Macht-

erweiterung, indem er mit Karl I. die Wiederherstellung des abendländischen römischen Reiches verabredete und diesen zum Kaiser krönte. Nicolaus I., (von 858 bis 867), welcher gleich Leo I. und Gregor I. „der Große" genannt wird, leitete den Bruch mit der griechischen Kirche ein. Er forderte den König von Italien, Lothar II., unter dem Vorwande einer Ehescheidung vor seinen Richterstuhl und erhob dadurch zuerst die richterliche Gewalt der Päbste über Könige. Ihm gelang es auch, die gefälschten Decretalen Isidor's, welche die päbstlichen Anmaßungen als alte und wohlerworbene Rechte darstellten, unter den Völkern und den Geistlichen zu verbreiten.*) Klug verstand es Nicolaus I., gleich seinen Vorgängern und Nachfolgern, die Schwäche der Karolinger seiner Zeit zum Vortheile des päbstlichen Stuhles auszubeuten. So hoch im Laufe des achten und neunten Jahrhunderts die päbstliche Gewalt gestiegen, so tief war sie in der ersten Hälfte des zehnten Jahrhunderts wieder gesunken. In ganz Italien, besonders aber in Rom, herrschte die äußerste Verwirrung. Die Grafen und Herren, welche anfangs kaiserliche Statthalter gewesen waren, hatten sich unabhängig gemacht und schalteten innerhalb ihrer Grenzen als unumschränkte Gebieter. Besonders einflußreich waren die Markgrafen von Tuscien. In der ersten Hälfte des zehnten Jahrhunderts lösten sich in rascher Folge dreizehn Päbste hintereinander ab, während die päbstliche Gewalt in den Händen dreier verworfener Frauen, der Theodora und ihrer Töchter Marozia**) und Theodora, d. J., ruhte. Diese ertheilten die päbstliche Krone ihren Liebhabern und ihren natürlichen Kindern. Kaiser Otto I. zwang die Römer, ihm zu schwören, keinen Pabst ohne die Einwilligung des Kaisers zu wählen. Otto III. setzte hintereinander zwei Päbste ein. Die Ottonen übten gegen den Pabst ihre Gewalt, wie gegen jeden anderen Landes-Bischoff aus, und behandelten ihn als den vornehmsten ihrer Unterthanen. Vor ihrem Gerichte mußten sich die Päbste verantworten. Sie setzten Päbste ab und ein und erließen die wichtigsten Verordnungen in Betreff der Pabstwahl. Doch legten die Ottonen selbst den Keim zur Schwächung der kaiserlichen Gewalt gegenüber den römischen Bischöffen. Durch die großartigen Schenkungen, welche sie ihnen machten, boten sie den römischen Bischöffen die Mittel, den unruhigen italienischen Grafen und Herzogen die Spitze zu bieten. Sie duldeten zwar nicht, daß die Päbste ihnen die Zähne wiesen, allein gestatteten denselben, alle übrigen Könige als Unterthanen zu behandeln. Gregor V., den Kaiser Otto III. zum Pabste gemacht hatte, sprach den Bann über König Robert von Frankreich, weil er Bertha, eine Verwandte des dritten Grades, geehlicht. Es wäre Otto III. ein Leichtes gewesen, den übermüthigen Bischoff in die Schranken des Rechts und der Billigkeit zu verweisen, allein er dachte nicht daran, daß schon nach kurzer Zeit derselbe Bannfluch, welcher den König Robert zur Nachgiebigkeit bestimmt hatte, auch einen deutschen König treffen könne.***)

Nicolaus II. (1058—1061) legte den Grund zu der Einführung der Ehelosigkeit der Priester und bildete durch seine Verbindung mit den Normannen Unteritalien's eine Macht, welche sehr irdischer Natur war. Doch zu seiner Zeit hatte das Christenthum längst aufgehört, eine Angelegenheit der Herzen und die römischen Bischöffe, Nachfolger Christi zu sein. Mit Hülfe der schimpflichsten Betrügereien hatten sich die Bischöffe von Rom zu Despoten der abendländischen Christenheit emporgeschwungen, ein durchaus falsches Kirchenrecht eingeführt und den Grund zu einer ansehnlichen weltlichen Herrschaft (des s. g. Kirchenstaats) gelegt. In

*) Siehe unten §. 48.
**) Siehe §. 32. Seite 90 f.
***) Spittler, Geschichte der christlichen Kirche.

welcher Weise sie von der erlangten Machtvollkommenheit Gebrauch machten, bewies mehr, als alle anderen Päbste, Gregor VII. (1073–1085). Er gedachte auf den Trümmern der weltlichen Herrschaft eine geistliche zu gründen, deren Spitze der Pabst bilden sollte. Unter dem Vorwande, der Simonie (dem Kaufe geistlicher Würden) entgegenzutreten, suchte Gregor VII. die Vergebung geistlicher Würden den weltlichen Fürsten zu entreißen und den Päbsten zuzuwenden. Um die Priester in vollständiger Abhängigkeit von den Päbsten zu versetzen, zwang er sie zur Ehelosigkeit, unbekümmert um alle Verbrechen, welche die nothwendigen Folgen dieses unnatürlichen Zustandes sein mußten.

Früher war der Name Papst (Pappas) gemeiner Name aller Bischöffe. Gregor VII. nahm ihn zuerst für den römischen Bischoff allein in Anspruch. Einer seiner Anhänger erklärte damals schon, es sei eben so gotteslästerlich, das Wort Pabst, als den Namen Gottes in der Mehrzahl zu gebrauchen.

Gregor VII. führte zuerst den ganzen päbstlichen Kanzleistyl ein und änderte den Eid, welchen die Erzbischöffe dem Pabst bisher geleistet hatten, in einen förmlichen Lehenseid um. Er vermehrte die päbstlichen Einkünfte, indem er mehrere Klöster unter den Schutz des römischen Stuhles nahm und sich dafür Geld bezahlen ließ. Er bewog seine Freundin und Geliebte, die Markgräfin Mathilde von Tuscien, ihre ansehnlichen Güter, ungeachtet der größte Theil derselben Lehen waren, der römischen Kirche zu vermachen. Der Ton, welchen Gregor VII. anschlug, läßt sich aus folgenden Aeußerungen desselben entnehmen. „Jeder König," so behauptete Gregor, „der nicht christlich lebe, stehe unter der Herrschaft des Teufels; über den Teufel habe der geringste Geistliche [exorcist] Gewalt, wie viel mehr müsse also der, welcher der vornehmste aller Bischöffe sei, über den Sclaven des Teufels Gewalt haben?! Die Könige seien meist gottlos, die Päbste würden, sofort nach ihrer Ernennung, heilig. Sollten nicht die Heiligen die Welt richten?" Sein Lieblingsspruch war: (Jeremias 48, 10.) „Verflucht sei, der sein Schwert aufhält, daß es nicht Blut vergieße!"

Die Menschen damaliger Zeit waren so tief im Aberglauben versunken, daß sie dem Pabste nicht zumutheten, den Beweis zu führen: 1) daß es einen Teufel gebe, 2) daß der Geistliche über den Teufel Gewalt habe, 3) daß die Päbste durch ihre Ernennung heilig würden.

Gregor's VII. Kämpfe mit dem Kaiser Heinrich IV. haben wir oben schon*) mitgetheilt. Sein würdiger Nachfolger war Urban II. (1088—1099). Er schleuderte, gleich seinem Vorgänger, den Bannfluch auf Heinrich IV. und reizte dessen Sohn Conrad gegen seinen Vater auf. In ähnlicher Weise verfuhr er gegen Philipp I. von Frankreich und seinen Gegenpabst Clemens III. Während früher die kaiserliche Bestätigung der gewählten Päbste für ein nothwendiges Erforderniß ihrer Gültigkeit gehalten wurde, erklärte Urban II. dieselbe für unzulässig und machte dadurch die Pabstwahl von den römischen Kaisern unabhängig.

In den ältesten Zeiten waren die römischen, gleich allen andern Bischöffen, von ihrer Gemeinde gewählt worden. So lange die römischen Kaiser Heiden waren, übten sie keinen Einfluß auf die Wahlen. Später aber behielten sich diese das Recht der Bestätigung vor und entfernten, den Umständen nach, die Bischöffe von ihren Sitzen, wie Belisar, im Namen Justinian's I., dem Pabste Sylverius und Kaiser Heraclius dem Pabste Martin I. gegenüber thaten. Als die Römer später die Oberherrschaft der griechischen Kaiser abwarfen, trat das römische Volk in seine ursprünglichen Wahlrechte wieder ein und die Päbste wurden, mehr oder weniger tumultuarisch, größtentheils unter dem Einflusse der Reichen und Adeligen erwählt.

*) Siehe oben §. 34. Seite 102 ff.

Im Jahre 1059 ordnete Nicolaus II. an, daß die sieben römischen Diöcesanbischöffe und der größere Theil der übrigen römischen Geistlichkeit den Pabst wählen sollten. Durch diese Einrichtung wurde die Wahl der Päbste von dem Einflusse des Volkes unabhängig gemacht.

Gläubige Katholiken und knechtisch gesinnte Protestanten, welche die weltliche Herrschaft der Fürsten auf Gottes Gnade gründen, stellen allerdings das Pabstthum in einem anderen Lichte dar. Doch wer einen höheren Rechtstitel kennt, als Gewalt und Betrug, wer die Kronen der weltlichen und geistlichen Machthaber wägt auf dem Wage der Vernunft, wird mit unserer Auffassung übereinstimmen.

§. 47. Christliche Lehre.

Welches die von Christo gelehrten Grundsätze sind, haben wir im vorigen Buche*) bereits bemerkt. Doch schon im Laufe des vierten und fünften Jahrhunderts wurden dieselben, wie wir im dritten Buche §. 44 nachwiesen, vollständig verderbt. Dieses Verderbniß nahm im Laufe des Mittelalters noch mehr zu. Bei der Geschichte der Päbste (§. 46) haben wir einzelne verkehrte Lehren schon angeführt, welche diese Kirchenfürsten zur Befestigung ihrer Gewalt und zur größeren Verdummung der Völker ausgedacht haben. Was früher nur vereinzelter Unsinn gewesen war, wurde später in ein vollständiges System gebracht. Auf dem blinden Glauben der Völker ruhte die Macht der römischen Päbste. Darum priesen sie ihn als ein übernatürliches Licht, eine Gabe Gottes, eine von Gott eingegossene Tugend, in deren Folge der gläubige Christ Alles, was die Kirche zu glauben gebiete, für unzweifelhaft und wahr halte. Durch diese Begriffsbestimmung von Glauben wurde die Vernunft aus dem Gebiete des Christenthums vollständig ausgeschlossen, der Mensch zum Werkzeuge der Kirche herabgewürdigt und während Christus die Liebe zu Gott und den Menschen als erstes und allumfassendes Gebot aufstellte, der Glaube an hundert Dinge, welche Christus nicht lehrte, die römischen Päbste ihm aber unterschoben — als erster Religionsgrundsatz aufgestellt. Dieser Kirchenglauben, welcher von dem Glauben, den Christus lehrte, himmelweit verschieden ist, wurde von den Päbsten für eine nothwendige Voraussetzung ewiger Seligkeit ausgegeben. Zu dem Pfaffen-Glauben muß, also lehrten die schlauen Priester, die Gnade Gottes, d. h. eine innerliche, übernatürliche Gabe, welche Gott den Menschen wegen der Verdienste Jesu Christi verleiht, hinzutreten. Mit diesem Grundsatze begann die Tortur der armen Christen. Denn wenn sie auch allen Unsinn glaubten, welchen die Pfaffen lehrten, so war es immer noch zweifelhaft, ob ihnen die Gnade Gottes zu Theil werden würde. Wie die Menschen nur mit Hülfe der Priester den alleinseligmachenden Glauben, so konnten sie auch nur mit deren Hülfe der göttlichen Gnadenmittel theilhaftig werden. Sie waren also unter allen Verhältnissen, auch wenn sie sich gar keiner Vergehung schuldig machten, in doppelter Hinsicht, was den Glauben und was die Heilsmittel betraf, für dieses und jenes Leben von den Pfaffen abhängig. Doch alle Menschen sind unvollkommen. Keiner kann sich rühmen, ohne Tadel und ohne Fehler gewesen zu sein. Die katholische Kirche wußte, wie die Dummheit, so auch die Fehlerhaftigkeit der Menschen vortrefflich auszubeuten. Sie lehrte, Christus habe seiner Kirche Gewalt gegeben, die Sünden nachzulassen. Durch diese schlaue Erfindung der Priester machten sie alle Gläubigen um so mehr von sich abhängig, als sie das Sündenbekenntniß für eine Voraussetzung des Ablasses erklärten. Der Sünder sollte aber so leicht nicht aus den Klauen des Priesters kommen; zu

*) Siehe Buch III. §. 40. S. 105.

dem Sündenbekenntnisse mußte noch die Genugthuung, d. h. die von demselben für gut gefundene Buße hinzukommen und nicht selten wurde ein bedeutendes Lösegeld für die Vergebung der Sünden verlangt. Um der von den Priestern gelehrten ewigen Höllenpein zu entgehen, oder die Zeit des Fegefeuers abzukürzen, opferten die bethörten Menschen oft ihre Habe, ihre Freiheit, Leib und Seele den gierigen Pfaffen auf.

Aus den finstersten Zeiten des Mittelalters stammen alle diese Lehren, welche, sie mögen in der Bibel einige Begründung finden oder nicht, jedenfalls in der Vernunft nicht begründet sind. Bis auf den heutigen Tag lasten diese Erfindungen tückischer Pfaffen, gleich einem schweren Alpe, auf der Christenheit. Unmöglich können sich die Völker zu höherem Wohlstand, zu einer edleren Bildung und wahrer Freiheit hinanschwingen, so lange die Priester, mit Hülfe dieser Glaubenslehren, die Massen lenken und leiten. Nach den in den Jahrhunderten größter Rohheit festgestellten Grundsätzen greifen die Priester in alle Verhältnisse des Lebens ein. Kaum ist der Mensch geboren, so bezeichnen sie ihn durch die Taufe als einen geborenen Knecht der Kirche. Bevor er denken gelernt hat, bemächtigt sich seiner der Diener des Pabstes und lehrt ihn, nicht was er selbst glaubt, selbst für vernünftig und gut hält, sondern was ihm die Kirche als unfehlbare Wahrheit vorschreibt. Jede bedeutungsvolle Handlung des Lebens ist an die Zustimmung des Priesters gebunden. Sieben sogenannte „Sakramente" wurden ausgedacht, um die Menschen fester und fester an die Kirche zu binden. Zahlreiche Kirchengebote schärfen ihnen die Haltung der Feiertage, den Besuch der Kirche, die Beobachtung der vorgeschriebenen Fasten, Beichte und Abendmahl und die Haltung der Hochzeit zu der von der Kirche erlaubten Zeit ein.

Die christlichen Völker des Mittelalters bewährten alle Kennzeichen der Kindheit. Wundergeschichten, übernatürliche und außerordentliche Vorgänge und Glaubenssätze standen ihrer Anschauungsweise am nächsten. Unlösbare und widersinnige Fragen waren diejenigen, mit welchen sich die Gelehrten jener Zeit mit Vorliebe beschäftigten. Die Frage: ob Christus bei ganz verschlossenem Leibe seiner Mutter, oder wie jeder andere Mensch auf die Welt gekommen sei, wurde zum Nachtheil des gesunden Menschenverstandes und in Widerspruch mit den Gesetzen der Natur beantwortet. Der Mönch Paschasius Ratbert bewies, daß es für die Ehre der Jungfrau Maria nachtheilig sei, zu behaupten, sie habe wie jede andere Frau geboren. Aus Rücksicht für die Ehre der Gattin des Zimmermannes Joseph wurde natürlich die Frage nicht aufgeworfen, in welcher Weise sie ihre anderen sechs Kinder geboren habe.

Seit langer Zeit hatte man angenommen, daß im Abendmahle Fleisch und Blut Christi genossen würden, ohne zu untersuchen, auf welche Weise dieses zugehe. In den ersten Jahrhunderten des Mittelalters wollte man aber wissen, ob das Fleisch und Blut Christi, welches im Abendmahl genossen würde, eben dasselbe sei, welches Maria geboren habe, ob das Brod und der Wein im Abendmahle Brod und Wein blieben, oder sich, trotz des entgegenstehenden Scheines, in Fleisch und Blut verwandelten? Die Ansicht brach sich allmählig Bahn, das Abendmahl sei ein Gott dargebrachtes Opfer. Häufig hielt man Abendmahl, ohne daß Jemand, außer dem Priester, dasselbe genoß. Daraus entwickelten sich die Messen. Man ließ das Opfer bringen zum Dank für empfangene Wohlthaten, zur Erlösung der im Fegefeuer schmachtenden Seelen, um Regen oder Sonnenschein zu bewirken [Missae privatae, solitariae.]. Seit dem Ende des achten Jahrhunderts ließen sich die Priester für dieses Gott dargebrachte Opfer bezahlen. Die Messen wurden von den bethörten Menschen zu hunderten bestellt. Um viele Messen an einem Tage abhalten zu können, erfanden die Geistlichen die s. g. trockene Messe, d. h. die Messe

ohne den Kelch. Was diesem Opfer an gesundem Verstande fehlte, suchte man durch Ceremonien zu ersetzen. Gregor, der große Erfinder des Fegefeuers, erfand auch den ganzen Messendienst. Er brachte die Prozessionen und Litaneien auf. Er war es zunächst, der dem christlichen Gottesdienste die Form des alten heidnischen Opferdienstes gab. Seit seiner Zeit wurde es üblich, dem lieben Gotte die Gebete vorzusingen und sich ausschließlich der lateinischen Sprache dabei zu bedienen. Der Gottesdienst wurde fast ausschließlich auf die Messen beschränkt. Zwar verstand das Volk von diesen nichts, allein die Geistlichen bekamen sie bezahlt. Die wenigsten Geistlichen waren im Stande, selbst Predigten zu halten. Es war schwer, sie zu bestimmen, aus einer Predigtsammlung (Postill) eine solche abzulesen. Die Festtage mehrten sich und jeder derselben wurde durch neue Wundergeschichten und Abgeschmacktheiten zu Ehren gebracht.

Im zehnten Jahrhundert wurde der Aberglauben noch finsterer. Karl I. hatte verboten, die Glocken zu taufen, weil die Taufe nur für Menschen sei. Im zehnten Jahrhundert wurden die Glockentaufen aber allgemein. Messen zum Besten einzelner, besonders genannter Verstorbener waren längst gelesen worden. Zu Ende des zehnten Jahrhunderts behauptete der Abt Odilo von Clügny, eine Offenbarung erhalten zu haben, daß die Seelen im Fegefeuer, in welchem sie zu lange bleiben müßten, weil für sie keine Messen bestellt worden seien, entsetzlich wimmerten. Der Gottesdienst, d. h. die Messe, erhielt seinen Werth durch die Zahl. Je mehr Messen, desto besser. In gleicher Weise wurde auch das Gebet nur nach der Zahl berechnet. Je mehr Gebete, desto besser. Um alle Verwirrung zu vermeiden, kam, schon im zehnten Jahrhundert, der Rosenkranz auf. Aller dieser Unsinn wurde dadurch noch allgemeiner, daß sich in Frankreich die Meinung verbreitete, am Ende des ersten Jahrtausends nach Christi Geburt werde der Antichrist kommen und dann das jüngste Gericht gehalten werden. Diese Erfindung wurde für die Kirche eine besonders reiche Quelle irdischer Güter. Jede Sonnen- und Mondesfinsterniß wurde als Vorbote des jüngsten Tages ausgebeutet. Jedes Mittel, durch welches die Geistlichen hoffen konnten, Geld und Geldes Werth zu gewinnen, schien ihnen erlaubt, und alle diese Mittel wurden unter sich verbunden und zu einem vollständigen Systeme der Verdummung, Knechtung und Ausbeutung entwickelt.

Wenn wir dieses kirchliche System mit irgend einem anderen, namentlich mit demjenigen der Indier und Egypter vergleichen, so müssen wir es für das drückendste und herabwürdigendste erklären. Zu allen Zeiten wurden die Menschen von schlauen Priestern über ihre Zukunft beunruhigt. Allein in dem Maße, wie dies seit dem Mittelalter von den christlichen Geistlichen geschieht, wurden sie niemals gepeinigt.

Daß sich die katholische Kirche „alleinseligmachend" nennt und „Unfehlbarkeit" für sich in Anspruch nimmt, darf ihr so sehr nicht verargt werden. Wer an sie glaubt, mag sie dafür halten, wer nicht an sie glaubt, lächelt über Ansprüche, welche in der menschlichen Natur nicht begründet sind. Wer übrigens einige geschichtliche Kenntnisse besitzt, weiß, daß im Schooße der katholischen Kirche, seit den ältesten Zeiten, zahlreiche innere Widersprüche vorgekommen sind, daß ruchlose Verbrecher durch Bestechung und Gewaltthat sich auf die bischöfflichen und päbstlichen Stühle hinanschwangen und daß die Unterscheidung zwischen den „sündigen" Menschen und den „unfehlbaren" Trägern der Kirchengewalt eine jener schlauen Erfindungen ist, durch welche herrschsüchtige Priester ihre Macht zu befestigen suchten.

§. 48. Kirchenrecht.

Die römischen Päbste faßten zuerst den Gedanken einer geistlichen Herrschaft, welche sich, auf den Schwingen des Christenthums, über die ganze Erde verbreiten und in demselben Maße, wie der Himmel über diesem Leben, so über allen weltlichen Machthabern erhaben sein sollte. Um diesen Zweck zu erreichen, bedurften sie außer einem Glauben, der ihren Bestrebungen entsprach, einer Gesetzgebung, ähnlich der weltlichen, und einer vollziehenden Gewalt, welche ihre Befehle in's wirkliche Leben überführte. Hätten die Päbste daran gedacht, nach Christi Vorbilde ein Reich zu gründen, welches nicht dieser, sondern einer höheren Welt angehörte, so hätten sie weder eines Kirchenstaates, noch eines Kirchenrechtes bedurft. Doch die Pläne der Päbste waren ganz eben so verschieden von den Absichten Christi, als sie selbst von ihrem vorgeblichen Meister. Das Reich, welches die Päbste zu gründen gedachten, stand dem alten römischen Kaiserreiche weit näher, als dem Reiche, welches Christus das seinige nannte. Römer waren die hauptsächlichsten Baumeister des geistlichen Reiches, welches die Päbste gründeten. Die weltliche Herrschaft Rom's war untergegangen. Mit der Schärfe des Schwertes ließen sich die tapfern und rohen Völker, welche das weströmische Reich umgestürzt hatten, nicht unterwerfen. Um so leichter konnten sie aber durch List und Betrug mit Hülfe des Aberglaubens in Ketten und Banden geschlagen werden. Allmählig hatten alle die frischen Völker des Nordens und Ostens Europa's die christliche Religion angenommen. So unsinnig die Glaubenssätze waren, welche ihnen die christlichen Apostel mittheilten, die Völker, welche noch vor Kurzem an den Altären ihrer blutigen Gottheiten Menschen und Thiere geopfert hatten, waren nicht befähigt, sie zu prüfen. Nach einigem Widerstreben nahmen sie geduldig an, was ihnen von den christlichen Priestern übereinstimmend als göttliche Wahrheit vorgetragen wurde. Doch die Lehren, welche die Köpfe der Menschen verwirrten, waren für die Päbste nur Mittel zu ihrem Zwecke. Die Völker mußten in Dummheit und Aberglauben erhalten werden, sollten die Pläne der Päbste gelingen. Im Gebiete des Glaubens hatte der Unverstand einen vollständigen Sieg davon getragen. Warum sollte den Päbsten, nach Befestigung der von ihnen gut geheißenen Glaubenslehre, nicht der zweite Schritt gelingen, die Ertheilung einer Gesetzgebung, welche allen ihren weit reichenden Ansprüchen vor den Gerichten Nachdruck verschaffen und so denselben außer der Grundlage der Religion, auch noch diejenige weltlicher Gewalt verliehe?

Zu der Zeit, da diese Pläne in Rom gehegt wurden, bestanden jedoch schon bestimmte Gewalten, welche nicht geneigt waren, sich durch die Päbste beschränken zu lassen, und welche Macht genug besaßen, denselben die Spitze zu bieten. Doch diese Gewalten besaßen, wenn auch Heere und Beamte, doch keine Gelehrsamkeit und waren, an List und Schlauheit, den Päbsten nicht gewachsen. Dem Papste Nicolaus I. gelang der unerhörte Volksbetrug, eine ganze Gesetzgebung, welche neuerdings erfunden worden war, um die herrschsüchtigen Bestrebungen der Kirchenfürsten zu fördern, für ein altes, längst hergebrachtes Recht auszugeben. Unter dem Namen Isidor's, des hochgeehrten Erzbischoffs von Sevilla, welcher daselbst im Anfange des siebenten Jahrhunderts gelebt hatte, setzten die Päbste und ihre Anhänger im neunten Jahrhundert eine Sammlung päbstlicher Entscheidungen, Anordnungen und Antworten auf Anfragen in Umlauf, welche neben manchen ächten Decretalen sehr viele gefälschte enthielt. Der Zweck dieser Fälschung bestand darin, alle diejenigen päbstlichen Anmaßungen, welche im neunten Jahrhundert noch bestritten waren, und welche ohne Betrug nicht durchgesetzt werden konnten, mit Hülfe dieser untergeschobenen Verfügungen zum geltenden Rechte zu machen. Jahrhunderte vergingen, bevor die Entdeckung gemacht wurde, daß zur

Zeit des Erzbischoffs Isidor von Sevilla die untergeschobenen päbstlichen Verfügungen noch gar nicht ergangen sein konnten, weil die betheiligten Personen erst später lebten und weil die in Rede stehenden Fragen erst später aufgeworfen wurden. Die gefälschte Sammlung dieser Decretalen wurde zuerst in einigen Sprengeln benützt, welche auf der Grenze der Reiche Lothar's und Karl's des Kahlen lagen. Die Erzbischöffe, welche von den darin enthaltenen Verordnungen nichts wußten, erkannten bald aus dem Widerspruche mit älteren zuverlässigen Kirchengesetzen, daß hier eine Unrichtigkeit obwalten müsse. Sie waren aber schon zu sehr an Unterwürfigkeit dem Pabste gegenüber gewöhnt, als daß sie es gewagt hätten, selbstständig aufzutreten, die Fälschung zu untersuchen und den Fälscher zur gerechten Strafe zu bringen. Sie fragten vielmehr bei dem Pabste Nicolaus an. Dieser verwarf, ohne sich bestimmt für die Aechtheit der gefälschten Decretalen auszusprechen, die gegen ihre Aechtheit vorgebrachten Einwendungen. So wurden nach und nach die gefälschten Decretalen, unter Beihülfe der Päbste, welche ohne Zweifel bei der Fälschung selbst auch thätig waren, als geltende Gesetze anerkannt. Die Bischöffe und Erzbischöffe bezogen sich selbst auf die gefälschten Verordnungen und Jahrhunderte vergingen, bevor der Betrug allgemein anerkannt werden mußte. Der Zweck der Fälschung ging wesentlich dahin, das Ansehen der Erzbischöffe und der Provinzialsynoden zu stürzen, die Anklage eines Bischoffs für Laien und untergeordnete Geistlichen unmöglich zu machen und alle Kirchengewalt dem römischen Bischoffe zuzuweisen. Die Bande der Unterordnung der Bischöffe unter ihren Erzbischoff wurden aufgehoben und der Pabst für den Herrn der ganzen Kirche erklärt. Ihm allein wurde das Recht zuerkannt, in kirchlichen Angelegenheiten das Endurtheil zu sprechen. Kein Streit konnte als entschieden betrachtet werden, bevor der Pabst gesprochen hatte, denn dieser konnte mit einem Federstriche alle früher abgegebenen Urtheile vernichten.

Bevor die Fälschung zu Tage kam, hatten die Päbste ihre Zwecke erreicht und ihre Herrschaft befestigt. Die Gelehrten, welche den verruchten Betrug entdeckten, besaßen weder den Willen, noch die Macht, den glücklichen Betrügern die Früchte ihrer Fälschungen wieder abzujagen. Die Päbste besitzen noch im neunzehnten Jahrhundert eine weit reichende Gewalt, weil sie vor einem Jahrtausend eines der schimpflichsten Verbrechen begingen. Mit Hülfe der gefälschten Isidorischen Decretalen unterwarfen sich die römischen Päbste sämmtliche Erzbischöffe und Bischöffe des Abendlandes, machten sie ihre Gewalt unabhängig von dem römischen Kaiser und allen anderen weltlichen Fürsten und schufen sie sich in den Klostergeistlichen und in allen blindgläubigen Christen eine Macht, welche, so lange die Finsterniß vollkommen war, über alle anderen Eroberer und Herrscher den Sieg davon trug.

Die Päbste waren nicht damit zufrieden, alle Beziehungen des Lebens in weltliche und geistliche zu theilen, und sich selbst die unbedingte und schrankenlose Herrschaft über die letzteren vorzubehalten. Sie griffen, wo sie irgend konnten, in das weltliche Gebiet ein, indem sie leicht einen Vorwand fanden, jeder beliebigen Angelegenheit einen geistlichen Charakter zuzuschreiben und sie dadurch in ihr Gebiet zu ziehen. Eine besonders reiche Quelle des Einflusses und des Erwerbes wurden für die Kirche, d. h. die Päbste und deren Diener, die Ehen, die letztwilligen Bestimmungen, die Eide und das Asylrecht.

Die Ehe, welche früher bei allen Völkern und zu allen Zeiten als ein bürgerliches Vertragsverhältniß behandelt worden war, wurde durch die Päbste für ein Sakrament, d. h. für ein sichtbares Zeichen der unsichtbaren Gnade, welches von Christus zur Heiligung der Menschen eingesetzt sein soll, erklärt. Dadurch, daß die Ehe zum Sakramente erhoben ward, machte die Kirche alle Diejenigen, welche in dieses Verhältniß treten wollten, mehr oder weniger von sich abhängig. Sie er-

klärte die Ehe für unauflösbar und löste sie nur auf, wenn sie dazu durch Geld oder andere Zugeständnisse bestimmt wurde. Unersättlich, wie die Päbste waren, begnügten sie sich aber noch nicht mit diesen Ketten, die sie den Völkern anlegten. Bei den Römern und bei den Juden waren gewisse Verwandtschaftsgrade Ehehindernisse. Diese dehnte die christliche Kirche bis zum vierzehnten Grade der Verwandtschaft aus, erdachte außer der wirklichen, noch eine sogenannte geistliche Verwandtschaft und machte auch diese Erfindung zu einer wichtigen Einnahmsquelle für sich und eine Quelle des bittersten Elends für die Völker, indem sie nur gegen schweres Geld Brautleuten, welche in dieser Weise verwandt waren, die Erlaubniß zur Eingehung der Ehe ertheilte.

Der Eid, welchen die Päbste und ihre Diener in das Gebiet der Kirche zogen, wurde für sie insofern von hoher Bedeutung, als sie dadurch einen mächtigen Einfluß auf die wichtigsten Rechtsgeschäfte erlangten. Die Zeugen, welchen die Diener der Kirche den Eid abnahmen, oder Eidesbelehrung ertheilten, konnten in allen für die Geistlichkeit wichtigen Fällen für diese günstig gestimmt werden. In den ersten Zeiten des Mittelalters, zu welchen der Eid eines der wichtigsten Mittel der Erforschung der Wahrheit und der Befestigung von Rechtsverhältnissen war, gewann die Kirche an Sporteln und an Einfluß durch den Eid, den sie monopolisirte. Noch wichtiger waren für die Päbste und deren Diener die Testamente. Die durch die Lehren vom Fegefeuer und ewigen Höllenpein geängstigten Menschen waren ohnedies schon geneigt, beim Herannahen des Todes ihre irdischen Güter den Pfaffen zu hinterlassen, um sich dadurch eine schnellere Beförderung in den Himmel zu erkaufen. Da aber nach dem Kirchenrechte alle Streitigkeiten über Testamente vor die Geistlichen gebracht werden mußten, so erlangten diese dadurch das Mittel, eine Controlle über die ihnen von Sterbenden gemachten Zusagen zu üben und die Macht, die zahlreichen Prozesse über Testamente zum Vortheil der Kirche und ihrer Anhänger zu entscheiden.

In allen bürgerlichen Beziehungen des Lebens hing von den Geistlichen mittelbar und unmittelbar das Wohl der meisten Menschen in so hohem Grade ab, daß diesen fast keine Wahl blieb, als sich entweder der Kirche (d. h. den Päbsten) blind zu unterwerfen, oder zu Grunde zu gehen. Wer den von den Päbsten und ihren Dienern gelehrten Unsinn nicht glaubte, wer ihre Ketten nicht willig trug, oder gar daran rüttelte, mußte wenigstens den Schein des Gläubigen und des Dieners der Kirche annehmen. Uebrigens war die Geistesnacht in den ersten Jahrhunderten des Mittelalters so dicht, daß wir nirgends auf Spuren eines kräftigen Widerstandes gegen den von der Kirche gehegten Aberglauben, und nur selten auf einen mannhaften Kampf gegen ihre Anmaßungen stoßen.

Auch das Strafrecht zogen die Päbste in ihr Gebiet. In den Zeiten des Heidenthums durften flüchtige Verbrecher in die Tempel der Götter nicht verfolgt werden. Kaiser Tiberius beschränkte dieses Asylrecht auf die Tempel der Juno und des Aesculap. Constantin I. stellte die heidnische Unsitte zu Gunsten der christlichen Kirchen wieder her. Theodosius II. dehnte dieses Vorrecht noch weiter aus, indem er alle Höfe, Gänge, Gärten und Häuser, welche zu den Kirchen gehörten, diesen gleichsetzte (431). Die Synode zu Toledo erweiterte die Freistätten bis auf dreißig Schritte von jeder Kirche (681). In der wilden Zeit des Mittelalters erhielten dadurch die Päbste und ihre Diener die Macht, Tausende von flüchtigen Verbrechern entweder zu schützen, oder ihren Feinden Preis zu geben. Sie konnten, nach ihrem Belieben, das Asylrecht dadurch, daß sie dem Flüchtling die Nahrung versagten, oder dessen Verfolgern ein Pförtchen öffneten, unwirksam machen, oder aber es wahren, indem sie den Verfolgten nährten und die Ringmauern der Kirche bewachen ließen.

Je gewaltthätiger die Zeiten des Mittelalters waren, desto häufiger kamen, selbst bei den mächtigsten Fürsten und Herren, die Fälle vor, da sie einer Freistätte bedurften. Daß die Geistlichen von diesem, wie jedem anderen Rechte, mehr zu Gunsten ihres Standes, als der Menschheit Gebrauch machten, liegt in der Natur der Sache. Von jeher waren die Interessen des Standes den Menschen theuerer, als diejenigen der Menschheit. Hätten die Päbste sich darauf beschränkt, die Lehren von der Dreieinigkeit, der Natur Christi u. s. w. aufrecht zu erhalten, so hätten sie schwerlich diejenige gebietende Stellung gewonnen, die sie im Laufe des Mittelalters einnahmen. Allein unter dem Vorwande, die Kirche von der weltlichen Gewalt unabhängig zu machen, beherrschten sie einen großen Theil der weltlichen Beziehungen des Lebens außer den kirchlichen, welche sie mit unumschränkter Gewalt leiteten. Alle Dinge in dieser Welt können mit einer überirdischen Macht in Verbindung gebracht werden. So viel ist übrigens klar, daß Jesus Christus, dessen Stellvertreter sich die Päbste nennen, an dasjenige Kirchenrecht nicht dachte, welches im Laufe des Mittelalters entstand und, mit wenigen Abänderungen, noch heutzutage gilt. Der Landpfleger Pontius Pilatus würde mit Christus schnellen Prozeß gemacht haben, wenn er diejenigen Ansprüche ihm gegenüber aufgestellt hätte, welche die Päbste im Kampfe mit den römischen Kaisern und vielen anderen weltlichen Fürsten und Könige siegreich durchführten.

§. 49. Die Geistlichkeit.

Bei den Indiern und Egyptern bildeten die Geistlichen abgesonderte Kasten, welche nur unter sich heiratheten und sich von den übrigen Kasten fern hielten. Bei den Juden sollte, nach der Anordnuug Mosis, der Stamm Levi die Geistlichkeit des Volkes stellen, doch scheint es nicht, daß diese Bestimmung sich lange erhalten hat. Die deutschen Priester bildeten eine besondere Abtheilung in dem Stande der Adeligen, die römischen und griechischen wurden größtentheils nur auf eine bestimmte Anzahl von Jahren ernannt, und kehrten dann wieder in ihre früheren Verhältnisse zurück, aus denen sie durch die Priesterwürde niemals ganz herausgerissen wurden. Christus gehörte nicht dem Stamme der Leviten an, ebensowenig wie seine Jünger. Keiner der Letzteren hatte sich von Jugend auf dem geistlichen Stande gewidmet. Der innere Beruf, den sie fühlten, war der einzige Rechtsgrund, den sie hatten, die Lehre ihres Meisters zu verbreiten. So lange die christliche Religion eine Sache der Herzen war, lehrte Jeder, der den Drang dazu empfand. Als aber später das Christenthum zu einer bloßen Aeußerlichkeit, als die Gemeinden von ihren Bischöffen und diese von den Päbsten unterjocht wurden, trat, wie früher nach dem Untergange der Republik im römischen Reiche, die Ernennung von oben herab an die Stelle der Wahl von unten herauf. Die Geistlichen wurden zu blinden Werkzeugen der Päbste herabgewürdigt. Sie sollten nicht blos in Religionsangelegenheiten lehren, wie diese befahlen, es wurde ihnen auch zugemuthet, in dem Kampfe, den die Päbste mit den weltlichen Fürsten um die Oberherrschaft führten, auf ihre Seite zu treten. Sie sollten dafür Sorge tragen, daß alle päbstlichen Verordnungen, das gesammte Kirchenrecht, in seiner weitesten Auffassung, aller Orten zur Wirklichkeit würden.

Im Anfange des Mittelalters waren die christlichen Geistlichen größtentheils von den Laien in ihren Ansichten, Lebensbeziehungen und Bestrebungen sehr wenig verschieden. Sie gingen auf die Jagd, zogen nicht selten mit in den Krieg, freuten sich ihres Lebens, waren verehelicht und hatten Familien. Alles dieses veränderte sich, als die Pläne der Päbste mehr und mehr hervortraten. Wie die Päbste eine schroffe Stellung, den weltlichen Fürsten gegenüber, einnahmen, wie sie sich

mit kecker Stirne hoch über diese hinweg setzten, sich von ihnen den Pantoffel küssen und den Steigbügel halten ließen, so sollten, ihrem Willen zufolge, auch die untergeordneten Geistlichen eine ähnliche Stellung den untergeordneten Herren und deren Beamten gegenüber einnehmen. Zwei Erfindungen der Päbste dienten hauptsächlich dazu, die Geistlichen in eine so unnatürliche Stellung den Laien gegenüber zu bringen und sie den Päbsten unbedingt zu unterwerfen: die Priesterweihe und der Priester-Cölibat. Um den Priester als ein besonderes, von den übrigen Menschen verschiedenes, mit eigenthümlichen und wunderbaren Gaben ausgestattetes Wesen darzustellen, wurde das Sakrament der Priesterweihe erdacht. Durch dasselbe, so behaupteten die Päbste, wird Denen, welche sich dem Dienste der Kirche widmen, eine Gewalt und besondere Gnade verliehen, die Aemter der Kirche zur Ehre Gottes und zum Heile der Seele recht und heilig zu verrichten; namentlich wird ihnen, nach der päbstlichen Fabel, dadurch die Gewalt ertheilt, Brod und Wein in den wahren Leib und in das wahre Blut Jesu Christi zu verwandeln und den Gläubigen die Sünden nachzulassen oder vorzubehalten. Die Priesterweihe wurde für ein unauslöschliches Merkmal ausgegeben, welches unter allen Verhältnissen den Geweihten bis an's Ende seiner Tage begleite. Da die Priesterweihe mittelbar oder unmittelbar nur vom Pabste ausgehen konnte, erlangte dieser oberste Kirchenfürst durch diese seine Erfindung eine Bürgschaft, daß Niemand ohne seine Zustimmung kirchliche Verrichtungen ausüben konnte. Der Priester war überdies der Gewalt seiner Vorgesetzten, welche seine Verrichtungen einstellen, oder ihn des Amtes entsetzen konnten, unbedingt unterworfen. Doch so lange er ein natürliches Leben führte, durch natürliche Bande mit der menschlichen Gesellschaft zusammenhing, mußten die Päbste daran verzweifeln, ihre, auf Lug und Trug gegründete Herrschaft festzustellen. Die Geistlichen mußten aus der natürlichen, menschlichen Gesellschaft herausgerissen, sie mußten entmenscht werden, um eine so unnatürliche Gewalt, als diejenige der Päbste, stützen zu können. Die Päbste ersannen daher als sicherstes Mittel, ihre Macht über die ganze Erde auszubreiten, den Priester-Cölibat. Zwar hatte Paulus (1. Timotheus 3. 2.) ausdrücklich erklärt: „ein Bischoff soll eines Weibes Mann sein" und hatte sich dadurch deutlich für den ehelichen Stand, wenn auch vielleicht gegen eine zweite Ehe der Geistlichen ausgesprochen. Doch die Päbste haben sich niemals um die Bibel bekümmert, wenn sie ihren Ansprüchen im Wege stand. Auf der Kirchenversammlung zu Nicäa (325) wurde zwar darauf angetragen, den Bischöffen, Priestern und Diaconen, welche die Weihe empfangen hatten, gesetzlich zu gebieten, sich ihrer Frauen gänzlich zu enthalten. Doch dieser Antrag wurde abgelehnt. Die Mönche übten aber einen so großen Einfluß aus, daß Kaiser Justinian I. die von den Geistlichen nach der Weihe erzeugten Kinder für unrechtmäßig und unfähig erklärte, zu erben. Im Widerspruche mit der Kirchenversammlung von Nicäa verbot das Concil von Tours (566) den Geistlichen die Ehe und verfügte, daß allen Weltpriestern, Diaconen und Subdiaconen, welche bei ihren Frauen betroffen würden, die geistlichen Verrichtungen auf ein Jahr untersagt werden sollten. Dagegen wurde in der zu Constantinopel (692) gehaltenen trullianischen Kirchenversammlung bestimmt, „daß Priester und Diaconen, gemäß der alten Gewohnheit und Anordnung der Apostel, mit ihren Frauen eben so wie Laien leben möchten." Die römischen Päbste beachteten die Kirchenversammlungen von Nicäa und Constantinopel so wenig, als die Worte Pauli. Auf den Synoden zu Narbonne (791), zu Mainz (888) zu Augsburg und zu Erham (1069) wurden die Verbote gegen die Ehen der Geistlichen wiederholt. Doch alle diese unnatürlichen Verfügungen scheiterten an dem gesunden Gefühle der Völker und der Geistlichen. Erst dem Pabste Gregor VII. gelang es, das Verbot der Priesterehe, welches er durch die römische Synode (im Jahre 1074) ergehen

ließ, in's wirkliche Leben einzuführen. Er schreckte Laien und Geistliche durch die Bestimmung, daß alle verheiratheten Geistlichen und alle Laien, welche bei solchen beichten, Messe hören oder anderen geistlichen Verrichtungen beiwohnen würden, excommunicirt sein sollten. Die Unnatur siegte über den gesunden Sinn der Völker. Die Geistlichen verehlichten sich nicht mehr, doch das natürliche Bedürfniß, welches der Ehe zu Grunde liegt, blieb ihnen und äußerte sich in den verabscheuungswürdigsten Verbrechen. Zwar lehrt die katholische Kirche, der ehelose Zustand sei bei gewissen Personen vollkommener, als der eheliche, allein die Erfahrung von acht Jahrhunderten hat, in Uebereinstimmung mit der Lehre von den natürlichen Bedürfnissen und der Bestimmung des Menschen, bewiesen, daß der von der katholischen Kirche für vollkommener erklärte Stand nichts anderes ist, als ein Stand vollkommener Heuchelei. Durch das s. g. Sakrament der Priesterweihe und die Vorschrift des Priester-Cölibats wurden die Geistlichen zu den verächtlichen Sklaven der Päbste herabgewürdigt. Sie wurden Allesammt genöthigt, ihr Leben lang Heuchler zu sein. Denn, wie gesagt, die Priesterweihe tödtet nicht die menschliche Natur. Das Gelübde der Keuschheit, welches jeder katholische Geistliche ablegen muß, fügt zu der Heuchelei noch das Verbrechen des Meineids hinzu. Die katholischen Priester theilen sich daher, seit den Zeiten Gregor's VII., in zwei Klassen. Die Einen sind gewissenlos und setzen sich über ihr Gelübde der Keuschheit und die Sünde fleischlicher Vergebungen hinweg, und werden dadurch nothwendig zu verhärteten Schurken. Die Anderen fühlen Gewissensbisse und zerfallen mit sich selbst. Alle kirchlichen Ehren und Würden, alle Reichthümer und Schätze der Erde können ihnen die Ruhe des Gewissens und die Freuden des Familienlebens nicht ersetzen! Die Geistlichen widersetzten sich lange den unnatürlichen Zumuthungen der Päbste. Doch die in dem tiefsten Dunkel des Aberglaubens schmachtenden Völker standen auf Seiten der Päbste und gaben den Ausschlag zu ihren Gunsten. In unseren Tagen hat sich das Blatt gewendet. Die Völker sind aufgeklärter geworden und haben das s. g. Sakrament der Priesterweihe und den Priester-Cölibat als Ketten erkannt, mit deren Hülfe die Päbste sich die Geistlichen dienstbar machen. Es ist die Aufgabe unserer Zeit, diese unwürdigen Bande zu brechen.

§. 50. Die Klöster.

Der Mensch tritt in dieses Leben mit gewissen körperlichen und geistigen Eigenschaften ein, welche er harmonisch zu entwickeln, keineswegs aber abzustreifen, oder ungenützt zu lassen berufen ist. Gerade so wie der normal gebildete Mensch ein Gehirn, Lungen, Magen, Leber, Eingeweide und andere körperliche Organe auf diese Welt mit bringt, sind ihm auch gewisse geistige Eigenschaften, Triebe, Gefühle und Anlagen mitgegeben. Unter diesen sind der Trieb für die Familie, der Sinn für Besitz und Eigenthum und das Streben nach Freiheit besonders wichtige Kräfte. Das Versprechen, von diesen geistigen Kräften keinen Gebrauch machen zu wollen, ist nicht minder unsinnig, als das Gelübde, die Hand, den Fuß oder irgend einen andern Theil des Körpers nicht mehr regen zu wollen. Der Mönch und die Nonne, welche Keuschheit, Armuth und Gehorsam geloben, verzichten damit zu gleicher Zeit auf die Entwickelung der für den Aufschwung der Menschheit so hochwichtigen Triebe der Familie, des Besitzes und der Freiheit. Die Natur beruht auf Freiheit. Die Freiheit ist es, welche dem Menschen seinen höheren Werth verleiht, die ihn über die Pflanze und das Thier erhebt. Der Mönch, welcher blinden Gehorsam schwört, setzt sich selbst auf gleiche Linie mit dem geborenen Sklaven. Nicht blos die Menschen, auch die besseren Thiere leben in der Ehe und in der Familie. Der Mönch und die Nonne, welche das Gelübde der

Keuschheit ablegen, stellen sich selbst mit den ausgeartetsten und niedrigsten Thieren auf gleiche Stufe. Der Besitz bildet eine der wichtigsten Grundlagen des gesellschaftlichen Lebens. Nicht blos die meisten der erlaubten Genüsse, viele der bedeutungsvollsten Strebungen in Kunst und Wissenschaft und im Gebiete der Wohlthätigkeit ruhen auf dem Besitze. Indem der Mönch und die Nonne das Gelübde der Armuth ablegen, kehren sie allen den dadurch begründeten menschlichen Hoffnungen und Wünschen den Rücken. Der Mönch und die Nonne sind die lebendigen Denkmäler der Widersetzlichkeit der Menschen gegen die Gesetze der Natur, die Einrichtungen der Vorsehung oder den Willen Gottes.

Der Mönch und die Nonne geloben Keuschheit, Armuth und blinden Gehorsam, allein da dieses dreifache Gelübde im Widerspruche mit der menschlichen Beschaffenheit steht, so können sie es nicht halten. An die Stelle der Keuschheit tritt die Unzucht, der Ehebruch und die geheime Sünde. An die Stelle der Armuth tritt Bettelei, Gelderpressung und Erbschleicherei. Der blinde Gehorsam reicht nicht weiter, als die Macht der Vorgesetzten, den Ungehorsam zu entdecken und zu bestrafen. Der blinde Gehorsam des Mönchs gleicht dem Gehorsam der an der Kette liegenden abgerichteten Hyäne. Er gründet sich nicht auf Achtung, Liebe und Ueberzeugung, sondern auf Feigheit, Furcht und den Gedanken, der Tag der Rache werde kommen. Noch naturwidriger, als der Mönch, ist die Nonne. Der Frau sind die Bande der Familie nothwendiger, als dem Manne. Sie ist mit der Welt der Kinder noch inniger verbunden, als der Mann. Die Liebe für die Kinder, die Fähigkeit, sie zu erziehen und die mit deren Pflege unzertrennlich verbundenen Mühseligkeiten zu überwinden, ist ein besonderer Vorzug der Frau. Das Mädchen, welches sich aus dem Schooße der Familie losreißt und den heiligsten Gefühlen der Natur Hohn spricht, muß nothwendig von einem Abwege auf immer schmutzigere Bahnen gerathen.

Wo Mönche, sind auch Nonnen. Wenn die Klöster, worin die einen und die anderen wohnen, nicht aneinander grenzen, nicht durch unterirdische Gänge verbunden sind, — aller Orten haben die Nonnen ihre geistlichen Führer. Mag auch die Nonne ihr Gelübde brechen, mag ein Mord sie von den lebendigen Zeugen ihres Verbrechens befreien, die dichten Klostermauern lassen den Ruf der unterdrückten Menschennatur, den Schrei des Kindes nicht in die bewegte Menschenwelt dringen.

Nach der Organisation der christlichen Kirche standen die Klöster jedes Sprengels unter ihrem Bischoffe. Je reicher sie waren, desto einträglicher wurden auch die bischöfflichen Beziehungen zu denselben. Die Klöster hatten den Bischöffen über Einnahme und Ausgabe Rechnung abzulegen. Je nachdem diese schärfer oder weniger scharf geprüft wurde, konnten bedeutende Summen unterschlagen, oder ihrer Bestimmung erhalten werden. Die jährliche Visitation, welche der Bischoff in Person vornahm, war für die Klöster mit Kosten und, den Umständen nach, mit großen Unannehmlichkeiten verbunden. Die Klöster strebten darnach, sich dieser Aufsicht zu entledigen. Sie suchten, ihre Kirchen zu unabhängigen Pfarrkirchen zu erheben und die kirchlichen Gebühren in ihre eigene Tasche zu stecken. Weit lieber stellten sie sich unter die Aufsicht des entfernten Pabstes, bezahlten diesem ein jährliches Schutzgeld und machten sich dadurch von ihren Bischöffen gänzlich unabhängig. Diese Unabhängigkeit wurde Klostereremtion genannt.

Die Folge davon war, daß die Mönche mit ihren Einkünften nach Belieben schalteten und, da sie, außer dem Pabste, welcher oft hunderte von Meilen entfernt und mit anderen Geschäften überhäuft war, keinen Aufseher hatten, das sittenloseste Leben führten. Die Aebte, welche inmitten ihrer Mönche lebten, waren ihres Lebens nicht sicher, wenn sie die klösterliche Regel mit zu großer Strenge handhaben wollten. Kamen Klagen nach Rom, so waren die Klöster sicher, immer Recht zu

behalten; denn wie die Mönche in dem Pabste, so hatte auch dieser in ihnen die festeste Stütze. Die Mönche konnte der Pabst weit inniger an sich knüpfen, als die Weltgeistlichen, welche noch immer einiges Interesse an dem Lande nahmen, dem sie angehörten. Die Mönche, welche das Gelübde der Armuth abgelegt hatten, wurden durch dieses von den gewöhnlichen Bestrebungen des irdischen Lebens losgeschieden und den Päbsten vollständig leibeigen gemacht.

Doch die ganze Gesellschaft des Mittelalters war nichts weiter, als methodischer Unsinn und gesetzliche Leidenschaft. Warum sollte das Unwesen von Mönchen und Nonnen nicht eben so wohl geregelt werden, als das Unwesen des Faustrechts und der Raubritter? Basilius*) war es, welcher in den Unverstand der Mönche und Nonnen des Orients Methode brachte. Benedict von Nursia gab dem Klosterwesen des Abendlandes eine bestimmte Gestalt. Die Klöster des Orients haben aber minder feste Regeln und stehen miteinander in weniger bleibendem Zusammenhang, als diejenigen des Westens. Benedict von Nursia (im jetzigen Kirchenstaate) entwarf, im Jahre 515, eine Regel für seine Mönche, die er zuerst in dem von ihm auf Monte Casino bei Neapel (529) gestifteten Kloster einführte. Sie wurde das Muster für alle Klöster des Abendlandes. Benedict verordnete, daß seine Mönche, außer dem Werke Gottes, wie er das Gebet und das Lesen geistlicher Bücher nannte, die Jugend im Lesen, Schreiben, Rechnen und im Christenthum unterweisen, ferner Handarbeit treiben und die Wirthschaft des Klosters besorgen sollten. Er hielt seine Mönche namentlich an, Handschriften abzuschreiben und veranlaßte dadurch, daß manche Werke des Alterthums vom Untergange gerettet wurden. Die Benedictiner verbreiteten sich über das ganze Abendland. Sie hatten Klöster und Schulen zu St. Gallen, Fulda, Reichenau, Corvey, Hirschau, Bremen, Hersfeld und unzähligen anderen Orten. Sie gelangten bald zu unermeßlichen Reichthümern. Der Abt von Reichenau hatte z. B. 60,000 Gulden jährlicher Einkünfte. Die nothwendige Folge hievon war eine furchtbare Ausschweifung, welcher sich die Mönche ergaben. Dieses Extrem führte bald zu einem entgegensetzten. Odo, Abt zu Clugny, (937) schärfte die Regel der Benedictiner. Romuald von Ravenna stiftete (1023) den Orden der Camaldulenser, welche streng fasten und beständig schweigen sollten. Bruno von Rheims überbot diesen noch auf dem Gebiete des Unsinns, indem er den noch strengeren Karthäuserorden stiftete (1084).

Den Benedictinern standen die Augustiner zur Seite. Augustinus hatte die Geistlichen seiner Hauptkirche und mehrerer anderer Kirchen seines Sprengels zur Beobachtung des s. g. kanonischen Lebens, d. h. der Ehelosigkeit, Armuth, der Abgeschlossenheit (Clausur) und gemeinschaftlicher Andachtsübung veranlaßt. Hieraus entwickelte sich allmählig der Mönchorden der Augustiner, welcher, gleich den Benedictinern, in viele Unterabtheilungen zerfiel. Ursprünglich waren die Mönche keineswegs Geistliche. Doch bald erkannten die Päbste, daß sie keine eifrigeren Vertheidiger und Freunde hätten, als die Mönche und erklärten daher dieselben, durch die Verwilligung der Tonsur, im zehnten Jahrhundert für Geistliche. An jeden Mönchsorden schloß sich gewöhnlich bald ein Nonnenorden gleichen Namens und gleicher Regel an. Mönche und Nonnen wetteiferten miteinander in Aberglauben, Schwärmerei und Dienstbeflissenheit für die Päbste. Sie übten großen Einfluß auf das Volk, dem sie sich anzunähern verstanden und auf die Erziehung der Jugend, deren sie sich da und dort bemächtigten.

Es liegt in den Gesetzen der Natur, daß nichts in sich selbst so verworfen

*) Siehe Buch III. §. 148. Seite 128.

und schlecht sein könne, das nicht auch etwas Gutes in seinem Gefolge habe. Werden doch auch die Gifte als Arzneimittel gebraucht!

So haben die in sich selbst durchaus verkehrten Klöster, neben unermeßlichen Uebeln, die sie verursachten, einiges Gute herbeigeführt. Im Großen und Ganzen wirkten Mönche und Nonnen mit rastloser Thätigkeit für die Verdummung der Völker. Doch manche werthvolle Handschriften wurden durch sie der Nachwelt aufbehalten. Der Aberglauben war der eigentliche Gegenstand ihrer Bestrebungen, allein der menschliche Verstand läßt sich nicht gänzlich unterdrücken, und wenn er ungestört forschen kann, so entdeckt er wohl auch in finsteren Klostermauern ab und zu eine Wahrheit. Die Klöster waren in der wilden Zeit des Mittelalters unstreitig für manchen kampfesmüden Menschen eine erwünschte Zufluchtsstätte. Aber darum blieb das Mönchswesen dennoch, seiner innersten Natur nach, eine durchaus verkehrte Einrichtung. Was nicht aus dem Wesen einer Anstalt hervorgeht, kann ihr nicht zum Verdienste gerechnet werden. Am Ende ist Alles gut, was geschehen ist, es lassen sich aus den furchtbarsten Verbrechen, wie aus den unsinnigsten Einrichtungen gute Folgen ableiten. Die Herrschsucht der Päbste brach die Gewalt der weltlichen Machthaber und führte folgeweise zu einem freieren Zustande der Völker. Doch da der Zweck der Päbste nicht deren Freiheit, sondern deren Knechtschaft war, so gereicht ihnen dieses weder zur Ehre, noch zum Lobe. So war auch der Zweck der Klöster keineswegs die Beförderung der Wissenschaft und die Verbreitung nützlicher Kenntnisse, vielmehr war ihr Ziel, Gott durch Gebet und ein beschauliches Leben zu dienen. Wenn Mönche und Nonnen dessenungeachtet die Wissenschaften förderten, so können wir, da dieses nicht in dem Zwecke des Klosterwesens, sondern in der Persönlichkeit einzelner Aebte, Mönche und Nonnen begründet war, es nicht den Klöstern, sondern nur den einzelnen betreffenden Personen zum Verdienste anrechnen.

Für viele Tausende, selbst Könige und Fürsten nicht ausgenommen, wurden die Klöster zu Gefängnissen. Anderen dagegen dienten sie als reiche Pfründen, welche ihnen von Königen und Fürsten verliehen wurden. Hunderttausende, welche von ihren Verwandten um ihr Erbgut gebracht werden sollten, oder welche in einer augenblicklichen Verstimmung der Seele das dreifache Gelübde ablegten, wurden für die Zeit ihres Lebens die unglückseligsten Menschen der Welt. Die Zahl Derjenigen, welche in den Klöstern eine Ruhestätte und einen Zufluchtsort fanden, war jedenfalls sehr klein im Verhältniß zu Denjenigen, welchen sie zum Gefängniß und zur Marteranstalt wurden. Die Völker aber, welche die Kosten der Klöster zu tragen hatten, erhielten in den Gebeten der Mönche und der Nonnen keine Entschädigung für die ihnen gebrachten Opfer. Nur die Päbste zogen Nutzen von Mönchen und Nonnen, weil diese ihnen mit der ganzen Kraft ihres Fanatismus und mit der ganzen Stärke ihres Aberglaubens dienten.

§. 51. Die Sakramente, Bann und Interdict.

Zu den besten Mitteln, welche die Päbste ergriffen, die Völker zu knechten, gehören jene Handlungen, welche später den Namen „Sakramente" erhielten, die jedoch sämmtlich schon in dem ersten halben Jahrtausend des Mittelalters in Uebung kamen: die Taufe, die Firmung, das Sakrament des Altars, die Buße, die letzte Oelung, die Priesterweihe und die Ehe. Die Taufe war schon bei den Juden und bei den ersten Christen üblich gewesen, ohne daß sie damals ein Sakrament genannt worden wäre. Indem die Päbste die symbolische Handlung der Bespülung eines Menschen mit Wasser ein Sakrament nannten und nicht blos, wie früher ausschließlich geschah, Erwachsene, sondern vorzugsweise Kinder damit versehen ließen, wurde ihr ursprünglicher Zweck und ihre natürliche Bedeutung vollständig verän-

dert. Die Päbste stellten den Grundsatz auf, daß ohne die Taufe Niemand, selbst kein Kind, selig werden könne und behaupteten, die Wirkung derselben bestehe in der Nachlassung der Sünden, in der Rechtfertigung und Erlangung des ewigen Heiles. Von dem Priester, welcher allein taufen konnte, wurde also die ewige Seligkeit der Menschen abhängig gemacht. Ihm wurde es auch überlassen, die Taufpathen, deren Zuziehung angeordnet wurde, zu entfernen und sie folgeweise einer kirchlichen Controlle zu unterziehen.

Durch die Firmung sollte der getaufte und in dem christlichen Unsinn unterrichtete Mensch in seinem Aberglauben bestärkt werden. Sie wurde, gleich der Taufe, für unumgänglich nothwendig zur Seligkeit erklärt, und auch bei ihr wurden Pathen zugezogen, welche eine geistliche Verwandtschaft mit allen ihren oben schon geschilderten Folgen begründete.*)

Das einfache Gedächtnißmahl, welches Christus einsetzte zum Andenken an den letzten Abend, den er mit seinen Jüngern zubrachte, wurde von der katholischen Kirche in das s. g. „allerheiligste Sakrament des Altars" verwandelt. Unter schweren Strafen wurde geboten, daß man wenigstens einmal im Jahre dieses Sakrament empfange. Mannichfaltige Vorbereitungen, welche den Gläubigen dazu würdig machen sollten, wurden damit in Verbindung gebracht. Die schlauste Erfindung tückischer Pfaffen ist aber das s. g. Sakrament der Buße oder die Ohrenbeichte. In diesem soll, nach der kirchlichen Fabel, der Priester an Gottes Statt dem Sünder die nach der Taufe begangenen Sünden nachlassen, vorausgesetzt, daß er sie reumüthig und vollständig beichte. Mit Hülfe dieser Erfindung setzten die Priester alle Gläubigen in die unangenehme Alternative, entweder ihre geheimsten Gedanken, Empfindungen und Handlungen zu bekennen, oder aber der „ewigen Verdammniß" entgegen zu gehen. Als Lohn dafür wird dem Gläubigen versprochen: erstens, Vergebung der Sünden; zweitens, Nachlassung der ewigen Strafe; drittens, die Gnade Gottes und viertens, sogar die Ruhe des Gewissens. Die gläubigen Dummköpfe wurden durch dieses s. g. Sakrament dem guten Willen der Priester, welchen sie ihre Sünden beichteten, vollständig preisgegeben. Denjenigen, welche an dieses angebliche Sakrament nicht glaubten, wurde nicht die Freiheit gelassen, die Geheimnisse ihrer Seele für sich zu behalten. Sie mußten dieselben entweder trotz ihrem Widerstreben dennoch bekennen, oder aber sich verstellen und eine mangelhafte Beichte für eine genügende ausgeben. Die Priester begnügten sich aber, wenigstens wo sie wünschten, eine vollständige Beichte zu erhalten, nicht mit den freiwilligen Angaben des „Beichtkindes", sondern forschten dieses noch mit großer Sorgfalt aus. Die unverheiratheten Priester benützten, den Frauen und Jungfrauen gegenüber, die Beichte sehr häufig zu Befriedigung ihrer Wollust. Herrschsüchtige Geistliche beuteten dieselbe Königen und Fürsten gegenüber aus, um Einfluß auf die Regierung des Staates zu gewinnen. Habsüchtigen Priestern wurde die Beichte ein erwünschtes Mittel zu mannichfaltigen Erpressungen, und leichtfertigen „Beichtvätern" bereitete dieses s. g. „Sakrament" auf Kosten der geknechteten Männer, Frauen und Kinder eine frevelhafte Unterhaltung und ein Spiel mit deren heiligsten Gefühlen.

Die griechische Geistlichkeit brachte zuerst Methode in die Beichte. Jedes Vergehen erhielt seine Strafe. Den Laien wurde aber dieses Beichtgesetz wohlweislich verborgen. Aus dem Osten kamen die Bußregeln auch nach dem Westen. Zur Zeit Karl's I. befand sich schon in jedem Sprengel ein solches Sündenregister nebst beigefügter geistlicher Strafe, welche von vierzigtägiger bis zu siebenjähriger Buße ging. Während der Zeit der Buße mußte der arme Sünder fasten und beten,

*) Siehe weiter oben §. 48. Seite 150.

sich aller Geschäfte und Vergnügungen des gesellschaftlichen Lebens enthalten und durch seine Kleidung schon seine Eigenschaft als Büßender kund thun. Die Kirche kannte nicht den Begriff eines fortgesetzten Verbrechens. Sie strafte vielmehr jede einzelne Vergehung besonders. Unter solchen Umständen waren wohl wenige Menschen zu finden, welche nicht den größern Theil ihres Lebens in Sack und Asche hätten zubringen müssen, falls das Bußgesetz streng auf sie angewandt worden wäre, und sie vollständige Beichten abgelegt hätten. Die Kirche kam den Sündern zu Hülfe, indem sie die Bußen in Geldstrafen verwandelte. Ein Jahr Buße konnte mit sechsundzwanzig Solidi oder ein und ein Drittel Pfund Silber abgekauft werden. Der Arme, welcher nicht zahlen konnte, mußte sich dafür 3000 Streiche gefallen lassen.

Welche Herabwürdigung der menschlichen Natur, welche Ungleichheit zwischen Armen und Reichen, welche empörende Knechtschaft liegt in diesen Thatsachen begründet! Das Gesetz Mosis ließ nicht mehr, als 39 Streiche zu. Das Gesetz, welches die christlichen Geistlichen des Mittelalters handhabten, berechnete die Schläge nach Psalmen, indem bei jedem Hundert ein solcher hergesagt werden mußte, und nahm als Einheit den Psalter an, welcher 150 Psalmen enthält und daher 15,000 Streiche vorstellte.*)

Das Sündenregister der Geistlichen war sehr vollständig. Es enthielt Vergehungen, von denen das weltliche Strafgesetz schweigt, und welche zu unnatürlich und verabscheuenswerth sind, um hier erwähnt zu werden. Die Geistlichen, welche bei ihren Beichtkindern nach allen diesen Sünden forschten, theilten Tausenden derselben Gedanken und Empfindungen mit, welche ihnen bis dahin fremd geblieben waren, und welche sie zu Vergehungen brachten, die sie außerdem vermieden haben würden. Doch die Sündhaftigkeit der Menschen war nicht minder als ihre Dummheit das Capital, von dem die Pfaffen lebten. Warum sollten sie dieses verringern? Ihr Vortheil war, es zu mehren.

Die Kirchenzucht zerfiel, doch Kirchen und Klöster wurden reich. Das Gefühl für Recht und Unrecht wurde abgestumpft, doch die reich gewordenen Pfaffen konnten schwelgen. Bereitwillig ertheilten die Beichtväter Ablaß, wenn nur die Taxe bezahlt wurde. Die Beichte hörte auf, Herzenssache zu sein. Sie wurde ein Handelsgeschäft für den Reichen, welcher zahlte, und eine Marter für den Armen, welcher dazu nicht im Stande war. Von Jahr zu Jahr wurde es üblicher, zum Nachlaß der Sünden oder zum Loskauf der Seele (in redemtionem peccatorum, pro mercede animae) der Kirche Schenkungen zu machen. Selbst Karl's I. Schenkungen an die römische Kirche sprachen theilweise diesen Zweck aus. Manche, welche ihre Sünden nicht gebeichtet hatten und nicht beichten wollten, erhielten gegen klingende Münze auf eine allgemeine Erklärung hin allgemeinen Ablaß. Die Kirche war nicht streng, wenn sie gut bezahlt wurde.

Besonders vortheilhaft war für sie die Lehre vom Fegefeuer. Im Anfang des sechsten Jahrhunderts führte sie Gregor, der s. g. Große, in den römischen Glauben ein. Sie sagte der phantastischen und sinnlichen Anschauungsweise des Mittelalters zu. Sie ließ sich trefflich anwenden, den Gläubigen Angst zu machen, und den letzten Heller ihnen auszupressen. Alle Sünden, so lehrte Gregor, der große Erfinder von Gelderpressungsmitteln, welche in dieser Welt nicht abgebüßt worden seien, müssen im Fegefeuer abgebüßt werden. Wer hätte nicht lieber hier einige hundert Streiche erduldet, einige Mark Silbers bezahlt, als dort einige Jahrhunderte zu brennen? Bald begnügte sich die Geistlichkeit nicht damit, Ablaß

*) Gibbon, Geschichte des Falles des röm. Reiches.

für begangene Sünden zu ertheilen. Sie verkaufte auch die Vergebung noch zu begehender Sünden für klingende Münze.

Die wenigen tiefer Blickenden suchten vergeblich, diese verderblichen Bestrebungen der Kirche zu bekämpfen. Doch da sich die Kirche für unfehlbar hielt, konnte dieses nicht ohne Gefahr geschehen. Die gutmüthigen Menschen, welche in der Kirche die einzige Seelenrettungs-Anstalt erkannten, klagten bitterlich. Die Gauner und Spitzbuben in großen und kleinen Kreisen lachten und zahlten willig einen Theil ihrer Beute, um den Rest in Seelenruhe genießen zu können. Der Strom der Zeit floß in der Richtung kirchlicher Uebergriffe. Niemand vermochte, ihn zu hemmen.

Wie die Taufe den Menschen in das Leben einführen, so sollte die letzte Oelung ihn aus demselben entlassen. Die schwachen Augenblicke, welche dem Tode voran zu gehen pflegen, benützten die Priester nur zu häufig, indem sie die Sterbenden, unter mancherlei Drohungen, veranlaßten, letztwillige Bestimmungen zu ihren oder der Kirche Gunsten zu machen.

Von der Priesterweihe und der Ehe haben wir schon weiter oben*) gesprochen.

Daß die Geistlichen durch diese sogenannten „Sakramente" einen unermeßlichen Einfluß gewannen, versteht sich von selbst. Wer daran glaubte, war vollständig in ihrer Gewalt. Wer nicht daran glaubte, mußte wenigstens den Schein annehmen, als glaube er daran, weil er außerdem befürchten mußte, aus der Gemeinschaft der „Gläubigen" ausgeschlossen und als „Ketzer" oder Ungläubiger an Leib und Leben bestraft zu werden.

Die Völker wurden dermaßen an die s. g. „Sakramente" gewöhnt, daß sie glaubten, ohne deren Genuß nicht selig werden zu können. Die Entziehung der Sakramente war für sie gleichbedeutend mit ewiger Verdammniß und deren Androhung versetzte sie in Schrecken. Die Päbste und ihre Diener besaßen daher die Macht, dadurch, daß sie den Völkern die s. g. „Sakramente" entzogen, sie nach ihrem Willen zu beugen. Die Päbste erfanden den großen und den kleinen Kirchenbann (excommunicatio). In äußersten Fällen verboten die Päbste den Priestern ganzer Städte, Provinzen und Länder ihre geistlichen Verrichtungen zu üben (interdictum). Die Kirchen wurden geschlossen, der „Gottesdienst" eingestellt, die Glocken nicht mehr geläutet, die „Sakramente" nicht mehr ausgetheilt und die Leichen ohne kirchliche Feier bestattet. Vernünftige Menschen wünschen, ohne Zweifel, eine dauernde Einstellung der Verrichtungen der Pfaffen. Allein noch in unseren Tagen ist die Zahl der Vernünftigen sehr gering, im Mittelalter war sie noch weit geringer. Die verdummten Völker glaubten, ohne die Gaukeleien der Pfaffen nicht leben zu können. Gregor V. sprach den großen Kirchenbann (998) zuerst gegen den König Robert von Frankreich aus, welcher sich von seiner Gemahlin Bertha, mit der er im vierten Grade verwandt war, nicht trennen wollte. Der Pabst erreichte seinen Zweck; der König mußte sich von Bertha trennen, um nicht von seinem Volke verlassen zu werden. Mit nicht geringerem Erfolge belegte Gregor VII. den deutschen Kaiser, Heinrich IV., mit dem Banne.**)

Fürwahr ein vollständigeres System der geistlichen Herrschaft und der Verdummung der Völker kennt die Weltgeschichte nicht. Wohl sind viele seiner kräftigsten Stützen im Laufe der Jahrhunderte gebrochen worden, doch zum Hohne der menschlichen Vernunft besteht es in der Hauptsache heutzutage noch fort.

*) Siehe §. 49. Seite 151.
**) Siehe oben §. 34. Seite 104.

Fünfter Abschnitt.

Die Ideenwelt der ersten Jahrhunderte des Mittelalters.

§. 52. Einleitung.

Im Laufe des halben Jahrtausends, welches zwischen dem Sturze der römischen Republik und des weströmischen Kaiserreiches in der Mitte liegt, besaßen die Völker der gebildeten Welt einen Zustand materiellen Wohlbehagens, wie sie ihn, im Ganzen genommen, niemals früher gehabt hatten. Sie zogen die Früchte der geistigen Bestrebungen der vergangenen Jahrtausende, ohne selbst neue Früchte hervorzubringen. Die Völker mochten sich der Werke griechischer Kunst und Wissenschaft erfreuen, sie genossen den Schutz des römischen Rechtes, das sich im Laufe vergangener Jahrhunderte aus dem frischen Volksleben entwickelt hatte. Von den Küsten des atlantischen Meeres bis zu den Ufern des Tigris herrschte Frieden und freier Verkehr auf Meeren, Flüssen und Landstraßen. Doch den Völkern gebrach alles höhere Streben. Sie beugten sich willig unter das Joch frecher Despoten. Den Schandthaten und Freveln der Volksbedrücker wurden keine Schranken durch den Freiheitsmuth und das Rechtsgefühl der Völker gesetzt. Das Reich der Ideale, welches zur Blüthenzeit Griechenland's, und gewissermaßen auch zu den besseren Zeiten Rom's, in den Herzen der Völker gelebt hatte, war erstorben. Die Menschen hatten nur noch Kraft genug für die niedrigsten Verrichtungen des Lebens. Der schöpferische Geist im Gebiete der Kunst und der Wissenschaft, die aufopfernde Liebe für Recht und Vaterland, der feste Glaube an eine höhere Weltordnung, — Alles, was dem menschlichen Leben seine Weihe gibt, war aus dem schlaffen Menschengeschlechte gewichen. Nur im Schooße des aufstrebenden Christenthums erhielt sich ein Funke jenes himmlischen Feuers, welches den Menschen über die Thierwelt erhebt und ihm mitten im Drange des Alltagslebens den Blick in eine schönere Zukunft und eine größere Vergangenheit erhellt.

Einen ganz anderen Charakter trägt das halbe Jahrtausend, welches auf den Fall des weströmischen Reiches folgte. Die Straßen, welche früher ein Land mit dem andern verbanden, waren in Trümmer zerfallen, die Völker, welche früher unter dem römischen Scepter friedlich nebeneinander gelebt hatten, zerfleischten sich in blutigen Kriegen, die Kunstwerke des Alterthums waren zerschlagen oder unter Schutthäufen begraben worden, die Schriften der größten Geister der Vorzeit waren in Vergessenheit gerathen. Nur in wenigen Ländern bestand auf kurze Zeit einige Sicherheit der Person und des Eigenthums. List und Gewalt beherrschten, doch nicht, wie früher, in festem Bunde, die ganze Welt. Sie bekämpften sich unter der Larve geistlicher und weltlicher Obrigkeiten gegenseitig. Christenthum, Judenthum und Islam, die verschiedenen religiösen Ueberzeugungen, standen sich nicht minder feindlich entgegen, als die verschiedenen Nationalitäten und die verschiedenen Gewalten innerhalb derselben Religion, derselben Nationalität, derselben Provinz und häufig derselben Gemeinde.

So wirr und wild auch das Leben und Treiben in den ersten Jahrhunderten des Mittelalters war, so hatte doch die dumpfe und stumpfe Zeit aufgehört, welche die römische Kaiserherrschaft bezeichnete. Nur in dem oströmischen Reiche wurde sie fortgesetzt. Die Menschen der ersten Jahrhunderte des Mittelalters waren minder klar, als diejenigen der Vergangenheit, doch ihre Herzen schlugen wärmer. Sie hatten verkehrte Begriffe von Recht und Gesetz, allein sie fühlten den Drang, ihre

rechtlichen Verhältnisse zu befestigen. Der finsterste Aberglauben war über die ganze Welt verbreitet. Allein aus dem Aberglauben kann sich, im Laufe der Jahrhunderte, ein gereinigter Glaube entwickeln. Der Aberglauben gibt dem Menschen, der ihn hegt, wenn auch eine verkehrte und oft grausame, doch eine Thätigkeit, welche, früher oder später, zu glücklichen Erfolgen führen kann. In dem Aberglauben ruht eine Kraft, während der Unglauben die Folge der Kraftlosigkeit ist. Der Kampf zwischen Christenthum und Islam, zwischen geistlicher und weltlicher Gewalt ruhte, da und dort, auf Aberglauben. Aus diesem Kampfe entwickelte sich die höhere Bildung der Neuzeit. Der Unglaube des sinkenden römischen Reiches war die Grundursache seiner Schlaffheit. Bevor das Kind gehen lernt, wankt es längere Zeit unsicher hin und her und fällt wohl auch bisweilen zur Erde nieder. Aus den ersten Versuchen entwickelt sich allmählig die Kraft der Beine und das Gleichgewicht des Körpers. Doch der Greis, welcher matt und lahm in seinem Sorgenstuhle sitzt, welcher den Glauben an die Kraft seiner Beine zugleich mit dieser verloren hat, kann nur von dem Grabe Erlösung erwarten.

Wir dürfen den Aberglauben des Mittelalters nicht ungünstiger beurtheilen, als die Ungeschicklichkeit des Kindes im Gehen.

§. 53. Römische Rechtsbegriffe.

Mehr als zwölf Jahrhunderte hatte das weströmische Reich bestanden, als ihm durch Odoacer ein Ende bereitet wurde. Wenige Staaten der Welt hatten länger gedauert, keiner hatte einen größern Einfluß gewonnen auf den Entwickelungsgang der gesammten Menschheit. Mit dem Sturze der Kaiser des Westens waren aber alle diejenigen Begriffe, welche das römische Volk hervorgebracht hatte, nicht untergegangen. Die Römer waren nicht blos durch ihre Tapferkeit, sondern auch durch die Art und Weise, wie sie ihre gegenseitigen Verhältnisse im bürgerlichen und staatlichen Leben ordneten, groß gewesen. Das Rechtssystem, welches sie geschaffen hatten, überlebte ihr Weltreich. Während im Westen deutsche Völker herrschten, sammelte im Osten Justinian I. die Bestimmungen des römischen Rechtes. Die Deutschen konnten nicht umhin, inmitten der Römer, welche ihnen an Rechtskenntniß überlegen waren, auf das römische Recht Rücksicht zu nehmen. Die verschiedenen Gesetzgebungen, welche von ost- und westgothischen, von burgundischen und anderen deutschen Königen ausgingen, legen dafür Zeugniß ab. Ein erhöhtes Ansehen gewann jedoch das römische Recht dadurch, daß in der Person Karl's I. das römische Reich im Abendlande wieder hergestellt wurde. Obgleich vernünftigerweise die zwischen dem Pabste Leo III. und dem Frankenkönige Karl verabredete Kaiserkrönung keinen Einfluß auf die Rechte der Völker haben sollte, so war es doch den Freunden des römischen Rechtes, des römischen Despotismus und römischer Spitzfindigkeit nicht schwer, die Machthaber der damaligen Zeit zu überzeugen, daß das römische Recht nothwendig im römischen Reiche Geltung haben müsse. Nach dem ewigen Naturgesetze, daß, wenn eine stärkere Macht mit einer schwächeren in Berührung kömmt, die schwächere der stärkeren weichen muß, verdrängte das stärkere römische Recht das schwächere deutsche aus dem größten Theile des Abendlandes, und wo es dieses nicht gänzlich besiegte, erlangte es doch neben dem deutschen Rechte einen bedeutenden Einfluß auf das praktische Leben und auf die Rechtswissenschaft. Das römische Recht war mit dem römischen Volke groß geworden. Die zwölf Tafeln, deren wir in der römischen Geschichte*) Erwähnung thaten, bildeten dessen eigentliche Grundlage, auf welche die Beschlüsse des Volkes und des

*) Siehe Buch II. §. 44 §. 46 Seite 51 ff.

Senates, die Erlasse der Prätoren und später die Verfügungen der römischen Kaiser ein ziemlich vollständiges Rechtsgebäude stellten. Das römische Reich zählte in seinem Schooße die ausgezeichnetsten Rechtsgelehrten, welche hauptsächlich das bürgerliche Recht entwickelten, weil ihnen auf diesem allein einige Freiheit von den Kaisern gelassen wurden. Die berühmtesten derselben waren: Papinian, Ulpian, Paulus, Gajus und Modestinus.

Justinian l. ließ die bedeutendsten Stellen aus den Werken dieser fünf und aller übrigen berühmten Rechtsgelehrten ausziehen und in einer gewissen Ordnung zusammenstellen. Diese Sammlung besteht bis auf unseren Tag unter dem Namen Pandecten oder Digesten. Ihnen zur Seite stellte Justinian l. eine ähnliche Sammlung, welche er aus den zahlreichen Verfügungen der römischen Kaiser, unter dem Namen Codex, ausziehen ließ. Ein kurzer Abriß des gesammten römischen Rechtssystems wurde in den s. g. Institutionen entworfen, und da Justinian selbst außerordentlich viele Gesetze erließ, so ward, unter dem Namen Novellen, (neue Gesetze) noch eine vierte Abtheilung hinzugefügt. Institutionen, Pandecten, Codex und Novellen (in dieser Ordnung folgen sie in dem s. g. Corpus Juris aufeinander) bilden das römische Recht, welches während des Mittelalters auch im Westen Eingang fand und bis auf unsere Tage einen großen Einfluß auf die Entwickelung aller Gesetzgebungen und die Rechtsbegriffe aller Völker erlangt hat, selbst da, wo es nicht als unmittelbares Gesetz anerkannt wurde.

Das römische Recht entwickelte sich im Laufe von sieben Jahrhunderten vor und fünf Jahrhunderten nach Christus, also zu einer Zeit, welche um zwei und ein halbes Jahrtausend, oder wenigstens um dreizehn Jahrhunderte hinter unseren Tagen liegt. Es ist daher sehr verkehrt, dem römischen Rechte die Thorheit, welche neuere Gesetzgeber und Staatslenker begingen, indem sie es als geltendes Gesetz anerkannten, zur Last setzen zu wollen. Das römische Recht drückte gewiß reiner, schärfer und bestimmter die Begriffe des römischen Volkes über seine äußeren Verhältnisse aus, als irgend ein anderes Recht irgend eines anderes Volkes jemals that. Das römische Recht bildete sich freier und kräftiger aus dem Volksleben, als irgend ein anderes und wurde zur Zeit der römischen Kaiser nur in Betreff desjenigen Theils verdorben, welcher die öffentlichen Beziehungen des Lebens umfaßte. Gerade diesen Theil des römischen Rechtes können wir aber hier übergehen, weil die ganze Geschichte Rom's, wie wir sie auffaßten, fast nichts anderes ist, als die Geschichte der öffentlichen Beziehungen der Römer, oder des öffentlichen Rechtes derselben. Nur das bürgerliche Recht und das Strafrecht der Römer mögen hier noch eine ausführlichere Darstellung finden. Das römische Recht wird eingetheilt in das Recht der Personen, Sachen und Verbindlichkeiten. Das Personenrecht beruhte wesentlich auf dem Institute der Sklaverei. Sklavisch war die Ehefrau dem Gatten, waren die Kinder dem Vater, die Mündel dem Vormunde unterworfen. In Sklaverei löste sich jede Verbindlichkeit auf, welche der Schuldner nicht zu halten vermochte. Im Laufe der Jahrhunderte milderte sich allerdings einigermaßen diese Grundansicht. Allein wie die zwölf Tafeln, trotz allen Abänderungen und Zusätzen, die Grundlage des römischen Rechtes blieben, so ließ sich durch spätere Bestimmungen der Grundcharakter des römischen Rechtes nicht verändern. Die Ungleichheit im Wechselverhältnisse von Mann und Frau, von Kindern und Eltern, von Mündeln und Vormündern blieb bestehen. Die der Sklaverei entlehnte Form der Verehelichung und der Entlassung aus der ehelichen oder aus der väterlichen Gewalt wurde in eine weniger verletzende verwandelt. Allein nach wie vor blieb die Ehe ein Verhältniß der Ungleichheit. Die Gattin sollte dem Gatten gehorsam sein. Auf den Vortheil des Vaters und des Vormunds war das ganze elterliche und vormundschaftliche Recht abgesehen. Die Ehefrau hatte bei Lebzeiten

ihres Mannes in ihren Beziehungen zu diesem und zu ihren Kindern eine durchaus untergeordnete Stellung. Starb der Gatte, so hatte sie wiederum nicht gleiche Rechte mit ihm in Betreff der Verwaltung des Vermögens und der Beaufsichtigung der Kinder. Die edleren Beweggründe, welche jede Gesetzgebung heben und nähren sollte, sind in dem römischen Rechte aller Orten dem Eigennutze und der Herrschsucht untergeordnet. Nicht die Liebe, die gegenseitige Achtung, sondern die Unterwerfung und der Gehorsam wurden im Wechselverhältnisse der Familienglieder gegenüber dem Familienhaupte gebegt. Dasselbe ungleiche Verhältniß fand auch in den Vermögensverhältnissen der Familien statt. Der Vater blieb unumschränkter Herr des Vermögens seiner Kinder auch nachdem diese herangewachsen waren, sich selbst niedergelassen und eigenes Vermögen erworben hatten. Wie die Sklaven, so hatten auch die Kinder nur auf ein sogenanntes Sondergut (Peculium) gewisse Rechte, welche jedoch nicht zu vollen Eigenthumsrechten wurden. Wie die Kinder der Willkür des Vaters, so waren die Mündel derjenigen des Vormundes preisgegeben. Dieselbe Härte durchdrang das ganze Recht der Sachen und der Verbindlichkeiten, obgleich sie in diesen Theilen der Gesetzgebung nicht so anschaulich hervortritt, als in dem Personenrechte. Ein höheres Princip, billige Berücksichtigung der Kräfte — Bedürfnisse und Verhältnisse der Menschen, das Streben, allen Bürgern zu Wohlstand zu verhelfen, oder doch die nothwendigen Mittel zum Lebensunterhalte zu lassen, finden wir im römischen Rechte nirgends. Ueberall entscheidet eine leere Aeußerlichkeit, eine Form über Recht oder Unrecht, über Besitz und Anspruch. Selbst das wohlbegründete Recht geht verloren, wenn bei Anstellung der Klage irgend eine Form vernachlässigt, irgend eine Aeußerlichkeit mangelhaft ist. Der klar ausgesprochene Wille des Eigenthümers verliert alle Bedeutung, wenn ein Siegel, ein Ausdruck, oder eine Unterschrift mangelhaft ist.

Doch zu den Zeiten der Republik wurden diese Mängel dadurch gemildert, daß alle Rechtsverhandlungen öffentlich und unter Zuziehung von Geschworenen (so lassen sich die Volksrichter, judices, am besten übersetzen) und von frei gewählten Volksbeamten entschieden wurden. Als später die Oeffentlichkeit der Verhandlungen aufhörte und an die Stelle von Geschworenen und Volksbeamten kaiserliche Richter traten, wurde die Härte des Gesetzes durch die Härte der Richter noch geschärft.

Das Strafrecht athmete denselben Geist der Härte, wie das bürgerliche Recht. Nicht weniger als neun Verbrechen wurden, nach den zwölf Tafeln, mit dem Tode bestraft. Dem römischen Strafrechte der alten Zeit haben wir es zuzuschreiben, daß bis auf unsere Tage, fast aller Orten das Eigenthum durch strengere Strafen geschützt wird, als die Person. Ueber Leben und Tod eines Bürgers kamen die römischen Gerichte weit leichter und weit schneller hinweg, als über die gewöhnlichsten Streitigkeiten in Vertrags- und Erbangelegenheiten. Auch handelt nur ein sehr kleiner Theil der Justinian'schen Gesetzgebung von Strafen und Verbrechen. Im Strafrechte suchen wir ebenso vergeblich, als im bürgerlichen Rechte nach einem besseren Principe. Die Verhütung der Verbrechen durch zweckmäßige Strafandrohungen und die Besserung der Verbrecher nach gesprochenem Strafurtheile sind Bestrebungen, von welchen das römische Strafrecht keine Spur enthält. Wiedervergeltung war das ursprüngliche, Einschüchterung der später vorherrschende Grundgedanke des römischen Strafrechts. Ueber alle Maßen grausam und empörend wurde dasselbe aber zur Zeit der Kaiser in allen s. g. „politischen und religiösen Vergehungen". Wir haben davon weiter oben*) einige Proben mitgetheilt.

In einer für das Volk und nicht für die Gelehrten bestimmten Weltgeschichte

*) Siehe B. III. §. 34. S. 85. B. IV. §. 3.

können wir auf weitere Einzelnheiten nicht eingehen. Doch wollen wir die Bemerkung nicht unterdrücken, daß alle Gesetzgebungen unserer Tage, selbst diejenigen der nordamerikanischen Freistaaten, in der Hauptsache noch immer auf dem römischen Rechte beruhen. Ungeachtet an die Stelle der römischen Religion die christliche getreten, die Sklaverei in Europa und dem größeren Theile Amerika's abgeschafft ist, und mildere Sitten und Lebensgewohnheiten sich über die ganze Erde verbreitet haben, ungeachtet der Wahlspruch der neueren Zeit: Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit ist, — haben wir noch immer eine Gesetzgebung, welche ein Kind der römischen Weltanschauung, der Sklaverei und der empörendsten Härte ist.

§. 54. Deutsches Recht.

Mit dem Schwerte in der Hand hatten sich die Deutschen durch den ganzen Westen Europa's Bahn gebrochen. Die Gewalt allein gab ihnen einen Anspruch auf das Land, das sie in Besitz nahmen und auf die Beute, die sie raubten. Die Deutschen, welche im Heimathlande zurückgeblieben waren, mußten schwere Kämpfe gegen die scythischen Völker bestehen, welche den ersten Anstoß zu der großen Völkerwanderung gegeben hatten. Im Vertheidigungs-, wie im Angriffskriege, gab das Eisen den Ausschlag. Unter dem mächtigen Einflusse dieser Kämpfe entwickelte sich ein Recht, welches von dem römischen eben so verschieden war, als die römische Entwickelung von der deutschen. Die Römer hatten zwar auch fast unausgesetzt Kriege geführt, allein sie breiteten ihre Grenzen verhältnißmäßig langsam aus, und ihre Kriege mit den auswärtigen Völkern standen in keiner unmittelbaren Beziehung zu der Entwickelung ihres Rechts. Anders war es bei den Deutschen. Sie konnten nur insofern hoffen, im ruhigen Besitze ihrer Eroberungen, oder ihres alten Heimathlandes zu verbleiben, als sie denselben durch Gesetze sicherten. Die neuen Gesetze der Deutschen entsprachen vollkommen den neuen Verhältnissen, welche sich seit dem Ende des vierten Jahrhunderts zu entwickeln begannen und welche sieben Jahrhunderte, von dem Uebergange der Gothen über die Donau (376) bis zum Uebergange der Normannen über den Kanal (1066), fortdauerten. Die großartigsten Bewegungen, welche im Laufe dieser Zeit stattgefunden hatten, waren nicht, wie in früheren und späteren Zeiten, die Folgen der Beschlüsse und Maßregeln organisirter Staaten, sondern die Folgen der Verbindung kriegslustiger Führer mit beutegierigen Kriegern. Selbst da, wo Könige, Herzoge und Fürsten an die Spitze mächtiger Heere traten, wie z. B. der Gothe Athanarich, der Franke Chlodwig und der Normanne Wilhelm, zogen sie einen großen Theil ihrer Streitkräfte aus dem Schooße von Völkern und Stämmen, die ihrer Herrschaft nicht unterworfen waren, während sie nicht die Macht besaßen, alle diejenigen waffenfähigen Männer, welche zu ihrem Stamme oder ihrem Volke gehörten, aufzubieten. Zwischen dem Führer derartiger kriegerischer Unternehmungen und seinen Getreuen bildete sich ein besonderes Verhältniß, welches seinen Ausdruck in dem s. g. Lehenwesen fand. Auf das Lehenwesen läßt sich das ganze deutsche Rechtssystem des Mittelalters zurückführen. Die Longobarden, welche in Italien einbrachen, haben demselben zuerst eine bestimmte Gestaltung im Leben und im Gesetze gegeben. Das longobardische Lehenrecht ist, gleich dem Justinianischen Rechte der Römer, ein Erzeugniß des Mittelalters, gleich diesem wurde es im ganzen Westen Europa's Rechtsquelle oder geltendes Gesetz und verdient daher eine nähere Beleuchtung, um so mehr, als es, trotz allem Widerstreben der Völker und trotz der französischen Revolution des achtzehnten Jahrhunderts, noch immer den einflußreichsten Lebensverhältnissen des europäischen Abendlandes zu Grunde liegt und ihnen gesetzliche Gestalt gibt.

Seit den Zeiten, da Odoacer den Kriegern, welche ihn als Führer erkannten, Grundbesitz in Italien zugetheilt,*) hatte sich dieses Beispiel, wenn auch mit einzelnen Abänderungen, im ganzen westlichen Europa wiederholt. Die Normannen in England waren nicht so bescheiden, als Odoacer's Schaaren. Sie nahmen fast den ganzen Grundbesitz England's an sich. Nach der Bedeutung und den Verdiensten der Krieger, oder, was am häufigsten der Fall war, nach der Gunst, in der sie bei dem glücklichen Eroberer standen, erhielten die Kriegsleute desselben Ländereien zu beschränktem Eigenthum. Der Machthaber, welcher das Land austheilte, blieb, wie man sich auszudrücken pflegte, Obereigenthümer, der Kriegsmann, welcher das Land empfing, wurde Nutzeigenthümer, d. h. ihm stand für sich und seine Erben die Nutznießung des Landes zu, er war jedoch verpflichtet, dem Führer, der ihm das Land gegeben, dem Lehensherren, stets treu und zu Diensten gewärtig zu sein. Neben dem Lehen bestand zwar das unbeschränkte Eigenthum (das s. g. Allodium) noch immer fort. Allein in demselben Maße, als die Eroberung in den großen und kleinen Kreisen des Lebens um sich griff, verlor es mehr und mehr an Bedeutung, während der Lehensverband fast die ganze Staatsverbindung in sich aufnahm. Die Kaiser, Könige, Herzoge, Fürsten und Grafen konnten mit Sicherheit nur auf Diejenigen zählen, welche Lehen von ihnen empfangen hatten. In äußersten Fällen gelang es wohl kräftigen Fürsten, wie z. B. Karl I., den gesammten Heerbann des Volkes aufzubieten. Doch unter den schwachen Karolingern wurde dieses von Jahrzehnt zu Jahrzehnt immer schwieriger und die Lehensherren mußten sehr thätig und gefürchtet sein, wenn sie auch nur ihre Lehensleute (Vasallen) stets in Bereitschaft haben wollten. Bei den unermeßlichen Landstrecken, welche den glücklichen Eroberern der ersten Jahrhunderte des Mittelalters zur Verfügung standen, und bei der Abneigung, welche die deutschen Adeligen von jeher gegen alle Handarbeit hatten, verliehen die Lehensleute die ihnen zugetheilten Ländereien unter ähnlichen Bedingungen, wie sie dieselben empfangen hatten, an andere Leute (Afterlehen).

In den gewaltthätigen Zeiten des Mittelalters war es freien Leuten, welche keine große Macht besaßen, oft nicht möglich, sich drängender Nachbarn zu erwehren. Sie sahen sich daher nach einem Schutz- und Schirmherrn um, den sie nur dadurch gewinnen konnten, daß sie ihm ihre Ländereien zu Lehen auftrugen, wie man sich auszudrücken pflegte, d. h. daß sie ihn als Lehensherrn über sich erkannten, ihr Land als Lehen von ihm empfingen und ihm dafür die üblichen Dienste leisteten. Lehensherr und Lehensmann traten in ein gegenseitiges Verhältniß der Lehenstreue. Die Verletzung der Lehenstreue (Felonie) wurde als schweres Verbrechen behandelt, zog den Verlust des Lehens und, den Umständen nach, noch härtere Strafen nach sich.

Die Treue ist allerdings eine Tugend, allein eine solche, welche der Mensch mit dem Hunde, dem Pferde und vielen anderen Thieren gemein hat. Ein Verhältniß, welches wesentlich auf dieser Tugend beruht, bleibt immer ein sehr beschränktes. Das Vaterland, die Nationalität und die Freiheit sind Gegenstände, welche einen weit größeren Gesichtskreis und weit großartigere Tugenden, als die Lehenstreue, voraussetzen. Der Gedanke, einem ganzen Volke Dienste zu leisten, die Bestrebungen einer Nation zu fördern, ist weit erhebender, als die Pflicht, welche uns an einen einzelnen Menschen bindet. Wohl standen die Lehensherren in mannichfaltigen Beziehungen zu ihrem Volke oder ihrer Nation, doch fanden sehr häufig Reibungen zwischen dem Volke und einzelnen Lehensherren, zwischen den Pflichten gegen das Vaterland und gegen den Lehensherrn statt. Der Lehensver-

*) Siehe Buch III. §. 37 Seite 93 f. B. IV. §. 5.

band ist eine der niedrigsten Formen, in welchen der Staat sich bewegt hat. Unstreitig waren, was Schlagfertigkeit und Machtfülle betrifft, die Formen des römischen Kaiserreiches den mittelalterlichen Lehenseinrichtungen bei Weitem vorzuziehen. Allein der Zweck eines Verbandes besteht nicht darin, die höchst mögliche Schlagfertigkeit und Machtfülle zu Tage zu fördern, sondern die darin enthaltenen Kräfte einer harmonischen Entwickelung entgegen zu führen. Die rohen Völker des Mittelalters waren der künstlichen Formen des römischen Kaiserreiches unfähig und besaßen viel zu viel Selbstgefühl und Ungestüm, um sich dieselben gefallen zu lassen. Weit besser war es, die Völker in den losen und ungeschlachten Formen des Lehenswesens sich mit einer gewissen, freilich nach unseren Begriffen höchst sonderbaren, Freiheit austoben zu lassen, als sie durch die starren Formen des orientalischen Despotismus im Keime zu ersticken. Der natürliche Entwickelungsgang führt von dem kleineren zu dem größeren Verbande. Der Mensch muß erst lernen, sich in einem kleineren Kreise frei und tüchtig zu bewegen, bevor er mit Nutzen in einem größeren selbstthätig auftreten kann. Der Lehensverband bestand aus einer Mehrzahl kleiner Kreise, in welchen die Menschen zu einer größeren Wirksamkeit vorbereitet wurden. Wir können daher das Mittelalter nicht anklagen, in dem Lehenswesen eine verkehrte Einrichtung gegründet zu haben. Dasselbe entsprach vollkommen den Bedürfnissen der damaligen Zeit und der Beschaffenheit der damaligen Völker. Verkehrt ist nur, wenn man im neunzehnten Jahrhundert beibehalten will, was dem Gesichtskreise, den Bedürfnissen und den Bestrebungen unserer Zeit schnurstracks widerspricht.

§. 55. Christlicher Glaube, Judenthum und Islam.

Den Mohammedanern war und ist der Koran zugleich Religions- und Gesetzbuch. Auch die Juden betrachteten die Bücher Mosis gleichmäßig als religiöse und gesetzliche Grundlage ihres Lebens. Eine ganz andere Stellung nahmen dagegen die Christen ihren heiligen Büchern gegenüber ein. Hätten sie die Vorschriften Christi in's wirkliche Leben eingeführt, hätten sie Anderen gethan, wie sie wünschten, daß sie ihnen thun möchten, hätten sie ihre Nächsten geliebt, gleichwie sich selbst, so hätten sie weder das römische Recht, noch das deutsche Recht annehmen können, wie wir das eine und das andere in den vorhergehenden Paragraphen schilderten. In demselben Maße, als die christliche Sittenlehre reiner und erhabener war, als die mohammedanische und die jüdische, blieb sie ein todter Buchstabe, oder höchstens ein Schatz, welcher der Gegenwart verschlossen war und nur der fernen Zukunft durchgreifende Hülfe versprach. Die Stichworte der französischen Revolution des neunzehnten Jahrhunderts: Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit, finden schon in den Lehren Christi ihre Begründung. Allerdings sind die Grundlagen der christlichen Lehre wiederum in dem Judenthum zu suchen. Christus erklärte ausdrücklich, daß er nicht gekommen sei, das Gesetz Mosis abzuschaffen, sondern es zu erfüllen und daß es noth that, die Juden seiner Zeit auf eine reinere Auffassung des mosaischen Gesetzes hinzuweisen, erhellt schon aus der Behandlung, welche Christo von Seiten der Schriftgelehrten und Pharisäer zu Theil wurde. Wie sich das Christenthum auf das Judenthum, so stützte sich der Islam auf diese beiden Religionen. In seiner Erzählung von dem Ringe hat schon Lessing darauf hingewiesen, daß die einzige Probe, welche Christen, Juden und Mohammedaner von der Reinheit ihrer Religion ablegen könnten, in der gewissenhaften Erfüllung ihrer Menschenpflichten bestehe. Judenthum, Christenthum und Islam beruhen sämmtlich auf dem Glauben an einen Gott und schärfen die gewissenhafte Erfüllung der Menschenpflichten ein. Doch im Laufe der Jahrhunderte entfernten sich alle drei

Religionen mehr und mehr von den Gesetzen und Vorschriften, welche ihnen ihre Stifter gaben. Moses, Christus und Mohammed waren alle drei unstreitig ausgezeichnete Männer, welche die sittliche und religiöse Hebung ihrer Landsleute förderten, und die Menschheit stünde unzweifelhaft auf einer höheren Stufe der Bildung und des Glückes, wenn die Lehren Mosis, Christi und Mohammed's von ihren Anhängern tiefer erfaßt und gewissenhafter beobachtet worden wären. Doch warfen sich alle Gläubigen, mit sehr geringen, größtentheils nur durch die Macht der Verhältnisse bedingten Verschiedenheiten, statt auf den sittlichen Kern, auf die übernatürlichen Ausschmückungen, Glaubenssätze und Aeußerlichkeiten ihrer Religion. Wenn wir uns auf den Standpunkt des unparteiischen Geschichtschreibers stellen, so müssen wir erkennen, daß das Judenthum und der Islam große Verdienste um die Menschheit hatten, insofern sie mit Ausdauer und Kraft der Vielgötterei entgegentraten. Der Werth des Christenthums gegenüber jenen beiden Nebenbuhlern besteht aber darin, daß es mit weit größerer Wärme und Innigkeit die Pflicht der Menschenliebe einschärft und mit weit größerer Kraft auf die edleren und erhabeneren Gefühle der Menschennatur einwirkt. Der Islam, welcher den sinnlichen Genuß durch die Vielweiberei fördert und im Hinblick auf die Freuden des Paradieses aufstachelt, konnte schon aus diesem Grunde niemals zu einer freieren und reineren Weltanschauung gelangen. Das Judenthum hielt zu starr an seiner Vergangenheit fest, als daß es gleichen Schritt mit dem Entwickelungsgange der Menschheit hätte halten können. Das Christenthum, so sehr es auch von grübelnden Scheinweisen verunstaltet und von herrschsüchtigen Scheinheiligen ausgebeutet wurde, besaß doch, selbst in den finstern Zeiten des Mittelalters, eine Fülle der Wahrheit, eine Tiefe der Erkenntniß und eine Kraft der Begeisterung, welche es nicht nur vor dem Untergange bewahrten, sondern ihm auch eine große Zukunft sicherten.

Seit der Zeit der römischen Kaiser hatte das Judenthum die mannichfaltigsten Kämpfe zu bestehen, in deren Folge sich seine Anhänger über die ganze Erde verbreiteten. Besonders hart betrafen sie die Beschlüsse der christlichen Kaiser, namentlich Constantin's I. und Theodos I. Im Jahre 418 wurden die Juden von dem Kriegsdienste ausgeschlossen, zu dem sie bis dahin, gleich anderen Glaubensgenossen, zugezogen worden waren. Im Jahre 429 wurde ihr Patriarchat zu Tiberias aufgehoben. Von Jahrzehnt zu Jahrzehnt wurden sie durch die römischen Kaiser, namentlich des Morgenlandes, mehr und mehr beschränkt und bedrückt. Doch als das weströmische Reich unterging, lebten die Juden unangefochten auf dem Festlande und den Inseln Italien's. Die Byzantiner fuhren fort, sie zu mißhandeln. In Frankreich und Spanien erlitten die Juden schon im sechsten und siebenten Jahrhundert grausame Verfolgungen.*) Glücklicher war ihr Loos im fernen Osten unter der Herrschaft der parthischen und persischen Großkönige. Mit Hülfe der Perser bemächtigten sich die in Palästina wohnenden Juden (610) der Stadt Jerusalem. Doch ihr Triumph währte nicht lange. Kaiser Heraclius demüthigte sie bald schon wieder. Der Sieg des Islam über das Christenthum in Asien, Afrika und Spanien verbesserte die Lage der Juden wesentlich in diesen Theilen der Welt. Mit Ausnahme vorübergehender Verfolgungen (z. B. in Mauritanien 790 und in Egypten 1010) lebten sie unter den mohammedanischen Fürsten glücklich und ohne Bedrückung. Manche Juden schwangen sich zu einflußreichen Stellen als Räthe, Geheimschreiber, Astrologen und Leibärzte empor. In Deutschland finden wir erst im achten Jahrhundert, am Rheine, Juden. In Sachsen und Böhmen ließen sie sich im zehnten,

*) Siehe oben §. 8.

in Schwaben, Franken und Oesterreich im elften Jahrhundert nieder. Doch da sie in keine der daselbst üblichen Menschenklassen eingereiht werden konnten, wurden sie als Kammerknechte unter die Herrschaft der Kaiser gestellt, deren Willkür sie preisgegeben waren. Ungeachtet aller Bedrückungen hielten sie aber fest an ihrem Glauben und entwickelten mehr und mehr ihre Ansichten über Welt und Leben, über Wissenschaft und Lehre. Eine besondere Rolle in der jüdischen Literatur spielt der Talmud, welcher, neben dem Pentateuch, (den fünf Büchern Mosis) eine Hauptquelle des jüdischen Gesetzes wurde. Schon vor dem Anfange des Mittelalters hatten übrigens die Juden aufgehört, hebräisch zu sprechen und die Sprachen der Länder, in denen sie wohnten, angenommen. Der grübelnde und doch so wenig tief eindringende Geist des Mittelalters bewährte sich im Judenthume nicht minder, als im Christenthume, wovon der Talmud den deutlichsten Beweis liefert.

Im Laufe dieses Zeitabschnittes änderte sich das System der christlichen Hierarchie vollständig. Die griechischen und lateinischen Christen trennten sich in zwei feindliche Parteien. Die Geistlichkeit des Ostens fiel dem kaiserlichen Despotismus anheim. Die Geistlichkeit des Abendlandes siegte dagegen im Kampfe mit der weltlichen Gewalt. Die Synoden, welche früher im christlichen Leben eine so bedeutende Rolle spielten, hörten auf, von Bedeutung zu sein. Alle wichtigen Angelegenheiten der Religion wurden in Rom entschieden. Die Bischöffe, welche weltliche Herren geworden waren, hatten den Geschmack an theologischen Streitigkeiten verloren. Die meisten Klöster hatten sich der bischöfflichen Aufsicht entzogen und dem Pabste in die Arme geworfen. Wie in unseren Tagen die katholischen Geistlichen England's unter dem Banner der Religionsfreiheit, so suchten im elften Jahrhundert die Päbste, unter der Fahne der Freiheit der Kirche, Aberglauben und Knechtschaft zu verbreiten.

Wir haben in einem besonderen Abschnitte den Mißbrauch geschildert, welchen herrschsüchtige Pfaffen mit dem Christenthume trieben. Wir würden aber dem Berufe eines unparteiischen Geschichtschreibers nicht treu bleiben, wenn wir keinen Unterschied machten zwischen Christenthum und den damit verbundenen wilden Leidenschaften. Nicht blos im Schooße des Volkes, auch unter den Geistlichen fanden sich, neben Millionen verdummter und abergläubischer Menschen, auch Einzelne, welche den reinen Kern des Christenthums erkannten, im Geiste seines Stifters lebten und durch Wort und That denselben verbreiteten. Besonders wirksam erwies sich das Christenthum, indem es die Sklaverei, das Faustrecht und die Blutrache milderte, an mannichfaltige Formen knüpfte und theilweise abschaffte. Die Bücher des neuen Testaments waren in den ersten Jahrhunderten des Mittelalters eine Seltenheit. Doch wurden sie, gleich den Werken der Kirchenväter, griechischer und lateinischer Classiker in den Klöstern der Benedictiner abgeschrieben und nicht blos den Abschreibern, sondern auch manchen Lesern näher gerückt.

Der Islam würde unrichtig beurtheilt, wenn wir nur seine Beziehungen zum Judenthum und Christenthum in's Auge faßten. Dem Christenthum leistete er gute Dienste, indem er dessen Neigung zur Vielgötterei und zum Götzendienste entgegenwirkte. Weit bedeutender war aber der Einfluß, den er gegenüber den heidnischen Völkern Asien's und Afrika's gewann. Diese wurden durch ihn jedenfalls von noch größeren Abgeschmacktheiten zurückgebracht und durch eine frische, kräftige Anregung aus ihrem Schlummer aufgerüttelt. So wild und stürmisch die ersten Saracenen im Kampfe gegen Andersglaubende anfangs wütheten, wurden sie doch später, nachdem sich ihre Reiche befestigt hatten, duldsamer, als die Christen ihrer Zeit. Nicht blos Juden, sondern auch Christen wohnten da und dort zahlreich inmitten der Mohammedaner und blieben, wenn sie nur ihren Tribut bezahlten, unbehelligt und unverfolgt von Seiten der Beherscher des Landes.

Auf den Schultern des Judenthumes schwang sich das Christenthum empor und gewann zahlreichere Anhänger, als jenes. Judenthum und Christenthum bildeten gemeinschaftlich die Grundlage des Islam und dieser gewann noch größere Massen für sich, als seine Vorgänger im Gebiete der Religion. Doch nicht die Zahl der Anhänger, vielmehr nur der innere Werth einer Lehre leistet Bürgschaft für ihre Dauer. Das Judenthum hält starr an den Lehren der Vergangenheit fest, der Islam hörte, nach einigen Jahrhunderten der Blüthe, schon auf, sich weiter zu entwickeln. Das Christenthum bedurfte eines Jahrtausends, um sich über die dafür empfänglichen Theile der alten Welt auszubreiten. Doch es ist in stetem Wachsen begriffen, während der Islam seit Jahrhunderten nur Rückschritte machte, und das Judenthum stehen blieb.

§. 56. Faustrecht und Gottesfrieden.

Das römische und das deutsche Recht, das alte Heidenthum und der darüber ausgebreitete Schleier des Christenthums, Judenthum und Islam, die Religion der Liebe und das Vertrauen auf das gute Schwert, — Faustrecht und Gottesfrieden standen in bunter Mischung neben einander und kein Weiser des Mittelalters konnte vorhersagen, welcher dieser widerstrebenden Grundbestandtheile des damaligen Lebens nach einem Jahrtausende den Sieg davon getragen haben würde. Schwerlich dachte irgend Jemand, daß diese unversöhnlichen Gegensätze so lange neben einander bestehen würden, als sie neben einander hergegangen sind. Die Deutschen und die Araber hatten ihre Reiche durch die Schärfe des Schwertes gegründet. Die Morgenländer waren mehr an Gehorsam gewöhnt, als die Abendländer, sie verstanden es, in ihren Reichen bald jene Ordnung einzuführen, welche in unseren Tagen von den Tyrannen und ihrem Anhange so sehr gepriesen wird: die Ordnung, welche nicht aus der Bildung und dem Willen der Massen, sondern aus der Grausamkeit und der Willkür ihrer Beherrscher hervorgeht. Hätte sich im Abendlande dieselbe Geneigtheit zu blindem Gehorsam gefunden, wie im Osten, so hätte schnell auch hier eine solche Scheinordnung hergestellt werden können. Doch zum Glücke für die Menschheit war das Selbstgefühl und der Sinn für Unabhängigkeit im Abendlande zu mächtig, als daß der orientalische Despotismus auf deren Trümmer sein Banner siegreich hätte aufpflanzen können. Die tapferen Krieger, welche die neuen Reiche des Westens gegründet hatten, steckten nach dem Siege ihre Schwerter nicht in die Scheiden, um ihre Rücken vor zürnenden Despoten zu krümmen. Sie bedienten sich ihrer, den Umständen nach, gegen ihre Könige und ihre Gleichen. In Deutschland, dem Mutterlande sämmtlicher neuen Reiche des Westens, erhielt sich der unbändige Geist des Mittelalters am längsten. In England ging er zuerst in gesetzliche Freiheit über. Die Gerichte des Mittelalters waren nicht geeignet, den kriegerischen Geist der stolzen Ritter in das Geleise der Gesetze zu bannen. Selten verstanden es die Ritter, zu lesen und zu schreiben. Die Volksgerichte früherer Zeiten waren abgekommen, die gerichtlichen Verhandlungen wurden schleppend und dem gesunden Menschenverstande durch Beimischung römischer Förmlichkeiten unverständlich. Ueberdies fehlte es sehr häufig den Richtern an den Mitteln, ihre Urtheile mächtigen Herren gegenüber zu vollziehen, und noch häufiger an Muth, den Schwachen gegen den Starken zu schützen. Alle diese Verhältnisse wirkten zusammen, die Eigenmacht, oder das Faustrecht zu stärken. Statt an einen Richter, dessen Urtheil zweifelhaft war, und welcher keine Bürgschaft für dessen Vollstreckung geben konnte, wandte sich der Bedrängte, wenn er schwach war, an einen Mächtigen mit der Bitte um Schutz, oder griff er, wenn er sich stark fühlte, zum Schwerte, um sich selbst sein Recht zu verschaffen. Es galt für gesetzlich er-

laubt, eine klar verbriefte Forderung dadurch geltend zu machen, daß man dem säumigen Schuldner deren Betrag in Gegenständen irgend einer Art abnahm. Doch sollte dem Schuldner die Pfändung vier Wochen vorher angekündigt werden. Dieses wurde gewöhnlich unterlassen, um desto leichter zum Ziele zu gelangen. Auch waren tapfere Ritter nicht besonders genau bei der Prüfung, ob die Forderung in der That klar und verbrieft sei. Die königliche Gewalt war fast aller Orten im Abendlande zu schwach, um durchgreifende Abhülfe zu gewähren und beschäftigte sich vorzugsweise mit ihren eigenen Fehden, die ihr nur zu viele Mühen und Sorgen bereiteten. Das bloße Verbot der Selbsthülfe blieb so lange unwirksam, als es sich nicht stützte auf eine bedeutende Waffenmacht und als ihm nicht wohlgeordnete Gerichte zur Seite standen. Das Faustrecht blieb daher das vorherrschende Recht des Mittelalters und die Kirche, welche nicht stark genug war, es abzuschaffen, bemühte sich nur, durch den sogenannten „Gottesfrieden" es zu mäßigen. Mit Mühe setzten die Geistlichen durch, daß von Donnerstag Abends bis Sonntag Abends in jeder Woche, in der Advents- und Fastenzeit, an allen Festtagen und in den Octaven der hohen Feste die Waffen ruhen sollten. Diese Zeit der Waffenruhe nannte man den Gottesfrieden (treuga dei). Zuerst wurde derselbe im Jahre 1030 in Südfrankreich und Burgund eingeführt, und auf den Concilien zu Narbonne (1054), Troyes (1093), Clermont (1095), Rouen (1096) und Nordhausen (1105) bestätigt. Ueberdies wurden gewisse Plätze: Kirchen, Klöster, Spitäler, Kirchhöfe u. s. w. und gewisse Personen: Geistliche, Ackersleute auf dem Felde und überhaupt alle Wehrlosen in den Gottesfrieden eingeschlossen. Dieser wurde namentlich durch das Concilium zu Clermont eingeschärft (1095). Uebrigens bildete der „Gottesfrieden" nur eine schwache Schranke gegen mächtige Herren. Für Deutschland wurde er, im Jahre 1038, auf dem Reichstage zu Solothurn angenommen. Wilhelm der Eroberer führte ihn in England ein und im Jahre 1071 wurde er in den Niederlanden verkündigt.

Der „Gottesfrieden" des Mittelalters verhielt sich zu dem Frieden Gottes, einer reinen Phantasie, gerade so, wie das Christenthum jener Zeit zu Christi Lehre. Er war nur eine tönende Schelle ohne wirklichen Werth. Die großen und mächtigen Herrscher beobachteten ihn nicht und die kleinen wurden durch denselben in dem Gedanken der Rechtmäßigkeit ihrer Gewaltthaten, vorausgesetzt, daß sie an den nicht gefriedeten Tagen und an nicht gefriedeten Personen verübt wurden, bestärkt. Immerhin bezeichnet er einen Fortschritt in dem langsamen Entwickelungsgange jener Zeit.

§. 57. Gottesgerichte.

Das Mittelalter zeichnete sich mehr, als irgend ein anderer Abschnitt der Geschichte, durch schroffe Gegensätze aus. Blutige Gewaltthat ging aller Orten Hand in Hand mit einem gläubigen Bekenntnisse der Religion. Je schwächer die Erkenntniß war, desto mehr mußte der Glauben aushelfen. Wie in den größten Kreisen des Lebens der Kaiser und der Pabst, die Vertreter des Schwertes und des Kreuzes, einander bald feindlich gegenüberstanden, bald sich „freundschaftlich" die Hände reichten, so standen sich auch in den kleineren Kreisen die Principien, deren Träger sie waren, gegenüber. Die Gewalt hatte entschieden zwischen den Gründern der neuen Staaten und den Vertheidigern des alternden römischen Reiches. Da die Entscheidung zu Gunsten der Deutschen ausgefallen war, hatten diese große Neigung, alle ihre Streitigkeiten dem Kampfe anheim zu geben. Zwischen Faustrecht und gerichtlichem Zweikampfe bestand kein wesentlicher Unterschied. Wie der Gottesfriede von den Geistlichen erfunden ward

um Methode in das Faustrecht zu bringen und es zu mildern, so wurden die gerichtlichen Zweikämpfe von den Richtern erdacht, um dem Faustrecht eine gewisse bindende Form zu geben. Der Starke hatte natürlich bei den gerichtlichen Zweikämpfen, wie bei dem außergerichtlichen Faustrechte, immer zu erwarten, daß er den Schwächeren besiegen würde. Die gerichtlichen Zweikämpfe unterschieden sich von dem außergerichtlichen Faustrechte nur dadurch, daß bei ihnen die persönliche Beschaffenheit der Kämpfer den Ausschlag gab, während der Reichthum, die Zahl und die Tapferkeit der Kriegsleute beider Theile bei den außergerichtlichen Kämpfen in die Wagschaale fiel. Der tüchtigere Haudegen war beim gerichtlichen Zweikampfe des Sieges eben so sicher, als der mächtigere Ritter es bei dem außergerichtlichen Faustrechte war. Recht oder Unrecht kamen dabei wenig oder gar nicht zur Sprache, theils weil bei den meisten Streitigkeiten beide Theile glauben, das Recht auf ihrer Seite zu haben, theils aber auch, weil in Fällen, da das Unrecht offenbar auf der einen Seite war, der Trieb der Selbsterhaltung in der Regel mächtiger wirkte, als das Bewußtsein der Schuld. Diejenigen, welche selbst nicht kämpfen konnten, mußten einen Kämpfer für sich zu gewinnen suchen. Uebrigens wurden nicht blos Streitigkeiten über mein und dein, sondern auch Zweifelsfragen allgemeiner Natur und selbst solche, welche in das Gebiet der Religion einschlugen, durch gerichtlichen Zweikampf entschieden. Beweis genug, daß, wenn die Priester auf der einen Seite dem Faustrechte widerstrebten, sie dasselbe auf der anderen doch auch wieder hegten und förderten.

Weit abgeschmackter, als der gerichtliche Zweikampf, waren die übrigen s. g. „Gottesurtheile" oder Ordalien: die Feuerprobe, die Wasserprobe, der geweihte Bissen, das Gericht des heiligen Abendmahls, und das Bahrrecht. Bei dem s. g. Gottesurtheile des gerichtlichen Zweikampfs war der Ausgang von vorherein nicht immer mit Gewißheit vorauszusehen. Die Kämpfer waren sich häufig ziemlich gewachsen und wenn sonst die Bedingungen des Kampfes gleich waren, mochte wohl das feste Bewußtsein des Rechtes den Ausschlag geben. Allein bei den übrigen s. g. Gottesurtheilen war für den vernünftigen Menschen der Ausgang nicht zweifelhaft. Die Feuer- und Wasserprobe konnte auch der Unschuldigste ohne Betrug nicht aushalten. Bei dem geweihten Bissen, dem Gerichte des heiligen Abendmahls und dem Bahrrechte konnte auch der Schuldigste gewiß sein, siegreich die Probe zu bestehen. Bei der Feuerprobe mußte der Beklagte über glühende Kohlen oder neun glühende Pflugschaaren mit bloßen Füßen schreiten, ein glühendes Eisen mit bloßer Hand mehrere Schritte weit tragen, sich glühende Kohlen auf den bloßen Fuß legen lassen, oder durch ein Feuer gehen. Alles dieses konnte er, ohne Betrug, unversengt nicht thun. Bei der Probe des kalten Wassers mußte der Beklagte ertrinken und bei derjenigen des heißen Wassers konnte er nicht vermeiden, Blasen zu bekommen. Ganz anders verhielt sich dagegen die Sache bei den drei anderen Proben. Je verhärteter und ungläubiger ein Bösewicht war, mit desto größerer Seelenruhe konnte er die Wirkung des geweihten Bissens und des heiligen Abendmahls erwarten. Wurde ihm in die Hostie oder in den dargereichten Bissen kein Gift gemischt, so legten beide den gewöhnlichen Weg im menschlichen Körper ohne allen Nachtheil für den Genießenden zurück. Von ganz gleicher Beschaffenheit war im Wesentlichen das Bahrrecht. Es müßte ein ganz besonderes Unglück gewesen sein, wenn die Berührung einer Leiche oder der Todeswunden derselben bewirkt hätte, daß das Blut von neuem geflossen wäre. War ein Mensch wirklich todt, so konnte die Berührung seiner Leiche sein erstarrtes Blut nicht mehr flüssig machen. Der Mörder konnte sie daher, wenn er anders verständig war, mit dem befriedigenden Bewußtsein berühren, daß er dadurch in den Augen aller Gläubigen seine Unschuld beweisen würde.

Eine Art Zweikampf, obgleich nicht mit Schwertern, war das s. g. „Kreuzgericht". Es kam in zwei Formen vor. Man stellte die streitenden Theile, mit ausgestreckten oder kreuzweise ausgebreiteten Armen, unter ein Kreuz. Wer die Hände am längsten ruhig halten konnte, hatte Recht, wer sie zuerst bewegte, oder sinken ließ, Unrecht. Dabei kam am meisten auf Muskelkraft und Uebung in solchen Dingen an. Ohne Zweifel hätte bei dieser Probe ein indischer Selbstpeiniger Recht gegen jeden christlichen Heiligen behalten. Die zweite Form des Kreuzgerichts war, daß man den angeschuldigten Verbrecher zu einer Reliquie oder in eine Kirche führte, dort von zwei Würfeln einen mit einem Kreuze bezeichnete und dann in den Sack griff. Wurde der Würfel mit dem Zeichen des Kreuzes gezogen, so wurde der Angeklagte für unschuldig gehalten, im entgesetzten Falle für schuldig.

Die Hauptsache bei allen diesen s. g. Gottesurtheilen bestand in der Bestimmung dieser oder jener Probe. Die schlauen Geistlichen behielten sich die geweihten Bissen und das Abendmahl bevor, und waren sicher, mit deren Hülfe immer ihre Unschuld zu beweisen. Durch das Bahrrecht ließ sich ohne Mühe die Unschuld jedes Mörders, welcher der Feuer- oder Wasserprobe unfehlbar erlegen wäre, beweisen. Bei dem Kreuzgerichte ließen sich leicht mancherlei Unterschleife treiben. Nur bei dem gerichtlichen Zweikampf entschieden männliche Tapferkeit, Kraft und Gewandtheit.

List und Gewalt, die beiden vorherrschenden Grundbestandtheile des Mittelalters, gaben auch bei den s. g. Gottesurtheilen den Ausschlag. Der Glaube und das Bewußtsein des Rechts vermochten wenig oder nichts gegen die Macht des Feuers, des Wassers und des Eisens, und gegen den Zufall der Würfel. Die Gewalt entschied beim Zweikampfe und die List bei der Wahl der Proben. Je weniger ein Mensch glaubte und je mehr er im Vertrauen auf die natürliche Beziehung von Ursache und Wirkung sich des von ihm angestrebten Zieles versicherte, desto gewisser war er der Sieger.

Gerichtliche Zweikämpfe, Feuer- und Wasserprobe waren schon zu den Zeiten des Heidenthums bei der deutschen Nation üblich gewesen. Den christlichen Geistlichen blieb es vorbehalten, das Urtheil, welches früher den heidnischen Göttern zugeschrieben wurde, auf die christliche Dreieinigkeit überzutragen, und zu den alten heidnischen Proben den geweihten Bissen, das Abendmahl, das Bahrrecht und das Kreuzgericht hinzuzufügen. Wir sehen bei dieser, wie bei hundert anderen Gelegenheiten, daß das Christenthum des Mittelalters nur eine Fortsetzung des alten Heidenthums war.

§. 58. Königthum, Adel und Leibeigenschaft.

Die Geschichte der ersten Jahrhunderte des Mittelalters ist aus dem Grunde von so hoher Bedeutung, weil im Laufe derselben sich alle jene Ideen entwickelten, welche die Herrschaft der Machthaber unserer Tage noch stützen. Auf allen Erlassen derselben findet man die Gnade Gottes als Ursprung ihrer Gewalt angeführt. Dennoch weist die Geschichte einen ganz anderen Ursprung thatsächlich nach. Im vorigen Abschnitte haben wir gesehen, welches der Ursprung der geistlichen Herrschaft in den christlichen Staaten war und haben gefunden, daß, wenn göttliche Gnade nicht gleichbedeutend ist mit Fälschung, Betrug und List, die geistliche Herrschaft vom Pabste abwärts bis zum geringsten Dorfpfarrer keineswegs auf göttlicher Gnade beruht. Wenn die wesentliche Grundlage aller geistlichen Herrschaft Fälschung und Betrug, so war diejenige der weltlichen Gewaltthat und Krieg. Wie sich der Ursprung der päbstlichen, der erzbischöfflichen, der bischöfflichen und jeder anderen geistlichen Behörde geschichtlich nachweisen läßt, so auch der Ursprung

aller weltlichen Macht. Die Geschichte zeigt uns mit vollständiger Klarheit, wie das römische Kaiserthum des Abendlandes und die Reiche der verschiedenen Könige Europa's entstanden. Nicht minder deutlich bekundet sie, wie der Adel zu seiner bevorzugten Stellung und zu seinen Reichthümern gelangte. Aus einer Verabredung des Königs der Franken, Karl's I., und des Pabstes Leo III. ging die Wiederherstellung des abendländischen römischen Reiches hervor. Gewalt und Betrug fallen bei dieser Gründung zu ziemlich gleichen Theilen in die Wagschaale. Leo III. täuschte den Frankenkönig und die ganze Welt, indem er sich den Anschein gab, als habe er über die römische Kaiserkrone zu verfügen. Der Frankenkönig hielt diesen Betrug aufrecht durch die Gewalt seiner Waffen. Das Geschlecht der Merovinger begründete seine Herrschaft durch die Siege Chlodwig's. Die Karolinger schwangen sich zu Königen empor, indem sie die letzten Merovinger einsperrten und, mit Hülfe der Päbste, sich selbst an deren Stelle setzten. In ganz ähnlicher Weise wurden später die Karolinger von den Capetingern verdrängt. Nachdem Hengist und Horsa zuerst mit dem Schwerte ihre Herrschaft in England begründet, und die Dänen eine Zeit lang auf derselben Grundlage in Albion gewaltet hatten, eroberte später Wilhelm I. das Land und stiftete die noch in unseren Tagen bestehende englische Monarchie. Durch Gewalt eroberten die Saracenen Spanien, durch Gewalt breiteten sich die christlichen Könige später daselbst wieder aus. Auf gleiche Weise gründeten Longobarden und Normänner in Italien, Bulgaren und Ungarn an der Donau und die Wäringer in Rußland ihre Reiche. Wie die Gewalt den Ausschlag gab zwischen den Nationen, so gab sie auch die Entscheidung im Wechselverhältniß von Fürst und Volk. Die einzige Gewalt, welche eine volksthümliche Grundlage hatte, das Königthum in Deutschland, welches auf Wahl beruhte, konnte nie zu Kräften kommen. Es würde uns zu weit führen, wenn wir hier die geschichtlichen Grundlagen jedes einzelnen Reiches in Europa prüfen wollten. Wir haben dieselben bei der Geschichte der verschiedenen Staaten bereits dargestellt. Hier möge die allgemeine Bemerkung genügen, daß es, im Angesichte aller dieser geschichtlichen Thatsachen, ein bitterer Hohn ist, den blutigen Ursprung der Königreiche Europa's der göttlichen Gnade zuzuschreiben.

In der früheren Geschichte der deutschen Völker bildeten vier Stände: die Semperfreien, die Gemeinfreien, die Hörigen und die Sklaven, die Organisation, auf welcher die Ordnung der deutschen Stämme beruhte. Die Könige waren nichts anderes, als Semperfreie, welche sich, begünstigt durch die Verhältnisse oder gehoben durch ihre Verdienste, zu den Führern ihrer und, den Umständen nach, anderer Stämme, emporgeschwungen hatten. Im Anfange des Mittelalters wurde die vorübergehende Würde der obersten Führer in ganz Europa eine dauernde, bald auch erbliche. Die Stufenleiter der staatlichen Organisation erhielt auf diese Weise eine höhere Sprosse, wogegen sich die niederste (die Sklaverei) allmählig verlor. An die Stelle der s. g. Semperfreien der älteren Zeit trat der hohe Adel und die Gemeinfreien gingen in den niederen Adel über, so daß wir in der Geschichte des Mittelalters wiederum vier Begriffe finden (Königthum, hoher Adel, niederer Adel und Leibeigenschaft), welche den ganzen Staatsorganismus ausfüllen. Neben diesen vier Trägern der weltlichen Herrschaft im Mittelalter ging allerdings noch eine gewisse Anzahl freier, nicht adeliger Menschen einher, welche übrigens erst später eine erhöhte Bedeutung erlangte, als sich die Städte zu selbstständiger Kraft erhoben.

Von den ehemaligen semperfreien und gemeinfreien Geschlechtern erhielten sich nur wenige ihre bevorzugte Stellung im Staate, insofern sie nicht entweder Lehensleute (Vasallen) oder Dienstleute (Ministerialen) der Kaiser und Könige wurden. Alle Staatsgeschäfte wurden theils durch die Lehens-, theils durch die Dienstleute versehen. Wie die Könige, so machten auch die Vasallen und Ministerialen all-

mählig ihre Aemter erblich. Das öffentliche Wohl wurde fast durchschnittlich dem Vortheile der bevorzugten Familien, die staatsrechtlichen Begriffe den Begriffen des Eigenthums und der Erbschaft untergeordnet. Der Adel, welcher in den alten deutschen Zeiten seinen Einfluß nur aus seinem größeren Güterbesitze und persönlichen Verdiensten abgeleitet hatte, erhielt im Laufe des Mittelalters in den erblichen Aemtern der Lehensleute, der Herzoge, Grafen u. s. w. und der Ministerialen (Truchseße, Schenken, Marschälle und Kämmerer) eine neue Grundlage.

Von allen bevorzugten Ständen gelang es nur den deutschen Königen und den römischen Kaisern des Abendlandes nicht, ihre Stelle erblich zu machen. Die Rücksicht auf persönliche Tüchtigkeit wurde bei der Vergebung der Staatsländereien und Staatsämter größtentheils überall den Familienverhältnissen untergeordnet. Die Folge davon war natürlich eine sehr schlechte Verwaltung derselben. Die Menschheit hat aber insofern dabei gewonnen, als es, in dessen Folge, keinem einzelnen Träger der Macht, weder der geistlichen, noch der weltlichen, weder dem Königthume, noch dem Adel, gelang, einen vollständigen Sieg über seinen Nebenbuhler davon zu tragen.

Während Könige, hoher und niederer Adel herrschten, kämpften und stritten, ruhte die ganze Last der Arbeit auf dem Stande der Leibeigenen. Dieser wurde durch entlassene Sklaven und Freie, welche nicht die Macht besaßen, sich selbst gegen gewaltige Nachbarn zu schützen, von Jahrhundert zu Jahrhundert vermehrt. Die Leibeigenen bildeten die große Masse des Volkes. Ihr Schicksal war ein sehr hartes. Sie durften ohne Erlaubniß ihres Herrn sich nicht verehelichen, und diese wurde, im günstigsten Falle, von der Leistung einer Abgabe (Bedemund, Frauenzins, Klauenthaler, Hemdschilling, Bußengeld oder Bußenhuhn) abhängig gemacht. In einzelnen Ländern wurde sogar, verruchterweise, von den Leibherren das Recht auf die erste Nacht (jus primae noctis) geltend gemacht. Die Kinder der Leibeigenen konnten, ohne Einwilligung des Leibherren, keine andere Lebensart ergreifen, als die, worin sie geboren waren. Der Leibherr konnte willkürlich körperliche Strafen und Züchtigungen verhängen und verlangte schwere Abgaben und Dienste, welche theils gemessen, theils ungemessen waren und ihm stets die Früchte der Arbeit des Leibeigenen zuführten. Der Leibeigene sollte zwar nicht willkürlich von seinem Hofe vertrieben werden, doch war es ihm schwer, gegen habsüchtige und gewaltthätige Herren irgendwo Recht zu finden.

In der finstersten Zeit des Mittelalters war es, in welcher den Leibeigenen jene unzähligen Abgaben, Frohnden, Zinsen und Gülten auferlegt wurden, unter deren Wucht in einem großen Theile Europa's der Bauer bis zum heutigen Tage noch seufzt.

Die Deutschen wurden Christen zum Theil schon vor anderthalb Jahrtausenden, allein die Grundgedanken ihrer Staatsverfassung zur Zeit des Heidenthums haben sich bis auf heute erhalten. Statt der brüderlichen Gleichheit, welche Christus lehrte, finden wir noch immer schroffe Standesunterschiede, statt der brüderlichen Liebe, welche die Grundlage seiner Lehre bildet, einen unerträglichen Druck, der von den bevorzugten Classen auf die ganze Masse des Volkes ausgeübt wird. Uebrigens läßt sich nicht leugnen, daß die persönlichen Bande der Abhängigkeit seit den Zeiten des Mittelalters gelockert worden sind. Doch wenn zu der größeren persönlichen Freiheit nicht auch eine entsprechende Verbesserung der Eigenthumsverhältnisse hinzutritt, so bleibt immerhin ein trauriger Uebelstand. Die Lage der Leibeigenen des Mittelalters war gewiß eine sehr betrübte. Doch der Ideenkreis derselben, das Ziel ihrer Wünsche und Bestrebungen war sehr beschränkt. Das Glück oder Unglück der Menschen wird bestimmt durch das Wechselverhältniß zwischen Streben und Ziel. Der Mensch ist in demselben Maße glücklich oder unglücklich, als er

wenn Zeit und Verhältnisse nicht mehr passen, sondern Alles, was sie enthalten, in Verfall und Unordnung gerathen ist. Wenn dann Einer oder Mehrere sich ermannen, und Alles wieder in Ordnung bringen, so ist Jeder, der Hand anlegt, ein Reformator. Wenn aber Einer oder Mehrere mit Gewalt und Zwang, mit Feuer und Schwert, mit Verfolgung und Krieg, mit Mord und Blutvergießen Alles umstürzen, und Alles nach ihrem Willen und Gutdünken einrichten, so ist Jeder, der Hand anlegt, ein Revolutionär. Wenn Einer oder Mehrere mit Geduld, mit Ruhe, mit Besonnenheit, mit Liebe und Sanftmuth, mit Ausdauer und Beharrlichkeit, mit Klugheit und Weisheit, mit Gebet und Flehen, mit Ermahnung und Belehrung, mit Ueberredung und Ueberzeugung, mit Wort und Schrift, mit Lehre und Leben, mit Rath und That, mit Gut und Blut, mit Leib und Leben, mit Allem, was sie haben und vermögen, Hand anlegen zu einer Reformation, so ist Jeder, der Hand anlegt, ein Reformator. Wenn aber Einer oder Mehrere mit Gewalt und Zwang, mit Feuer und Schwert, mit Verfolgung und Krieg, mit Mord und Blutvergießen Alles umstürzen, und Alles nach ihrem Willen und Gutdünken einrichten, so ist Jeder, der Hand anlegt, ein Revolutionär. Wenn Einer oder Mehrere mit Geduld, mit Ruhe, mit Besonnenheit, mit Liebe und Sanftmuth, mit Ausdauer und Beharrlichkeit, mit Klugheit und Weisheit, mit Gebet und Flehen, mit Ermahnung und Belehrung, mit Ueberredung und Ueberzeugung, mit Wort und Schrift, mit Lehre und Leben, mit Rath und That, mit Gut und Blut, mit Leib und Leben, mit Allem, was sie haben und vermögen, Hand anlegen zu einer Reformation, so ist Jeder, der Hand anlegt, ein Reformator.

§. 10. Kirche und Kirchenleben.

Im Anfang war nur Eine Kirche unter dem Herrn, in der Gemeinschaft, welche die wiedergeborenen Kinder Gottes untereinander hatten, im Zusammenhange, welche die Gläubigen durch Christum mit einander hatten, in der Einheit, welche sie durch Christum mit Gott hatten, und in der Gemeinschaft, welche sie durch Christum mit Gott hatten. Diese Kirche war eine unsichtbare Kirche, weil sie nur im Geiste bestand, und nur in den Herzen der Gläubigen, Kinder und Bürgerinnen des Reiches Gottes, ihren Sitz hatte. Diese Kirche war eine allgemeine Kirche, weil sie alle Gläubigen, Kinder und Bürgerinnen des Reiches Gottes, ohne Unterschied, in sich begriff. Diese Kirche war eine heilige Kirche, weil sie nur aus Heiligen bestand, und nur Heilige in sich begriff. Diese Kirche war eine apostolische Kirche, weil sie in der Lehre und in dem Leben der Apostel ihren Grund und ihre Richtschnur hatte. Diese Kirche war eine katholische Kirche, weil sie in allen Ländern und Völkern, Zeiten und Orten, Personen und Verhältnissen, Gegenständen und Umständen, Lagen und Zuständen, Sachen und Dingen, Alles, was sie hatte, und Alles, was sie that, nach dem katholischen Grundsatze und Gesetze einrichtete, daß Alles, was sie hatte, und Alles, was sie that, in Allen, und Allen, und Allem, und Allenthalben, und Allezeit, und Allerwegen, und Allerweise, und Allerdings, und Allerart, und Allerlei, und Allerhand, und Allerley

Kunstform. Das bedeutendste Bauwerk aus den ersten Jahrhunderten des Mittelalters ist die Sophienkirche, welche Justinian I. aufführen ließ. Bis in's neunte Jahrhundert erhielt sich die griechische Baukunst noch auf einer gewissen Höhe. Dann sank auch sie. Im Abendlande errichtete Theodorich, König der Ostgothen, mehrere bedeutende Bauwerke, wovon in Ravenna und Verona noch Ueberreste vorhanden sind. Es entwickelte sich allmählig der Baustyl, welcher später den Namen des gothischen erhielt und welcher im Gegensatze zu dem neugothischen der alt-gothische genannt wird. Die Lombarden besaßen wenig Kunstsinn. Alle ihre Bauten waren geschmacklos und fehlerhaft. Als später griechische Baumeister in ihrem Dienste arbeiteten, verbesserte sich ihre Baukunst. In dem lombardisch-neu-griechischen Style sind die Dome zu Bamberg, Worms und Mainz, und der ältere Theil des Straßburger Münsters erbaut. Als die Araber, im achten Jahrhundert, in Spanien eindrangen, hob sich durch sie die früher von Vandalen, Alanen, Sueven und Westgothen vernachlässigte Baukunst wieder. Saracenische Baumeister wurden in Griechenland, Italien und anderen Ländern gesucht und verbanden sich zu einer Zunft mit christlichen, besonders griechischen Meistern. In Deutschland war Karl I. bemüht, die gesunkene Kunst zu heben. Er errichtete seine Bauwerke mit Hülfe italienischer Künstler. Die größten Werke der Baukunst des Mittelalters entstanden jedoch erst nach dem Ende unseres Zeitabschnittes.

Für die Bildnerei und für die Malerei war der Bilderstreit von hoher Bedeutung. Seit dem vierten und fünften Jahrhunderte wurden in den Kirchen Heiligenbilder gebräuchlich. Als die bilderstürmenden Kaiser ihnen aber den Krieg erklärten, wurden viele griechische Künstler gezwungen, ihre Heimath zu verlassen. Sie brachten ihre Kunst, welche im Abendlande ganz darnieder lag, nach Italien, ohne jedoch Bedeutendes zu leisten. Erst im dreizehnten Jahrhundert entwickelte sich die berühmte italienische Malerschule.

Die bildenden Künste entwickelten sich bei den meisten Völkern später, als die Dichtkunst. Der Gesang ist die erste Kunst, welche der einzelne Mensch, sie ist auch die erste, welche die Nationen üben. Trotz allen Kriegesstürmen hatte sich im Schooße der Deutschen der Sinn für Dichtkunst erhalten. Da und dort lebte noch im Volke der Gesang ihrer alten Barden. Doch da dieser auf heidnischer Anschauung beruhte, wurde er von den christlichen Geistlichen auf's bitterste verfolgt. So ließ z. B. der Apostel Irland's, Patrick, dreihundert Rollen heidnischer Dichtungen verbrennen. Die Sagen und Dichtungen der Druiden Brittannien's verschwanden. Die Reste brittisch-wallisischer Poesie, welche sich erhalten haben, zeugen von einem hohen Schwunge und großer Kraft der Begeisterung. In Wallis fanden namentlich die unzähligen Gesänge von Arthur's Tafelrunde, ihren Rittern und vom heiligen Graal ihren Ursprung. Die scandinavischen Sagen, von denen wir sprachen,*) wurden im Laufe dieses Zeitraums niedergeschrieben. Die Gesänge der Skalden erreichen allerdings die Innigkeit und Weichheit der Gefühle nicht, welche die gälischen Dichtungen Ossian's auszeichnen. Rohe Kraft und wilde Verachtung des Schmerzes, körperliche Stärke und kriegerische Tapferkeit sind die Lieblingsgegenstände, welche sie schildern. Die Völker des Nordens konnten dem Süden weder Künste noch Wissenschaften mittheilen und die Sendlinge des Südens waren mehr bemüht, ihnen christliche Glaubenssätze, als reine Erkenntniß und Sinn für Schönheit und Wahrheit einzuflößen. Die lateinischen Dichtungen, welche seit dem Ende des siebenten Jahrhunders unter den Angelsachsen aufkamen und von da sich über das Abend-

*) Siehe Buch III. §. 55. Seite 145.

land verbreiteten, waren Künsteleien ohne Kraft und Spielereien ohne höheren Sinn.

Was Karl I. und Alfred, der Große, für Kunst und Wissenschaft thaten, haben wir weiter oben angedeutet.*)

Das berühmteste aller Gedichte aus der ersten Zeit des Mittelalters ist das Nibelungenlied, welches ohne Zweifel schon im fünften Jahrhundert gedichtet, allein erst weit später zusammengestellt und zu einem Ganzen vereinigt wurde. Andere Gedichte ähnlicher Art, welche in diesem Zeitabschnitt entstanden, sind das Gedicht von Hadubrad und Hildebrand, der Roman von Horn und Hanlaf, das Weißenbrunner Gebet, Otfried's Evangelienbuch und Lieder, das Ludwigs-Lied und das Anno-Lied. Sie sind von Werth als Denkmäler der alt-deutschen Sprache. Ihr dichterischer Gehalt ist aber nicht hoch anzuschlagen. Mehr Frische und Kraft erlangte gegen das Ende unseres Zeitraums die Dichtkunst im südlichen und westlichen Frankreich. Dort erstanden zuerst die Dichtungen der Liebe und des Ritterthums, welche von den Gerichtshöfen der Liebe gehegt und gepflegt wurden. Diese blühten schon um die Mitte des elften Jahrhunderts, unter dem Vorsitz edler Frauen, und übten einen mächtigen Einfluß auf die Poesie und das Leben.

Erst gegen das Ende unseres Zeitabschnittes beginnt die romanische und die allemannische Ritterpoesie, deren Veranlassung der (1085) gegen Toledo unternommene christliche Ritterzug war.

Die wissenschaftliche Bildung ging von den Schulen und Kirchen der Klöster aus und konnte, schon aus diesem Grunde, nur sehr kümmerlich und einseitig sein. Der Pabst Gregorius I., der s. g. Große, schrieb Gespräche, welche ihre Würze durch Teufels- und Spuckgeschichten, Schauder erregende Erzählungen von der Bestrafung ungläubiger und ungehorsamer Feinde der Geistlichen und anderen Unsinn erhielten.

Isidorius von Sevilla machte, im siebenten Jahrhundert, Auszüge aus den Werken der Kirchenväter und anderer berühmter Schriftsteller. Beda Venerabilis stellte (im Anfange des achten Jahrhunderts) was bis zu seiner Zeit über Zeitrechnung, Astronomie, Naturkunde und Grammatik in den Schulen gelehrt wurde, die Kirchengeschichte der Angeln und die Geschichte England's, von Cäsar bis in's achte Jahrhundert, zusammen.

Zu den gelehrtesten Männern seiner Zeit gehörte der Lehrer Kaiser Otto's III., Gerbert, der nachher, unter dem Namen Sylvester II., Pabst wurde. Er beschäftigte sich mit der Sternkunde (Astronomie) nach arabischen Mustern, verfertigte Erd- und Himmelskugeln und Sonnenuhren und wurde von Manchen deßhalb für einen Hexenmeister gehalten. Gerbert hatte seine Bildung auf französischen Schulen erlernt und seine Kenntnisse in Spanien vermehrt. Meinwerk, Bischoff von Paderborn, machte sich um die Baukunst verdient und brachte Wasserorgeln in Gebrauch. Bernward, Bischoff von Hildesheim, sammelte Bücher, beschützte Künste und Künstler, ließ Mosaikfußböden legen und förderte die Musik. Beide lebten, gleich Gerbert, zur Zeit der Ottonen. Um diese Zeit blühten die Lehranstalten von Pavia, Avranches, Poitiers und von Bec in der Normandie. Auf der letzteren zeichneten sich insbesondere Lanfranc und Anselm von Canterbury aus. Beide waren Italiener. Lanfranc lehrte das römische Recht; Anselm, welcher (1062) gleichfalls nach Bec kam, beschäftigte sich hauptsächlich mit Philosophie und Gottesgelehrheit. Zu seiner Zeit brach der Streit zwischen Realisten und Nominalisten aus. Die Letzteren behaupteten, die Begriffe seien den

*) Siehe Buch IV. § 30 §. 36 Seite 110 f.

Dingen vorausgegangen und müßten daher als ihr eigentliches Wesen betrachtet werden; der Begriff der Dinge und folglich das Wesen der ganzen Außenwelt sei von Ewigkeit her in der Gottheit gewesen, dem Begriffe sei allein Dasein zuzuschreiben, von welchem die äußere Erscheinung nur dem Menschen kund werde. Die Realisten dagegen waren, mit Aristoteles, der Ansicht, daß die Dinge und deren Begriffe gleichzeitig und von einander unzertrennlich seien. Anselm von Canterbury war anfangs Nominalist, wurde aber später Realist und verfolgte seine Gegner mit großer Bitterkeit.

Der Streit zwischen Nominalisten und Realisten, oder zwischen den Vertretern des Begriffes und der Wirklichkeit, läßt sich zurückführen auf die Frage, welcher Standpunkt, derjenige des einzelnen Menschen oder der ihm gegenüber stehenden ganzen Welt der richtigere ist? Begriff und die demselben entsprechende Aeußerlichkeit sind keineswegs gleichzeitig und unzertrennlich. Die Wissenschaft der Erdbildung beweist uns mit voller Gewißheit, daß der Mensch, das allein begriffsfähige Wesen, später entstand, als die Erde, die Pflanzen- und die niedere Thierwelt. Alle diese Dinge waren also schon vorhanden, bevor die Menschen und folgeweise die von ihnen gebildeten Begriffe vorhanden waren. Auf dem Wechselverhältnisse zwischen der inneren und der äußeren Welt, zwischen dem Individuum und der übrigen Welt beruht der ganze Entwickelungsgang der Menschen. Der eine Theil ist dabei eben so wesentlich, als der andere, obgleich es sehr wohl denkbar, ja vollkommen erwiesen ist, daß Dinge vorhanden sein können, bevor Wesen leben, welche sie begreifen. Führen wir übrigens den Begriff nicht auf die Menschen, sondern auf die Gottheit zurück, so wird der Streit abhängig von der Ansicht über das Wesen der Gottheit und kann daher füglich, als unlösbar, entlassen werden. Als Wilhelm I. England erobert hatte, berief er zuerst Lanfranc und dann Anselm auf den erzbischöfflichen Stuhl von Canterbury. Der Streit zwischen Realisten und Nominalisten dauerte noch Jahrhunderte lang fort. Wir werden auf denselben im nächsten Buche zurückkommen.

Geschichte, im höheren Sinne des Wortes, wurde in der ersten Zeit des Mittelalters noch nicht geschrieben. Doch befaßten Viele sich damit, die geschichtlichen Ereignisse ihrer Zeit niederzuschreiben. Cassiodorus, der Minister Theodorich's I., des Ostgothen, schrieb in schwülstigem Style die Geschichte der Ostgothen. Jornandes, oder richtiger Jordanes, hat uns einen Auszug seines Werkes hinterlassen.

In Brittannien und in Frankreich erstand zuerst die Geschichtschreibung in lateinischer Sprache. Gregor von Tours erzählte „von den Kriegen der Könige," „vom Kampfe der Märtyrer mit den Heiden und mit dem Heidenthume," „von dem Streite der Rechtgläubigen mit den Ketzern" und „vom Leben der Heiligen." Er führte die Geschichte bis auf das Jahr 597, verlor seinen geistlichen Zweck nie aus den Augen und strebte darnach, die Urreligion der Deutschen in Vergessenheit zu bringen und die christlichen Glaubenslehren einzuschärfen. Die Geschichte Gregor's von Tours wurde von verschiedenen Schriftstellern bis zum Jahre 768 fortgesetzt. Karl I. und sein Sohn Ludwig veranlaßten, daß mehrere Personen Annalen (Jahrbücher) schrieben. In diese Zeit fallen auch zahlreiche Lebensbeschreibungen von Heiligen. Das Leben Karl's I., welches sein Geheimschreiber und Schwiegersohn Eginhard nach dem Muster Sueton's schrieb, beweist uns, daß sein Gönner und Herr, zu dessen Verherrlichung und in dessen Sinne er schrieb, allen deutschen Einrichtungen durchaus feindlich und ängstlich bemüht war, der römischen Bildung in Deutschland Eingang zu verschaffen. Die Annalen von Bertin, von Metz, von Fulda und von St. Gallen mögen hier besonders genannt werden.

Die Geistesarmuth der meisten Annalisten der karolingischen und der unmittelbar darauf folgenden Zeit erhellt am besten daraus, daß sie häufig, um ihren

eigenen Mangel an schöpferischer Kraft zu verbergen, die erforderlichen Einleitungen, Ausschmückungen und allgemeinen Bemerkungen irgend einem römischen Schriftsteller, für den sie Vorliebe hatten, wörtlich entlehnten. So wählte sich Regino von Prüm, dessen Geschichte die letzte Zeit des neunten Jahrhunderts umfaßt und bis zum Jahre 906 reicht, den Römer Justinus zum Muster. Seine Schilderung von dem Einbruche der Magyaren in Deutschland schrieb er wörtlich aus Justinus ab. Was dieser von den Scythen sagte, wandte der Annalist leicht auf die Ungarn an. Luitprand's „Geschichte der Thaten der Könige und Kaiser seiner Zeit" ist ein Bild der rohen Sinnlichkeit und des gemeinen Eigennutzes der Italiener, in deren Mitte Luitprand aufwuchs und lebte. Er war ungerecht gegen die griechischen Kaiser Nicephorus und Zimisces, und schmeichelte in niedriger Weise den Ottonen. Die Nonne Roswitha besang, der Aufforderung Otto's II. zufolge, die glänzenden Thaten der Ottonen bis zum Jahre 967. Wittichind hatte sich den Sallust zum Vorbilde auserkoren, vertauschte diesen jedoch bisweilen mit der lateinischen Bibelübersetzung der Vulgata.*) Er schrieb (bis 980) drei Bücher von den Thaten der Sachsen. Nach dem Siege auf dem Lechfelde legte Wittichind dem deutschen Kaiser Otto I. die Rede in den Mund, welche Catilina, den Berichten Sallust's zufolge, vor der letzten Schlacht an seine Genossen hielt. Die wichtigsten Quellen für die älteste Geschichte von Meißen, Polen, Ungarn und der Slaven sind Ditmar von Merseburg's acht Bücher, welche einen Zeitraum von 107 Jahren (von Kaiser Heinrich dem Vogler bis auf Heinrich II.) umfassen. Wippo beschrieb das Leben Conrad's II. in Sallustischen Redensarten. Der schwäbische Graf Hermann von Veringen schrieb die ganze Geschichte bis auf seine Zeit (1053). Sein Muster war Eusebius. Doch hatte er die Einsicht, unsinnige Fabeln und Wundermährchen zu verwerfen und unerhebliche von wichtigen Ereignissen zu scheiden. Berthold von Constanz setzte Hermann's Geschichte fort, jedoch in einem weniger freien Geiste, indem seine Vorliebe für den damaligen Pabst, Gregor VII., und seine Abneigung gegen den deutschen König, Heinrich IV., allzudeutlich hervortritt. Lambert von Aschaffenburg führte die Geschichte seiner Zeit (von 1050 bis 1077) weiter. Ein tiefes Gefühl, ein redlicher Sinn und ungeheuchelte Religiosität spiegelte sich in seinem Werke. Während die meisten Männer seiner Zeit von Parteiwuth verblendet waren, wägt er die Schuld Heinrich's IV. und Gregor's VII. gewissenhaft ab.

Eine für die Entwickelung der Menschheit besonders wichtige Erscheinung, die mit der Bildung der neuen Staaten gleichen Schritt hielt, war die Entstehung zahlreicher neuer Sprachen, welche in diesen Zeitabschnitt fällt. Im Osten traten die russische, polnische und ungarische; im Westen die italienische, französische, spanische und englische Sprachen hervor. Diese letzteren entstanden aus einer Mischung römischer und deutscher Grundbestandtheile. Zweige der deutschen Sprache wurden die holländische, die dänische, die norwegische und die schwedische.

Im neunten Jahrhunderte hatte sich die Sprache des Volkes im südwestlichen und nördlichen Frankreich schon so weit entwickelt, daß das lateinische ihm unverständlich war. Anfangs bildeten sich zahlreiche, verschiedene Mundarten, welche sich indeß im Laufe der Jahrhunderte zu den bereits oben genannten Hauptsprachen entwickelten. Die Sprache ist der beste Spiegel des geistigen Lebens eines Volkes. Die Sprachen des Mittelalters zeigen uns deutlich den Einfluß, welchen die verschiedenen Stämme auf das geistige Gesammtleben ausübten. In Italien, Frankreich und dem christlichen Theile der pyrenäischen Halbinsel blieb das römische

*) So wird die von der katholischen Kirche für allein rechtmäßig erklärte Uebersetzung der Bibel genannt.

Element vorherrschend; in der englischen Sprache war das deutsche weit stärker vertreten. Die Sprachen der Holländer und der Scandinavier waren ursprünglich nur verschiedene Mundarten der gemeinschaftlichen deutschen Sprache.

Sechster Abschnitt.

Schlußbetrachtungen.

§. 60. Die Völker.

Unter dem Joche der römischen Kaiser lebten wohl zahlreiche Schaaren von Knechten, allein keine Völker im höheren und wahren Sinne des Wortes. Bevor Rom zur Weltherrschaft gelangt war, gab es Egypter, Syrier und Griechen, Carthager, Gallier und Spanier, nicht blos im geographischen, sondern auch im politischen Sinne. Alle diese Völker hatten ihre eigenthümlichen Sitten, Staatsverfassungen, Lebensgewohnheiten und Religionen, wenn auch die verschiedenen Stämme der westlichen Völker nur locker mit einander verbunden waren. Diese Eigenthümlichkeiten verloren sich zum größeren Theile unter der römischen Herrschaft. Die Römer des Westens unterschieden sich wohl von denjenigen des Ostens, weil hier die griechische und dort die römische Sprache vorherrschend war, auch hatten sich manche Charakterzüge da und dort erhalten. Allein diese konnten dem Leben und Streben der Völker keine wesentlich verschiedene Farbe geben. Römische Gesetze, römische Beamte, römische Heere schlugen, unter der Leitung römischer Kaiser, alle Sonderinteressen nieder. Die Völker waren, vom atlantischen Ocean bis zum Tigris, in die römische Zwangsjacke gekleidet worden und trugen sie, aller Orten, als Sklaven. Die deutschen Stämme, welche nach dem Süden und Westen zogen, brachen die Ketten, in welchen die Nationen des Abendlandes seit Jahrhunderten schmachteten. Sie zertrümmerten die alten Einrichtungen Rom's und leisteten dadurch schon der Menschheit einen großen Dienst. Was die deutschen Völker für das Abendland, waren die Araber für das Morgenland. Sie brachen den doppelten Despotismus, den geistlichen und den weltlichen, welchen Constantin I. und seine Nachfolger im Osten begründet hatten. Wir hegen keine Vorliebe für den Islam. Allein augenscheinlich stand derselbe im Laufe dieses Zeitabschnittes höher, als das Christenthum des Morgenlandes. Er erfüllte seine Bekenner mit einer weit mächtigeren Begeisterung, als die morgenländischen Christen jemals an den Tag legten, daher diese eine leichte Beute ihrer mohammedanischen Feinde wurden. Zwischen dem Islam und dem Christenthum des Morgenlandes gab übrigens nicht blos das Schwert den Ausschlag: wenn wir die Religionsbegriffe, den Bildungszustand, die Staatsverwaltung und den Volkswohlstand beider Theile in's Auge fassen, so müssen wir in allen diesen Beziehungen den Arabern vor den Griechen, den Mohammedanern vor den Christen den Vorzug geben. Unumschränkter Despotismus herrschte gleichmäßig in den arabischen Reichen, wie in dem griechischen. Der Unsinn war groß in beiden Religionen. Doch der Despotismus der Araber wurde gemildert durch die Kraft des Glaubens, welcher Herrscher und Völker verband, durch mannichfaltige edlere Bestrebungen, welche mit ihm verbunden waren, und durch das Bewußtsein errungener glorreicher Siege. Gewiß hätten die Bewohner Afrika's, Egypten's und Syrien's so schnell den Islam mit dem Christenthum vertauscht,

wenn sie ihren Glauben mit einiger Tiefe erfaßt gehabt hätten. Die Heuchelei und der Götzendienst hatten das Christenthum im Osten schon gänzlich untergraben, bevor es mit dem Islam in Berührung trat. Wir können daher den Sieg des Islam über das Christenthum im Osten ganz ebensowenig, als den Sieg des Deutschthums über das Römerthum im Westen, als eine Niederlage und einen Rückschritt beklagen. Vielmehr erkennen wir darin mit Berücksichtigung der natürlichen Verschiedenheit des Ostens und des Westens einen Sieg der frischen Kraft über die alternde Schwäche. Nur im Osten und in dem am wenigst begünstigten der drei Welttheile, in Afrika, schlug der Islam dauernde Wurzeln. Beim Zusammenstoße mit dem durch neue Kräfte erfrischten Westen, wurde der Islam niedergeschlagen.

Allerdings mußte ein Theil der pyrenäischen Halbinsel das Gesetz der Araber annehmen. Allein es gelang ihnen doch nicht, jemals ganz Spanien zu unterwerfen. Schon im Laufe des ersten Abschnittes der Geschichte des Mittelalters vermehrte sich die Macht der Christen von Jahrhundert zu Jahrhundert, bis endlich noch vor dem Anfange der neuen Geschichte der Islam wieder ganz aus dem Westen Europa's verdrängt war.

Frankreich, welches beim Sturze des abendländischen Reiches in sich zerrissen, ohne Schwerpunkt und Selbstständigkeit war, schwang sich durch die frische Kraft der Franken und durch die ausgezeichneten Gaben der Gründer dreier Königsgeschlechter, insbesondere Chlodwig's, Karl's I. und Hugo Capet's, zu dem mächtigsten Reiche des Abendlandes empor. Gallien zog, wenn auch nach schweren Leiden, mehr als irgend ein Land Vortheil aus dem Sturze des römischen Reiches. Die deutsche Nation, aus deren Schooße alle jene Kräfte ausgegangen waren, durch welche der ganze Westen mit neuem Leben versehen wurde, erholte sich langsam von dem Verluste zahlreicher Auswanderungen. Zuerst gekettet an das fränkische Reich nahm es einen höheren Aufschwung, nachdem diese unselige Verbindung gelöst war. Doch der Ehrgeiz seiner Beherrscher brachte das deutsche Volk bald in ein anderes, nicht minder verderbliches Verhältniß zu Italien, welches seine besten Kräfte aufzehrte: wir wollen nicht sagen nutzlos, denn im Gange der Weltgeschichte kann keine von Millionen getragene und Jahrhunderte lang fortgesetzte Strebung nutzlos sein. Den Nutzen des Wechselverhältnisses zwischen dem deutschen und dem italienischen Volke des Mittelalters erkennen wir darin, daß die beiden Spitzen des christlichen Despotismus (Kaiser und Pabst) sich gegenseitig bekämpften, schwächten und folgeweise nicht im Stande waren, den, wenn auch unklaren und ungestümen, Freiheitsdrang der Völker zu ersticken. Eine Folge des Kampfes zwischen Pabst und Kaiser war namentlich die, daß das Königthum, welches in allen anderen Ländern Europa's erblich wurde, in Deutschland von der Wahl der Fürsten abhängig blieb. Die Herzogthümer Sachsen, Baiern, Franken, Schwaben, Lothringen und Thüringen gingen zwar im Laufe der Jahrhunderte unter; allein das von ihren Beherrschern vertretene Princip der Aristokratie, im Gegensatze zur Monarchie, behielt am Ende doch den Sieg. Neben den weltlichen Großen schwangen sich auch zahlreiche Geistliche hoch empor, namentlich die Erzbischöffe von Mainz, Trier und Köln, welche schon bei der Krönung Otto's I. besondere Ansprüche erhoben.

Italien, von welchem die Weltherrschaft zu heidnischen Zeiten ausgegangen war, verstand es, wenn auch auf einer anderen Grundlage, die kaum verlorene Gewalt wieder an sich zu reißen. Die römischen Päbste traten an die Stelle der römischen Kaiser, der römische Aberglauben und die unter päbstlicher Herrschaft stehenden Geistlichen thaten dieselben Dienste, welche früher römische Gesetze und römische Heere versahen. Das italienische Volk hatte, außer der Befriedigung einer falschen Eitelkeit, von der Herrschaft seiner Päbste wenig Vortheil.

Digitized by Google

Die deutschen Heere, welche häufig das Land durchzogen, rieben und fraßen mehr auf, als gläubige Pilger und Abgabenzahler nach Rom schickten. Vor allen Dingen hatte das italienische Volk selbst aber auch das Joch römischer Herrschaft zu tragen, welches, mit seiner Hülfe, der gesammten Christenheit des Abendlandes auferlegt wurde. Besonders waren es die Normänner Unteritalien's, welche den Päbsten zum Siege verhalfen. Das italienische Volk wurde nicht, gleich dem deutschen, französischen oder englischen, ein großer Körper; es blieb zerrissen. In Unter-Italien herrschten hinter einander Griechen, Araber, Deutsche und Normänner, in Rom und der Umgegend der Pabst, Oberitalien stand abwechselungsweise unter der Herrschaft der römisch-deutschen Kaiser und seiner eigenen kleinen Tyrannen. Doch manche Städte, namentlich Venedig und Genua, erhielten sich eine Unabhängigkeit, welche ihre spätere Größe zur Folge hatte.

Das englische Volk entwickelte sich aus den Kämpfen, welche zuerst Angeln, Sachsen und andere deutsche Stämme mit den Eingeborenen, die Dänen mit den Angelsachsen und die Normänner mit diesen führten. Ungeachtet aller Kriege, welche das Land zerrissen, blühte doch schwerlich irgend ein Reich damaliger Zeit so schön, als England unter Alfred dem Großen. Durch Wilhelm den Eroberer erhielt Albion eine ganz neue Gestalt. Er theilte den englischen Boden in 60,000 Ritterlehen, wovon er 1,400 für sich behielt und die übrigen an seine Getreuen verlieh. In kurzer Zeit hatte die Geistlichkeit fast die Hälfte derselben an sich gerissen. Die Zahl der Grundeigenthümer wurde dadurch außerordentlich klein, die Masse der Besitzlosen stieg riesenhaft. An diesem Krebsschaden leidet England noch heute. Er wirft ein furchtbares Gegengewicht in die Wage, auf deren anderer Schaale manche treffliche Einrichtungen bürgerlicher Freiheit liegen.

Von den Scandinaviern des neunten, zehnten und elften Jahrhunderts kann man Aehnliches sagen, als von den Deutschen des vierten, fünften und sechsten. Ihre Geschichte spielte mehr außerhalb, als innerhalb ihrer Landesgrenzen. Sie erschöpften dadurch, gleich ihren deutschen Brüdern, ihre Kräfte und bedurften Jahrhunderte, um sie wieder zu sammeln, um so mehr, als sie niemals auf längere Zeit zu staatlicher Einheit gelangten und ihre Könige sich häufig untereinander bekriegten.

Lange Zeit hatten die Ungarn (Magyaren) das ganze Abendland, insbesondere aber Deutschland, in Schrecken gesetzt. Gegen das Ende unseres Zeitabschnittes hörten ihre Raubzüge auf; sie nahmen das Christenthum an und bebauten das Land. Bei ihnen, wie bei ihren Nachbarn, den Polen und Russen, finden wir in der Hauptsache, wenn auch mit noch etwas mehr Rohheit vermischt, dieselben inneren Kämpfe, welche die ersten Jahrhunderte des Mittelalters bezeichnen. Geistliche und weltliche Große beuteten um die Wette die Völker aus. In Rußland wurden die geistlichen Künste nach griechischen, in Polen und Ungarn nach römischen Mustern betrieben. Das Königthum wurde durch Adel und Geistlichkeit beschränkt. Die Massen des Volkes gehorchten, arbeiteten und darbten.

§. 61. Die Städte.

Im Anfange des Mittelalters blühten zwar manche Städte, allein sie entbehrten alle des belebenden Hauches der Freiheit. Die großen Städte des Ostens: Constantinopel, Alexandria, Antiochia, Nikomedien und andere standen unter dem Einflusse despotischer Kaiser und habsüchtiger Statthalter. Im Westen litten die berühmten Sitze der Macht früherer Zeiten: Rom, Mailand, Ravenna, unter dem Drucke verwüstender Kriege. Früher oder später wurden die meisten größeren Städte Sitze mächtiger Gebieter, welche die Bevölkerungen zu ihrem persönlichen Vortheil ausbeuteten und jede Bewegung derselben eifersüchtig überwachten. Rom wurde der Sitz der Päbste. In Ravenna ließen sich die Statthalter der griechischen Kaiser

nieder. Pavia wurde die Hauptstadt des lombardischen Reiches. Als die Araber siegreich vordrangen, hoben sich die „heiligen" Städte Arabien's Mecca und Medina. Bagdad an der Westseite des Tigris wurde die große Hauptstadt der Abbasiden und der Mittelpunkt ihres mächtigen Reiches. Cordova und Granada blüthen unter der Herrschaft der Mohammedaner in Spanien. Kairowan schwang sich unter den Aglabiten zu einem bedeutenden Stapelplatze des Handels und der Gewerbe empor. Kairo wurde unter den Fatimiden eine volkreiche Stadt in Egypten. Wo sich ein neuer Herrscher festsetzte, Geld in Umlauf brachte und Paläste baute, fand sich schnell eine zahlreiche Bevölkerung, welche unter dem Schutze fürstlicher Gnade in Sicherheit zu leben und durch die Gunst des Herrschers mit Vortheil Handel und Gewerbe zu treiben hoffte. Alle diese Städte hatten ihre Bedeutung für Handel und Gewerbe, theilweise auch für Künste und Wissenschaften. Für die Entwickelung der höchsten Güter der Menschheit waren jedoch jene Sitze, welche ohne fürstlichen Schutz und oft sogar im Kampfe mit benachbarten Machthabern sich im Laufe des Mittelalters emporrangen, weit bedeutungsvoller. An Volkszahl blieben allerdings die Residenzen der Herrscher der Welt allen Städten überlegen. Doch bald schon erreichten die unabhängigen Städte Europa's einen weit größeren Wohlstand. Unter dem Schutze der Freiheit entwickelte sich der menschliche Geist frischer und kräftiger, als unter dem Scepter der Fürsten. Amalfi, Venedig und Genua wurden frühzeitig in Italien reich durch Handel und Gewerbe und mächtig durch den kräftigen Geist ihrer Bewohner. Doch Amalfi verlor schon gegen Ende dieses Zeitabschnittes durch die Normänner seine Unabhängigkeit. Genua und Venedig legten in diesem Zeitraum den Grund zu ihrer späteren Größe.

Deutschland hatte im Anbeginne des Mittelalters nur im Westen, namentlich an den Ufern des Rheines, zahlreiche Städte. Um die Burgen, welche Karl I. anlegte, seine Herrschaft in Deutschland zu befestigen, und um die Klöster und Bischofssitze, welche Karl und seine Nachfolger gründeten zur Befestigung des Christenthums — sammelten sich da und dort gewerbfleißige Menschen und bauten Städte. Bedeutender für die Entwickelung des Volkes wurden aber diejenigen Städte, welche auf Veranlassung Heinrich's I., des Voglers, zum Schutze gegen die Ungarn erbaut wurden: z. B. Nordhausen, Quedlinburg, Duderstadt, Soest und andere. Heinrich I., welcher in den Städten die wirksamsten Vertheidigungsmittel gegen die flüchtigen Schaaren der Ungarn erkannte, verlieh deren Bewohnern Vorrechte, welche die Anlegung zahlreicher neuer Städte und die Zunahme der Bevölkerung in den älteren beförderte. Die Bewohner der Städte wurden angehalten, sich zu bewaffnen. Sie wurden dadurch mächtig, konnten hinter ihren Mauern den Angriffen der benachbarten und den aus der Ferne heranrückenden Feinden Trotz bieten und dieselben, den Umständen nach, auch außerhalb ihres Gebietes aufsuchen. Je wilder der Adel auf dem flachen Lande hauste, desto gesuchter wurden die Städte von allen Denjenigen, welche sich außerhalb derselben nicht sicher fühlten. Manche adelige Familien hielten es für gerathen, sich in Städten niederzulassen und bildeten Patriziergeschlechter, welche einen vorherrschenden Einfluß an vielen Orten gewannen. In anderen Städten lagen königliche Besatzungen, welche von Burggrafen befehligt wurden und welche die Angelegenheiten der Gemeinde zu beherrschen sich anmaßten. Häufig wohnten in den Städten auch Bischöffe. Diese suchten nicht minder als die Burggrafen auf die städtischen Angelegenheiten Einfluß zu gewinnen. So nagten an dem jungen Leben der Städte frühzeitig schon manche Würmer. Doch alle kräftigeren Gemeinden entwickelten sich im Kampfe mit denselben. Im Laufe unseres Zeitabschnittes wurden dazu nur die ersten Keime gelegt.

§. 62. Handel, Gewerbe und Ackerbau.

Es besteht ein unausgesetztes Wechselverhältniß zwischen den staatlichen Beziehungen der Völker, ihrem Wohlstande und ihrem Gewerbfleiße. Die Blüthe eines Staates ist immer davon abhängig, daß ein gewisser Zustand rechtlicher Sicherheit bestehe. Wo sich dieser nicht findet, beschränkt sich der Handel auf die nothwendigsten Lebensbedürfnisse, stocken die Gewerbe und bringt selbst der Ackerbau nicht mehr hervor, als die dringendste Noth zu pflanzen gebietet. Der Despotismus, welcher im römischen Reiche herrschte, schloß eine gewisse rechtliche Sicherheit nicht aus. Die Erpressungen und Gewaltthaten der römischen Kaiser und ihrer obersten Diener trafen wohl einzelne Familien, bisweilen auch ganze Städte und Provinzen. Das römische Reich war aber so unermeßlich, daß diese Ungerechtigkeiten, wenn sie auch einen höheren Aufschwung des Handels und der Gewerbe hemmten, dennoch, im Verhältniß zu den später eintretenden Mißständen, nur geringe Hindernisse dem Geschäftsmanne in den Weg legten. Furchtbare Stöße erlitt dagegen der Handel, als die Stämme des Nordens in das römische Reich einbrachen, ganze Provinzen verwüsteten, Bevölkerungen ausrotteten, Städte und Dörfer plünderten und verbrannten. Später entwickelten sich allerdings aus den wirren Zuständen des abendländischen Reiches neue Staaten. Doch vergingen Jahrhunderte, bevor im Schooße derselben nur ein Schein rechtlicher Sicherheit erstand. In Staaten, welche sich damit begnügten, dem Faustrechte durch den Gottesfrieden, der Gewaltthat und dem Betruge durch gerichtliche Zweikämpfe, Feuer-, Wasser- und andere Proben ein Ziel zu setzen, war es gefährlich, Geschäfte zu machen, Handel zu treiben und Credit zu geben. Das Band, welches den Osten mit dem Westen verknüpfte, und welches die verschiedenen Provinzen des Westens zusammenhielt: die römische Herrschaft, war gebrochen. Aus der einzigen Sprache, welche früher im Abendlande allgemein verstanden worden war, entwickelten sich zahlreiche Mundarten, von denen die meisten Abendländer nur eine einzige sprachen. Das römische Recht, welches von den Ufern des Tigris bis zur Küste des atlantischen Meeres gegolten hatte, wurde verdrängt durch zahlreiche Gewohnheiten, Landes-, Provinzial- und städtische Gesetze, welche oft innerhalb einer Entfernung weniger Meilen mannichfaltig von einander abwichen.

Im oströmischen Reiche blieben zwar Gesetze und Verfassung dieselben. Allein der schwache Staat war nicht im Stande, seine Grenzen gegen feindliche Einfälle zu schützen. Vom Norden her verwüsteten Avaren, Bulgaren, Russen, vom Osten her die Perser die griechischen Provinzen. Mehr als einmal war Constantinopel der einzige Fleck, welcher den griechischen Kaisern noch Gehorsam zollte. Auch die Araber, welche sich wie eine wilde Fluth über die drei Theile der alten Welt ergossen, verwüsteten anfangs manche Saatfelder, bevor sie dieselben von neuem befruchteten, und die Normänner, welche fast zu derselben Zeit, da die Mohammedaner vom Süden her ihre Kriegszüge unternahmen, vom Norden hervorbrachen, machten alle Meere Europa's und alle Küsten unsicher. Doch wie einst die Phönizier und Griechen zuerst auf Raub ausgegangen waren und dann die Vermittler des Welthandels wurden, so schwangen sich auch die Saracenen und Normänner von Störefrieden zu mächtigen Beförderern des Handels und der Gewerbe auf. Das Reich, welches die Chalifen gründeten, stand an Volkszahl und Reichthum nicht weit hinter dem römischen zurück, und wenn sich auch bald mächtige Provinzen, Spanien, Nordafrika und Egypten, von ihm lossagten, so blieb doch zwischen den verschiedenen mohammedanischen Reichen, deren Ostgrenze Indien und Sibyrien und deren Westgrenze der atlantische Ocean und die Pyrenäen waren, ein reger und wohlgeordneter Verkehr bestehen. Italienische Kaufleute führten die Waaren des Südens über die

Alpen, den Rhein hinab nach den Niederlanden. Normännische Handelsmänner brachten die Waaren, welche sie in Nowogorod gekauft hatten, eben dahin und versorgten den Norden und den Osten mit den Erzeugnissen Mitteleuropa's. Die Lombarden wurden frühzeitig berühmt durch die großartigen Geldgeschäfte, welche sie machten, die Normänner durch ihre Entdeckungen und kühnen Handelsreisen.

Die blühendsten Reiche der ersten Zeit des Mittelalters waren unstreitig die mohammedanischen. Weder vor, noch nach der saracenischen Herrschaft zählte die pyrenäische Halbinsel eine so große Bevölkerung, so viele und so wohlhabende Städte und einen so trefflich angebauten Boden. Im Schooße der mohammedanischen Staaten waltete auch eine rege gewerbliche Thätigkeit, während in den christlichen der Druck, welcher auf dem Handel ruhte, Gewerbe und Ackerbau nicht aufkommen ließ. Die Rohheit im christlichen Europa war damals so groß, daß die Ausbeutung des menschlichen Elendes fast das einzige war, was mit einem gewissen Systeme betrieben wurde. Herodot erzählt uns, daß zu seiner Zeit die Thracier (Deutschen) die Küsten ihres Landes durch Grenzpfähle bezeichnet hätten, um Streitigkeiten über gestrandete Schiffe zu verhüten. Aehnliche Bestimmungen finden sich auch in der Gesetzgebung des Mittelalters nur zu häufig und in empörender Ausdehnung. Wenn ein Wagen auf der Straße zusammenbrach, ein Schiff im Flusse den Grund berührte, wurde das Gut gesetzlich dem Herrn der Gegend zugewiesen. Die natürliche, durch das Christenthum überdies noch als religiöse Pflicht eingeschärfte Rücksicht für den unglücklichen Eigenthümer des gebrochenen Wagens, des gestrandeten Schiffes und deren Ladung wurde der Raubsucht der Herrscher untergeordnet. Ja selbst die persönliche Freiheit und das Gut aller Fremden war stets in Gefahr. Wer sich Jahr und Tag an einem fremden Orte aufhielt, wurde Leibeigener von dessen Herrn. Die Habe des Fremden, welcher starb, fiel dem Ortsherrn zu. Als die Küstenbewohner Frankreich's vor den Normännern in das innere Land flohen, wurden sie dort aufgegriffen und zu Sklaven gemacht. Die schlimmsten aller Räuber waren die Adeligen und die Richter, welche theils selbst auf Raub ausgingen, theils Raubeshehler waren. Karl der Kahle wußte kein anderes Mittel gegen die Letzteren, als daß er sie eidlich versprechen ließ, weder Räuber noch Raubeshehler sein zu wollen. Unter dem Drucke solcher Verhältnisse verödeten die fruchtbarsten Provinzen des Abendlandes. Italien füllte sich mit Wäldern und Sümpfen und wo früher zahlreiche Gemeinden gewohnt hatten, gingen Wölfe und andere wilde Thiere auf Beute aus.

Karl I. that, was in seinen Kräften stand, um Handel, Gewerbe und Ackerbau zu fördern. Er verfolgte die Räuber und Raubeshehler mit unnachsichtlicher Strenge, legte Handelsplätze an und baute Straßen. Besondere Sorgfalt wandte er dem Ackerbau zu. Seine großen Güter am Rheine verwaltete er musterhaft. Er veredelte und dehnte den Weinbau aus, hegte die Bienenzucht und den Obstbau und gab umfassende Vorschriften, wie die Felder, Wiesen und Wälder zu behandeln seien. Die Zucht des Viehes und namentlich der Pferde wurde von ihm gehoben. Selbst die Gartengewächse und Blumen zog dieser Kaiser in das Bereich seiner Thätigkeit. Aus dem Verzeichnisse von Gartengewächsen, welche Karl I. pflanzen ließ, das auf uns gekommen ist, erhellt ein großer Reichthum von Blumen, Gemüsen, Gewürzen und wohlriechenden Kräutern. Auch Alfred der Große von England wirkte wohlthätig für Handel, Gewerbe und Ackerbau. Doch schuf Karl I. durch alle seine Thätigkeit schwerlich so viel Nützliches und Schönes, als er durch seine Kriege zerstörte. Seine Nachfolger führten meistentheils auch Kriege, thaten aber wenig oder nichts für die Geschäfte des Friedens. In Folge der furchtbaren Kriege, der Seuchen und der wiederholt wüthenden Hungersnoth fehlte es fast aller Orten im christlichen Abendlande an kräftigen Arbeitern. Deren Zahl

wurde durch die nicht endenden großen und kleinen Fehden der Machthaber, durch die Einführung des Priestercölibates und die Vermehrung der Klöster noch verringert. Die Arbeitslust konnte da nicht groß sein, wo der Arbeiter seines Lohnes nicht froh wurde. Das Christenthum mit seinen Grundsätzen allgemeiner Menschenliebe war nur Wenigen bekannt und wurde von noch Wenigeren geübt. Viele Jahrhunderte vergingen, bevor die Massen durch die Aeußerlichkeiten, mit welchen man es umgeben hatte, bis zu dessen Kerne durchzudringen vermochten.

Durch den Ackerbau wurden nur den nicht arbeitenden Grundbesitzern Scheunen und Keller gefüllt. Durch die Gewerbe erhielten die Ritter ihre Waffen, die Geistlichen ihre kostbaren Gewänder und sonstigen Bedürfnisse des Kirchendienstes. Nur in den Städten entwickelte sich allmählig eine Bevölkerung, welche außer dem Adel und der Geistlichkeit die Gewerbe beschäftigte. Das Landvolk mußte sich selbst seine Kleidung, seine Nahrung und seine Geräthschaften anfertigen. Denn es fehlte ihm gänzlich an Gelde zu deren Ankaufe. Auf dem Bauernstande lastete der Druck der Zeiten am schwersten. Dieser wagte im Laufe unseres Zeitabschnittes da und dort Versuche, das auf ihm lastende Joch zu brechen. Im Sachsenlande erhoben sich, in der Mitte des neunten Jahrhunderts, Frilinge und Laten (freie Grundeigenthümer und Hörige), jagten die adeligen Herren und die Geistlichen davon, stellten die in früheren Zeiten üblichen Gebräuche wieder her, (daher wurden sie Stellinga genannt,) konnten sich aber gegen die mächtigen Fürsten und Herren nicht lange behaupten. Im Jahre 842 wurden sie von Ludwig dem Deutschen auf's Haupt geschlagen und in ein schwereres Joch, als ihr früheres, gespannt. Im Jahre 992 erhoben sich die Landleute im Thurgau gegen den Adel und die Geistlichkeit. Sie schworen einander zu, von ihren Rechten und der Waffenehre nicht lassen zu wollen, Frohnden und Zinsen zu verweigern, sonst aber zu leisten, was der rechten Obrigkeit gebühre. Am 26. August 992 wurden sie aber bei Diespenhofen, unfern vom Einfluß der Schwarzach in den Rhein, geschlagen nnd später härter, als zuvor, gedrückt. Wenige Jahre darauf schlossen die Bauern der Normandie einen Bund gegen ihr Dränger. Sie gelobten sich gegenseitig eidlich, keinen Herrn mehr haben zu wollen. Sie gedachten die Frohndienste abzuschaffen und die Wälder und die Wasser, welche Adel und Geistlichkeit in ausschließlichen Besitz genommen hatten, wieder frei zu machen. Bevor die Bauern jedoch ihren Plan ausführen konnten, wurde er dem Herzoge Richard II. (997—1026) verrathen. Die armen Landleute der Normandie wurden zusammengehauen, verstümmelt und mißhandelt, wie ihre Leidensgenossen im Thurgau und im Sachsenlande. Die Knechtschaft mußte noch schwerer werden, bevor sie abgeschüttelt werden konnte.

§. 63. Kriegswesen.

Bei dem Kriegswesen sind drei Dinge hauptsächlich wichtig: die Zahl, die körperliche und geistige Beschaffenheit und die Kunst der Krieger. In diesen drei Beziehungen waren die Mohammedaner der ersten Jahrhunderte des Mittelalters fast durchschnittlich ihren Gegnern überlegen. Der Glaube machte ihre Heere zugleich zahlreich und begeistert. In der Kriegskunst waren sie zwar anfangs ihren griechischen Feinden nicht gewachsen. Doch wo die Krieger zahlreich und muthig sind, reicht die überlegene Kriegskunst der Gegner auf die Dauer nicht aus; denn selbst die Niederlagen sind für sie lehrreiche Schulen. Abgesehen von den tiefer liegenden religiösen und politischen Ursachen der Siege der Anhänger Mohammed's, finden wir dieselben auch schon in ihrem Kriegswesen begründet. Der Saracene warf sich in das Kriegsgetümmel mit der Ueberzeugung, entweder den Sieg auf dieser, oder das Paradies in jener Welt zu erobern. Die griechischen Heere,

welche die Mohammedaner bekämpften, bestanden aus Söldnern, welche wenig oder keinen Antheil an den Schicksalen der Kaiser, denen sie dienten, nahmen. Der Sold, die Hoffnung auf Beute und die Aussicht, sich durch den Kriegsdienst emporzuschwingen — diese niedrigsten aller Beweggründe beseelten allein die gemietheten Truppen. Die nationalen und religiösen Hebel wirkten in zweiter Reihe ebensowohl in den griechischen Heeren, als die Rücksichten des Eigennutzes inmitten der mohammedanischen. Allein dadurch wurde doch der Unterschied zwischen den streitenden Theilen noch nicht ausgeglichen. Eine besonders große Rolle in der Geschichte der griechischen Kriege dieses Zeitabschnittes spielt das s. g. griechische Feuer, welches sogar unter dem Wasser fortbrannte und welchem allein die griechischen Heere zahlreiche Siege, namentlich zur See, verdankten. Das Kriegswesen der Saracenen blieb sich von ihrem ersten Auftreten bis zum Ende unseres Zeitabschnittes ziemlich gleich. Eben dieses gilt von demjenigen der Griechen. Dagegen erlitt das Kriegswesen des Abendlandes im Laufe der Jahrhunderte, welche zwischen dem Sturze des abendländischen Reiches und dem Beginne der Kreuzzüge in der Mitte liegen, mannichfaltige Veränderungen. Die Völker des Nordens besiegten die römischen Heere hauptsächlich aus dem Grunde, weil ihre gesammte waffenfähige Mannschaft in den Krieg zog. Nimmermehr hätten einzelne Stämme der Deutschen, wie die Gothen, die Vandalen, die Burgunder, die Longobarden und andere, den römischen Waffen Trotz bieten können, wenn ihre Heere in ähnlicher Weise, wie die römischen, d. h. durch Werbung zusammengebracht und durch Soldzahlung unter den Fahnen zurückgehalten worden wären. Gerade diejenigen Stämme, welche den Römern am verderblichsten wurden, hatten die Brücke der Rückkehr hinter sich abgerissen und waren entschlossen, mit dem Schwerte in der Hand neue Wohnsitze zu gewinnen. Die große Kraft, welche diese Beweggründe den deutschen Heeren mittheilte, verlor sich bald, nachdem sie ihren Zweck erreicht hatten. Die Ostgothen in Italien und die Vandalen in Afrika wurden durch die überlegene Kriegskunst der griechischen Heere ohne viele Mühe besiegt. Die kriegerische Stärke der deutschen Völker, welche sich in den Provinzen des weströmischen Reiches niederließen, erschlaffte bald, wie sich zur Genüge aus ihren Kämpfen mit den Normännern ergibt. Diese konnten sich an Zahl mit den Franzosen, Engländern, Italienern und Deutschen nicht messen. Dennoch machten sie sich allen diesen Völkern furchtbar und eroberten selbst große Landstriche in Frankreich und Italien und von der Normandie aus ganz England.

Die größte aller Mächte ist die Macht der Verhältnisse. Denn sie beruht gleichmäßig auf den Neigungen der Völker und deren Beziehungen zur Außenwelt. Es war nicht schwer, große Massen aufzubieten, wenn einer armen und schwer gedrückten Nation die Reichthümer und das Wohlleben eines benachbarten und entnervten Volkes in Aussicht gestellt wurde. Doch sobald sich diese verwirklicht hatte, erlagen die Sieger mehr oder weniger denselben Einflüssen, welchen früher ihre besiegten Feinde gewichen waren. Die allgemeine Volksbewaffnung, oder, wie sie bei den alten Deutschen genannt wurde, der Heerbann, konnte nur in seltenen Ausnahmsfällen und von besonders kräftigen Herrschern aufgeboten werden. Dieselben Erscheinungen, welche sich in dem kirchlichen, staatlichen und gesellschaftlichen Leben bemerklich machten, traten auch in dem Kriegswesen zu Tage. Die engsten Kreise des Lebens waren diejenigen, welche bei den Abendländern des Mittelalters am meisten Kraft und Lebensfähigkeit besaßen. Der Blick der Meisten war so beschränkt, daß er nicht weiter, als bis zum unmittelbaren Vorgesetzten reichte. Mit diesem stand, wie der Bauer und das Beichtkind, so auch der Krieger in fester Verbindung. Jener gehorchte willig seinem Gutsherrn oder Beichtvater, dieser seinem Lehensherrn. Welche Pflichten der Lehensherr dem Herzoge, dem Könige oder dem

Kaiser gegenüber hatte, untersuchte Niemand. Wie in früheren Zeiten, waren, wenn es galt, alle wehrhaften freien Männer und zwar je nach der Größe ihres Grundbesitzes mit größerer oder kleinerer Rüstung, größerer oder kleinerer Dienstmannschaft zur Kriegsfolge verpflichtet. Doch die Volksbewaffnung hatte ihr ganzes Wesen, ihre volle Bedeutung verloren. In der Volksversammlung war früher der Krieg und das Aufgebot des Heerbannes beschlossen worden, die freien Männer hatten sich selber ihre Führer gewählt. Nachdem die deutschen Stämme sich da und dort niedergelassen hatten, fuhren ihre Könige fort, Kriege zu führen, welche aber nicht das Wohl der Völker, sondern nur die Befriedigung fürstlichen Ehrgeizes und zügelloser Herrschsucht bezweckten. Natürlich waren die freien Männer unwillig, in solchen Kriegen Hab und Gut, Leib und Leben auf's Spiel zu setzen. Durch die eigene Schuld der Könige kam der Heerbann in Verfall. Um so mehr wurde dagegen der Lehensdienst gehegt. In diesen waren wohl auch dieselben Männer eingereiht, welche im Heerbanne dienstpflichtig waren. Allein sie dienten, als Lehensleute, nicht dem Vaterlande, nicht einer großen Idee, vielmehr blos einer Person, welcher sie gewisse persönliche Vortheile verdankten. Mit dem Lehensdienste mochten sich, den Umständen nach, nationale und religiöse Beweggründe verbinden, wie z. B. diese gewiß in dem Heere, das Karl Martell den Mohammedanern entgegenführte, sich bewährten. Das Wesen des Lehendienstes brachte aber derartige höhere Beweggründe nicht mit sich. Der Lehensmann mußte sein Schwert umgürten und seinem Herrn folgen, ob dieser einen gerechten, oder einen ungerechten, einen dem Vaterlande nützlichen oder verderblichen Streit ausfechten wollte. In dem Kriegswesen, wie in allen übrigen Kreisen der Wirksamkeit, ging das Bestreben im Mittelalter dahin, die selbstständige Prüfung des Untergeordneten so sehr als möglich auszuschließen und sie durch den Gehorsam zu ersetzen. In früheren Zeiten war der Gehorsam der freien Männer nur die Folge einer Berathung gewesen, an welcher sie selbst Theil genommen hatten. Als das Lehenrecht zum herrschenden Gesetze wurde, entschied das persönliche Verhältniß zwischen Herrn und Vasallen. Dieser mußte gehorchen, wenn er nicht seine Lehen auf das Spiel setzen wollte.

Die Heere waren unter diesen Verhältnissen zwar noch immer sehr zahlreich, doch erreichten sie diejenigen Zahlen nicht mehr, welche sie zur Zeit der Völkerwanderung gehabt hatten. Auch haben die Lehensheere keine der glänzenden Thaten aufzuweisen, wie sie die Geschichte der Volksheere uns aufbehalten hat. Die Kriegskunst sank im Abendlande mit der Zahl und der inneren Tüchtigkeit der Streiter. Die einzelnen Heerhaufen waren nicht nach den Regeln der Kriegskunst, sondern nach persönlichen und Stammesrücksichten geordnet.

Weder eine griechische Phalanx, noch eine römische Legion konnte durch die Zusammenstellung der verschiedenen Dienstmannschaften hergestellt werden. Auf ein bestimmtes Verhältniß der Waffengattungen, auf das Vorhandsein sämmtlicher Erfordernisse der Kriegsführung konnte eben so wenig gerechnet werden, als auf eine gute Mannszucht und auf eine genaue Ausführung kriegerischer Bewegungen. Die deutschen Heere des neunten, zehnten und elften Jahrhunderts hätten schwerlich das abendländische römische Reich zertrümmert. Karl I. brachte allerdings noch eine bedeutende Kriegsmacht auf die Beine, allein er beherrschte Frankreich, Deutschland und einen Theil von Italien und Spanien. Wie schwach das Abendland in kriegerischer Beziehung war, zeigte sich namentlich auch in seinen Kämpfen mit den Ungarn, welche bis jenseits der Alpen und zu den Pyrenäen streiften, Deutschland tributpflichtig machten, und erst nach langjährigen und blutigen Kämpfen zu Ruhe gebracht werden konnten.

———0———

Inhaltsverzeichniß
des vierten Buches.

		S.
§. 1	Einleitung	1

Erster Abschnitt.

Uebergang von der alten zur mittleren Zeit (476—622).

§. 2	Rückblick auf die Vergangenheit	3
§. 3	Das oströmische Reich bis 565	4
§. 4	Fortsetzung bis 628	8
§. 5	Italien bis 526	10
§. 6	Fortsetzung bis 622	14
§. 7	Afrika	16
§. 8	Die pyrenäische Halbinsel	18
§. 9	Frankreich	19
§. 10	Deutschland	22
§. 11	Brittannien	24
§. 12	Scythische Stämme	26
§. 13	Persien	28

Zweiter Abschnitt.

Die Entstehung und erste Ausbreitung des Islam (622—1095).

§. 14	Einleitung	31
§. 15	Mohammed's Lehre	32
§. 16	Mohammed's Thaten	35
§. 17	Einzelnheiten aus Mohammed's Leben	38
§. 18	Mohammed's erste Nachfolger	42
§. 19	Fortsetzung	45
§. 20	Die Ommijaden (661—750)	47
§. 21	Die Abbasiden (750—1095)	51
§. 22	Die Türken	54
§. 23	Die Araber in Nordafrika	56
§. 24	Die Araber in Spanien	58
§. 25	Zustand der Völker unter der Herrschaft des Islam	61

Dritter Abschnitt.

Die weltliche Herrschaft in den christlichen Staaten (622—1095).

§. 26	Einleitung	65
§. 27	Das oströmische Reich	66
§. 28	Fortsetzung	68
§. 29	Frankreich bis auf Pipin (628—768)	75
§. 30	Karl I.	78
§. 31	Frankreich bis 1095	83
§. 32	Italien	87
§. 33	Deutschland bis 1024	96
§. 34	Fortsetzung bis 1106	102

S.
§. 35 Burgund 108
§. 36 Brittannien 109
§. 37 Scandinavien 115
§. 38 Die Normänner 120
§. 39 Die Russen, Polen und Wenden 122
§. 40 Bulgaren und Ungarn 125

Vierter Abschnitt.

Die geistliche Herrschaft in den christlichen Staaten (476–1095).

§. 41 Vorbemerkung 128
§. 42 Glaubensstreitigkeiten 130
§. 43 Der Bilderdienst 134
§. 44 Die Paulicianer 137
§. 45 Die Trennung zwischen Osten und Westen 138
§. 46 Das Pabstthum 140
§. 47 Die christliche Lehre 145
§. 48 Das Kirchenrecht 148
§. 49 Die Geistlichkeit 151
§. 50 Die Klöster 153
§. 51 Sakramente, Bann und Interdict 156

Fünfter Abschnitt.

Die Ideenwelt der ersten Jahrhunderte des Mittelalters.

§. 52 Einleitung 160
§. 53 Römische Rechtsbegriffe 161
§. 54 Deutsches Recht 164
§. 55 Christlicher Glaube, Judenthum und Islam 166
§. 56 Faustrecht und Gottesfrieden 169
§. 57 Gottesgerichte 170
§. 58 Königthum, Adel und Leibeigenschaft 172
§. 59 Künste und Wissenschaften 176

Sechster Abschnitt.

Schlußbetrachtungen.

§. 60 Die Völker 180
§. 61 Die Städte 182
§. 62 Handel, Gewerbe und Ackerbau 184
§. 63 Kriegswesen 186

Alphabetiſches Wörter-Verzeichniß.

A.

Abbas 50
Abbaſiden 51 ff.
Abdallah, Mohammed's Vater, 32
Abdallah, der Ommijade, 60
Abdallah Zubeir's Sohn, 49
Abd Almalik, Almanſor's Sohn, 60
Abd Almalik, Chalif, 49
Abd al Muttalib 32
Abd Errahman, Mohammeds Freund, 44
Abd Errahman, Statthalter in Spanien, 50, 59
Abd Errahman I. 59
Abd Errahman II. 60
Abd Errahman III. 60
Abd Errahman 60
Abendmahl 137
Aberglauben 68, 129, 144
Abgaben 82
Abraham 33
Abu Abdallah 57
Abu Beker 34 ff. 42
Abu Dſchiafar Almanſur 51
Abu Joſeph 51
Abu Iſchak 56
Abul Abbas 50 f.
Abu Sophian 36
Abu Talib 32, 36
Abu Ubeida 43
Abyſſinien 32
Abyſſiniſche Chriſten 132
Acacius 5
Achmed, Tulun's Sohn, 56
Achrida 126
Ackerbau 184 f.
Adam 33
Adel 96, 172
Adelbert von Bremen 103 ff.
Adelgis 80
Adelheid (Otto's I. Gemahlin) 91, 100
Aetius 20
Aeußerlichkeiten 141
Afrika 7 ff., 16 ff.
Aftervaſallen 114
Agilulf 15
Aglabiten 56
Agnes, Heinrich's III. Gemahlin, 102
Ahmed Afdal 58
Alahor 59
Alanen 3, 23
Alarich II. 18, 21
Alberich 91
Alboin 14 f. 80
Alcuin 82
Alexander, Conſtantin's VII. Oheim, 72
Alexandria 43
Alexius Comnenus 75
Alfgiwa (Geliebte Kanut's) 13
Alfred der Große 110 ff.
Alfred, Ethelred's II. Sohn, 112
Ali 36, 44 ff.
Alkazar 59
Allemannen 15, 21, 23
Almanſor 60
Almeuon 61
Almoſen 34
Alp Arslan 55
Alphons VI. 61
Alphonſiniſche Tafeln 64
Alptekin 54
Amalarich 12, 21
Amalaſuntha 13
Amalfi 94, 183
Amantius 4
Amida 28
Amin 52
Amina (die Mutter Mohammed's) 32
Amru 43
Amund Jakob 120
Anaſtaſius 4
Anaſtaſius II. 69
Anbetung 34, 142
Ancona 15
Andaluſien 60
Andernach 84
Andronicus I. 74
Angeln 25

Anna (Heinrich's I. Frau) 86
Anselm 177
Ansgarius 116
Anten 27 f.
Antiochia 64
Antonina 5 ff.
Apsimar 69
Apulien 94
Aquitanien 21, 85
Araber 31 ff. 56, 64, 68
Arduin v. Ivrea 92
Ariadne 4
Arianer 10, 16, 132
Aristoteles 63
Arles 21
Arlotte (Mutter Wilhelm's des Eroberers) 122
Armenier 132
Armorica 4, 20 f. 25
Arnulf 90, 98
Arnulf von Baiern 99 f.
Arpad 127
Arragonien 60
Artavasdes 136
Arthur 25
Asturien 61
Asylrecht 149 f.
Athalarich 18
Athanasianer 11, 16, 19
Atheling 113
Athelstan 110
Atsiz 55 ff.
Attiniacum 80
Austrasien 22, 76
Authari 15
Avaren 8, 14, 23, 27 f., 80, 125 f.
Aversa 93 f.
Avicenna 64
Avranches 177
Ayscha (Gattin Mohammed's) 34, 38 f. 41 ff.
Azzähra 60

B.

Babenberg 98
Badis 57
Bagdad 51, 63, 183
Bagher 52
Baghi Sejan 56
Bahrrecht 171
Bajan 9
Baiern 15, 23, 80
Balduin V. von Flandern 86
Bannfluch 103, 105, 139, 156 ff.
Bar 109
Barcelona 85
Bardes Phocas 73
Bari 90, 94
Barkiarok 55
Basantello 101
Basel 109
Basilius der Macedonier 71
Basilius II. 73
Basilius, der Mönch, 155
Basina 20
Bassora 44, 63
Bauern 186
Bautzen 101
Bec 177
Beda Venerabilis 177
Beder 37
Bedr 38
Beichte 156 f.
Beischläferinnen 35
Belisar 5 ff., 14, 16, 29
Belisar (Sohn) 8
Benedict von Nursia 155
Benedict VIII. 92
Benedict IX. 93
Benedictiner 155
Benevent 94
Berbern 56
Berengar I. 90
Berengar II. 91
Bernhard (Pipin's Sohn) 83 f.
Bernward 177
Bertha (Pipin's Gemahlin) 78
Bertha (Robert's I. Gemahlin) 86
Bertha (Heinrich's IV. Gemahlin) 104
Bertha, Gräfin von Champagne, 109
Bertha (Ethelbert's Gemahlin) 109
Berthold von Constanz 179
Berytus 64
Betrug 140
Bibel 33 f.
Bilder 136
Bilderdienst 134 ff.
Bilderstreit 70

Bildhauerei 135
Bildſäulen 136
Bildung 177
Biſchöffe 144, 149
Blaue 6
Blot Swen 120
Blutrache 97
Böhmen 125
Boetius 12
Boga 52
Bohemund 95
Boleslav 99
Boleslav von Polen 101
Bonifacius (Winfried) 77, 97
Bonifacius VII. 92
Bosnier 122
Boſo, Graf von Vienne, 85, 108
Braminen 140
Bremen 116
Brittannien 4, 24, 109
Bruch der griechiſchen und der römiſchen Kirche 139
Bructerer 20
Brunaburg 111
Brunehild 22
Bruno 92
Bruno von Rheims 155
Buchara 48
Buiden 53
Bulgaren 4, 11 f., 14, 23, 27, 125 ff.
Bulla 18
Burgen 99
Burgos 61
Burgund 76, 84, 86, 108
Burgunder 3, 20, 23
Buße 156

C.

Calabrien 94
Caledonier 24
Calat Annoſor 60
Camaldulenſer 155
Canobia 133
Canoſſa 105
Canterbury 109
Capetinger 85 ff.
Capua 94
Carbeas 138
Carthago 17
Caſtilien 61
Catalonien 61
Ceremonien 68
Cerularius 139
Ceuta 59
Chadidſcha (erſte Gattin Mohammed's) 32, 35 f., 39 ff.
Chagan 8, 28
Chaibar 37
Chalcedon 10
Chalifen 42 ff.
Charidſchiten 49
Chaucen 20
Chazaren 10, 125
Childebert 22
Childerich 20
Childerich II. 76
Childerich III. 77
Childerich, der Vandale, 16
Chilperich 22
Chindaſuinth 58
Chintila 58
Chlodemir 22
Chlodwig 18, 20 ff. 96
Chlodwig, Dagobert's I. Sohn, 76
Chlotilde 21
Chosroes 9, 29
Chosroes II. 30 f.
Chriſocheir 138
Chriſten 34, 57
Chriſtenthum 2, 31, 34, 65, 120, 145 ff. 166 ff.
Chriſtoph, Romanus I. Sohn, 72
Chriſtus 34, 140, 145
Cid 61
Civitella 94
Clauſur 155
Clemens II. 93
Clemens III. 106, 144
Clepho 15
Cölibat 139
Coimbra 61
Commachio 15
Compiegne 86
Connaught 115
Conrad, Otto's I. Schwiegerſohn, 100
Conrad II. von Deutſchland 93
Conſtans II. 69
Conſtantia, Roberts I. zweite Gemahlin, 86

Conſtantin III. 69
Conſtantin IV. 69
Conſtantin V. 70, 136, 138
Conſtantin VI. 70 f.
Conſtantin VII. (porphyrogenitus) 68, 72 f.
Conſtantin VIII. 72
Conſtantin IX. 73
Conſtantin X. (Monomachus) 74, 95
Conſtantin XI. (Ducas) 74
Conſtantin XII. 74
Conſtantin Sylvanus 137
Conſtantina 9
Conſtantinopel 67
Cordova 59 f. 63, 183
Corſica 15, 18
Crescentius 91
Creta 71
Cteſiphon (Madain) 44
Cumberland 111
Cunimund 15
Cyrillus 131

D.

Dänen 23, 25, 110, 112, 115
Dagobert I. 76
Dalmatien 11, 13
Damascus 43, 63
Dara 29
Dasbagerd 10
Decretalen Iſidor's 143, 148
Derbend 50
Deſiderata 78
Deſiderius 80
Deſpotismus 63, 66, 124
Deutſches Recht 164 ff.
Deutſchland 22 ff., 96 ff.
Deutſchthum 11, 65
Dichter 40
Dichtkunſt 177
Dichtungen der Liebe 177
Dijon 21, 109
Dilemiten 53
Dioscorus 131
Ditmar von Merſeburg 179
Dokak 56
Donatiſten 16
Drago 83
Dreieinigkeit 69, 135, 137
Drei Kapitel 132
Dſchawer 57
Dublin 115
Duderſtadt 183
Dummheit 129, 142
Duncan 114
Dunſtan 111

E.

Eberhard von Franken 99
Edda 115
Edeſſa 64
Edgar Atheling 113
Edgar 111
Edmund Eiſenkeite 112
Edred III. 111
Edris I. 52, 56
Edris II. 56
Eduard I. 111
Eduard II. 111
Eduard, Ethelred's II. Sohn, 112 f.
Edwy 111
Egbert 106
Egbert, König von Weſſex 109
Eginhard 82
Egiza 58
Egypten 43
Ehe 39, 106 f., 122, 139, 149
Ehebruch 39
Ehefrauen 35
Eheloſigkeit 111, 143
Ehresburg 80 f.
Eid 149
Einzug Mohammed's in Medina 36
Ekmiaſin 133
Elfriede 112
Elſaß 98
Emir al Omra 53
Emma 112 f.
Emmeran 97
Emund der Alte 120
Engel 137
Engelsburg 91
Erarich 14
Erkenntniß 129

Erich 116
Erich von Schweden 117
Erik Rauda 117
Ernst von Oesterreich 101
Ernst von Schwaben 102, 109
Erwig 58
Erzbischöffe 149
Esser 26
Esthen 122
Estramadura 60
Ethelbald 110
Ethelbert von Kent 109
Ethelbert, Ethelwolf's zweiter Sohn, 110
Ethelred I. 110
Ethelred II. 112
Ethelwolf 110
Eudo 50
Eudocia (Heraclius Gattin) 69
Eudocia (Constantin's IX. Gattin) 74
Eudocia (Constantin's IX. Tochter) 73
Euphemius 94
Euphrat 47
Eurich 18
Euthaliten 28
Eutharich 15
Eutyches 131
Ewiger Frieden 29
Exarchat 15, 136

F.

Fabeln 140
Fadl 52
Farörinseln 117
Fasten 34
Fatah 52
Fatima, Tochter Mohammed's, 39, 42
Fatimiden 57
Faustrecht 169 f.
Fegefeuer 142
Feigheit 142
Feletheus 11
Ferdinand, Sancho's Sohn, 61
Ferdusi 64
Ferrara 15
Fetische 135
Feuerprobe 171
Filuz 44
Finanzen 82
Finnen 122
Firmung 136
Fischer 142
Flavian 131
Fontenay 84
Forchheim 106
Formosus 90
Franken 3, 15, 20, 23, 96 f., 104
Frankfurt a. M. 137
Frankreich 19, 75
Frauen 35, 39, 60, 177
Fredegunde 22
Freiheit 66
Friesen 23, 25, 76, 96
Fulko von Rheims 85

G.

Galizien 61
Gallien 19
Gallus 97
Garganus 94
Gariglano 90
Garsias 61
Garsias Ximenes 61
Gebet 41
Gefecht 37
Gehorsam 1
Geisa I. 127
Geistesgegenwart 37
Geistliche Herrschaft 65 f. 77, 105 f. 130
Geistlichkeit 151
Gelimer 17 f.
Genserich 16
Genua 183
Gepiden 4, 11, 14
Gerberga von Schwaben 109
Gerbert 177
Gericht des hl. Abendmahls 171
Gerichtshöfe der Liebe 177
Gero 100
Gerstungen 104
Gesetz (Mohammed's) 37
Gesetzsammlung (Justinian's) 6
Gespannschaft 127
Gewalt 36, 140

Geweihte Bissen 171
Gewerbe 184 ff.
Ghasna 54
Ghasnaviden 53
Gijon 61
Ginevra 26
Gisela, Tochter Ludwig's des „Frommen", 90
Gisela, Heinrich's II. von Deutschland Mutter, 109
Gisela, Karl's des Einfältigen Tochter, 121
Giselbert 99
Glaube 31 ff. 128 f.
Glaubensstreitigkeiten 130
Glaubensverfolgungen 16 f. 19
Gleichheit 66
Godwin, der Däne, 113
Götzen 32, 34, 37
Gorm 99, 116
Goslar 104
Gothen 3, 14, 115, 120
Gottesfrieden 169 f.
Gottesgerichte 170 ff.
Gottfried, Gozelo's I. Sohn, 102
Gottfried, König der Normänner, 98
Gottfried, König von Jütland, 116
Gottegisel 21
Gottesdienst 134
Gozelo I. von Lothringen 102
Gran 127
Granada 60, 183
Gregor von Tours 178
Gregor I. 16, 142
Gregor II. 89, 136
Gregor V. 92, 143
Gregor VI. 93
Gregor VII. 105, 144
Griechen 94 f.
Griechisches Feuer 68
Grimoald 88
Grönland 117
Großfürsten 124
Großhofmeister 76
Guido, Marozia's zweiter Gatte, 91
Guido von Spoleto 90
Gundamund 16
Gundobald 21

H.

Haddschadsch 49
Hadrian I. 137
Hafna 39
Haistulph 77, 88
Hakem 55, 57
Hakem I. 60
Hakem II. 60
Hako, Harald Haarfager's Sohn, 117
Hako, der Reiche, 118
Hakon, der Rothe, 120
Halfdan 116
Hamadaniden 53
Hamburg 116
Hamza 36
Handel 184 ff.
Hanno von Köln 103
Harald (Blauzahn) 116
Harald Grände 118
Harald Haarfager 117
Harald Hanedrade 119
Harald Klak 116
Harald Schnellfuß 113
Harald (Godwin's Sohn) 113
Harald Hildetan 115 f.
Harald, Sueno's Sohn, 112, 118
Hardikanut 113
Harun al Raschid 51
Harzburg 104
Hasan 47
Haschim 32, 36
Haschimiten 32, 36
Hastings 113
Hatto von Mainz 98
Havelberg 100
Heerbann 187
Heiden 31, 132
Heidenthum 25, 134, 136
Heilige 137, 144
Heinrich I. von Frankreich 86
Heinrich I., der Vogler, von Deutschland, 99
Heinrich II. von Deutschland 92, 101
Heinrich III. von Deutschland 93
Heinrich IV. von Deutschland 103 ff. 144
Heinrich V. von Deutschland 107
Heinrich, Otto's I. Bruder, 99
Heinrich von Baiern, der Zänker, 101
Heinrich, Wilhelm's des Eroberers Sohn, 114

Helene, Conſtantin's VII. Frau, 73
Hengiſt 24 f.
Henotikon 131
Heracleonas 69
Heraclius, der Kaiſer, 10, 68
Heraclius, Conſtantin's IV. Bruder, 69
Heribert von Mailand 63
Hermenigild 19
Herrmann von Veringen 179
Herrmann II. von Schwaben 109
Herrmann Billung 100
Herrmann von Luxemburg 106
Herſen 115
Hersfeld 104
Heruler 4, 6, 11, 23
Herzogthümer 102
Herzenglauben 88
Hezilo 101
Hildebrand 105
Hirtenbrief 139
Hiſcham 50
Hiſcham I. 59
Hiſcham II. 60
Hiſcham, der Ommijade, 60
Hölle 141
Hohenburg 104
Hohnai 37
Hormuz 30
Horſa 25
Hugo, Karl's I. Sohn, 83
Hugo Capet 85
Hugo von Burgund 91, 108
Hugo von Tuſcien 92
Hunnen 3, 23, 27
Hunnerich I. 16
Huris 35, 40
Huſein 48
Hyaja 61
Hypatius 6

J.

Jakob Baradäus 133
Jakobiten 132
Jarmuk 43
Jarle 115
Jaroslaw 123
Ibas 132
Ibn Abu David 52
Ibn Razek 53
Ibrahim, Mohammed's Sohn, 39
Ibrahim, der Aglabite, 52, 56
Ideen des Mittelalters 160 ff.
Jeruſalem 43, 57
Jeſus 33
Jezdegerd 44
Jezid I. 48
Jezid II. 50
Jezid III. 50
Ighor 123
Ignatius 72 139
Iguvium 14
Ildebald 13
Ilgazi 56
Illiberis 134
Imam 43
Indus 48
Inge I. 120
Ingelheim 107
Ingeltrude 90
Ingrier 122
Ingulf 117
Interdict 156 ff.
Johann von Cappadocien 7
Johann, Tyrann von Rom, 92
Johannes, der Eunuche, 74
Johannes Grammaticus 74
Johannes VIII. 108
Johannes X. 90
Johannes XI. 91
Johannes XIV. 91
Johannes XV. 92
Johannes XVI. 92
Johannes XIX. 93
Jomsburg 117
Joſephiten 133
Jovian 28
Irak 42
Irene 70 f. 137
Irland 114
Irmengard 83
Irmenſäule 80
Iſack I., Comnenus, 74
Iſaurier 4, 136
Iſidor von Sevilla 177
Islam 42, 61 ff. 166 ff.
Island 115, 117
Ismael 54

Italien 9, 87
Juden 19, 31, 34, 57 f., 132
Judenthum 166 ff.
Judith, Ludwig's des s. g. Frommen zweite Gemahlin 83
Judith, Ethelwolf's zweite Frau 110
Jüten 23, 25
Jütland 100
Julian 59
Jungfrau 131, 137
Jussuf 59
Jussuf Balkin 57
Justin I. 4
Justin II. 8
Justinian I. 5 ff. 16, 132, 161 ff.
Justinian II. 69, 137
Iwar Widfathme 115

K.

Kaaba 32, 36 f., 49
Kabul 54
Kadesia 43
Kadidscha, s. Chadidscha
Kaher 53
Kajem 55
Kainoka 37
Kairawan 49, 63, 183
Kairo 43, 183
Kaiser 67 ff., 81 ff., 87, 97 ff.
Kameelschlacht 45
Kanzleistyl 144
Kanut, der sogenannte Große, 102, 118
Kanut, Sueno's Sohn, 119
Kaptschak 126
Karl I. 78 ff., 89, 116, 137, 143
Karl Martell 50, 76, 89
Karl, Karl's I. Sohn, 83
Karl, der Kahle, 83 ff., 90
Karl, der Einfältige, 85
Karl, der Dicke, 85, 90, 98
Karl von Lothringen 85
Karl Constantin von Burgund 108
Karlmann, Karl's I. Sohn, 78
Karlmann, Ludwig's I. Sohn, 97
Karolinger 77 ff., 85 f., 96 ff.
Karthäuser 165
Katapan 94
Kenneth 114
Kent 26
Kerboga 56
Kerman 55
Khaled 42
Khuzaiten 32
Kiew 122
Kilian 97
Kirche 97
Kirchenämter 103
Kirchenrecht 148 ff.
Kirchenstaat 143
Kirchenversammlung 136
Kirchenzucht 158
Klodion 20
Klöster 153 ff.
Klostereremption 154
Kobad 28
Köln 107
Könige 144
Königthum 120, 172
Kolchis 29
Kolumban 97
Komanen 125
Konrad I. von Deutschland 98
Konrad II. von Deutschland 102
Konrad von Burgund 108
Konrad, Heinrich's IV. Sohn, 107
Konrad von Franken und Lothringen 106
Kopf- und Nasen-Geld 120
Kopten 43, 132 f.
Koran 33 f., 43
Krem (Krumus) 71
Kreuz 135
Kreuzgericht 172
Krieger 66
Kriegskunst 68
Kriegsverfassung 82
Kriegswesen 186
Kroaten 122
Künste 175 ff.
Kufa 44
Kunigunde 92
Kureischiten 32 ff. 36 f.
Kuren 122
Kurkuas 73
Kuteiba 49

L.

Lambert 90
Lancelot 25
Lanfranc 177
Langres 21
Lappen 123
Leben 177
Lebensregeln 33
Lechfeld 100
Leckerbissen 35
Lebra 115
Legaten 142
Lehendienst 188
Lehenrecht 15, 164 ff.
Lehenseid 144
Lehranstalten 60
Lehre (Mohammed's) 34 ff.
Leibeigenschaft 172 f.
Leif 117
Leinster 115
Leo I., Pabst, 142
Leo III., Pabst, 81, 142
Leo III., Kaiser, 4, 69, 89, 135
Leo IV., Kaiser, 70
Leo V., Kaiser, 71
Leo VI., Kaiser, 72
Leo IX., Pabst, 94
Leon 61
Leontius 69
Leovigild 19
Letten 122
Lichnidus 126
Lithauer 122
Liven 122
Löwen 98
Lombardei 67, 94
Longobarden 4, 14, 23, 80, 88
Longobardische Gesetze 88
Lothar I., der Franke, 22
Lothar II. 22
Lothar I., Ludwig's des s. g. Frommen Sohn, 83, 90
Lothar II. von Italien 90
Lothar III. 76
Lothar, Ludwig's IV. Sohn, 85
Lothar, Sohn Hugo's von Burgund, 91
Lotharingen 84, 99
Ludolf 100
Ludwig, der s. g. Fromme 83
Ludwig I., der Deutsche, dessen Sohn 83, 97
Ludwig, das Kind, 98
Ludwig, der Stammler, 84
Ludwig IV. 85
Ludwig, der Faule, 85
Ludwig II., Ludwig's I. Sohn, 97
Ludwig II. von Italien 90
Ludwig von Provence 90
Ludwig, der Blinde, von Burgund, 108
Luitpold 98
Luitprand 88, 179
Lusitzer 122

M.

Macbeth 114
Madain (Ctesiphon) 44
Mähren 125
Märtyrertod 141
Magdeburg 100
Magnus, Olaf's II. Sohn, 119
Magnus I. 119
Magnus II. 119
Magyaren 127
Mahadi 51
Mahl Mohammed's 36
Mahmud I. 54
Mahmud, Barkiarok's Halbbruder, 55
Mailand 182
Maimma 41
Major Domus (Großhofmeister) 22
Malcolm 111
Malek Schah 55
Mamun 52
Man 115
Mansur 54
Mantua 107
Markmannen 23
Marie, die Sclavin Mohammed's, 39
Marie, Mutter Jesu, 39, 135, 137
Maron 133
Maroniten 132
Marozia 90 f. 143
Marseilles 21
Martina 69
Martyropolis 28
Maslama 49

Mathilde, Otto's III. Tante, 92
Mathilde, Markgräfin von Tuscien, 105 ff. 144
Mathilde von Flandern, Wilhelm's des Eroberers Gattin, 114
Mauritanien 60
Mauritius 9
Meath 115
Mecca 32, 36 f.
Medina 32, 36 f.
Meinwerk 177
Melitene 30
Mellrichstadt 106
Melus 94
Menschenliebe 131
Menschheit 24
Mercia 26
Merlin 26
Merovinger 75
Merseburg 99
Merwan I. 49
Merwan II. 50
Merwig 20
Mesopotamien 67
Messe 147
Methodius 71
Michael Cerularius 74
Michael, Nicephorus Schwiegersohn, 71
Michael II. 71
Michael III. 71
Michael IV., der Paphlagonier, 74
Michael V. 74
Michael VI. (Stratioticus) 74
Michael VII. 74
Miesco 100, 124
Ministerialen 173
Mönche 136
Moez 57
Moez ed Daula 53
Mohammed (der Prophet) 31 ff.
Mohammed's Lehre 32 ff.
Mohammed's Thaten 35 ff.
Mohammed I., der Ommijade, 60
Mohammed II. 60
Mohammed ben Dscheber 64
Mohthadi 52
Moktader 52
Moktaf 52
Moldau 8, 28
Monophysiten 43, 133
Monotheliten 133
Montanisten 132
Montaser 52
Monte Cassino 155
Morawen 122
Moses 33
Moses Schwester 39
Mostain 52
Mostakfi 53
Mostali 58
Mostanser 58
Motad 52
Motamed 52
Motassem 52
Motazz 52
Mothawakel 52
Mottaki 53
Mowaffek 52
Muawia I. 44, 47 f.
Muawia II. 49
Mütterliche Wuth 8
Mundhir 60
Munster 115
Murcia 60
Musa 49, 59
Musa al Hadi 51
Muselmänner 38
Muta 37

N.

Nadhiriten 37
Nadod 117
Narses, der Eunuche, 6, 14, 15
Narses, der Persarmenier, 30
Narses, der Feldherr des Kaisers Mauritius, 10, 30
Nasr ed Daula, 58
Natur Christi 132
Navarra 61
Neapel 15, 94
Nehawend 44
Nestorianer 43, 132
Nestorius 131
Neukastilien 60
Neustrasien 76
Nibelungenlied 177
Nicephorus, Schatzmeister, 71
Nicephorus Botaniates 75

Nicephorus II., Phocas 73
Nicolaus I. 139, 143
Nicolaus II. 143
Nisibis 64
Nizam 55
Noah 33
Nominalisten 177 f.
Nonne 153 ff.
Nordhausen 183
Noricum 11
Normänner 84, 93 ff., 110, 115, 120
Normandie 86, 121
Northumberland 26
Nowgorod 122
Nubische Christen 132 f.
Nuschirwan 9, 29

O.

Oasen 32
Obeidallah 57
Obodriten 80, 122
Octavian 23
Odense 120
Odo, Abt von Clügny, 155
Odo von Champagne 102, 109
Odo von Paris 85
Odoacer 4, 10 f., 12, 23
Oelung 156 ff.
Oesterreich 80
Ohrenbeichte 157
Ohud 37
Olaf Styrbjörn 117
Olaf Trygwäson 118
Olaf Schooßkönig 118, 120
Olaf II. 118
Olaf, Harald's Sohn, 119
Olaf III., Hunger, 119
Olek 123
Olga 123
Omar 36, 42
Omar II. 49
Ommijah 36
Ommijaden 47 f.
Oppenheim 102
Ordalien 171
Ordogno II. 61
Origenes 132
Orkaden 117
Ortok 55
Ostangeln 26
Ostgothen 3, 11 f., 23
Oströmisches Reich 4 ff., 66 ff.
Othman 34, 44
Otto I. 91, 99, 143
Otto II. 73, 91, 101
Otto III. 92, 101, 143
Otto, Sohn Karl's von Lothringen, 86
Otto von Nordheim 106
Otto von Sachsen 98
Otto von Schwaben 101
Oviedo 61
Oxus 50

P.

Pabstthum 140 ff.
Päbste 2, 87, 103, 140 ff.
Palnatoke 117
Pappas (Vater) 142, 144
Paradies 40
Paris 101
Paschalis II. 107
Patrimonium Petri 142
Patrick 176
Paulicianer 72, 137 f.
Paulus 148
Pavia 15, 92, 177, 183
Pelagius 59
Pentapolis 136
Permier 122
Perozes 28
Persien 28
Peterpfennig 109, 111
Petrus, der Apostel, 140 f.
Petrus, der Biscajer, 59
Petrus Damiani 104
Petschenegen 125
Pfaffenglaube 145
Pharas 18
Philipp I. von Frankreich 86
Philippicus, Bardanes, 69
Philippopolis 138
Phocas 9 f.
Photius 139
Piast 129

Picten 24, 114
Pipin von Herstall 76
Pipin, der Kurze, 76, 89
Pipin, Karls I. Sohn 82
Pipin, Ludwig's des s. g. Frommen Sohn, 83
Planeten 34
Pleskow 122
Poesie 177
Poitiers 18, 21, 50, 177
Polen 28, 122 ff.
Polowzer 126
Pommern 122
Pompejus 7
Pontyon 77
Portugal 60
Posen 124
Praretis 107
Preußen 23, 25, 28
Priester 66
Priestercölibat 152
Priesterweihe 152
Provence 84 f., 108
Psalter 158
Pyrenäische Halbinsel 18

Q.

Quedlinburg 183

R.

Rachis 88
Ragnar Lodbrock 116
Ragusa 72
Rainer 85
Rainulf 93 f.
Raitzen 126
Raschid 56
Ratislaw 97
Raum 34
Ravenna 15, 89, 136, 182
Realisten 177 f.
Reccared I. 19
Reccared II. 58
Recceswinth 58
Rechtspflege 82
Religion 33, 128
Reliquien 135
Rennbahn 6
Rhadi 53
Richard I., Langbein, 121
Richard II. 121
Richard III. 121
Rimini 15
Ripen 116
Ritterpoesie 177
Ritterthum 177
Ritterzug 177
Robert II., Herzog der Normandie, der „Teufel", 86, 121
Robert I., König von Frankreich, 86, 143
Robert, Richard's III. Bruder, 121
Robert Guiscard (Schlaukopf) 95, 106
Robert, Odo's Bruder, 85
Robert, Wilhelm des Eroberers Sohn 114
Roderich 59
Roderigo Diaz (der Cid) 61
Rodwan 56
Römerthum 11
Römische Gesetze 5
Römisches Recht 161 ff.
Roger, Robert Guiscard's Bruder 95
Roger, Robert Guiscard's Sohn, 95
Rollo 85, 117, 121
Rom 15, 89, 101, 106, 182
Romagna 15
Romanus I. (Lecapenus) 72
Romanus II. 73
Romanus III. (Argyrus) 74
Romanus IV. (Diogenes) 55, 74
Romuald von Ravenna 155
Roncevalles 81
Rosamunda 15
Rosenkranz 147
Roswitha 179
Rotharis 15, 88
Rudolph von Burgund 85
Rudolph I. von Hochburgund 108
Rudolph II. von Hochburgund 90, 108
Rudolph III. von Burgund 102, 108
Rudolph von Schwaben 106
Rugier 11, 23, 25
Rum 55, 75

Runen 115
Ruprecht 97
Rurik 122 f.
Ruſſen 122 ff.

S.

Saad 44
Sachſen 15, 23 ff., 79 ff., 96, 104
Sacramente 137, 156
Sage 142
Salerno 94
Samah 50, 59
Samaniden 53
Samarcand 48, 63
Samaritaner 132
Samorah 48
Sancho 61
Sancho III. 61
Saracenen 59, 84
Saragoſſa 60
Sardica (Sophia) 4
Sardinien 15, 18
Sarmaten 11, 14, 23, 122
Scandinavien 115
Schenkungen 143
Schetlandsinſeln 117
Schiiten 47
Schleswig 99, 116
Schlüſſel 37, 141
Schöffen 82
Schottland 114
Schwaben 23
Schweden 115
Schweſter Moſis 36
Sclaverei 35, 65, 97
Sclavonier 4, 23, 27 f.
Sclenera 74
Scoten 24, 114
Scyrren 11
Scythen 26 f., 122
Sebekteghin 54
Seekönige 115
Seeland 121
Seide 67
Seldſchuken 53
Selbſthülfe 104
Septimanien 21
Serbier 122
Sergius, Feldherr, 43
Sergius von Neapel 93
Sergius, Pabſt, 90
Sevilla 90
Sicilien 12 f., 15, 67, 71, 95
Siebenbürgen 8, 28
Sigambrer 20
Sigbert, König von Auſtraſien, 22
Sigbert, Dagobert's I. Sohn, 76
Siegfried, König von Jütland, 116
Sigurd Ring 116
Sikilgaita (Gemahlin Robert Guiscard's) 95
Silingienſer 3
Siluren 25
Simeon, König der Bulgaren 126
Simonie 144
Sinaus 122 f.
Singidunum 9
Sirmium 9
Siroes (Kabad) 10, 30
Siſebuth 19
Siſenand 58
Sitt el Molk 58
Skalden 115, 176
Slaven 23, 28, 122
Slavonier 122
Slowakken 122
Soeſt 183
Sokman 56
Soliman I. 75
Sondershauſen 99
Sonntagsfeier 111
Sophia 9
Sophienkirche 5, 139
Sophiſten 128
Sorben 122
Spanien 58, 81
Spaniſche Mark 59, 61, 84
Spottgedichte 64
Sprache 25
Sprüche 33
Städte 182 ff.
Staat 129
Stände 66
Standpunkt 36
Stauracius 71
Stenkil 120
Stephan I., König von Ungarn, 127
Stephan, Pabſt, 77

Stephan, Romanus I. Sohn, 72
Sterne 34, 128
Strafrecht 163
Sueno 112, 116
Sueno d. J. 113
Sueno (Eſtrid's Sohn) 119
Sueven 3, 18 f., 23
Suetoslav 123
Suleiman 49
Sunniten 47
Suntel 80
Suſſer 26
Sutri 93
Syagrius 20
Sylverius 16
Sylveſter I. 142
Sylveſter II. 92
Sylveſter III. 93
Symmachus 13
Syrien 42, 55

T.

Tafelrunde 25
Tajik 37
Talha 44
Tarent 91
Tarik 49, 59
Taſſilo 80
Taufe 137.
Tejas 14
Tephrice 138
Teſtamente 149 f.
Teſtri 76
Thaher 52
Thaher, der Fatimide, 58
Thalebiden 53
Thankmar 99 f.
Theadat 13
Theodebert 22
Theodolinde 15
Theodomir 3
Theodora, Juſtinian's I. Frau, 5 f., 8 f.
Theodora, Conſtantin's IX. Tochter 73
Theodora, Mutter der Marozia, 90, 143
Theodora d. J., Schweſter der Marozia, 90, 143
Theodora, die Frau des Kaiſers Theophilus, 71, 137
Theodoret 132
Theodorich, der Oſtgothe, 3, 11 ff.
Theodorich, der Weſtgothe, 18
Theodorich, der Franke, 22
Theodorich II. 18
Theodorich, Karl's I. Sohn, 83
Theodoſiopolis 28
Theodoſius III. 69
Theoktistus 71
Theophania, Otto's II. Gemahlin, 73, 91, 101
Theophano, Romanus II. Gemahlin, 73
Theophanus 73
Theophilus 71
Theophobus 71
Theuderich, Childerich's II. Bruder, 76
Theuderich III. 76
Theudobald 32
Thing 115
Thomas 71
Thorismund 18
Thüringer 32, 104
Tiberius, oſtrömiſcher Kaiſer, 9
Tiberius, Conſtantin's IV. Bruder, 69
Tiberius, Juſtinian's II. Sohn, 69
Titelweſen 67
Togetkin 56
Togrul 55
Toledaniſche Tafeln 64
Toledo 59, 61
Totilas 14
Toulouſe 85
Trajan 23
Trascaliſſeus 4
Traſimund 16
Trebur 98, 104
Triſtram 25
Truwor 122 f.
Tulga 58
Türken 10, 54
Turkeſtan 49
Tutuſch 55

U.

Ulfern 122
Ulfter 115
Unbefleckte Geburt 34
Ungarn 27 f., 98 ff., 122, 125 ff.

Urban II. 107, 144
Usama 42
Usipeter 20
Utrecht 98
Uzen 126

V.

Valencia 60
Vandalen 3, 7, 16, 18, 23
Varanes 30
Vasallen 173
Venedig 15, 72, 136, 183
Verdun 84
Verina 4
Vernunft 2, 33, 129 f.
Verona 12, 91
Vertigern 24
Vesuv 14
Victor II. 94
Victor III. 106
Vielweiberei 35 f., 65
Vier vollkommene Frauen 39
Visred 59
Vigilantia 8
Vigilius 16
Vitiges 7, 13
Völker 140, 180
Völkerwanderung 22
Vorausbestimmung (Prädestination) 35
Vulgata 179

W.

Wahlreich 103
Walchern 121
Wallachei 8, 28
Wallachen 125
Wallis 25
Wamba 58
Waräger 122
Warnachar 22
Wasserprobe 171
Wassif 52
Watek 52
Weihrauch 32
Wein 34
Welf V., der Gemahl Mathilden's von Tuscien, 107
Welid I. 49
Welid II. 50
Weltliche Herrschaft 65 f., 77, 105 f., 130
Wenden 23, 27 f., 125 f.
Wesser 26
Westgothen 3, 18 ff., 23
Westrich 98
Wiederherstellung des weströmischen Reiches 142
Wilhelm Eisenarm 95
Wilhelm I. (Langdegen) 121
Wilhelm I. (der Eroberer) 113 f., 122
Willibrord 97
Wilzen 122
Winfried (Bonifacius) 97
Wippo 179
Wissenschaften 2, 53, 60, 64, 68, 129, 175 ff.
Witenagemot 110
Witiza 58
Wittekind 80, 116, 121
Wittichind 179
Wladimir 123
Wolga 10
Wolksheim 106
Worms 100
Wunder 33 f., 130

X.

Xeres de la Fontrera 59

Y.

Yaguri 58
Yemen (das glückliche Arabien) 32
Ynglinger 115
York 109

Z.

Zacharias 76
Zamora 60
Zano 17 f.
Zehnten 111, 120
Zejadat Allah 56
Zeid (Sclave und Heeranführer Mohammed's) 36 f.
Zeineb (Gattin Zeid's) 39
Zendekan 55
Zeno 4, 131
Zijad 48
Zimisces 73, 138
Zoe, Leo's VI. Gattin, 72
Zoe, Conſtantin's IX. Tochter, 74
Zoltan 99
Zubeir 44
Zülpich 21
Zunge 40
Zweikampf 80, 171
Zwentibold 97 f., 125

Digitized by Google

Digitized by Google

	Deutschland.	Frankreich.	Brittannien.	Pyr
	Arnulf setzt sich die Kaiserkrone auf Arnulf stirbt	Karl der Einfältige wird König		
	Die Ungarn werden durch Luitpold von Baiern geschlagen		Alfred der Große stirbt	Schla
	Ludwig das Kind stirbt	Karl verleiht Rollo seine Tochter und die Normandie		Abd (ginnt Ordo von zu Span C
	Konrad I. stirbt			
	Heinrich I. gewinnt Lothringen	Robert stürzt Karl den Einfältigen		1,200 Castil
	Heinrich schlägt die Ungarn	Karl der Einfältige stirbt Sein Sohn Ludwig IV. folgt ihm		selbst schaft
	Otto I. ehelicht Adelheid Schlacht auf dem Lechfelde Die Wenden und Polen werden geschlagen	Ludwig IV. stirbt, ihm folgt sein Sohn Lothar		
	Otto's I. Sohn ehelicht Theophania Otto I. stirbt			
Basan-			Dunstan schließt Elfriedens Söhne von der Nachfolge aus	
errscht in	Otto II. stirbt			
		Lothar stirbt, ihm		

ische Halb- nsel.	Uebrige Reiche.	Geistliche und geistige Bestrebungen.
	Die Ungarn lassen sich an der Theiß nieder. Zwentibold von Mähren stirbt	
bei Zamora		
	Obeidallah gründet das Geschlecht der Fatimiden	
abman III. be- ne Herrschaft II. erhebt Le- er Hauptstadt blüht		
ova zählt)0 Gebäude wird eine dige Graf-		Theodora und ihre beiden Töchter herrschen in Rom
	Die Bulgaren belagern Constantinopel. Ibn Razek wird Emir al Omra Hako von Norwegen stirbt	Odo, Abt zu Clügny, schärft die Regel der Benedictiner
	Olga läßt sich taufen	
	Mieszko herrscht in Polen	

Weltgeschichte

von

GUSTAV STRUVE.

Fünftes Buch.

New-York.
Verlag von Gustav Struve.
Druck und Expedition von Wilhelm Schlüter, 77 Chatham-Street.
1853.

Digitized by Google

Geschichte des Mittelalters

von

Gustav Struve.

Zweites Buch.

Vom Jahre 1095 bis 1291.

Digitized by Google

Weltgeschichte

von

Gustav Struve.

Fünftes Buch.

Zeit der Kreuzzüge (1095—1291).

§. 1. Einleitung.

Wenn die Menschen die Bahn der Vernunft und der Mäßigung verlassen und sich auf das Gebiet des Wahnes und der Leidenschaft gestürzt haben, schreiten sie fort, bis sie durch furchtbare Leiden gezwungen werden, inne zu halten. Allein das Aufgeben eines unsinnigen Unternehmens schließt eine richtige Würdigung desselben keineswegs in sich. Im Gegentheile vergehen gewöhnlich Jahrzehnde, oft Jahrhunderte, bevor eine ruhige Prüfung an die Stelle blinden Eifers tritt.

Die Reliquien-Verehrung, welche sich während der ersten Jahrhunderte des Mittelalters immer tiefer in das Christenthum eingeschlichen hatte, trieb die Gläubigen, ihre Gebete an jenen Orten zu verrichten, wo der Stifter ihrer Religion gelebt hatte und wo seine und seiner Jünger Gebeine vermodert waren. Die Gräber der Apostel Peter und Paul gewährten den in den tiefsten Aberglauben versunkenen Christen manchen Trost. Doch für heiliger und bedeutungsvoller galten die Denkmäler, welche in Jerusalem an Christus und seine ersten Nachfolger erinnerten. Zwar waren diese im Laufe eines Jahrtausends größtentheils spurlos verschwunden. Allein der Erfindungsgeist beutelustiger Spekulanten wußte aus neuem Stoffe alte Reliquien zu bereiten, welche Dummheit in Verbindung mit blindem Glauben willig als heilige Ueberreste der Vorzeit annahm.

Die Kreuzzüge, welche zwei Jahrhunderten ihren eigentlichen Charakter ertheilten, waren nichts weiter, als der Reliquiendienst in seinen äußersten Folgesätzen. Wenn die Menschen im Mittelalter die Fähigkeit vorurtheilsfreier Forschung gehabt, so hätten sie, welche aller Orten die unmittelbar eingreifende Hand Gottes fanden, erkennen müssen, daß die Kreuzzüge mit ihrer ganzen Glaubensgrundlage den Willen Gottes gegen sich hatten. Sechs Millionen Christen gingen unter im Kampfe für das gelobte Land. Zwei Jahrhunderte der blutigsten Kriege hatten für die Christen keine anderen, unmittelbaren Folgen gehabt, als Niederlagen und Verluste, während die von ihnen als Ungläubige verschrienen Saracenen siegreich aus denselben hervorgingen. Täglich wurde in jenen Zeiten die Entscheidung streitiger Fragen dem göttlichen Gerichte anheim gegeben, sei es im gerichtlichen Zweikampf, in der Feuer-, Wasser- oder einer andern herkömmlichen Probe. War der große Zweikampf zwischen Christenthum und Islam, der Krieg über den Besitz des heiligen Landes nicht auch unter göttlicher Aufsicht geführt worden? Wenn Christen und Mohammedaner ihre Schwerter maßen in einer zwei Jahrhunderte ausfüllenden Fehde, und wenn in dieser die Christen un-

terlagen, so mußte, nach den Grundsätzen des Mittelalters, entweder die Wahrheit, das Recht und der Wille Gottes auf Seiten der Mohammedaner stehen, oder aber das ganze Glaubenssystem der Christen der damaligen Zeit war haltlos und falsch. Doch wer wollte von dem Aberglauben Folgerichtigkeit erwarten? Er ist ein Bruder des Unrechts und beruht, gleich diesem, nicht sowohl auf irriger Erkenntniß, als auf verkehrten Gefühlen. So lange der Sinn für das Wunderbare, der Drang der Verehrung, die Angst vor einer dunkeln Zukunft, oder überschwängliche Hoffnungen im Gemüthe der Menschen vorwalten, ist das Gegengewicht, welches belehrende Thatsachen und ernste Forschungen in die Wagschaale der Wahrheit legen, viel zu leicht, um jene mächtigen Gefühle in Schranken zu halten. Der ganze Glaube der mittelalterlichen Christen ruhte auf Uebernatürlichkeit und Ueberschwänglichkeit. Was die Menschen wirklich leisten konnten, genügte der erhitzten Phantasie der Christen ganz eben so wenig, als was die Natur nach ihren ewigen Gesetzen schuf. Die Christen unterlagen im Kampfe mit den Saracenen aus dem Grunde, weil ihre Weltanschauung und ihr Glaube der Wahrheit ferner standen, als die Weltanschauung und der Glaube der Mohammedaner. Der Saracene, welcher in den Kampf gegen die Christen zog, verließ sich nicht auf die Kraft irgend einer Reliquie, sondern ausschließlich auf die Stärke seines Armes, die Schärfe seines Schwertes und die Kraft seines Rosses. Sein Glaube an Mohammed war so fest, als des Christen Glaube an die Dreieinigkeit, doch er störte ihn nicht in den irdischen Bestrebungen. Die Christen, welche auf alte Knochen, Holzsplitter und Eisenstücke ihre Zuversicht setzten, vernachlässigten, durch falschen Wahn bethört, häufig die allein entscheidenden kriegerischen Zurüstungen.

Die Religion des Menschen hat einen größern Einfluß auf sein Thun und Lassen, als gewöhnlich angenommen wird. Der Mohammedaner, welcher eine Niederlage erlitt, gerieth dadurch nicht mit sich selbst oder seinem Glauben in Zwiespalt. Der Christ, welcher von den Saracenen geschlagen wurde, mochte sich eine Zeit lang mit Ausflüchten selbst täuschen, welche übrigens immer die Kraft seines Glaubens und folgeweise seinen Muth und seine Freudigkeit erschütterten. Am Ende, wenn eine Niederlage der anderen folgte, wenn alle Gebete und Gelübde fruchtlos blieben, mußte es ihm schwer werden, sich der Verzweiflung zu erwehren; denn der Ausfall war für ihn ein Gottesgericht. Sechs Millionen Menschen waren schwerlich untergegangen in den Kämpfen, welche dem Falle des weströmischen Reiches vorangingen und dieses war den mohammedanischen Reichen in Kleinasien, Syrien, Palästina und Egypten an innerer Stärke wohl zu vergleichen. Doch die Deutschen, welche dem römischen Reiche des Abendlandes ein Ende machten, standen auf dem festen Boden der Thatsachen und brachten, so roh sie auch waren, Ursache und Wirkung miteinander in Verbindung. Die Abendländer, welche nach Palästina zogen, um das Grab Christi zu erobern, waren unter dem Einflusse des Glaubens. Sie glaubten den Sagen, welche ihnen über Golgatha, das heilige Grab, die Wunder des Kreuzes, der Nägel und anderer Reliquien erzählt worden waren. Sie glaubten, daß der Kreuzzug Gottes Wille sei. Sie glaubten, unsichtbar von der Dreieinigkeit selbst nach dem Morgenlande geführt zu werden. Dieser Glaube verlor sich auch nicht, nachdem die Saracenen siegreich aus dem Kampfe mit den Christen hervorgegangen waren. Achthundert Jahre sind seit dem Beginne der Kreuzzüge nahezu verflossen. Der Wahn, aus dem sie entsprangen, der Reliquienglaube, besteht aber bei dem größeren Theile der Christen noch immer fort. So tief war und ist der Aberglaube gewurzelt. Erhebend ist übrigens der Gedanke, daß, wenn der Unsinn auch noch so lange dauert, er doch nicht siegt, vielmehr, so oft er, unter gleichen Verhältnissen, mit der richtigeren Ansicht zusammenstößt, immer unterliegt. Die Mönche und Päbste mochten den Reliquienglauben

hegen, mochten Millionen von Haus und Hof nach dem fernen Morgenlande treiben, sie konnten ganze Gegenden entvölkern und Ströme menschlichen Blutes fließen machen, — doch da die Grundlage aller dieser Bestrebungen eine falsche war, erreichten sie ihr Ziel nicht.

Von Jahrhundert zu Jahrhundert wurde das Christenthum durch den siegreichen Islam in immer engere Grenzen gedrängt. Ein mohammedanisches Volk nach dem andern tauchte empor nnd erwarb auf den Trümmern christlicher Reiche Ruhm, Macht und Einfluß. Zwischen den römischen Christen des Abendlandes und den Sammelpunkten der Stärke der Mohammedaner lagen die griechisch-katholischen Reiche der Russen und Byzantiner in der Mitte Der Zwiespalt zwischen Rom und Byzanz war eine der Ursachen des Mißlingens der Kreuzzüge. Eine Folge derselben war die Erschütterung des byzantinischen Reiches, dieser Vormauer des Abendlandes gegen die Angriffe der Saracenen. Früher, als das oströmische Reich, erlag das russische den Mohammedanern.

Zur Zeit, da das Christenthum im tiefsten Schlamme des Aberglaubens schmachtete, da die Päbste mit der furchtbarsten Grausamkeit Fürsten und Völker beherrschten, war die Kraft der Christenheit auch am schwächsten und waren die Niederlagen, die sie erlitt, am schimpflichsten.

Das Kreuz war das Zeichen, welches alle nahmen, die sich zu einem Zuge nach Palästina verpflichteten. Wer es sich auf die Brust steckte, verfiel der finsteren Gewalt des Pabstthums, welcher die meisten erlagen. Er mußte nach dem Osten ziehen, wenn auch Haus und Hof, Weib und Kind, wenn ganze Länder darüber zu Grunde gehen sollten. Millionen nahmen es und zogen von dannen. Nur Wenige kehrten wieder.

Das Kreuz ist uns ein Sinnbild, in welcher Art die Päbste das Christenthum behandelten. Unter dessen schützendem Namen verkauften sie gewöhnliches Holz und schlichte Nägel zu unermeßlichen Preisen, ungeachtet das Kreuz der Alten nichts anderes war, als der Galgen des Mittelalters. Doch so sehr das Galgenholz verrufen war und ist, so sehr wurde das Kreuzholz gepriesen. Das Kreuz, das Werkzeug des Todes Christi, wurde, insofern als die Päbste dessen Lehre todt geschlagen hatten, nicht mit Unrecht gebraucht, um ihre Herrschaft zu bezeichnen und die Völker, die sie unterjocht hatten, zu segnen. Das Kreuz wurde zum Zeichen, das den Teufel schrecken und den Gläubigen in jeder Gefahr stärken sollte. Die größten Verbrechen wurden unter dessen Aushängeschild begangen. Je größer und kostbarer es die Menschen trugen, desto größere Heuchler waren sie gewöhnlich.

Erster Abschnitt.

Die Kreuzzüge.

§. 2. Vorbemerkung.

Seit mehr als vier Jahrhunderten hatten sich die Mohammedaner in den Besitz der Stadt Jerusalem, Palästina und der Nachbarländer gesetzt, ohne daß die abendländischen Christen auf den Gedanken kamen, ihnen denselben streitig zu machen. Die Muselmänner hatten mittlerweile so großartige Fortschritte gemacht, daß die Christen aufgefordert waren, gemeinschaftliche Beschlüsse zu ihrer Selbsterhaltung zu fassen. Doch sie standen nicht auf der Höhe der Staatskunst.

Der Aberglauben und die Leidenschaft mochten sie zu einer gemeinschaftlichen Unternehmung vereinigen. Die Rücksicht auf die Sicherheit der christlichen Staaten gegenüber den mohammedanischen Reichen lag außerhalb des Gesichtskreises der damaligen Zeit. Hätten die christlichen Machthaber einen derartigen Gedanken fassen können, so würden sie den schwer bedrängten oströmischen Kaisern oder den spanischen Königen Hülfe gegen die Saracenen gesandt haben. Im Vereine mit den übrigen Fürsten der Christenheit wäre es den oströmischen Kaisern und den spanischen Königen nicht schwer geworden, die verloren gegangenen Provinzen den Mohammedanern allmählig wieder abzunehmen. Es ist eine große Verkehrtheit, die Kreuzzüge zu verwechseln mit einem grundsätzlichen Kampfe zwischen Islam und Christenthum. Hätten die Abendländer sich zu einem solchen erhoben, so hätten sie unzweifelhaft gesiegt. Denn so sehr die Lehre Christi durch herrschsüchtige Pfaffen auch verunstaltet war, sie stand doch höher, als der Islam, und das Machtverhältniß beider Parteien war nicht so ungleich, um den Sieg der minder edlen Strebung im Kampfe mit der hochherzigeren zu verschaffen. Die Kreuzzüge gingen aus einer weit weniger großartigen und weit weniger richtigen Idee hervor. Sie bezweckten unmittelbar nur die Eroberung des sogenannten „heiligen Landes" und der Beweggrund, welcher die Christen zu diesem Unternehmen trieb, war nicht die Sorge, das Christenthum möchte durch den Islam verdrängt oder benachtheiligt werden, sondern nur der Wunsch, in den Besitz derjenigen Orte zu gelangen, an welchen der Gründer der christlichen Religion nebst den Aposteln und seinen ersten Anhängern gelebt und gelitten hatte.

Die Mohammedaner waren, gleich den Christen, in zwei Secten getheilt. Wie die römischen Katholiken ein anderes Haupt anerkannten, als die griechischen, und sich darum in zwei feindliche Lager spalteten, so zerfielen die Mohammedaner in Schiiten und Sunniten, von denen die Ersteren Ali für den einzig rechtmäßigen Vertreter Gottes auf Erden hielten, während die Letzteren die drei ersten Chalifen (Abu Beker, Omar und Othman) gleichfalls für rechtmäßig hielten. Auch zertheilten sich die Mohammedaner, gleich den Christen, in mehrere Reiche, welche sich gegenseitig mit Argwohn betrachteten. Wie es unter den Christen zwei Kaiser, einen im Osten und einen im Westen, so gab es unter den Mohammedanern zwei Chalifen, von denen der eine zu Bagdad, der andere zu Kairo wohnte, und wie neben den christlichen Kaisern zahlreiche Könige, Herzoge und Fürsten, so herrschten unter den Mohammedanern viele Sultane, Emire und Begs. Zur Zeit, da die Kreuzzüge begannen, saß auf dem Throne der Abbasiden in Bagdad dem Namen nach ein Abkömmling dieses Hauses, statt seiner herrschte aber, unter dem Titel eines Emir al Omra, Barkiarok, Malek's Sohn, welcher mit seinen Halbbrüdern Mohammed und Sandschâr in Thronstreitigkeiten verwickelt war, während der Zwiespalt zwischen Schiiten und Sunniten das Reich des Chalifen in religiöser Beziehung zerklüftete. In Kairo herrschte an der Stelle des Chalifen Mostali dessen Vezir Ahmed Afdal. Dieser eroberte im August 1096 Jerusalem im Kampfe mit den beiden Söhnen Ortok's, Sokman und Ilgazi.

In der Mitte zwischen den beiden mächtigsten Reichen der Mohammedaner lagen die kleineren Staaten von Rum, Kerman und Syrien und mehrere noch kleinere Herrschaften, wie diejenige Baghi Sejan's in Antiochia, Kerboga's in Mosul, Rodwan's in Aleppo und Togetkin's in Damascus. Besonders wichtig für die Kreuzzüge war Rum, welches seinen Namen von Rom trug. Die Provinzen, aus denen es bestand, waren dem oströmischen Reiche abgenommen worden. Soliman I., ein Anverwandter Malek Schah's, hatte diesen Staat gegründet. Ihn hatte Malek mit allen den Griechen (Römern) entrissenen und noch zu entreißenden Ländern Kleinasien's belehnt. Soliman I. schlug seinen Herrschersitz

in Nicäa auf und eroberte Cappadocien, Cilicien und Isaurien. Sein Reich dehnte sich von Erzerum in Armenien bis nach Nicäa und bis zur Grenze von Syrien aus. Nach seinem Tode (1086) folgte ihm sein Sohn Kilidsche Arslan I. Die Streitkräfte der Mohammedaner waren demnach, beim Beginne der Kreuzzüge, weit mehr zersplittert, als diejenigen der Christen.

In den Jahren 1093 und 1094, zwei Jahrzehnde, nachdem die Türken Jerusalem erobert hatten, hielt sich ein Eremit, Namens Peter, aus Amiens, in dem sogenannten „heiligen Lande" auf. Er war, der Beschreibung nach, ein kleiner, schmächtiger Mann, beschränkten Geistes, allein lebhafter Einbildungskraft. Er hatte seine alte und häßliche Frau verlassen, um als Einsiedler zu leben. Ihn hatte ein dunkler Drang nach Jerusalem getrieben, woselbst er die Mohammedaner als Herrscher und die Christen als gedrückte, oft mißhandelte Unterthanen antraf. Er schüttete seinen Kummer in die Seele des Patriarchen von Jerusalem aus und theilte diesem seinen Entschluß mit, die Christen des Abendlandes zum Kampfe gegen die Besitzer des „heiligen Landes" aufzurufen. Der Patriarch ging auf diesen Plan mit Freuden ein und gab Petern Briefe an den Pabst und an die Fürsten des Abendlandes mit. Nach einigem Widerstreben ging der Pabst, Urban II., auf Peter's Gedanken ein, indem er sich bald überzeugte, daß ein Religionskrieg, geführt von sämmtlichen Christen gegen die Mohammedaner, zu der Erhöhung der päbstlichen Macht beitragen müßte. Er beschloß, sich an die Spitze dieser Bewegung zu stellen, welche früher von Gregor VII. schon angeregt worden war. Gregor hatte sogar die Absicht gehegt, selbst die Gläubigen nach Palästina zu führen. Der klügere Urban II. begnügte sich mit der weniger gefährlichen Aufgabe, den Kreuzzug aus der Ferne zu leiten. Unter päbstlichem Schutze predigte Peter in den Kirchen, in den Straßen und auf öffentlichen Plätzen. Je schwächer sein Verstand, desto näher war er mit den großen Massen geistig verwandt, je mehr er bei Schilderung der Leiden der Christen des „gelobten Landes" seufzte, Thränen vergoß und klagte, desto lebhafter erschütterte er die Herzen seiner Zuhörer. Peter von Amiens besaß nicht die geistigen Kräfte eines Demosthenes oder eines Cicero, nicht die Würde und den Anstand eines Ambrosius, allein ihm standen gerade diejenigen Gaben zu Gebote, welche geeignet waren, auf die abergläubischen und unwissenden Menschen seiner Zeit zu wirken. Mit bloßem Kopfe und nackten Füßen ritt er auf seinem Esel durch das Land. Ein grober Rock bedeckte seinen mageren Körper. Ein gewichtiges Kreuz diente ihm zugleich als Sinnbild seines Glaubens und als Bürge seiner Mittheilungen. Was Peter von Amiens bei dem gedrückten Volke, bewirkte Urban II. bei den mächtigen Herrschern der Christenheit. Er berief eine Kirchenversammlung nach Piacenza, welche zahlreicher besucht war, als irgend eine frühere. Auf demselben Concile, welches über die anstößigen Beschuldigungen der zweiten Gemahlin Heinrich's IV. zu Gerichte saß,*) wurden die ersten ernstlichen Berathungen über den von Peter gepredigten Kreuzzug gepflogen. Die Gesandten des oströmischen Kaisers Alexius Comnenus schilderten der Versammlung die Gefahren, von welchen Constantinopel und ganz Europa durch die siegreichen Türken bedroht sei. Sie wurden mit der Zusicherung baldiger und kräftiger Hülfe entlassen. Im Herbste desselben Jahres hielt Urban II. zu Clermont eine zweite Versammlung. Der Pabst sprach selbst mit allem Aufwande der Beredtsamkeit und forderte die Anwesenden zur Rettung ihrer mißhandelten Brüder im Osten auf. Die Begeisterung für den Kreuzzug, welcher seit längerer Zeit von Urban II., Peter von Amiens und allen deren staatsklugen und einfältigen Anhängern genährt worden war, that sich in dem all-

*) S. Buch IV. §. 34 S. 107.

gemeinen Ausrufe kund: „Gott will es, Gott will es!“ Die meisten Anwesenden legten das Gelübde ab, in den Krieg gegen die „Ungläubigen“ zu ziehen. Zum Zeichen der übernommenen Verbindlichkeit trugen sie ein rothes Kreuz auf ihrer Brust. Die Männer verließen ihre Gattinnen, der Vater den Sohn. Kein Band des Herzens konnte die allgemeine Begeisterung zügeln. Selbst die Mönche brachen die Fesseln, die sie sich selbst angelegt hatten, um nach dem „heiligen Lande“ zu ziehen. Die Fragen, von welchen allein die Unternehmung und ihr Gelingen abhing, erörterte Niemand. Das Recht der Kreuzfahrer verstand sich von selbst, denn „Gott wollte den Kreuzzug“, und dieses vorausgesetzt, brauchte man sich um die Mittel, den Sieg zu gewinnen, nicht ängstlich zu bekümmern. Wer durfte zweifeln, daß Gott die Mittel besitze, seinen Willen auszuführen?

Hinterher versuchten die Freunde der Kreuzzüge dieselben zu rechtfertigen, indem sie behaupteten: 1) der Islam mache seinen Bekennern zur Pflicht, alle anderen Religionen mit dem Schwerte auszurotten; 2) die Christen hätten ein unveräußerliches Recht auf das gelobte Land und eine heilige Pflicht, ihre Erbschaft den Ungläubigen, welche sie entweihten, zu entreißen, und endlich 3) verstockte Ungläubige könnten mit Recht von den Gläubigen vertilgt, die Besitzer des heiligen Landes also auch bekriegt werden. Doch alle diese Gründe sind durchaus unstichhaltig. Es ist unwahr, daß die Mohammedaner keinen anderen Glauben neben dem ihrigen duldeten. Seit vier Jahrhunderten lebten Millionen von Christen und Juden unter der Herrschaft mohammedanischer Fürsten und wurden von diesen weit weniger beunruhigt, als Mohammedaner und Juden unter dem Scepter christlicher Könige. Der Grundsatz, daß Andersglaubende mit Recht ausgerottet werden könnten, ist eine Erfindung der christlichen Päbste. Diese lehrten, die Vertilgung Andersglaubender sei ein der Gottheit wohlgefälliges Werk. Sie brachten die Ermordung der Mohammedaner sogar in Verbindung mit dem von ihnen erfundenen Sakramente der Beichte. Nachdem alle Vergehungen in Freiheitsbeschränkung, Geld und Prügeln ihre Taxe erhalten hatten, wurde den Kreuzfahrern vollständige Vergebung der Sünden versprochen. Ein Kreuzzug stand daher einer lebenslänglichen Buße, 200,000 Stockprügeln oder beiläufig 100 Pfund Silber gleich. Der erste Rechtfertigungsgrund der Kreuzzüge fällt mit Centnerschwere auf deren Vertheidiger zurück. Mit demselben Rechte, welches den deutschen Völkern den Besitz des Abendlandes gewährte, mit dem Rechte eines vielhundertjährigen Besitzes waren die Mohammedaner Herren von Palästina. Daß Christus dort vor einem Jahrtausend gelehrt hatte, konnte das Recht derselben um so weniger berühren, als seine Anhänger auch ihre Feinde lieben, also keineswegs sie mit Feuer und Schwert vertilgen sollen. Allerdings mochte die Erinnerung an die Heimath Christi seinen Anhängern den Besitz derselben in hohem Grade wünschenswerth machen, allein der Wunsch ist verschieden vom Rechte. Die religiösen Gefühle der Christen konnten nicht den Mohammedanern Gesetze vorschreiben. Der abscheulichste aller Rechtfertigungsgründe der Kreuzzüge ist aber der dritte, demzufolge es den Christen erlaubt sein soll, Andersglaubende zu vertilgen. Diese teuflische Erfindung der Päbste widerstrebt dem Christenthum nicht minder, als alle übrigen Mittel, deren sich die christlichen Pfaffen bedienten, ihre Macht auszudehnen und zu befestigen. Wenn es sich darum handelt, das Rechtsverhältniß zweier streitenden Theile festzusetzen, so darf man nicht von vornherein einen Grundsatz aufstellen, welcher jede rechtliche Entscheidung ausschließt. Dieser dritte Vertheidigungsgrund der Kreuzzüge verläßt vollständig das Gebiet des Rechtes, zieht sich auf dasjenige des Glaubens zurück, macht von diesem Recht oder Unrecht abhängig, schreibt den Christen alle Rechte zu, spricht sie den Mohammedanern ab und verletzt dadurch den gesunden Menschenverstand nicht weniger, als das gesunde sittliche und religiöse Gefühl.

Wenn die Mohammedaner in ihren Kriegen mit den Chriſten von dieſem abſcheulichen Grundſatze ausgegangen, ſo wären ohne Zweifel ganz Spanien, das ganze oſtrömiſche Reich, Rußland, Ungarn und Siebenbürgen dem Islam verfallen, denn alle dieſe Länder waren in der Gewalt der Mohammedaner. Der Unſinn der chriſtlichen Beweisführung zu Gunſten der Kreuzzüge erhellt aber insbeſondere aus der Zuſammenſtellung des erſten und des dritten Beweisgrundes. Was in dem erſten den Mohammedanern als Unrecht vorgeworfen, wird in dem dritten als ein Recht der Chriſten in Anſpruch genommen. Wenn die Mohammedaner mit Unrecht den Glaubensſatz gehabt hätten, andere Religionen dürften vertilgt werden, ſo konnten ihn die Chriſten nicht mit Recht haben. Doch genug von Rechten! Wo Leidenſchaft und Aberglauben walten, können Rechte niemals Schranken ziehen. Die Päbſte hielten die Kreuzzüge für vortheilhaft zur Vergrößerung ihrer Gewalt. Aus dieſem Grunde beförderten ſie dieſelben. Die chriſtlichen Völker hatten allen den Unſinn angenommen, welchen die Päbſte ihnen als Glaubensbekenntniß und Glaubensvorſchrift mitgetheilt. Sie glaubten an die Dreieinigkeit, an die Himmelfahrt Chriſti, an die Heiligen und Reliquien, an die ſieben Sakramente, an Buße und Ablaß, — — warum ſollten ſie nicht glauben, durch einen Kreuzzug allgemeine Sündenvergebung zu erlangen? Ueberdies war es vielen kampfluſtigen Männern und Jünglingen höchſt erwünſcht, ihren Leidenſchaften den Mohammedanern gegenüber fröhnen zu können, mit dem Bewußtſein, löbliche, für dieſes und jenes Leben heilſame Thaten zu verrichten. Manche waren verſchuldet und entgingen durch den Kreuzzug ihren Gläubigern. Die Leibeigenen brachen das Joch ihrer Herren, die Mönche die Feſſeln ihrer Gelübde, indem ſie das Kreuz nahmen. Peter von Amiens und die Geiſtlichen ſeines Schlages ließen es an Schilderungen der Fruchtbarkeit, des Reichthums und des Glanzes des Oſtens nicht fehlen. Dieſe bildeten die Lichtſeite ihrer außerdem all zu trüben Berichte.

Wäre der Krieg gegen die Beſitzer Paläſtina's mit einiger Umſicht unternommen worden, ſo hätten die gewöhnlichen Maßregeln eines Feldzuges nicht verſäumt werden dürfen. Der Pabſt ernannte zwar in der Perſon Ademar's, Biſchoff's von Puy, einen Stellvertreter, auch wurde der fünfzehnte Auguſt des Jahres 1096 zum Tage des Abmarſches der Kreuzfahrer feſtgeſetzt, allein dieſes war alles, was von Seiten des Hauptes der Chriſtenheit geſchah, um dem Krieg einen glücklichen Erfolg zu ſichern. Nicht einmal ein Oberfeldherr wurde ernannt. Den Kreuzfahrern der verſchiedenen Länder und Provinzen wurde die Sorge für Waffen, Mundvorrath, Verpflegung, kriegeriſche Zucht und Ordnung vollſtändig anheim gegeben. Wären die Kreuzzüge von dem Einſiedler Peter allein angeregt worden, ſo mochte man ſeiner Schwärmerei und Unwiſſenheit dieſe Fehler verzeihen. Allein der Pabſt Urban II. und die von ihm berufenen Verſammlungen von Piacenza und Clermont hatten die Leitung der Bewegung übernommen. Ihnen und insbeſondere dem Pabſte, dem es oblag, die Beſchlüſſe der Concile zu vollziehen, kann mit Recht der Vorwurf gemacht werden, daß ſie ein frevelhaftes Spiel mit dem Leben der Millionen trieben, welche ihrem Rufe folgten und das Kreuz nahmen.

§. 3. Erſter Kreuzzug.

Im Kampfe zwiſchen Irrthum und Wahrheit bleibt, bei ſonſtiger Gleichheit der Verhältniſſe, der endliche Sieg immer der guten Sache. Kein Wahn, er ſei auch noch ſo feſt begründet und noch ſo begeiſterungsvoll geglaubt, kann die ruhige Umſicht, den wohlerwogenen Plan und die richtige Würdigung der Thatſachen erſetzen. Die Päbſte mochten Millionen gläubiger Chriſten zum Kampfe wider die Mohammedaner aufbieten, ſie mochten die feſteſte Zuverſicht des Sieges den

Kreuzfahrern einflößen; zahlreiche und begeisterte Streiter können nur dann dauernde Siege erringen, wenn die erforderlichen irdischen Maßregeln ergriffen werden. Der Wunderglaube vermag nichts gegen die Macht der Gesetze der Natur. Pabst Urban II., welcher zu Piacenza und Clermont den Kreuzzug gepredigt hatte, that nichts, um den Sieg des Kreuzes sicher zu stellen. Der oströmische Kaiser Alexius Comnenus hatte die Hülfe der Abendländer gegen die Mohammedaner in Anspruch genommen. Man mußte sich mit ihm über die Kriegführung verständigen. Weite Landstriche lagen zwischen Italien, Frankreich und Deutschland, dem eigentlichen Heerde des Glaubenskrieges, und Palästina in der Mitte. Mit den Beherrschern derselben mußten Verträge abgeschlossen werden, welche den unbelästigten Durchmarsch und die Verproviantirung der Kreuzheere sicherten. Ein Meer trennt Europa von Asien. Es mußte daher für die Ueberfahrt der Pilger Sorge getragen werden. Zu allen diesen Vorbereitungen fehlte es nicht an Zeit. Zwischen dem Concile von Piacenza und dem Tage, welcher zum Abmarsche der Kreuzfahrer festgesetzt worden war, lagen fünfviertel Jahre, zwischen dem Concilium von Clermont und diesem Tage dreiviertel Jahre in der Mitte. Doch wie Pabst Urban II. versäumte, den Massen, welche aus seinen oder seiner Bevollmächtigten Händen das Kreuz empfangen hatten, Ordnung und Zucht zu geben, so vernachlässigte er es auch, denselben die Pfade bis zu den Grenzen des römischen Reiches und durch dieses bis zum Kampfplatze in Kleinasien zu ebnen. Die Massen wurden in den äußersten Fanatismus versetzt und dann sich selbst, ihren Gewissensbissen und Zweifeln in Betreff der treuen Erfüllung des geleisteten Gelübdes überlassen. Der Pabst oder sein Stellvertreter machte sich erst bemerklich, als es galt, die Früchte des Sieges in Anspruch zu nehmen.

Aus den Händen Urban's II., Peter's von Amiens und anderer Kreuzprediger hatten seit dem Jahre 1095 viele Hunderttausende das rothe Kreuz empfangen. Die reichen und hochgestellten Fürsten und Herren konnten den Tag des Abmarsches ruhig erwarten. Sie hatten vollauf zu thun, ihre persönlichen Angelegenheiten zu ordnen und ihre kriegerischen Vorbereitungen zu treffen. Doch die armen Leute, welche nichts zu ordnen und vorzubereiten hatten und durch das Gelübde, das sie geleistet, alle Beziehungen, in denen sie standen, zerrissen hatten, — warteten mit Ungeduld des Tages, mit dem dessen Erfüllung begänne. Sobald der Frühling des Jahres 1096 erwachte, strömten Tausende von Kreuzfahrern an den Grenzen Frankreich's und Lothringen's zusammen und verlangten, nach dem „heiligen Lande" geführt zu werden. Peter von Amiens verstand es wohl, die gedankenlosen Menschen seiner Zeit zu Thränen zu rühren, und ihren Haß gegen die Ungläubigen zu entflammen, allein keineswegs, sie in kampffähige Haufen zu theilen, sie in Gehorsam zu erhalten und dem Feinde wohl gerüstet entgegen zu führen. Dessenungeachtet übernahm Peter das schwierige Amt eines Heerführers. Walter von Perejo und sein Neffe, Walter von Habenichts, stellten sich an die Spitze eines zweiten Haufens, der deutsche Priester Gottschalk führte einen dritten. Sie begannen ihre Heldenthaten schon am Rheinstrome und in Deutschland, indem sie aller Orten die wehrlosen Juden plünderten, mißhandelten und mordeten. Eine Gans und eine Ziege gingen dem Zuge voran. Die verdummten Christen glaubten, diese Thiere seien vom göttlichen Geiste erleuchtet und am besten geeignet, ihre Wegweiser zu sein. Ein Gelehrter hat zwar in der Gans ein egyptisches Symbol des göttlichen Sohnes und in der Ziege das Symbol des Teufels erkannt. Ich glaube aber, wir kommen der Wahrheit näher, wenn wir in der Gans das Sinnbild der Dummheit und in der Ziege dasjenige der Gefräßigkeit erkennen. Walter von Habenichts hatte acht Reiter und 15,000 Fußgänger, Gottschalk 15—20,000 deutsche Bauern unter seinem Befehl. Hinter ihnen her zog eine Masse von 200,000 Menschen in

wildester Verwirrung und einige Grafen und Herren an der Spitze von 3000 Reitern, welche den besseren Theil der Beute zu gewinnen hofften. Durch Deutschland kamen diese Haufen mit heiler Haut hindurch, weil man wußte, wohin sie wollten und theils Mitgefühl, theils der Wunsch, sie los zu werden, ihnen die Wege ebneten. Doch zwischen Deutschland und dem oströmischen Reiche lag Ungarn und Bulgarien in der Mitte. Die Ungarn wußten nichts von den „frommen" Beweggründen der Kreuzfahrer und waren nicht geneigt, sich vor ihrer Dummheit zu beugen, oder ihrer Gefräßigkeit Nahrung zu geben. Die beiden Walter kamen dennoch ohne bedeutende Verluste durch Ungarn nach Bulgarien. Aber in diesem Lande, woselbst ein griechischer Präfect eine geordnete Kriegsmacht befehligte, erlitten sie eine Niederlage. Peter von Amiens, welcher ihnen mit 40,000 Mann folgte, sah bei Semlin die Leichen von sechzehn gepfählten Kreuzfahrern. Er griff die Stadt an und erstürmte sie. Nach mannichfaltigen Bedrängnissen, und nachdem seine Leute häufig in den Thürmen dieser oder jener Stadt die Zinnen Jerusalem's erkannt zu haben glaubten, kam Peter bis Nissa, gerieth dort in Streithändel und erlitt eine schwere Niederlage. Nur ein Drittheil seines Haufens rettete sich in die thracischen Gebirge. Der Kaiser Alexius ließ sie von da gegen Constantinopel führen, wo weder Gärten noch Paläste und selbst nicht die Kirchen vor ihrer Beutelust sicher waren. Alexius suchte sich ihrer zu entledigen, schaffte sie nach Asien hinüber, woselbst sie, dem Rathe des Kaisers zuwider, mit Kilidsche Arslan, dem Sultan von Rum, anbanden und in der Ebene von Nicäa vollständig vernichtet wurden. 300,000 Kreuzfahrer hatten ihr Leben verloren, als sie noch viele hundert Meilen von Jerusalem entfernt waren. Bei gehöriger Vorbereitung und Ordnung hätten diese Männer vollständig genügt, den Christen den Weg nach Jerusalem zu bahnen. Doch sie bildeten nur die Vorhut des mächtigen Kreuzheeres, oder vielmehr der vier Kreuzheere, welche aus verschiedenen Theilen des Abendlandes und unter verschiedenen Führern nach dem Osten zogen.

Das erste dieser Heere stand unter dem Befehle Gottfried's von Bouillon, Herzogs von Lothringen. Im Dienste Heinrich's IV. hatte er dessen Gegenkönig Rudolph durchbohrt und zuerst die Mauern Rom's erklommen. Vielleicht waren es Gewissensbisse darüber, daß er gegen den Pabst die Waffen getragen hatte, welche ihn bestimmten, das Kreuz zu nehmen, wenigstens war sein blinder Glaube mit einer Zerknirschung des Gemüthes verbunden, welche auf einen derartigen Grund deutet. Er war tapfer, klug und gemäßigt, verband die Eigenschaften eines Ritters mit denjenigen eines Mönches und war ein Muster mittelalterlicher, allerdings mit gesundem Menschenverstande unvereinbarlicher Tugend. Seine Streitkräfte flossen ihm aus dem nördlichen Frankreich, Lothringen und Deutschland zu. Sie beliefen sich auf 80,000 Fußgänger und 10,000 Reiter.

Hugo, Graf von Vermandois, der Bruder des Königs von Frankreich, führte das zweite Heer. Ihm zur Seite standen Robert, der älteste Sohn Wilhelm's des Eroberers, welcher sich gleichmäßig durch die Liebenswürdigkeit seines Charakters und seine Unfähigkeit zu herrschen auszeichnete, Robert, Graf von Flandern, das Schwert und die Lanze der Christen, und Stephan, Graf von Chartres Blois und Troyes; Franzosen, Normänner und Britten dienten in diesem Heere.

Die Kreuzfahrer des südlichen Frankreichs schaarten sich unter das Banner Ademar's, des Bischoffs von Puy und päbstlichen Legaten und des Grafen Raimund von St. Giles und Toulouse. Der erstere wird als ein achtbarer Geistlicher und gewandter Weltmann geschildert. Graf Raimund war hochmüthig, neidisch und halsstarrig. Dieses Heer, in dessen Reihen außer Franzosen auch Spanier und Italiener fochten, zählte 100,000 Mann zu Fuß und zu Pferd.

Bohemund, der Sohn Robert Guiscard's, der schlaueste und ehrgeizigste

unter den Kreuzfahrern, stand an der Spitze von 10,000 Reitern und 20,000 Fußsoldaten. Sein Vetter Tancred, der berühmteste unter den Rittern seiner Zeit, befehligte neben ihm.

Diesen Heeren folgten zahlreiche Haufen nicht kämpfender Menschen: Frauen, Schwestern und Kinder der Kreuzfahrer, Mönche und Einsiedler, welche theils verwandtschaftliche Liebe, theils dunkler Glaubensdrang nach dem fernen Osten trieb. Auf verschiedenen Wegen rückten die vier Heere nach Constantinopel, woselbst sie sich vereinigen wollten. Gottfried von Bouillon zog durch Deutschland nach Ungarn. Mit Mühe erhielt er von dem König Karloman von Ungarn freien Durchzug durch sein Reich. Ohne Schwertstreich gelangte Gottfried durch Bulgarien nach Thracien. Graf Raimund führte sein Heer durch die Lombardei nach Dalmatien und Sclavonien. Zwischen Durazzo und Constantinopel wurde sein Marsch von den Bauern und Soldaten des oströmischen Kaisers beunruhigt und litt sowohl durch Hunger, als durch den Verlust aller Derer, welche sich von dem Zuge entfernten, oder ihm nicht folgen konnten. Bohemund, welcher sein Heer zur See nach Epirus übersetzte, warf jeden bewaffneten Widerstand vor sich nieder und hielt gute Ordnung unter seinen Leuten. Daß er eine von „Ketzern" (ohne Zweifel von Paulicianern) bewohnte Stadt plündern ließ, war nach der Ansicht der Kreuzfahrer eine erlaubte That. Hugo von Vermandois zog mit seinem Heere über die Alpen und nach Apulien. Er empfing in Rom das goldene Banner St. Peters. Er und seine Leute küßten die Füße des Pabstes, ergaben sich den Genüssen des Südens, zerstreuten sich in den Städten Italien's und kamen in einzelnen Haufen in der Nähe von Constantinopel an. Graf Hugo wurde selbst von den Griechen gefangen genommen, obgleich er dem griechischen Kaiser seine Ankunft durch vier und zwanzig Ritter in goldener Rüstung hatte anzeigen lassen. Als Alexius Comnenus sich die Hülfe des Abendlandes gegen die Mohammedaner erbat, dachte er nicht entfernt daran, daß solche Heeresmassen sich in Bewegung setzen würden. Er wollte Helfer, welche seinen Befehlen gehorchten, nicht übermüthige Gebieter, welche ihm Gesetze vorschrieben. Trotz alles Aberglaubens, in welchem die Kreuzfahrer befangen waren, hatten sie die Rücksichten für diese Erdenwelt keineswegs aufgegeben. Die mächtigeren Fürsten und Herren, namentlich die Grafen Bohemund und Raimund, dachten wenigstens eben so viel an die Gründung irdischer Reiche, als an das Himmelreich. Die minder begünstigten Kreuzfahrer hofften, wenigstens mit Schätzen beladen in die Heimath zurückzukehren, oder irgend eine Burg oder ein Schloß im Osten zu gewinnen. Auf ihrem Marsche durch das Gebiet des griechischen Kaisers hatte nur Gottfried von Bouillon Mäßigung bewiesen. Alle übrigen Heerführer hatten sich Gewaltthätigkeiten erlaubt, welche kein Landesherr dulden konnte, ohne seine Würde zu beeinträchtigen. Hugo von Vermandois hatte gleich bei seiner Landung in der Nähe von Durazzo den griechischen Kaiser durch Wort und That verletzt. Er nannte sich den König der Könige, schickte an den griechischen Befehlshaber jener Seestadt eine trotzige Botschaft und nahm zwei verbannte griechische Staatsdiener in sein Gefolge auf. Bohemund hatte früher schon blutige Kriege mit dem oströmischen Kaiser geführt und deutlich zu erkennen gegeben, daß er nach den Reichthümern dieses Landes lüstern sei. Zwischen dem oströmischen Kaiser und den Fürsten des Abendlandes bestand kein Vertrauen, im Gegentheile hegten sie gegenseitig einen oft nur zu wohl begründeten Argwohn. Die Griechen betrachteten die Abendländer als Barbaren, welche keinen Anspruch hätten, auf dem Fuße der Gleichheit behandelt zu werden. Die kecken Ritter des Abendlandes dagegen verachteten die Griechen als feige Betrüger und Weichlinge. Beide Theile haßten sich überdies als Ketzer, deren ewiges Seelenheil verloren sei.

Durch mancherlei Kunstgriffe und Bestechungen brachte es Alexius Comnenus dahin, daß ihm sämmtliche Führer der Kreuzheere einen Eid leisteten, welcher sein Eigenthumsrecht auf die früher zum oströmischen Reiche gehörigen Länder wahren sollte. Am längsten widerstrebten ihm Tancred und Raimund. Einmal wurde selbst zu den Waffen gegriffen und längere Zeit war es zweifelhaft, ob der Kreuzzug nicht unter den Mauern Constantinopel's sein Ende erreichen würde. Endlich fügte sich Tancred und Raimund versprach, seine Waffen nicht gegen die Griechen wenden zu wollen. Der oströmische Kaiser hatte die Vorsicht gebraucht, niemals mehr, als ein Kreuzheer in die Nähe von Constantinopel kommen zu lassen. Bevor das zweite anrückte, wurde das erste auf griechischen Schiffen nach Kleinasien übergeführt, welche nach Constantinopel zurückkehrten, sobald sie ihre Ladung jenseits des Bosphorus abgesetzt hatten. Alexius Comnenus bemühte sich mehr, die Gefahren abzuwenden, mit welchen ihn die Kreuzfahrer bedrohten, als mit der Hülfe der Abendländer der mohammedanischen Herrschaft im Osten ein Ende zu bereiten. Er hatte die stolzen Kreuzfahrer zu genau kennen gelernt, um zu glauben, sie würden ihm mit Freuden gehorchen. Er hatte Bohemund durch reiche Schätze gewonnen, Hugo von Vermandois durch zarte Rücksichten, welche er ihm während seiner Gefangenschaft angedeihen ließ, besänftigt. Doch Graf Raimund blieb sein Todfeind trotz des von ihm geleisteten Eides, Gottfried von Bouillon hatte einmal schon gegen Alexius zu den Waffen gegriffen und die übrigen Fürsten und Herren waren zwar durch den Glanz des oströmischen Hofes geblendet worden, voraussichtlich hegten sie aber Alle den Wunsch, sich an den Griechen rächen zu können. Alexius Comnenus überließ die Kreuzfahrer, sobald sie in Asien angelangt waren, ihrem Schicksal und war nur darauf bedacht, von dem Kriegszuge der Abendländer jeden möglichen Vortheil zu ziehen, welche ohne Opfer gewonnen werden konnten.

Nachdem die vier Heere in den Ebenen von Bithynien angelangt waren, zählten sie 100,000 vollständig bewaffnete Reiter, und die ganze Masse der Streiter, Frauen, Mönche, Einsiedler und Kinder, welche das Kreuz genommen hatten, nicht eingerechnet, wird auf 600,000 angegeben. In der Nähe von Nicäa schloß sich Peter von Amiens mit dem geringen Ueberreste seines Haufens dem Kreuzzuge an. Nach einer Belagerung von sieben Wochen und drei Tagen erlangte Kaiser Alexius (im Juni 1097) die Uebergabe der Burg von Nicäa. Die Kreuzfahrer waren zwar sehr erbittert, daß ihnen der Preis ihrer Anstrengungen entginge, doch verstand es Alexius, die Führer durch reiche Geschenke zu gewinnen, wobei sich die Uebrigen beruhigen mußten. Das ganze Land diesseits des Taurus, aus welchem die Kreuzfahrer die Mohammedaner vertrieben, nahm Alexius in Besitz. Bei Dorylläum in Phrygien wurden die Mohammedaner geschlagen. Kilidsche Arslan blieb jedoch noch immer ein mächtiger Gebieter und regte die übrigen mohammedanischen Herrscher des Ostens zum Widerstande gegen die Christen auf. Mit Mühe und großen Verlusten zogen die Kreuzfahrer durch wasserarme Gegenden und mit großer Anstrengung überstiegen sie den steilen Taurus. Zwietracht und Hader herrschten in ihren Reihen. Tancred und Gottfried's Bruder, Balduin, stritten sich um den Besitz der Stadt Tarsus. Kurz darauf entfernte sich Balduin gänzlich von dem Kreuzheere und gründete in Edessa ein Reich. Bei der Belagerung von Antiochia machte Bohemund, welcher durch Verräther, die er bestochen hatte, Einlaß gewinnen konnte, die Bedingung, daß ihm die Herrschaft über die Stadt eingeräumt werden solle. Erst nachdem ihm diese von den übrigen Fürsten zugestanden worden war, führte er das Kreuzheer in die Stadt. Die Belagerung von Antiochia, welche neun Monate gedauert hatte, erschöpfte die Kräfte des Kreuzheeres, von welchem Tausende, im Winter des Jahres 1097 auf 1098, an Hunger, Elend und Krankheiten starben. Tausende, unter ihnen auch

Peter von Amiens, suchten sich durch die Flucht der herrschenden Noth zu entziehen. Letzterer wurde jedoch mit Schimpf und Schande von Tancred in's Lager zurückgebracht. Schon drei Tage nach der Eroberung Antiochia's rückte auf Barkiarok's Befehl Kerboga mit einem Heere, welches auf 2 bis 300,000 Mann geschätzt wurde, vor die Stadt und schloß die Christen in derselben ein. In der größten Noth rettete ein „frommer Betrug" das bedrängte Kreuzheer. Der provencalische Mönch Peter verstand es nämlich, die ausgehungerten Kreuzfahrer glauben zu machen, er habe die Lanzenspitze, mit welcher Christus am Kreuze gestochen worden sei, entdeckt. Was keine Macht der Rede und kein Vernunftgrund bewirkt hätte, that diese angebliche Reliquie. Die Kreuzfahrer, welche früher nur durch künstlich angelegte Feuer aus ihren Quartieren zum Kampfe getrieben werden konnten, machten, im Glauben an die heilige Lanze, eine außerordentliche Anstrengung, schlugen das Heer Kerboga's und machten in dessen Lager eine unermeßliche Beute. Der arme Mönch Peter sollte aber später durch die Feuerprobe sich von dem Verdachte eines Betruges reinigen und kam in dessen Folge elend um's Leben. Doch das Kreuzheer war mittlerweile gerettet, und der Reliquienglaube wurde durch diesen Vorgang eben so wenig erschüttert, als der Glaube an die Feuerprobe. — Eine Zeit lang hielt der Vezier des Chalifen Mostali, Afdal, die Kreuzfahrer mit Unterhandlungen hin. Der päbstliche Legat, Ademar von Puy, starb. Endlich ermannten sich die Kreuzfahrer, getrieben von Gottfried, Tancred und den beiden Robert, rückten gegen Palästina vor und sahen Jerusalem am Morgen des siebenten Juni 1099. Am fünfzehnten Juli erstürmten sie die Stadt. Ihr Heer war auf 40,000 Mann zusammengeschmolzen, von welchen kaum die Hälfte noch kampffähig war. Furchtbar wütheten die Kreuzfahrer nach dem Siege; weder Frauen, noch Kinder wurden geschont. Siebenzig Tausend Mohammedaner wurden niedergemacht und die Juden in ihrer Synagoge verbrannt. Nachdem die Kreuzfahrer sich im Blute der „Ungläubigen", wie sie ihre Mitmenschen andern Glaubens nannten, gebadet hatten, gingen sie barfuß und mit entblößtem Haupte den Calvarienberg hinan, küßten den Stein, welcher, der Sage nach, das Grab Christi bedeckt hatte, vergossen Thränen der Freude und der Reue, blieben aber so roh und grausam, als sie zuvor gewesen waren. Nur Tancred zeigte menschliches Mitgefühl. Raimund gestattete der Besatzung der Burg freien Abzug. Sie konnte ihren Glaubensgenossen die Gräuel berichten, welche vor ihren Augen drei Tage lang begangen worden waren. Mit Mühe hielten die Führer der Kreuzfahrer diese ab, den geschlossenen Vertrag zu brechen. Sie vermochten die abziehende Besatzung nur dadurch zu retten, daß sie der Mordlust ihrer Krieger andere Gegenstände wiesen. So tief waren die Lehren der Pfaffen von der Verdienstlichkeit der Tödtung der Ungläubigen in die Herzen der rohen Kreuzfahrer eingedrungen!

§. 4. Das Königreich Jerusalem bis zum zweiten Kreuzzuge (1147).

Acht Tage nach der Einnahme Jerusalem's erwählten die Führer der Kreuzfahrer Gottfried von Bouillon einstimmig zum Könige von Jerusalem. Gottfried nahm die Wahl an, begnügte sich jedoch mit dem Titel eines Vertheidigers und Baronen des heiligen Grabes. Er befestigte zuerst sein wankendes Reich bei Ascalon durch das Schwert, indem er das Heer der Fatimiden ohne große Anstrengung in die Flucht schlug. Dann bemühte er sich, den jungen Staat durch Gesetze und wohlthätige Einrichtungen auf eine dauernde Grundlage zu stellen. Ihm widerstrebte aber der päbstliche Legat, Daimbert, Erzbischoff von Pisa, welcher

vor Kurzem aus Rom angekommen war. Dieser Letztere warf sich, im Namen des Pabstes, zum Herrn des neuen Reiches auf. Gottfried und Bohemund bequemten sich dazu, aus seinen Händen ihre Besitzungen als Lehen zu empfangen. Daimbert verlangte, als Eigenthümer von Jerusalem und Jaffa anerkannt zu werden, und Gottfried war so schwach, ihm ein Viertheil beider Städte sofort abzutreten und den Rückfall der übrigen drei Viertheile für den Fall seines kinderlosen Ablebens zuzusagen. Durch dieses Zugeständniß impfte er seinem kleinen Reiche den Keim des Todes gleich nach seiner Geburt ein. Es bestand nur aus den Städten Jerusalem und Jaffa und etwa zwanzig Dörfern und Flecken der Umgegend. Innerhalb seines Gebietes hausten noch in mehreren uneinnehmbaren Burgen Mohammedaner, welche die Christen täglich bedrohten. Die ganze Kraft des jungen Staates war erforderlich, sich inmitten feindlicher Völker zu behaupten; indem der päbstliche Legat den Löwenantheil der Eroberung für sich in Anspruch nahm, entzog er diesen dem Reiche, welches noch fremder Hülfe bedurfte, um bestehen zu können.

Die Verfassung, welche Gottfried dem Reiche Jerusalem ertheilte, ist von besonderem Werthe aus dem Grunde, weil sie der bestimmteste Ausdruck damaliger Staatsweisheit ist. Mit Zustimmung des Patriarchen, der Barone, der Geistlichkeit und der Laien stellte Gottfried die Verfassung von Jerusalem fest. An der Spitze des neuen Staates standen zwei Tribunale: der Gerichtshof der Barone und der Gerichtshof der Bürger. In dem ersteren führte der König den Vorsitz; der Prinz von Galilea, der Herr von Sidon und Cäsarea und die Grafen von Jaffa und Tripolis waren die hervorragendsten Mitglieder desselben. Ehen und Testamente wurden der Geistlichkeit überwiesen. Im Gerichtshofe der Bürger führte, im Namen des Königs, ein Graf den Vorsitz. Wie der obere Gerichtshof aus Baronen und Rittern, war der untere aus Bürgern zusammengesetzt. In dem oberen Gerichtshofe hatten alle Barone des Reiches Sitz und Stimme, im unteren aber nur diejenigen Bürger, welche dazu fähig erachtet und ernannt worden waren.

Der gerichtliche Zweikampf war ein Vorrecht des Adels in allen Strafsachen, welche Leben, Gliedmaßen oder die Ehre eines Menschen betrafen, und in allen bürgerlichen Streitigkeiten, im Betrage von wenigstens einer Mark Silbers. In Strafsachen konnte der Ankläger den Zweikampf fordern, in bürgerlichen Streitigkeiten konnte der Beklagte jeden Zeugen, der wider ihn aussagte, des Meineids beschuldigen und den Kampf mit ihm verlangen. Frauen, Greise über sechzig Jahr alt und Verstümmelte durften einen Kämpfer für sich stellen. Der Tod traf Denjenigen, welcher im Kampfe unterlag. Der Richter mochte in manchen Fällen den Kampf entweder gestatten, oder verweigern. Der Verurtheilte konnte das Urtheil der Richter anfechten, mußte aber in diesem Falle mit sämmtlichen Gliedern des Gerichtes an einem Tage kämpfen, und der Tod war sein Loos, wenn er nur von Einem derselben besiegt wurde.

Wie die Adeligen dem oberen, so waren die Bürger dem unteren Gerichtshofe unterworfen. Beide Gerichte hatten es aber nur mit den lateinischen Christen zu thun. Für die Syrier, die orientalischen Christen: Melchiten, Jakobiten oder Nestorianer, bestand ein besonderer Gerichtshof. Die lateinischen Geistlichen verfolgten diese Klasse von Menschen auf's bitterste. Die Könige von Jerusalem hatten Mühe, sie zu schützen. Die Leibeigenen und Sklaven waren der Willkür ihrer Herren preisgegeben. Ein Streitroß hatte den Werth dreier Sklaven. Das Königreich Jerusalem, welches anfangs so enge Grenzen hatte, erweiterte sich allmälig durch die Eroberung der Seestädte Laodicea, Tripolis, Tyrus und Ascalon. Der Fürst von Antiochia, Bohemund, unterwarf sich nicht der Oberherrschaft des Königs von Jerusalem, wohl aber die Grafen von Edessa und Tripolis. Die

Lateiner dehnten ihre Herrschaft bis jenseits des Euphrat's aus, vermochten jedoch nicht, die Mohammedaner aus den syrischen Städten Hems, Hamah, Damascus und Aleppo zu verdrängen.

Nach der Schlacht von Ascalon kehrten die meisten Kreuzfahrer in ihre Heimath zurück. Nur Tancred mit 300 Rittern und 2000 Fußsoldaten blieb zur Vertheidigung Palästina's bei Gottfried. Diese Zahl vermehrte sich jedoch bald durch neue Ankömmlinge, unter welche das den Mohammedanern abgenommene Land vertheilt wurde. Sechshundert sechs und sechzig Ritter theilten sich in das Gebiet des neuen Staates und hatten dafür die erforderlichen Kriegsdienste zu leisten. Unter dem Banner des Grafen von Tripolis standen 200 Ritter. Jeder Ritter hatte im Felde vier Knappen oder berittene Bogenschützen zu stellen. Die Kirchen und die Städte stellten 5070 Fußsoldaten. Die ganze bewaffnete Macht des Staates Jerusalem belief sich auf beiläufig 11,000 Mann.

Gottfried von Bouillon stand nicht lange an der Spitze des neuen Reiches in Palästina. Er starb schon ein Jahr nach der Eroberung Jerusalem's (1100). Ihm folgte sein Bruder Balduin, der Graf von Edessa, welcher unbedenklich den Königstitel annahm. Sein Fürstenthum Edessa trat er an Balduin von Bourges ab. Tancred, mit welchem der neue König in tödtlicher Feindschaft lebte, zog sich von Jerusalem zurück und verwaltete das Fürstenthum Antiochia, während Bohemund in türkischer Gefangenschaft schmachtete. Mit dem herrsüchtigen Patriarchen Daimbert machte Balduin I. wenig Umstände. Er ließ die Reichthümer, die der habsüchtige Kirchenfürst zusammen gescharrt hatte, von seinen Kampfgenossen plündern und trieb den Störefried aus Jerusalem. Die Schätze Daimbert's gaben dem Könige die Mittel, die Egypter zu schlagen. Ermuthigt durch den zahlreichen Zuzug aus Europa, faßte Balduin I. den Plan, Egypten ganz oder theilweise an sich zu reißen. Drei neue Kreuzheere waren auf dem Marsche nach Palästina. Das eine rückte unter dem Oberbefehle des Grafen Raimund von Toulouse in Kleinasien ein, wurde aber dort von den Mohammedanern fast gänzlich aufgerieben; das zweite, unter dem Grafen Wilhelm von Nevers, hatte ein gleiches Schicksal, von 15,000 Kreuzfahrern langten nur 700 in Antiochia an; das dritte, geführt von dem Grafen Hugo von Vermandois, welcher auf dem ersten Kreuzzuge nicht über Constantinopel hinaus gekommen war, Hugo von Lusignan und Anderen, hatte kein günstigeres Schicksal. Hugo von Vermandois starb in Tarsus an seinen Wunden. Wilhelm von Poitou, welcher sich bei demselben Heere befand, erreichte nur mit sechs Genossen ein Schloß Tancred's. Alle diese mächtigen Kreuzheere brachten dem Könige Balduin I. nicht die erwartete Hülfe. Dennoch griff er die Egypter an, erlitt aber eine schwere Niederlage. Die kräftigste Unterstützung wurde dem Königreiche Jerusalem von Seiten der italienischen Handelsstaaten zu Theil, welche die Pilger am schnellsten und sichersten nach Palästina überschifften und bei dieser Gelegenheit mit guten Frachtpreisen, die sie bezogen, einen gewinnreichen Handel verbanden. Trotz der Niederlage, welche die Egypter ihm beibrachten, dehnte Balduin I., im Kampfe mit Barkiarok und anderen mohammedanischen Herrschern, die Grenzen seines Reiches aus. Mitten in einem Kriege gegen die Egypter starb Balduin plötzlich (1118). Auf seine Empfehlung wurde sein Vetter Balduin von Bourges zu seinem Nachfolger erwählt. Er trat seine Herrschaft in Edessa dem tapfern Joscelin ab. Beide geriethen in die Gefangenschaft Balak's, eines Nachkommen Ortok's. Joscelin machte sich selbst frei, Balduin II. wurde ausgelöst. Der Doge von Venedig brachte Hülfe. Tyrus ward (1124) erobert. Doch der türkische Atabeg, Emadeddin Zenghi, und der Staat der Assassinen bereiteten den Christen blutige Kämpfe. Dagegen wurden die Johanniter und Tempelherren kräftige Stützen des neuen Reiches. Balduin II. starb (1131). Mit Einwilligung der Stände hatte

er schon bei Lebzeiten das Königreich dem Gatten seiner Tochter Melisende, Fulko von Anjou, übergeben. Der griechische Kaiser, Kalo-Johannes, riß die Oberherrschaft über Antiochia an sich. Fulko gerieth in die Gefangenschaft der Mohammedaner und mußte sich durch eine große Geldsumme auslösen. Er war der schwierigen Stellung, welche er inne hatte, schon wegen seines hohen Alters nicht gewachsen und starb (1143) mit Hinterlassung eines dreizehnjährigen Sohnes, welcher ihm, unter dem Namen Balduin III., nachfolgte. Die vormundschaftliche Regierung führte seine Mutter Melisende, welche dem Drange der Verhältnisse nicht gewachsen war. Zenghi eroberte das Land um den Orontesfluß und (1144) sogar die Stadt Edessa. Nach dessen Tode (1146) kam Edessa wieder in die Macht der Christen, doch Zenghi's Sohn, Nureddin, ein ausgezeichneter Krieger, eroberte Edessa von neuem und zerstörte die Stadt vollständig.

Die Nachricht von diesem Verluste wirkte anfangs betäubend auf das Abendland, regte aber bald schon die christlichen Herrscher an, dem bedrohten Königreiche Jerusalem Hülfe zu bringen. Der zweite Kreuzzug fand in dem Verluste von Edessa seine unmittelbare Veranlassung.

§. 5. Die Johanniter und Templer.

Schon vor dem Beginne der Kreuzzüge, bereits im Jahre 1048, wurde zu Jerusalem durch Kaufleute von Amalfi eine Kirche gegründet nebst einem, Johannes dem Täufer gewidmeten, Mönchskloster. Die Mönche führten den Namen Johanniter oder Spitalbrüder und verpflichteten sich, Kranke und Arme zu pflegen und den Pilgern beizustehen. Dieser Orden erhielt nach und nach große Besitzungen. Als Jerusalem später von den Kreuzfahrern eingenommen und der Einfluß des Adels daselbst vorherrschend wurde, wandelte der Ordensmeister Raimund du Puy den bürgerlichen Mönchsorden in einen geistlichen Ritterorden um (1120). Die Vertheidigung der Kirche gegen die Ungläubigen wurde dem gewöhnlichen Mönchsgelübde des Gehorsams, der Keuschheit und der Armuth hinzugefügt. Die Mitglieder dieses Ordens wurden in drei Klassen getheilt: in Ritter, welche die Waffen führten, in Capellane, welche die geistlichen Verrichtungen übten, und in Waffenträger, welche die Kranken pflegten und die Pilger begleiteten. Im Jahre 1113 stifteten Hugo von Pajens, Gottfried von St. Aldemar und sieben andere Ritter einen Orden zur Beschützung der Pilger, welcher aber bald die allgemeinere Bestimmung der Vertheidigung des christlichen Glaubens und des heiligen Grabes gegen die Mohammedaner annahm. König Balduin II. gab diesen Rittern eine Wohnung an der Ostseite des Platzes, wo früher der Tempel Salamonis stand, von dem sie den Namen Templer, Tempelbrüder, Tempelherren (Templarii) annahmen. Der Patriarch von Jerusalem erkannte diese Ritter als eine geistliche Verbindung an und im Jahre 1127 wurde der Orden auf dem Concilium von Troyes durch den Pabst Honorius II. bestätigt.

Beide Orden gewannen bald unermeßliche Reichthümer in allen christlichen Ländern. Der König Alphons I. von Aragonien und Navarra setzte beide Ritterorden sogar zu Erben seiner Reiche ein. Zwar kamen sie nicht in deren Besitz, wohl aber erlangten sie in Folge dieser Erbeinsetzung in jenen beiden Reichen Ländereien und nutzbare Rechte von großem Umfange. Lothar von Sachsen schenkte den Tempelherren (1130) seine Güter in der Grafschaft Supplingenburg und Heinrich I. verlieh ihnen große Besitzungen in England.

Diese beiden Ritterorden wurden bald die festesten Stützen des Königreichs Jerusalem. Lange Zeit hindurch zeichneten sie sich durch ihre Tapferkeit, Anspruchslosigkeit und Opferbereitwilligkeit aus. Doch die Grundlage, auf welcher

diese Orden beruhten, war noch verkehrter, als diejenige der gewöhnlichen Mönchsorden. Obgleich der Johanniterorden von Bürgerlichen gegründet worden war und das Spital das Mutterhaus gegenüber dem Tempel war, wurden später alle Bürgerlichen von beiden Orden ausgeschlossen. Nur Ritter von altem Adel fanden darin Aufnahme. Die stolzen Barone, welche aus Ehrgeiz in den hochgefeierten Orden traten, brachten wohl Fähigkeit zu militärischem Gehorsam, allein durchaus keine Anlagen zur Keuschheit und zur Armuth mit sich. Acht und zwanzig Tausend geschlossene Güter von verschiedenem Werthe, welche sie bald geschenkt erhielten, machten den beiden geistlichen Ritterorden möglich, eine bedeutende Kriegsmacht zum Schutze Jerusalem's auf die Beine zu bringen, und gaben ihnen zugleich die Versuchung, das Gelübde der Armuth nicht wörtlich zu nehmen. Das Gelübde der Keuschheit wurde von ihnen noch kecker verletzt, als von den gewöhnlichen Mönchen. Je größer der Ruhm, welchen Johanniter und Templer in den ersten Zeiten ihres Bestehens ernteten, je größer der Zudrang junger, strebender Adeliger nach diesen Orden war, desto größere Vorrechte erlangten sie vom Pabste, von Kaiser, Königen und Fürsten, und desto schneller arteten sie aus.

Das Oberhaupt des Johanniterordens hieß Großmeister des Hospitals zu St. Johann in Jerusalem, und führte den Titel eines Schutzherrn (Guardian) des Heeres Jesu Christi. Er wurde von den Rittern erwählt. In seinen Händen lag die ganze Macht des Ordens; doch standen ihm die Vorsteher der verschiedenen Zungen (Bezirke) zur Seite. Die acht Zungen des Ordens waren: Provence, Auvergne, Frankreich, Italien, Aragonien, Deutschland, Castilien und England. Das Wappen des Ordens bestand in einem silbernen, achteckigen Kreuze in rothem Felde. Die Templer theilten sich gleichfalls in drei Klassen. Diese waren aber verschieden von den Klassen des Johanniterordens: Ritter, Waffenträger und dienende Brüder. Erst im Jahre 1172 kam noch eine Abtheilung Geistlicher hinzu. Als Ordenszeichen trugen alle Templer einen Gürtel von leinenen Fäden, welcher ihre Keuschheit andeuten sollte, jedoch bald schon in schreienden Widerspruch mit ihrer Lebensweise gerieth. Die Ritter trugen weiße, leinene Mäntel mit achteckigen, blutrothen Kreuzen, die Geistlichen weiße, die dienenden Brüder graue oder schwarze Kleidung. Die Ritter dieses Ordens, wie des Johanniterordens, wählten allein sämmtliche Beamte. Der Großmeister der Templer hatte, gleich demjenigen der Johanniter, Fürstenrang, und dünkte sich allen Königen Europa's gleich. Die Johanniter nahmen von ihren späteren Wohnsitzen den Namen der Rhodiser und der Maltheser an und führen, bis auf diesen Tag, ein Scheinleben fort. Die Templer hatten ein unglücklicheres Schicksal. Wir werden später auf beide Orden noch zurückkommen.

Fanatismus war der leitende Beweggrund des Mittelalters. Er fand sich bei den Mohammedanern nicht minder, als bei den Christen. Was bei diesen Johanniter und Templer, waren bei jenen die Assassinen.*) Ruhige sittliche Kraft und ein religiöses Gefühl, welches mit der Vernunft übereinstimmte — waren weder im christlichen, noch im mohammedanischen Lager zu finden.

§. 6. Die Führer des ersten Kreuzzuges.

Von den Führern des ersten Kreuzzuges haben wir Gottfried von Bouillon und den Grafen Hugo von Vermandois schon zu ihrem Tode begleitet. Die Schicksale mehrerer anderer verdienen aber noch erzählt zu werden. Der Normanne Bohemund, welcher, wie wir oben schon angedeutet haben, bei seinem

*) S. §. 19 unten.

Hyksos, the one name which seems to be entirely foreign to us is that of Apepa. Yet even this name is not without its parallel in Egypt. Among the Egyptian names of the Ptolemaic period we find that of Apapi, which is evidently the same as Apepa. Apapi is the name of a man who was the father of Pasherenptah, the son of Nesmin, and the grandfather of Nesmin, the son of Pasherenptah. Nesmin, the son of Pasherenptah, was a priest of Khonsu, and his mummy is now in the museum of Boulak. Apapi, therefore, was a native Egyptian name, and Apepa may be the same name with a slightly different pronunciation. Apepa, however, is not the only Hyksos name which has its parallel in Egypt. Khian, the name of the fifth king of the Hyksos, is found in the Egyptian inscriptions as Khiana, and Khiana was the name of a queen of the eighteenth dynasty. Khian, therefore, was a native Egyptian name, and Khiana may be the same name with a slightly different pronunciation. Khian

welche dem Bruder Gottfried's zu Gebote standen, wurden, gleich denjenigen Bohemund's, dem Hauptunternehmen entzogen. Hätten die übrigen Führer der Kreuzfahrer, gleich Bohemund und Balduin gehandelt, so hätte sich das Kreuzheer vollständig zersplittert, bevor es Jerusalem erreichte, und die s. g. heilige Stadt wäre niemals in den Besitz der Christen gelangt. Balduin schloß sich übrigens nicht in dem Maße, wie Bohemund, von der gemeinschaftlichen Sache der Kreuzfahrer ab. Er huldigte dem ersten Könige von Jerusalem, und als dieser starb und er selbst auf den Thron des „heiligen Grabes" gehoben wurde, trat er das Fürstenthum Edessa seinem Vetter Balduin ab, welcher, als er seinerseits König wurde, es dem tapfern Joscelin überließ. Anfangs wurde zwar dieser von den Mohammedanern gefangen; er machte sich aber bald wieder frei und führte dann mit ihnen glückliche Kriege. Nach Joscelin's Tode (1131) führte sein leichtfertiger Sohn und Nachfolger, Joscelin II., das Fürstenthum Edessa seinem Untergange entgegen. Während er sich dem Vergnügen ergab, mehrte Zenghi seine Macht. Joscelin II. verlegte seinen Wohnsitz von Edessa nach Tellbascher und gab dadurch dem kecken und rührigen Zenghi Gelegenheit, Edessa einzunehmen (1144). Zwar besetzte Joscelin II. nach Zenghi's Tode Edessa von neuem, doch gab er dadurch die Stadt nur der Rache der Türken Preis, der sie bald schon erlag.

Die beiden Robert, der Herzog der Normandie und der Graf von Flandern gelangten unversehrt nach Jerusalem, hatten auch Aussicht, an die Spitze dieses neuen Reiches gestellt zu werden, lehnten die Ehre ab, und kehrten in ihre Heimath zurück. Der Graf Raimund von Toulouse, welcher seiner Heimath ein ewiges Lebewohl gesagt und sich darauf eingerichtet hatte, im Osten zu verbleiben, wurde, wegen seiner Eifersucht und seines Ehrgeizes, bei der Wahl in Jerusalem übergangen. Nach der Schlacht von Ascalon zog auch er aus Palästina ab. Als später die Grafen von Burgund und von Blois mit einem Kreuzheere nach Constantinopel kamen, befand sich Raimund gerade daselbst und wurde aufgefordert, die Führung desselben zu übernehmen. Er gewann dabei keine Lorbeeren, indem fast das ganze Heer auf schmachvolle Weise zu Grunde ging.

Peter von Amiens, welcher die ganze Kreuzbewegung angeregt hatte, gab sich die größten Blößen. Die 40,000 Dummköpfe, welche sich ihm anvertraut hatten, gingen fast alle in Kleinasien zu Grunde. Bei der Belagerung von Antiochia wollte Peter von Amiens entfliehen, wurde aber aufgefangen und zurückgebracht. Aus Rücksicht für seine früheren Verdienste und weil Gottfried von Bouillon ein großer Pfaffenknecht war, wurde der Ausreißer in Jerusalem noch zum Statthalter ernannt. Die Gefahren, die er bestanden und durch eilige Flucht stets glücklich überwand, hatten seinen immer schwachen Geist vollständig gebrochen. Er kehrte so bald als möglich nach seiner Heimath zurück und starb in dem von ihm gegründeten Kloster zu Huy (1115).

Urban II., welcher, nächst Peter von Amiens, der eigentliche Urheber der Kreuzzüge war, sah den Gefahren der Kreuzfahrer vom sichern Hafen ruhig zu. Er hatte nicht die Befriedigung, die Eroberung Jerusalems zu erleben. Er starb kurze Zeit, bevor die Nachricht davon ganz Europa in Bewegung brachte.

§. 7. Der zweite Kreuzzug und das Königreich Jerusalem bis zum Jahre 1187.

Der erste Kreuzzug war eine Privatunternehmung reicher und mächtiger Adeliger gewesen. Kein einziger der obersten Beherrscher des christlichen Abendlandes hatte daran in Person Theil genommen. Die christlichen Staaten als

Jahr, durch die sich unser Interesse [illegible] [illegible] [illegible]

verlangte andere. Mißvergnügt war auch der französische Gesandte bei Carolinenthal abgereist. Am Neujahr VII. hatte sie ebenfalls Kaiser Paul auf einen Thron gehoben, daß er auf sie als seine Freundin und Verbündete sehen konnte. Sie hatten zwischen Malteser, und für den und für den Orden selbst, und verfolgte dagegen, seine Eingriffe in die Rechte der Malteser, und in Besitzungen und Rechte des Ordens. Wenige Tage später, Freitag früh, einen Tag vor, wurden zwischen den beiden neuen Bundesgenossen Verträge geschlossen. Einmal Ende des Krieges zu Lande, Schweden und Dänemark in Rücksicht, ferner sich aber in Ansehung mehrerer von ihnen zum Kaiser Paul, Preußen, Dänemark, Schweden, Russland, Schweden und Russland Mittel gegen Englands Seeherrschaft, welche sie auch zu Lande und zu Wasser, Russland, Schweden und Dänemark, Preußen, Dänemark und Russland, Schweden und Russland, Preußen, Dänemark und Russland, Schweden und Russland, Preußen, Dänemark und Russland, Schweden und Russland

noch behauptet hatte. Balduin III. entzweite sich mit seiner Mutter Melisende; dennoch eroberte er (1153) Ascalon. Dagegen nahm Nureddin die Stadt Damascus, welche ein Nachkomme des Atabeg Togtekin beherrscht hatte, ein, vergrößerte dadurch seine Macht und wurde dem Reiche Jerusalem immer gefährlicher. Je bedenklicher die Lage der Christen wurde, desto weniger hielten sie zusammen. Der Fürst Rainold von Antiochia reizte den Kaiser Manuel I. zu einem Kriegszuge, durch welchen der Erstere gedemüthigt, und zugleich die Macht der Abendländer in Syrien geschwächt wurde. Bis zu seinem Tode (1162) kämpfte Balduin III. tapfer mit Nureddin. Sein Bruder und Nachfolger, Amalarich I., verband sich mit den Egyptern gegen Nureddin, rief dadurch jedoch einen Glaubenskrieg des sunnitischen Chalifen von Bagdad gegen den schiitischen Chalifen von Egypten hervor. Der unnatürliche Bund zwischen Amalarich und dem egyptischen Chalifen war von keiner Dauer. Der König von Jerusalem machte dem egyptischen Chalifen immer härtere Bedingungen, versuchte sogar (1168), sein Reich ganz an sich zu bringen. Auf's Aeußerste gebracht, warf sich der Vezir Schawer, welcher in Egypten allmächtig war, Nureddin in die Arme. Amalarich mußte seine egyptischen Eroberungspläne aufgeben, das Haus der Fatimiden wurde gestürzt und auf dessen Trümmern gründete Saladin das weit mächtigere Haus der Ejubiden. Amalarich starb im Jahre 1173. Sein Sohn, Balduin IV., war erst dreizehn Jahre alt und wurde bald schon von der furchtbaren Krankheit des Aussatzes ergriffen. Dennoch erfocht er bei Ramla, in der Nähe von Ascalon, einen glänzenden Sieg über Saladin (1177). Doch der Beherrscher Egypten's ließ sich dadurch nicht beugen. Er eroberte Aleppo (1183), breitete seine Macht am Euphrat und Tigris und in Arabien immer weiter aus und schloß die christlichen Reiche in Palästina und Syrien von drei Seiten ein. Balduin konnte die Regierung nicht fortführen. Sein nächster, männlicher Verwandter war ein minderjähriger Sohn seiner älteren Schwester Sibille. Diese reichte (1180) dem Ritter Guido (Veit) von Lusignan ihre Hand, welcher in deren Namen die Regierung für Balduin V. führte. Der kranke König Balduin IV. überwarf sich mit Guido von Lusignan, verlieh, ihm zum Trotze, dessen Todfeinde, dem Grafen Raimund von Tripolis, die Verwaltung des Reiches, und starb kurz darauf (1184). Sein Neffe, Balduin V., folgte ihm schon 1186 im Tode nach. Sibille bewirkte aber, daß ihr Gatte zum Könige von Jerusalem gekrönt wurde. Das ganze Reich spaltete sich in zwei Theile, von denen der eine Guido von Lusignan, der andere den Grafen Raimund von Tripolis als Haupt anerkannte. Der Letztere ließ den Gemahl der jüngeren Schwester Balduin's IV., Humfried von Toron, zum Könige erheben. Weder Guido, noch Humfried besaßen die Macht, ihre Anhänger in den Schranken zu halten. Derselbe Rainold von Antiochia, welcher den Kaiser Manuel I. früher gereizt hatte, fügte dem mächtigen Saladin eine schwere Beleidigung zu, indem er eine Karawanne mohammedanischer Pilger überfiel, plünderte und in Ketten schlug. Saladin rückte auf Jerusalem los und schlug die Christen am fünften Juli 1187 bei Hittim auf's Haupt. Von allen Baronen des Reiches retteten sich nur drei durch die Flucht. Der König Guido fiel in die Hände der Mohammedaner. Auf Raimund ruhte der Verdacht, mit Saladin in geheimem Bunde zu stehen. Die ganze Seeküste von Tripolis bis Ascalon fiel in die Hände der Mohammedaner, mit alleiniger Ausnahme der Stadt Tyrus. Diese rettete Conrad von Montferrat, der Bruder des ersten Gemahles Sibillens. Ascalon ergab sich an Saladin gegen das Versprechen, er wolle den König Guido im nächsten Frühjahre freigeben. Am dritten Oktober 1187 fiel Jerusalem in die Hände des Siegers.

§. 8. Der dritte Kreuzzug und der deutsche Ritterorden (von 1187 bis 1196).

Wie ein Donnerschlag wirkte die Nachricht von dem Verluste Jerusalem's auf das gesammte Abendland. Von allen Kanzeln herab wurde gegen die schlaffen Ritter und Herren gesprochen, welche kein Gefühl für die Schmach der Christenheit hegten und ihre christlichen Brüder befehdeten, statt dem gemeinsamen Feinde, den Mohammedanern, entgegenzutreten. Die Könige Heinrich II. von England und Philipp August von Frankreich hatten schon früher gelobt, einen Kreuzzug zu machen. Der Pabst Lucius III. hatte sie wiederholt gedrängt, ihr Versprechen zu erfüllen. Doch Heinrich II. lebte mit seinem Sohne Richard in Zwist und Philipp August hatte den Plan gefaßt, die englischen Besitzungen in Frankreich an sich zu reißen. Als jedoch die Kunde von dem Verluste Jerusalem's nach dem Abendlande gelangte und die aus Palästina vertriebenen Christen die Gemüther in Aufregung brachten, mußten die beiden Könige den Stimmen ihrer Völker weichen und sich entschließen, den Kreuzzug sofort anzutreten. Sie hielten an der Grenze der Normandie bei Gisors unter einer alten, berühmten Rüster eine Zusammenkunft und verpflichteten sich, gemeinschaftlich nach dem Osten zu ziehen (im Januar 1188). Dessenungeachtet brach schon bald der Krieg zwischen ihnen von neuem aus. Endlich zwangen die französischen Großen, welche das Kreuz genommen hatten, ihren König, Frieden mit Heinrich II. zu schließen. Heinrich starb im Juli 1189. Sein Sohn und Nachfolger, Richard Löwenherz, war entschlossen, das Gelübde seines Vaters zu lösen, und verabredete mit Philipp August, im Anfange des Sommers 1190 gemeinschaftlich ihren Kreuzzug zu beginnen.

Friedrich Barbarossa, der berühmte Kaiser der Deutschen, hatte früher niemals Neigung gezeigt, nachdem er in seiner Jugend mit Conrad III. an dem zweiten Kreuzzuge Theil genommen hatte, wieder nach dem Osten zu ziehen. Die klugen, mit dem Fanatismus jener Zeit gewürzten, Worte des päbstlichen Legaten brachten Friedrich jedoch plötzlich im sieben und sechzigsten Jahre seines Lebens zum Entschlusse, noch das Kreuz zu nehmen. Friedrich Barbarossa war unstreitig der größte Feldherr des Abendlandes seit den Tagen Karl Martell's und Karl's I. Im Mai 1189 begann er seinen Kriegszug. Sein Heer war nicht besonders zahlreich, wenigstens nicht im Vergleiche zu denjenigen, welche früher nach dem Osten gezogen waren. Es zählte 30,000 Mann, darunter 15,000 Ritter. Der Kaiser hatte sich einen freundlichen Empfang von Seiten des ungarischen Königs, Bela III., gesichert. Doch der oströmische Kaiser, Isack II. Angelus, bereitete Friedrich, ohne offenen Krieg zu führen, jedwede erdenkliche Hemmniß. Er ließ die Städte, an welchen der deutsche Kaiser vorbeizog, schließen, die Märkte sperren, die Wege durch Verhaue ungangbar machen und den Deutschen in Engpässen Hinterhalte legen. Auf Isack's II. Befehl wurden sogar Friedrich's Gesandte verhaftet. Dann schrieb er wieder zweideutige Briefe und sandte dem deutschen Könige freundliche Botschaft. Friedrich hielt sein Heer in strengster Zucht und rückte in trefflichster Ordnung unaufhaltsam vorwärts. Er nahm Adrianopel mit Sturm, besetzte Thracien bis an die Grenze von Macedonien und schrieb dem oströmischen Kaiser die Zahl der Schiffe, deren er bedurfte und die Stelle, an welcher sich dieselben einfinden sollten, vor. Während des Winters bezog sein Heer gute Quartiere. Im März 1190 setzte Friedrich bei den Dardanellen nach Asien über. Er führte sein Heer so meisterhaft, daß ihm die seldschukischen Reiter keinen Schaden anthun konnten. Im Wonnemonate nahm Friedrich Barbarossa Ikonium, die Hauptstadt des Seldschukenreiches Rum, ein, machte daselbst reiche Beute und rückte nach Cilicien

vor, welches dazumal unter einem christlichen Könige von Armenien stand. Doch weiter sollte Barbarossa nicht vordringen. Er ertrank im Flusse Kalykadnus (Saleph) am 10. Juni 1190. An seiner Person hing der Erfolg des Kriegszuges. Seine Umsicht und seine Feldherrngaben hatten das Kreuzheer bisher vor denjenigen Gefahren bewahrt, welchen alle früheren erlegen waren. Sein Tod lähmte die Kraft und vernichtete das Selbstvertrauen der deutschen Krieger. Mehrere Ritter kehrten sofort in die Heimath zurück. Friedrich Barbarossa's zweiter Sohn, der Herzog Friedrich von Schwaben, unternahm, an seines Vaters Stelle, den Oberbefehl über das Kreuzheer. Er führte dieses, nicht ohne bedeutende Verluste, nach Antiochia, woselbst die Pest furchtbare Verheerungen unter demselben anstellte. Nur schwache Reste des einst so mächtigen Heeres kamen vor Acre an, welches dazumal von den Christen belagert wurde. Hier starb Friedrich von Schwaben im Januar 1191. Vor seinem Tode hatte er den deutschen Ritterorden gestiftet. Die Deutschen wurden in Syrien und Palästina von den christlichen Machthabern auf das Unwürdigste behandelt, in die Krankenhäuser der Johanniter und Templer nicht aufgenommen und von diesen in keiner Weise unterstützt. Die deutschen Ordensbrüder wurden bei jeder Gelegenheit von den Rittern anderer Nationen zurückgesetzt, obgleich der Orden in Deutschland mit ansehnlichen Gütern ausgestattet worden war. Templer und Johanniter waren weit von dem Standpunkte allgemeiner Menschenliebe oder auch nur von dem der Liebe zu ihren christlichen Brüdern entfernt und konnten nicht einmal ihre nationalen Vorurtheile beherrschen. Der deutsche Ritterorden litt übrigens an allen den Mängeln der anderen Orden seiner Zeit. Die deutschen Ritter waren der Jungfrau Maria geweiht und nannten sich daher auch Marianer, oder Brüder des deutschen Hauses unserer lieben Frau zu Jerusalem. Ihre Regel war ähnlich derjenigen der Templer; ihr ursprünglicher Zweck, die christliche Religion gegen die „Ungläubigen" zu vertheidigen, und die Kranken im „heiligen Lande" zu pflegen. Die Ritter trugen ein schwarzes Kleid und weißen Mantel, auf welchem ein schwarzes Kreuz mit silbernem Rande befestigt war. Das Oberhaupt des Ordens, der Hochmeister, Deutschmeister oder Großmeister, wohnte anfangs in Palästina, später zu Venedig und seit 1297 zu Marburg. Als ihr Orden gestiftet wurde, waren das Königreich Jerusalem und die übrigen Besitzungen der Abendländer in Palästina und Syrien theils verloren gegangen, theils unhaltbar geworden. Die deutschen Ritter vermochten daher in dortiger Gegend nichts Bedeutendes mehr zu leisten. Um so kräftiger stritten sie aber später an der Ostgrenze Deutschland's, in Preußen und am baltischen Meere.

Früher, als Friedrich Barbarossa, hatten die Könige von England und Frankreich einen Kreuzzug gelobt. Zwischen dem deutschen und dem englischen Könige bestanden aber Mißverhältnisse, welche es unmöglich machten, daß beide zusammen wirkten. Richard Löwenherz wagte es nicht, durch Deutschland nach dem Osten zu ziehen. Friedrich war schon aufgebrochen, als Heinrich II. von England starb und war schon in den Fluthen des Kalikadnus umgekommen, als die beiden Könige diesseits und jenseits des Canals sich in Bewegung setzten. Im September 1190 kamen Philipp August und Richard Löwenherz, ihrer Verabredung gemäß, mit ihren Heeren vor Messina an. Mit Mühe wurde während des Winters von 1190 auf 1191 der Friede zwischen beiden Königen und ihren Heeren aufrecht erhalten. Ende März schiffte sich Philipp August, bald darauf Richard Löwenherz ein. Die Franzosen landeten um die Mitte April's glücklich in Palästina. Richard hatte mit einem Sturme zu kämpfen und fing Krieg mit dem grausamen Beherrscher von Cyprus, dem griechischen Prinzen Isack, an, welcher die schiffbrüchigen Engländer hart behandelt hatte. Isack wurde gefangen und Cyprus von den Engländern eingenommen. Erst im Juni (1191) erreichte Richard Löwenherz die Küste Pa-

läſtina's. In dem gelobten Lande ſtanden, ſeit Saladin Jeruſalem erobert, die Angelegenheiten der abendländiſchen Chriſten ſehr ſchlecht. Der Sultan von Egypten hielt das von ihm gegebene Wort und ließ den gefangenen König Guido von Luſignan, im Frühlinge des Jahres 1188, frei. Conrad von Montferrat behauptete die Stadt Tyrus im Kampfe mit Saladin und ſchloß ſich dem Könige Guido an, welcher den Krieg mit den Mohammedanern bald wieder aufnahm, und im Jahre 1189 die Belagerung der Feſte Ptolemais, oder St. Jean d'Acre, begann. Sein Heer vermehrte ſich durch den Zuzug europäiſcher Kreuzfahrer auf 32,000 Mann, darunter 2000 Reiter. Doch auch Saladin hatte ſich zum Kampfe gerüſtet. Unglücklicherweiſe für die Chriſten brach zwiſchen König Guido und Conrad von Montferrat bald ſchon Zwietracht aus. Der Tod ſeiner Gemahlin Sybille erſchütterte das Anſehen Guido's von Luſignan. Conrad von Montferrat riß die Krone an ſich und glaubte ſeinen Anſpruch dadurch zu begründen, daß er die jüngere Schweſter Sybillens und Balduin's IV., Iſabella, entführte und ehelichte. In den Streit zwiſchen dieſen beiden Nebenbuhlern miſchten ſich Philipp Auguſt und Richard Löwenherz mit Eifer ein. Richard nahm ſich Guido's, des Gatten Sybillens, an, was zur Folge hatte, daß Conrad von Montferrat die Belagerung der Feſte Ptolemais aufgab, und ſich nach Tyrus zurückzog, woſelbſt er, ein Jahr ſpäter, von zwei Aſſaſſinen ermordet wurde.

Philipp Auguſt und Richard waren kaum vor Ptolemais zuſammengetroffen, als auch zwiſchen ihnen der alte Hader wieder ausbrach. Richard war ſeinem Gegner eben ſo ſehr an Tapferkeit und Kriegskunſt, als dieſer ihm an Schlauheit und Staatskunſt überlegen. Richard brachte in ſechs Wochen die Ergebung der Feſtung zu Stande, den 12. Juli 1191, vor welcher Philipp drei Monate und Guido von Luſignan zwei Jahre vergeblich gelegen waren. Richard benahm ſich aber gegen die Deutſchen und Franzoſen mit dem größten Uebermuthe, welcher von dieſen um ſo ſchmerzlicher empfunden wurde, je mehr Rückſichten der engliſche König für Saladin und die Mohammedaner an den Tag legte. Philipp Auguſt ergriff die erſte Gelegenheit, die ſich ihm darbot, den Oſten zu verlaſſen, und ſchiffte ſich bereits am letzten Juli nach Europa ein. Dem Herzog Hugo von Burgund verlieh er den Oberbefehl über das franzöſiſche Heer in Syrien. Natürlich wurde dadurch das Kreuzheer bedeutend geſchwächt. Dies hielt aber den engliſchen König nicht ab, alle Kreuzfahrer anderer Nationen zu verletzen und zu mißhandeln. Den Herzog Leopold von Oeſterreich ließ Richard mit Gewalt aus dem Hauſe treiben, von dem er Beſitz genommen hatte, ſeine Fahne herabreißen und in den Koth werfen. Leopold verſchluckte ſeinen Grimm und kehrte bald darauf nach Europa zurück. Ihm folgten die Deutſchen und die Italiener, welche ſich nicht der Rohheit des engliſchen Königs preisgeben wollten.

Richard hatte alle Nebenbuhler aus ſeiner Nähe vertrieben. Er ſtand unbeſtritten an der Spitze der chriſtlichen Kämpfer im Oſten und wurde von Saladin als oberſter Feldherr derſelben anerkannt. Die freundlichen Beziehungen, welche Richard und Saladin mit einander pflogen, hielten aber den engliſchen König nicht ab, einige tauſend gefangene Mohammedaner niederſäbeln zu laſſen, weil Saladin die bei der Capitulation von Acre eingegangenen Bedingungen nach Ablauf des letzten ihm geſetzten Termines nicht erfüllte. Saladin antwortete, indem er ſeinerſeits eine Anzahl Chriſten abſchlachten ließ. Sechs Wochen lang nach der Einnahme von Acre feierte Löwenherz, rückte dann nicht auf Jeruſalem los und als er endlich dieſe Stadt belagern wollte, ergriffen die von ihm häufig verletzten Ritter mit Vergnügen die Gelegenheit, ihn fühlen zu laſſen, daß er allein nichts vermöge. Die Franzoſen erklärten in einem Kriegsrathe, welcher in der Entfernung weniger

Meilen von Jerusalem gehalten wurde, der Angriff auf die Stadt sei unthunlich. Dem englischen Könige blieb nichts übrig, als einen Waffenstillstand mit Saladin zu schließen, welcher auch auf die in Syrien und Palästina ansässigen Christen Rücksicht nahm (11. September 1192). Diese blieben im Besitze von Antiochia, Tripolis, Acre, Joppe und allen anderen Küstenstädten. Ascalon wurde geschleift. Der Zugang zum s. g. heiligen Grabe sollte allen Christen freistehen, vorausgesetzt, daß sie einen Paß von Richard Löwenherz oder dem Scheinkönige von Jerusalem hätten. Zu dieser Würde erhob Richard den Grafen Heinrich von Champagne, welcher Conrad von Montferrat's Wittwe, Isabella, ehelichte. Den König Guido beruhigte er dadurch, daß er ihm die Insel Cypern verlieh.

Jerusalem blieb, nach wie vor, in Saladin's Gewalt. Die reichen Kräfte, welche das Abendland, zumal Deutschland, England und Frankreich, in's Feld gestellt hatten, waren nutzlos vergeudet worden. Im Anfange Oktobers 1192 schiffte sich Richard Löwenherz nach Europa ein und ließ den Christen in Syrien und Palästina keinen anderen Schutz, als denjenigen eines dreijährigen Waffenstillstandes, welchen Saladin ihm gewährt hatte. Auf seiner Reise durch Deutschland wurde er von dem Herzog Leopold von Oesterreich, welcher sich auf diese Weise an ihm rächte, gefangen genommen.*)

Schon fünf Monate nach Richard's Abreise starb Saladin (im März 1193). Sein Tod schwächte die kriegerische Stellung der Mohammedaner mehr, als viele verlorene Schlachten. Seine Söhne zerstückten das große Reich des Vaters und geriethen unter einander sogar in Zwietracht und Streit.**) Im Abendlande währte der Fanatismus für das s. g. heilige Grab und die Wuth gegen die Mohammedaner fort. Die Päbste wirkten aller Orten durch Welt- und Kloster-Geistliche im Sinne jenes abergläubischen und leidenschaftlichen Zeitalters. Seit dem Jahre 1195 zog der Pfarrer Fulko von Neuilly in ähnlicher Weise, wie, ein Jahrhundert zuvor, Peter von Amiens, in der Welt umher und predigte das Kreuz. Schon im folgenden Jahre stand ein neues Kreuzheer unter den Waffen. Heinrich VI., König von Deutschland und römischer Kaiser, welcher dazumal einen Aufstand in Apulien unterdrücken wollte, gab sich den Anschein, an dem Kreuzzuge Theil nehmen zu wollen, bestimmte die Kreuzfahrer, ihren Weg über Apulien zu nehmen, und versprach, ihnen dort die zur Ueberfahrt nach Palästina erforderlichen Schiffe zu liefern. Heinrich erreichte seinen Zweck vollkommen. Er unterdrückte mit Hülfe der Kreuzfahrer Apulien und entließ sie sodann, ohne sie jedoch zu begleiten. Conrad von Würzburg, des Kaisers Kanzler, führte den Oberbefehl. Im Jahre 1197 landete das deutsche Kreuzheer an der asiatischen Küste. Die syrischen Ritter geriethen aber mit den deutschen in Streit. Nach Heinrich's von Champagne Tode (1196) hatte sich dessen Wittwe, Isabella, mit Amalarich von Lusignan, Guido's Bruder, vermählt. Der Graf von Lusignan nannte sich Amalarich II. und er und Isabella nahmen Beide den Titel eines Königs von Jerusalem an. Sie besaßen aber nicht die Kraft, eine redliche Zusammenwirkung zwischen dem deutschen Kreuzheere und den in Syrien befindlichen christlichen Streitkräften zu bewirken. Einzelne Erfolge, welche die Deutschen anfangs errangen, wurden von den syrischen Rittern beneidet und insgeheim bekämpft. Die Habgier der Deutschen mochte das Mißtrauen der Syrier nicht ohne Grund rege machen. Als Kaiser Heinrich starb, eilten die deutschen Reichsfürsten, in ihre Heimath zurückzukehren. Amalarich II. wußte sich nur dadurch zu helfen, daß er mit den Mohammedanern einen Waffenstillstand auf drei Jahre abschloß.

*) Siehe unten §. 37.

**) S. unten §. 16.

§. 9. Der vierte oder lateinische Kreuzzug (1197—1203).

Die Vernunft ist die einzig sichere Schranke gegen den Irrthum, wie gegen das Unrecht. Wo sie unterdrückt ist, werden auch die edelsten Beweggründe leicht in ihr Gegentheil verkehrt, oder wenigstens zu entgegengesetzten Zwecken mißbraucht. Der Zweck der Kreuzzüge war die Befreiung des s. g. heiligen Grabes aus den Händen der Mohammedaner. Eines der bedeutendsten Mittel zu diesem Zwecke bestand in der Schwächung der Macht der Muselmänner. Bei den drei ersten Kreuzzügen wirkten die Leidenschaften ihrer Führer wiederholt störend ein und gefährdeten deren Erfolge. Allein die Fürsten hielten doch an dem Grundgedanken fest, das s. g. heilige Grab den Christen zu erobern, oder zu sichern und folgeweise die Mohammedaner zu bekämpfen. Bei dem vierten, dem s. g. lateinischen Kreuzzuge wurde der eigentliche Zweck und das Ziel des Unternehmens vollständig aufgegeben. Statt Jerusalem, wurden die Städte Zara und Constantinopel erobert, statt der Mohammedaner wurden deren mächtigste und unmittelbarste Feinde, die Griechen, bekämpft. Kein Bollwerk der Mohammedaner, sondern die letzte Vormauer des Abendlandes gegen dieselben, das griechische Reich, wurde von den angeblichen Kreuzfahrern niedergerissen.

Die Ausdauer, die Tapferkeit und der Glaube, welche die Abendländer in dem Kampfe um das s. g. heilige Grab bekundeten, wären einer besseren Sache werth gewesen. Ein Heer nach dem andern ging zu Grunde und immer frische fanden sich, bereit, den Kampf von neuem zu beginnen. Die Thätigkeit der Geistlichen nahm einen größeren Aufschwung, als Innocenz III. (1198) den päbstlichen Thron bestieg. Fulko war unermüdlich und der Pabst erklärte sogar, ein Zehntheil seiner Einkünfte dem Kreuzzuge widmen zu wollen. Er legte der ganzen Geistlichkeit des Abendlandes eine Steuer von dritthalb Prozent ihres Einkommens auf und schickte seine Legaten aus, aller Orten das Kreuz zu predigen. Auf einer Kapitelversammlung des Cistercienser Ordens gewann Fulko diese einflußreiche Körperschaft für seine Zwecke; bei einem Turniere in Champagne beredete derselbe sämmtliche anwesende Fürsten und Herren, darunter die Grafen Thibaut von Champagne, Ludwig von Blois und Chartres, Simon von Montfort und Rainold von Montmirail, den Bischoff von Troyes, Gottfried von Villehardouin und andere, das Kreuz zu nehmen, welche beschlossen, zur See nach Palästina zu ziehen und sechs Ritter nach den italienischen Seestaaten schickten, um einen Vertrag wegen der Ueberfahrt des Kreuzheeres abzuschließen. Diese wandten sich nach Venedig, woselbst Heinrich Dandolo als Doge an der Spitze des Staates stand. Obgleich dieser damals schon drei und neunzig Jahre zählte und, in Folge einer erlittenen Verletzung, fast blind war, ergriff er die Gelegenheit doch mit Eifer, nicht um die Kreuzfahrer zu fördern, wohl aber um die Macht und den Einfluß seines Staates zu heben. Heinrich VI. hatte sich eines Kreuzheeres zu seinen persönlichen Zwecken bedient, dieses aber später nach Palästina verbringen lassen, ohne weitere Vortheile von den Kreuzfahrern zu ziehen. Der venetianische Doge verstand es aber, zuerst 85,000 Mark, acht und ein halb mal so viel, als Robert für das ganze Herzogthum der Normandie erhalten hatte, sich von den Kreuzfahrern versprechen zu lassen. Dann führte er diese nicht nach Palästina, sondern dahin, wo er sie brauchte, nämlich nach Zara in Dalmatien und Constantinopel. Fürwahr Dandolo könnte selbst den Diplomaten unserer Tage als Muster dienen! Die gläubigen Ritter ahnten allerdings die Absichten des Venetianers nicht; Pabst Innocenz III. merkte sie aber und ertheilte dem Vertrage seine Bestätigung nur unter der Bedingung, daß das Kreuzheer auf seiner Reise nach dem Osten nicht mit Christen Krieg anfinge. Graf Thibaut von Champagne, der erwählte Oberfeldherr, starb. Der Markgraf Bo-

Schwert und Pfeilbündel. Helmzier: ein Arm, gepanzert, mit Schwert, Pfeilbündel und Lorbeerkranz. Helmdecken: rechts schwarz-silber, links rot-silber. Schildhalter: zwei Löwen. Devise: Fortuna Audaces Iuvat. Die Devise ist auf einem Spruchband über dem Wappen angebracht. Das Wappen ist von Lorbeerzweigen umrahmt, die durch ein Band zusammengehalten werden. Unter dem Wappen ist ein Band mit der Inschrift: Ioannes Kölle Ao. 1561. Die Inschrift ist in Kapitalschrift ausgeführt. Die Buchstaben sind mit Ausnahme des Buchstabens O, der rund ist, eckig. Die Buchstaben sind mit Ausnahme des Buchstabens O, der rund ist, eckig. Die Buchstaben sind mit Ausnahme des Buchstabens O, der rund ist, eckig.

Abb. 1. Joh. Kölle, Wappen, 1561–1592.

Abb. 1. Joh. Kölle, Wappen, 1561–1592. Die Abbildung zeigt das Wappen des Johannes Kölle aus dem Jahre 1561. Es ist ein Schild mit einem Löwen, der ein Schwert und ein Pfeilbündel hält. Darüber ist ein Helm mit einem Arm, der ein Schwert und ein Pfeilbündel hält, und einem Lorbeerkranz. Die Helmdecken sind rechts schwarz-silber und links rot-silber. Die Schildhalter sind zwei Löwen. Die Devise Fortuna Audaces Iuvat ist auf einem Spruchband über dem Wappen angebracht. Das Wappen ist von Lorbeerzweigen umrahmt, die durch ein Band zusammengehalten werden. Unter dem Wappen ist ein Band mit der Inschrift: Ioannes Kölle Ao. 1561. Die Inschrift ist in Kapitalschrift ausgeführt. Die Buchstaben sind mit Ausnahme des Buchstabens O, der rund ist, eckig. Die Buchstaben sind mit Ausnahme des Buchstabens O, der rund ist, eckig. Die Buchstaben sind mit Ausnahme des Buchstabens O, der rund ist, eckig.

den Mohammedanern einen neuen Waffenstillstand. Amalarich II., der Gatte Isabellens und Scheinkönig von Jerusalem, starb 1205. Ihre älteste Tochter Marie wurde als Erbin des Reiches anerkannt und ehelichte (1208) den Grafen Johann von Brienne, welcher zwar Tapferkeit und Körperkraft, allein weder Schätze noch Heere besaß. Er wandte sich an den Pabst Innocenz III., welcher das Kreuz predigen und (1215) eine Kirchenversammlung zu Rom halten ließ, auf der ein neuer Zug besprochen wurde. Nach Innocenz's Tode (1216) brachte Honorius III. (1217) wieder einen Kreuzzug zu Stande. Andreas II., König von Ungarn, war die bedeutendste Person desselben. Herzog Leopold VII. von Oesterreich, Herzog Otto von Meran und der Erzbischoff von Salzburg standen an der Spitze der deutschen Kreuzfahrer. Aus dem Norden zogen Norweger und Dänen, Friesen, Cölner und Bremer zur See nach Palästina. Bei den Letzteren befand sich der kölnische Domherr Oliver, welcher eine ausführliche Schrift über diesen Kreuzzug abfaßte. Das Kreuzheer war so zahlreich in Palästina, daß die Mohammedaner nicht wagten, ihm auf offenem Felde entgegen zu treten. Sie hielten sich in ihren befestigten Plätzen und warteten ab, bis die gewöhnlichen Einflüsse die Macht der Christen gebrochen haben würden. Der König von Ungarn kehrte mit dem besten Theile seines Heeres im Anfange des Jahres 1218 nach seiner Heimath zurück. In Acre ergaben sich die Kreuzfahrer der ausgelassensten Schwelgerei. Der Herzog von Oesterreich, welcher vor der Ankunft der Norddeutschen nichts Bedeutendes unternehmen wollte, begnügte sich damit, dem Scheinkönige von Jerusalem, Johann von Brienne, bei der Befestigung Cäsarea's behülflich zu sein. Endlich kamen die Norddeutschen an. Ein Theil derselben hatte unterwegs den Portugiesen in ihrem Kampfe gegen die Mohammedaner beigestanden, während der andere, durch mancherlei Unglücksfälle aufgehalten, nur kurze Zeit vor jenen in Ptolemais angelangt war. Als der Feldzug beginnen sollte, bewirkte der päbstliche Legat, Pelagius, im Interesse der italienischen Seestaaten, daß nicht das „gelobte Land", sondern Egypten angegriffen wurde. Das Kreuzheer belagerte die Seestadt Damiette. Der Beherrscher von Egypten, Saladin's Bruder, Adel, starb im Herbste 1218. Sein Sohn Kamel, welcher mit seinen eigenen Truppen zu kämpfen hatte, erbot sich, das ganze ehemalige Königreich Jerusalem an die Christen abzutreten, wenn sie die Belagerung Damiette's aufgeben wollten. Johann, welcher auf diese Weise zum erstenmale zu der Hoffnung berechtigt wurde, sein Königreich Jerusalem zu Gesicht zu bekommen, wollte das Anerbieten annehmen. Der päbstliche Legat, welcher aber bei der Eroberung der reichen Stadt mehr zu gewinnen hoffte, als bei der friedlichen Abtretung Jerusalem's und Palästina's, widersetzte sich und erlangte, daß die Unterhandlungen mit den Mohammedanern abgebrochen wurden. Im November 1218 wurde zwar Damiette von den Christen erobert. Die Streitigkeiten zwischen dem päbstlichen Legaten und dem König Johann wurden aber immer bitterer. Der geistliche Herr wollte nicht blos im Rathe, sondern auch in der Schlacht den Oberbefehl führen. Johann verließ das Kreuzheer. Pelagius befehligte dasselbe ohne Nebenbuhler, allein er wagte keine kriegerische Unternehmung. Ein ganzes Jahr lang wartete er nutzlos auf die Ankunft Friedrich's II. Endlich entschloß er sich zum Kriege. Doch das Heer versagte ihm den Gehorsam und verlangte die Zurückberufung des tapfern Johann. Er kam und rückte gegen Mansura. Allein der günstige Zeitpunkt des Kampfes war vorüber. Die Mohammedaner hatten ihre Streitkräfte gesammelt. Der Nil begann seine Ueberschwemmungen. Die Egypter durchstachen die Dämme. Die Christen konnten sich glücklich schätzen, durch einen Friedensvertrag freien Abzug aus Egypten, das s. g. heilige Kreuz (d. h. ein sehr zweifelhaftes, altes Stück Holz) und die Herausgabe der Gefangenen zu erlangen. Jerusalem und fast ganz Palästina blieben in der Gewalt der Mohammedaner. Die

Verwüstungen zogen sich. Nach vielen Kreuzzügen überkam sie den unbändigen Wunsch, einen Kreuzzug selbst und persönlich gegen Jerusalem zu machen, ohne weder Zu- noch Abneigung zu den Kreuzzügen ihrer Vorfahren verspüren zu können. Sie wollte Land haben, und dieß ganz und gar Niederländisches wie Wilhelm Jansen's Kolonien.

Diesmaliger sehr kleiner Uebersicht wurde nicht eher widersetzlich, bevor sie Jerusalem, Antiochien und Edessa überschritten waren in der Absicht, die Niederländischen Kreuzzüge fortzusetzen. Friedrich I. hatte, mit seinem Manne von ein und zwanzig Jahren, geringen Anhang, Ansehen, Reichthum, und Kraft genommen, als er in Rußen geschlagen wurde (1212). Aber Friedrich hatte wahrscheinlich Heinrich den Löwen Niederlagen in Rußen zu verdanken. Als dieser Löwe, nach Friedrich's Tode im Jahre, Brechen und Elendigkeit, nach Rußen kam, hatte erkannt er, daß er Niederlagen dort nicht zu erwarten hatte, und daß er Rußen nicht zu erobern hatte, wie den Niederländer seine Sitte. Er war ein eigenthümlicher und überschwänglicher Rußen-Kreuzzügler, und hatte sich nicht gedacht, daß er Niederländisch-Rußen zu erobern hatte, oder wollte Niederländisch-Rußen zu erobern haben, wie Wilhelm Jansen. In Rußen war Alles so bloß gegeben. Der natürliche Kreuzzugsmann des Rußen hatte sich nicht gedacht, daß er Niederländisch-Rußen zu erobern hatte, als alle Kreuzzüge und der zweifache Kampf war zu Ende, so wußte er von Rußen. Er hatte gedacht seinen Kreuzzug in Rußen zu machen. Der wenig Rußen, den er in Rußen in Anschlag hat mit den Grenz-Rußen und Jerusalem's Rußen, hatte sich nicht gedacht, daß er Rußen zu Niederländisch-Rußen machen wollte Niederländisch-Jerusalem-Kreuzzug. Belagert Jerusalem wollte er Niederländisch mit der ganzen Niederländischen Kreuzzugsmacht, und Jerusalem sollte er haben, wie Wilhelm Jansen Indien und Indianen allerdings meinten haben. Im Augenblicke war er Herr von Jerusalem. Er hatte gedacht, daß Rußen Land sey, wie Indien und Indianen Kreuzzugsherren besessen. Doch Heinrich I. war für die ungeheuren Kreuzzugs-Rußen ein zu kleiner Niederländischer Rußen. Er hatte gedacht, daß der ungeheure Rußen, wenn Rußen auf Rußen und Rußen, Rußen besitzen, ein Rußen-Land sey, wie Indien und Indianen. Er hatte gedacht, daß Rußen

Verbindungen mit den Saracenen pflegte, besaß unter diesen zahlreiche Freunde und Verehrer. Der Sultan Kamel von Egypten hatte ihn sogar um Hülfe gegen seinen Bruder Moattam angerufen. Letzterer war jedoch mittlerweile gestorben. Kamel bedurfte der Hülfe Friedrich's II. nicht mehr. Er nahm den deutschen König aber mit großen Ehrenbezeugungen auf und versicherte ihn seiner Freundschaft. Der Patriarch von Jerusalem, die Johanniter und Templer erkannten Friedrich anfangs als ihren Herrn und Schützer an. Zum erstenmale seit hundert und drei und dreißig Jahren entstand die gegründete Aussicht zum dauernden Besitze Jerusalem's und Palästina's. Doch wenn nicht gleich anfangs, so war schon seit langer Zeit die Eroberung des s. g. „heiligen" Landes nur Vorwand, die Erhöhung der päbstlichen Macht und die Demüthigung ihrer Gegner der eigentliche Zweck, welchen die anmaßlichen Nachfolger Petri bei den Kreuzzügen verfolgten. Weit entfernt, sich über die endliche Erfüllung des von Friedrich gegebenen Versprechens zu freuen und im Hinblicke auf die Großartigkeit des von ihm begonnenen Krieges die Verspätung zu verzeihen, den früher geschleuderten Bannfluch zurückzunehmen und den Kreuzzug zu fördern, — erneuerte Gregor IX. denselben und trat dem Kaiser auf's gehässigste und feindlichste entgegen. Er schickte ihm zwei Franciscanermönche nach, welche den päbstlichen Fluch in Palästina über Friedrich II. aussprachen. Sobald dieses geschehen war, wandten sich die syrischen und palästinischen Christen von dem Kaiser ab.

Friedrich II. hielt im Frühjahre 1229 seinen feierlichen Einzug in Jerusalem, setzte sich in der Kirche des s. g. heiligen Grabes selbst die Krone auf. Der Patriarch von Jerusalem schloß die Kirche und erklärte dieselbe durch die Anwesenheit des deutschen Königs, Friedrich's II., für entweiht. Die Johanniter und Templer ließen den Sultan Kamel benachrichtigen, daß er den Kaiser bei seinem Ausfluge zum Jordanflusse überraschen und tödten könnte. Dennoch gelang es diesem, mit dem Sultan Kamel einen Waffenstillstand auf zehn Jahre zu schließen, nach welchem die Christen die Stadt Jerusalem und die anderen s. g. „heiligen" Orte von Palästina, Tyrus und Sidon zurück erhalten, dagegen auf die Festungen und auf die Wiedereroberung des ganzen Landes verzichten sollten. Gegen diesen, den Christen höchst günstigen Vertrag, eiferten die Pfaffen und deren Anhänger in derselben und noch gehässigerern Weise, wie früher gegen das Anerbieten Kamel's, ganz Palästina und Jerusalem abtreten zu wollen.

Sie konnten aber das Geschehene nicht ungeschehen machen, selbst Gregor IX. mußte den Vertrag Friedrich's II. später anerkennen. Das Königreich Jerusalem stand übrigens nach Friedrich's Abreise auf schwachen Füßen. Die Großen des Reiches und die Geistlichen stritten mit dem Stellvertreter des Königs. Nach dem Vertrage sollten die Mohammedaner freie Religionsübung in Jerusalem haben und ihnen die Moscheen des Tempels gehören. Das war den fanatischen Christen ein Gräuel. Dennoch erreichte Jerusalem in der kurzen Zeit des Friedens einen früher nie gekannten Wohlstand. Die Völker, Mohammedaner und Christen, waren des Kampfes müde. Der Pabst suchte vergeblich, den Fanatismus des Kreuzes früherer Zeiten wieder zu erwecken. Der Aberglauben der Völker war zu stark ausgebeutet worden. Wie in unseren Tagen mit Revolution und Anarchie, so wurde damals mit Unglauben und Ketzerei der empörendste Mißbrauch getrieben. Nicht blos gegen die Saracenen des Ostens, auch gegen die Mauren Spanien's, gegen die Heiden Liefland's, gegen die Albigenser Frankreich's und gegen die Mitglieder der kaiserlichen Familie wurde das Kreuz gepredigt. Die „Gläubigen" brauchten jetzt nicht mehr nach Palästina zu wandern, um einen vollständigen Ablaß zu gewinnen, und die beutelustigen und ehrgeizigen Ritter konnten mit besseren Aussichten in ihrer Nähe kämpfen. Die

Bettelmönche, welche der Pabst ausschickte, das Kreuz zu predigen, trieben mit der ihnen ertheilten Vollmacht den empörendsten Mißbrauch. Sie boten den Ablaß, welcher den Kreuzfahrern versprochen wurde, für Geld aus, sprachen Jeden, der das Kreuz genommen hatte, für Geld von dem Gelübde los und brachten dadurch die Kreuzzüge in üblen Ruf. Dennoch ließ sich König Thibaut von Navarra noch zu einem Kreuzzuge bereden, an welchem viele französische Ritter Theil nahmen. Wie gewöhnlich richteten sich die Kreuzfahrer durch ihre Uneinigkeit selbst zu Grunde, ohne den Zweck, dem sie zu dienen vorgaben, die Eroberung Palästina's, im Geringsten zu fördern.

§. 11. Der sechste Kreuzzug (1239—1254).

Seit dem Tode Saladin's nahm die Macht der Ejubiden von Jahrzehnd zu Jahrzehnd ab. Die großen Völkerbewegungen, welche in Nordasien um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts stattfanden, wirkten auch auf Syrien, Palästina und Egypten zurück. Die Mongolen warfen sich auf das zwischen dem Aralsee, dem kaspischen Meere und dem Dschihun-Flusse gelegene mohammedanische Reich Chowaresmien. Die türkischen Söldnerschaaren, welche dem chowaresmischen Herrscher dienten, überschwemmten, wie einst die Gothen von den Hunnen getrieben, die südlicheren Gegenden. Hier stießen sie mit den Syrern zusammen. Sie erlitten zwar keine Niederlage, traten aber in den Sold des egyptischen Sultans, Saleh Ejub, nahmen Jerusalem ein (1244), schlugen bei Gaza das christlich-mohammedanische Heer von Syrien und gewannen (1245) die Stadt Damascus, in welche der egyptische Sultan den Sitz seines Reiches verlegte. Die frechen Söldner, welche aus Chowaresmien gekommen waren, wurden zwar bald aufgerieben, allein der Umschwung, welchen sie in den Angelegenheiten Syrien's und Palästina's herbeiführten, hatte dauernde Folgen. Die Egypter eroberten (1247) Tiberias und Ascalon und das christliche Reich in Syrien und Palästina, welches nicht verschmäht hatte, sich mit den Mohammedanern zu verbinden, um den wilden Söldnern des Nordens widerstehen zu können, gerieth an den Rand des Verderbens. Der Fanatismus des Abendlandes war erschöpft. Die Völker fühlten, wenn sie es auch nicht klar erkannten, daß sie von geistlichen und weltlichen Machthabern zu deren persönlichen Zwecken ausgebeutet werden sollten. Vergebens predigten die päbstlichen Bettelmönche, umsonst versprachen sie Ablaß für dieses und jenes Leben. Viele Gläubige, Bethörte, oder augenblicklich Begeisterte, zumal Friedrich II., hatten bitter empfunden, daß die Geistlichkeit ein Gelübde zu einer furchtbaren Waffe gegen alle Diejenigen zu machen verstehe, welchen ein solches abgedrungen worden war. Die Völker waren, wenn nicht verständig, doch unwillig geworden, den Aufforderungen der Geistlichen Folge zu leisten. Unter den Königen des Abendlandes fand sich aber noch Einer, welcher, wie Don Quixotte hinter dem Ritterthume, so hinter dem Kreuzfanatismus des Mittelalters herging: Ludwig IX., der Sohn der Königin Blanka und, der rechtlichen Vermuthung nach, Ludwig's VIII., Königs von Frankreich. Seine Mutter stand aber mit den Geistlichen ihres Hofes und namentlich mit dem römischen Legaten auf einem so vertrauten Fuße und Ludwig IX. hatte so viel mehr Aehnlichkeit mit dem Geistlichen, als mit seinem Vater, daß starke Zweifel gegen die eheliche Geburt desselben obwalten. Jedenfalls erhielt Ludwig eine durchaus pfäffische Erziehung. Die Religion, nicht in der freien Auffassung des vernünftigen Menschen, sondern in dem beschränkten Sinne des sclavisch gebundenen Mönchs bildete den Beweggrund seines ganzen Lebens. Er zitterte von früher Kindheit an für das Heil seiner Seele und erkannte als einzige Mittel, es zu retten, die von den Pfaffen empfohlenen Aeußerlichkeiten an. Er glaubte den ganzen

Unsinn der katholischen Kirche seiner Zeit und ging von dem Grundsatze aus, der Laie solle, wenn er das Christenthum angreifen höre, es nicht anders, als mit dem Degen vertheidigen, diesen solle er aber dem „Ungläubigen" so tief als er gehe, in den Leib stechen. Im Jahre 1244, gerade um die Zeit, als Jerusalem von den Mohammedanern erobert wurde, hatte Ludwig IX. einen heftigen Fieberanfall und in diesem ein Gesicht, welches ihn trieb, das Kreuzgelübde abzulegen. Der Pabst, Innocenz IV., benützte diesen Umstand zu seinen Zwecken. Viele französische Bischöffe und Große folgten dem Beispiele ihres Königs, namentlich die drei Brüder Ludwig's: Robert von Artois, Alphons von Poitou und Karl von Anjou. Vier Jahre lang rüstete sich Ludwig. Im August 1248 segelte das französische Kreuzheer von Aigues Mortes nach Cypern ab. Hier überwinterte es und ward der Beschluß gefaßt, den Angriff nicht auf Palästina, sondern auf Egypten zu machen. Der Sultan dieses Landes, Saleh Ejub, hatte Zeit, seine Vertheidigungsmaßregeln zu treffen. Die Franzosen brauchten nicht weniger, als zehn Monate, um von Aigues Mortes nach Egypten zu kommen. Sie nahmen die Festung Damiette fast ohne auf Widerstand zu stoßen, machten große Beute und besaßen in dieser Stadt einen hochwichtigen Stützpunkt für ihre weiteren kriegerischen Operationen. Sie nützten aber nicht die Gunst des Schicksals. Unthätig, obgleich erwartungsvoll, blieb das Kreuzheer bis zum Herbste in der eroberten Stadt. Erst gegen Ende November's, nachdem Graf Alphons mit neuen Truppen angekommen war, brachen die Kreuzfahrer auf. Ihr Heer zählte 20,000 Ritter und 40,000 Fußsoldaten. Im Laufe zweier Monate vermochten die Franzosen, welche Kairo erobern wollten, nur wenig von der Stelle zu rücken. Der feuchte Boden erschwerte die Bewegung der Bewaffneten. Die zahlreichen Canäle und Dämme waren eben so leicht zu vertheidigen, als schwer zu gewinnen. Die Reiterei der Egypter und das griechische Feuer, dessen diese sich gegen die Christen bedienten, verursachten den Letzteren bedeutende Verluste. Dennoch langten die Franzosen im Anfange des folgenden Jahres (1250), nach zwei blutigen Schlachten, in Mansura an. Allein der Graf von Artois, welcher die Feinde zu ungestüm verfolgte, fand mit mehreren Hunderten der tapfersten Ritter den Tod. Die Egypter machten mit Erfolg einen Angriff auf die Schiffe der Franzosen und schnitten ihnen dadurch jede Zufuhr ab. Mangel und Krankheiten lichteten schnell die Reihen des Kreuzheeres. Die Franzosen versuchten, sich durchzuschlagen, wurden umzingelt und theils getödtet, theils gefangen. Nur Wenige entkamen durch die Flucht. Viele der Gefangenen wurden niedergehauen oder gingen elend zu Grunde. Endlich ward ein Waffenstillstand abgeschlossen, nach welchem Damiette von den Franzosen geräumt, den Christen aber die von ihnen besessenen Städte in Palästina gelassen und die Gefangenen gegen ein unermeßliches Lösegeld frei gegeben werden sollten (im April 1250). Nachdem Ludwig IX. bei Gelegenheit einer Verschwörung gegen den egyptischen Sultan in größter Lebensgefahr gewesen war, wurde er mit den übrigen Gefangenen frei gelassen. Er kehrte aber nicht nach Frankreich zurück, vielmehr schiffte er nach Acre und blieb drei Jahre lang in Palästina, ohne irgend etwas Erhebliches zu leisten. Am 24. April 1254 reiste der König nach Frankreich ab; von den 60,000 Streitern, welche bei dem Abmarsche aus Damiette noch unter seinen Befehlen gewesen, waren Wenige übrig geblieben. Frankreich hatte den Verlust seiner tapfersten Krieger, der großen Kosten des Zuges und das schwere Lösegeld der Gefangenen schmerzlich zu empfinden.

§. 12. Der siebente Kreuzzug und der vollständige Verlust des s. g. heiligen Landes (1291).

Die Angelegenheiten des Ostens nahmen eine durchaus neue Wendung seit die Mongolen, im Februar 1258, Bagdad eroberten, dem Chaliphate ein Ende machten und ein mongolisch-türkisches Reich in Persien gründeten. Hulagu erklärte sich unter dem Titel Ilek-Chan zum Beherrscher von Persien. Sobald er sich dieses Landes sicher glaubte, machte er Anstalten, auch Syrien zu unterwerfen. Mosul ergab sich. Aleppo wurde im Sturme genommen und furchtbar verwüstet. Damascus, Hamath und Hems unterwarfen sich; die übrigen Städte des Landes wurden rasch bezwungen. Hulagu, der Mongolenfürst, bestellte Ketboga zum Statthalter von Syrien (1260) und kehrte nach dem Osten zurück. Doch nicht lange konnten sich die Mongolen in Syrien halten. Sie wurden durch die Mamluken, welche aus Egypten kamen, geschlagen. Einer ihrer Feldherrn, Bibars, schwang sich an deren Spitze, eroberte (1265) Cäsarea und Arsuf im Kampfe mit den Christen und belagerte darauf Acre, jedoch ohne Erfolg. Dagegen nahm Bibars Antiochia, die Stadt, welche die Christen zuerst in Syrien gewonnen und fast zwei Jahrhunderte behauptet hatten, ohne Widerstand (1266). Siebenzehn Tausend Christen verloren dabei ihr Leben, hundert Tausend ihre Freiheit. Hintereinander fielen die bisher noch von den Christen behaupteten Seestädte Laodicea, Gabala, Berytus, Sidon und Jaffa, die Burgen der Johanniter und Templer. Die Lateiner besaßen nur noch die Festung Acre und einige unbedeutende andere Plätze im Osten. Diese Verluste versetzten das Abendland in große Trauer. Doch die Lehren der Vergangenheit konnten durch die Predigten der Pfaffen nicht verwischt werden. Nur wenige Tollköpfe und Ludwig IX. ließen sich bethören, das Kreuz zu nehmen. Sechzehn Jahre waren vergangen, seit er, nach dem Untergange eines Heeres von mehr als 60,000 Kämpfern, in sein Vaterland zurückgekehrt war. Frankreich hatte sich von den Verlusten, die ihm sein pfäffischer König bereitet hatte, einigermaßen erholt. Zum zweitenmale rüstete Ludwig IX. ein mächtiges Kreuzheer. Es zählte 6000 Reiter und 30,000 Fußgänger. Ihm schlossen sich der Prinz Eduard von England und fünfhundert Friesen an. Ludwig hatte aber nicht Verstand und Umsicht genug, den Ränken seines Bruders Anjou zu entschlüpfen. Wie einst Heinrich VI. und Dandolo sich der Kreuzfahrer zu ihren Zwecken bedienten, so that es jetzt der Bruder des Königs, der Herzog von Anjou. Dieser hatte sich seit Kurzem in den Besitz von Unteritalien und Sicilien gesetzt; die mohammedanischen Staaten an der Nordküste Afrika's, namentlich Tunis, waren ihm gefährliche Nachbarn. Er machte daher Ludwig IX. glauben, der Beherrscher von Tunis sei geneigt, das Christenthum anzunehmen, auch sei in jener Stadt ein unermeßlicher Schatz, welcher durch deren Eroberung gewonnen werden könne. Der französische König hatte schon früher, natürlich ohne allen Erfolg, gesucht, den Groß-Chan der Mongolen zu bekehren, und hoffte, mehr Glück mit dem Beherrscher von Tunis zu haben. Seine Truppen waren lüstern, den Schatz zu heben. Der Fürst von Tunis lachte über die Bekehrungsvorschläge des christlichen Königs Ludwig und vertheidigte seine Stadt gegen dessen Heer. Das heiße Klima raffte Tausende von Kreuzfahrern hinweg. Ludwig IX. starb in seinem Zelte (1270). Sein Sohn und Nachfolger, Philipp III., hatte keine Lust, das Schicksal seines Vaters zu theilen. Er gab selbst das Zeichen zur Rückkehr nach dem Vaterlande. Der Rest der Franzosen schiffte sich nach Frankreich ein. Eduard und die Friesen zogen weiter nach Palästina. An der Spitze einer kleinen Schaar entsetzte Prinz Eduard von England die Feste Acre, rückte dann bis Nazareth vor, doch konnte seine Tapferkeit an dem Stande der Verhältnisse nichts Wesentliches ändern. Die Mohammedaner besaßen die

Uebermacht im Osten. Die Festung Acre, oder Ptolemais, war, seit Jerusalem in die Hände der Mohammedaner gefallen, die Hauptstadt des christlichen Reiches im Osten geworden. Sie liegt etwa vierzehn Meilen von Jerusalem entfernt, an der Küste des Mittelmeeres. Großartige Gebäude, Wasserleitungen, ein künstlicher Hafen und eine doppelte Mauer schmückten sie. Zahlreiche Pilger mehrten ihre Bevölkerung, welche einen bedeutenden Handel mit dem Osten und dem Westen trieb. Man sollte glauben, der Mittelpunkt des christlichen Reiches im Osten, die Stadt der Pilgrime und der gläubigen Christen, müßte sich durch die Reinheit ihrer Sitten und die Hochherzigkeit ihrer Bewohner vor allen übrigen der Welt auszeichnen. Dieses war aber keineswegs der Fall, denn nicht der reine Christenglaube, sondern pfäffischer Aberglauben, in Verbindung mit Herrschsucht und Habsucht, bildeten die leitenden Beweggründe der Kreuzfahrer. Die Bevölkerung von Acre, die männliche und die weibliche, wird uns als die verworfenste der ganzen damaligen Welt geschildert. Wollust und Aberglauben, Genußsucht und Weichlichkeit gingen dort Hand in Hand mit Rohheit und Grausamkeit. Die Laien hatten die Laster der Mönche, die Geistlichen die Fehler der Krieger angenommen. Ein dünner Schleier der Heuchelei und der Scheinheiligkeit deckte den Bruch der Gelübde der Ritter und Geistlichen. In dem Pfuhle der Leidenschaften, welche unter der heißen Sonne Syrien's mit ungewöhnlicher Heftigkeit tobten, waren allmälig alle besseren Kräfte, Tugend und Körperstärke, untergegangen. Die Stadt hatte viele Herrscher und keine Ordnung und Gerechtigkeit. Die Könige von Jerusalem und Cyprus, die Prinzen von Antiochia, die Grafen von Tripolis und Sidon, die Großmeister der Johanniter, Templer und deutschen Ritter, die Republiken Venedig, Genua und Pisa, der päbstliche Legat, die Könige von Frankreich und England — maßten sich alle eine unabhängige Stellung und oberste Herrschaft an. Siebenzehn Gerichtshöfe sprachen Recht über Leben und Tod. Der Verbrecher, welchen einer derselben verurtheilt hatte, fand Schutz in den Bezirken der anderen. Die persönliche Eifersucht wurde noch bitterer durch den Gegensatz der Nationen. Der König Hugo III. von Cyprus hatte sich (1269) zum Könige von Jerusalem krönen lassen und suchte mit den schwachen Kräften seiner Insel die Ueberreste seines neuen Reiches zu behaupten. Ihm widerstrebten aber die Venetianer, welche sich mit ihm entzweit hatten. Karl von Anjou, welcher die Hohenstaufen aus Unteritalien und Sicilien verdrängt hatte, bildete sich ein, auch ihr Erbe in Jerusalem geworden zu sein und schickte (1278) einen Stellvertreter, aber kein Heer, nach Acre, welcher dort seine königlichen Rechte geltend machen sollte. Die Frage, wer der rechtmäßige König von Jerusalem sei, beschäftigte die Bewohner der letzten Stadt dieses Reiches mehr, als die Sorge für deren Vertheidigung. Nur die unter den Mohammedanern obwaltenden Streitigkeiten gaben den Christen in Palästina noch eine kleine Frist. Kalamun, der Sultan von Egypten, begann im Jahre 1289 aber wieder einen ernstlichen Krieg. Er nahm Tripolis und mehrere andere Festen, starb jedoch (1290). Sein Sohn und Nachfolger, Aschraf, schloß mit ihnen einen Waffenstillstand. Doch die Christen brachen diesen. Die in Ptolemais herrschende Verwirrung wurde durch einige Schaaren von Kreuzfahrern, welche den päbstlichen Predigten gefolgt waren, noch vermehrt. Diese hielten sich durch den mit den Mohammedanern abgeschlossenen Vertrag nicht für gebunden. Treue und Glauben bestand nicht unter den Christen, noch viel weniger in ihrem Verhältnisse zu den, von ihnen als „Ungläubige" gehaßten und verachteten Mohammedanern. So bedenklich die Lage der Festung Ptolemais auch war, so wenig wußten sich die Christen dieser Stadt in den Schranken der Mäßigung gegenüber den übermächtigen Saracenen zu halten. Mehrere mohammedanische Dörfer in der Nachbarschaft wurden von den Kreuzfahrern geplündert; neunzehn

syrische Kaufleute, welche, unter dem Schutze beschworener Verträge, Handel trieben, wurden von den Christen geplündert und aufgehängt. Das Verbrechen Einzelner fiel auf die ganze Stadt zurück, weil dem Sultan Aschraf, welcher Genugthuung verlangte, diese abgeschlagen wurde. An der Spitze von 60,000 Reitern und 140,000 Fußsoldaten begann der Sultan die Belagerung von Acre (1291). Mit furchtbaren Maschinen zerstörte er die Mauern der Feste. Nach drei und dreißig Tagen wurde die Stadt erstürmt. Sechzig Tausend Christen wurden theils niedergemacht, theils als Sklaven verkauft. Der König von Jerusalem, der Patriarch und der Großmeister der Johanniter zogen sich an die Küste zurück, bevor die Festung gefallen war. Viele, welche ihrem Beispiele folgen wollten, fanden ihren Tod in den Wellen. Acre wurde von den Mohammedanern gänzlich zerstört. Tyrus ergab sich ohne Schwertstreich. Die wenigen anderen Plätze, welche die Christen noch im Osten besaßen, fielen sämmtlich schnell in die Gewalt der Egypter.

So endigten die Kreuzzüge, welche unter dem tausendstimmigen Rufe: Gott will es, Gott will es! begonnen worden waren, und bewiesen allen Vernünftigen, daß die Päbste des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts und ihre Anhänger den Willen Gottes nicht kannten.

§. 13. Die Kreuzzüge der Kinder.

Das namenlose Elend, welches die Kreuzzüge über Europa und Asien brachten, läßt sich in dem kleinen Raume, der dem Schreiber der Weltgeschichte gestattet ist, nur andeuten, nicht ausführen. Alle Classen der Gesellschaft, beide Geschlechter, Alt und Jung brachten ihre Opfer auf dem Altare des Aberglaubens dar. Unter den zahlreichen Einzelnheiten, welche diesem Abschnitte der Geschichte angehören, mögen jedoch die s. g. Kreuzzüge der Kinder besonders hervorgehoben werden. Sie brachten klar zu Tage, daß es ebensowohl eine Ansteckung im Gebiete der geistigen, als in demjenigen der körperlichen Krankheiten gibt, d. h. daß irrige Begriffe und verkehrte Leidenschaften sich empfänglichen Gemüthern ebensowohl mittheilen, als verderbliche Stoffe empfänglichen Körpern. Nachdem der Fanatismus der Kreuzzüge ein Jahrhundert hindurch die drei Theile der alten Welt in Bewegung gesetzt hatte, nachdem längere Zeit Massen von Männern und zahlreiche Frauen in den Strudel hineingezogen worden waren, bemächtigte sich dieselbe Verblendung der Unmündigen. In den Jahren 1212 und 1213 sammelten sich in Deutschland und in Frankreich Schaaren von Kindern, beider Geschlechter, welche, getrieben von denselben Beweggründen, wie die Erwachsenen, das Kreuz nahmen und sich auf den Weg nach Palästina machten. Vergeblich widerstrebten ihnen die Eltern und Freunde; umsonst wurden die kühnsten der Kinder eingesperrt. Sie achteten nicht auf die Bitten und Drohungen der Ihrigen, brachen die Bande, in welche sie geschlagen worden waren, und schlossen sich den Zügen an, die sich da und dort bildeten, um nach Palästina zu pilgern. Wenn man sie um den Zweck ihrer Reise befragte, so antworteten sie, daß sie die heiligen Orte besuchen wollten. Als die Kinder in immer zunehmenden Schaaren durch Städte und Dörfer zogen, erregten sie die verschiedenartigsten Gefühle. Die Menschenfreunde bedauerten diese Opfer einer unglückseligen Verblendung, vermochten jedoch nicht, sie zu retten, da Niemand es wagte, ihnen mit Entschiedenheit entgegen zu treten und nur diese im Stande gewesen wäre, sie zur Besinnung zurückzuführen. Viele Leute, welche den Wahn der Kinder theilten, wurden durch sie angesteckt, verließen ihre Familien und schlossen sich ihnen an. Andere reichten ihnen, mit offenen Händen, die Mittel, ihre Reise fortzusetzen, gaben ihnen Nahrung und Geld, während noch Andere sich bemühten, ihnen nicht nur die Gaben wohlthätiger Fremden, sondern auch

die Ausstattung, welche sie von Hause mitgebracht hatten, zu rauben. Die jüngsten der pilgernden Kinder zählten nur zwölf Jahre. Als der Pabst Innocenz III. von diesem Kreuzzuge hörte, fühlte er kein Erbarmen für die armen Kinder. Ein Wort von ihm hätte genügt, sie, wenn nicht zur Besinnung, doch zum Gehorsam gegenüber ihren Eltern und Freunden zurück zu bringen. Doch dieser Wütherich blieb sich in allen Lagen seines Lebens gleich. Statt die hülflosen Kinder von dem Zuge abzumahnen, benützte der Pabst die Verblendung derselben, um neue Schaaren nach Palästina und in den Tod zu treiben. Seine Gefühle machten sich in den Worten Luft: „Diese Kinder werfen uns vor, daß wir in Schlummer versunken sind, während sie zur Vertheidigung des heiligen Landes eilen." Die Kinder eilten nicht nach Palästina, um dieses Land zu vertheidigen. Sie bildeten sich nicht ein, es zu vermögen. Sie zogen dahin, weil ihre eigenen Triebe zusammentrafen mit äußeren Anregungen, denen sie sich nicht entziehen konnten.

Die deutschen Kinder zogen durch Sachsen über die Alpen. Ein gewisser Nicolaus hatte die dunklen und unklaren Gefühle ihrer Brust zur That gestaltet. Sie glaubten, sie würden bei ihrer Ankunft an den Gestaden des Meeres dieses ausgetrocknet finden und im Stande sein, auf dessen Grund ihre Pilgerfahrt nach Palästina zu Fuße fortzusetzen. Unter mannichfaltigen Gefahren und Beschwerden, denen ein ansehnlicher Theil der Kinder erlag, bevor sie Italien erreichten, gelangte die Schaar, noch 7000 stark, vor Genua. Anfangs gestattete der Senat den Kindern, sechs oder sieben Tage in der Stadt zu bleiben, später befahl er ihnen, sich zu entfernen, indem er fürchtete, sie möchten eine Hungersnoth herbeiführen, oder wenigstens die Preise der Lebensmittel bedeutend in die Höhe treiben. Jetzt erst erkannten die armen Wesen, daß sie sich getäuscht hatten. Das Meer war nicht trocken geworden. Es lag in seiner ganzen Ausdehnung und Tiefe vor ihren Blicken. Einzelne Kinder angesehener und reicher Eltern fanden zwar freundliche Aufnahme in Genua und erhielten sogar das Bürgerrecht daselbst. Die große Masse mußte aber ihren Rückzug antreten und empfand auf diesem die ganze Bitterkeit getäuschter Hoffnung in Verbindung mit erhöhten Beschwerden und Gefahren. Barfuß und in Lumpen gehüllt, hungernd und dürstend und überdies noch verspottet von den Bewohnern der Städte und Dörfer, durch welche sie, in kleineren Schaaren, zogen, gingen die meisten der jungen Wesen unter. Viele der Mädchen wurden geschändet, bevor sie aufgehört hatten, Kinder zu sein. Die Wenigen, welche ihre Heimath wieder erreichten, ergriff der Pabst mit eiserner Hand, indem er sie zwang, bei reiferem Alter ihr Gelübde zu lösen, oder sich mit schwerem Gelde loszukaufen. So schlimm das Schicksal der deutschen, so war doch dasjenige der französischen Kinder noch härter. Diese hatten sich in der Nähe von Paris gesammelt und waren von da nach Marseilles gezogen. Dort bemächtigten sich ihrer einige Sklavenhändler, welche sie glauben machten, sie würden ihnen freie Ueberfahrt nach Syrien gewähren. Hugo Ferreus (der Eisenharte) und Wilhelm Porcus (das Schwein) waren die Namen dieser Scheusale. Sie schifften die verlassenen Kinder auf sieben Fahrzeugen ein. Zwei derselben gingen unter im Angesichte der Insel St. Peter, ohne daß ein einziges der Kinder gerettet wurde. Die fünf anderen Schiffe kamen in Bugia und Alexandria an, woselbst die jungen Kreuzfahrer als Sklaven verkauft wurden. Wir erfahren bei dieser Gelegenheit, daß der Chalif vierzig dieser Kinder, welche schon Priester waren, kaufte.

Von den fünf Schiffsladungen voll blühender Kinder ist, so weit unsere Berichte reichen, nur ein einziger Knabe später nach Europa zurückgekehrt. Alle Anderen starben unter den Mohammedanern, denen sie ihr Lebenlang dienen mußten.

§. 14. Folgen der Kreuzzüge.

Die unmittelbarste aller Folgen der Kreuzzüge war für Europa der Verlust des größeren Theiles seiner waffenfähigen und kriegsgeübten Bevölkerung und unermeßlicher Geldsummen, welche auf die Ausstattung und den Unterhalt der Kreuzheere verwandt wurden. Manche Landstriche, welche früher angebaut worden waren, blieben brach liegen, oder wurden doch wenigstens sehr vernachlässigt. Unzählige Familien starben ganz aus, andere verarmten. Viele Lehensleute und Bauern wurden durch die Erpressungen zu Grunde gerichtet, welche sich ihre Herren erlaubten, um die erforderlichen Mittel zum Kreuzzuge herbeizuschaffen. Schon an der Westgrenze Deutschland's, bei Trier und Coblenz, begannen die empörendsten Schandthaten, Mord, Brandstiftung, Raub und Nothzucht, welche die Kreuzfahrer aller Orten verübten. An Vorwänden für ihre Missethaten fehlte es ihnen nicht. In den Städten der Mosel- und Rheingegenden trieben sie ihr Unwesen, angeblich um die Juden, welche Christum gekreuzigt hätten, zu bestrafen. In Ungarn, Dalmatien und Illyrien raubten sie, weil es ihnen an Nahrungsmitteln fehlte. Das schlechte Beispiel, welches die s. g. Krieger Gottes gaben, blieb nicht ohne Nachahmung. Je mehr einflußreiche Fürsten und Grafen abgezogen waren, desto schwerer wurde es, den zurückgebliebenen Räubern und Mördern kräftig entgegen zu wirken. Die Verbrechen nahmen daher von der Zeit an, da sich das erste Kreuzheer an den Grenzen Frankreich's und Deutschland's sammelte, furchtbar überhand. Alle diese Folgen hätten beim Beginne der Kreuzzüge vorher gesehen und, wenn nicht vollständig, doch theilweise, verhindert werden können, wenn die Päbste, welche sich an die Spitze der ganzen Bewegung gestellt hatten, an das Wohl der Völker, statt an die Befriedigung ihrer fluchwürdigen Leidenschaften gedacht hätten. So verderblich diese unmittelbaren Folgen der Kreuzzüge auch waren, so liegt es doch in der ewigen Welteinrichtung, daß sich aus ihnen, wie aus den Leichen abgeschlachteter Menschen und Thiere, neue und frische Saaten erhoben. Unter den Geschlechtern, welche ausstarben, waren viele raubsüchtige und übermüthige Tyrannen, an deren Stelle Menschen von besseren Grundsätzen und Bestrebungen traten. Manche Städte, welche früher von ihren ritterlichen Nachbarn schwer bedroht worden waren, athmeten freier auf, als diese den Gedanken faßten, ihr Glück im Osten zu versuchen. Der Grundbesitz, welcher in andere Hände überging, kam nicht selten aus denjenigen träger und arbeitsscheuer in die Gewalt rühriger und fleißiger Menschen. Ueberhaupt hatten die weltlichen und geistlichen Großen, welche die Triebräder der von den Päbsten gegebenen Anregung waren, zunächst die verderblichen Folgen der Kreuzzüge zu tragen, während Bürger und Bauern, die sich mehr mittelbar, d. h. im Gefolge der Machthaber, als auf eigene Faust daran betheiligten, oft Gelegenheit fanden, in Abwesenheit ihrer Dränger, das auf ihnen lastende Joch zu lockern, ihre Gerechtsame auszudehnen, oder verlorene Freiheiten wieder an sich zu bringen.

Viele Millionen Christen und Hunderttausende von Mohammedanern verloren ihr Leben. Allein Diejenigen, welche von ihren weiten Zügen gesund und frisch in ihre Heimath zurückkehrten, brachten ihren Mitbürgern mancherlei werthvolle Nachrichten mit. Der Gesichtskreis der Völker, welcher früher so sehr beschränkt gewesen war, wurde erweitert, Kenntnisse über den Osten wurden im Westen und Mittheilungen über das Abendland im Morgenlande verbreitet. Auf den Austausch von tödtlichen Streichen folgte friedliches Zusammensein, auf die von Haß und Glaubenswuth genährten Beziehungen ein für Christen und Mohammedaner vortheilhafter Handel und ein beiden Theilen wünschenswerther Verkehr auf dem Gebiete der Kunst und der Wissenschaft. Eine höchst bedeutungsvolle Thatsache

ist namentlich, daß die Kreuzfahrer auf ihren Reisen durch das oströmische Reich mit den Paulicianern in häufige Berührung kamen, von deren Glaubens-Ansichten Kenntniß erhielten und sie in die Heimath brachten. Mit den aus Palästina zurückkehrenden Kreuzfahrern kamen zahlreiche Schaaren von Paulicianern in das Herz Europa's. So wurden die im Dienste des Aberglaubens stehenden Kreuzheere, ohne daß sie es wußten und wollten, die Beförderer eines reineren Glaubens.

Die Päbste und deren Diener, die Geistlichen, waren von Anfang an die eifrigsten Förderer der Kreuzzüge gewesen. Wir dürfen uns daher nicht wundern, daß sie die Einzigen waren, welche unmittelbaren Gewinn aus denselben zogen, während die Vortheile, welche allen anderen Theilen der Gesellschaft daraus erwuchsen, sehr mittelbarer Art waren und keineswegs vorhergesehen werden konnten.

Eine der wichtigsten Folgen der Kreuzzüge war die außerordentliche Bereicherung der Kirche und die Erhöhung der päbstlichen Gewalt. Die Kreuzfahrer pflegten vor ihrer Abreise, gleich Sterbenden, über ihre Güter zu verfügen, und bedachten, da sie immer unter dem Einflusse der Pfaffen standen, bei dieser Gelegenheit auf eine oder die andere Weise gewöhnlich Kirchen und Klöster, um sich, wie sie vermeinten, für den Fall des Todes einige Seelenruhe, für den Fall des Lebens Glück und Gesundheit zu sichern. Diejenigen, welche streitige Ansprüche an Kirchen hatten, gaben diese gewöhnlich auf, und Diejenigen, an welche eine Kirche solche machte, befriedigten dieselben. Die Kirchen erhielten bei solchen Gelegenheiten oft Güter zurück, welche ihnen vor vielen Jahrzehnden von Vätern und Großvätern reuiger Sünder entrissen worden waren. Selbst gaben sie aber auch die mit dem größten Unrechte erworbenen Güter nicht zurück.

Die größeren Reichthümer, welche die Priester auf solche Weise erhielten, bereiteten ihnen an und für sich schon viele Versuchungen. Da aber häufig die angesehensten Bischöffe und Aebte, die mächtigsten Fürsten und Grafen, welche über Zucht und Ordnung zu wachen pflegten, mit nach Palästina zogen, so verschwanden zugleich auch noch die kräftigsten Dämme, welche früher den Ausschweifungen der Geistlichen Schranken gesetzt hatten. Mönche und Weltgeistliche überließen sich, je unnatürlicher das ihnen durch die Kirchengesetze zugemuthete Leben der Enthaltsamkeit war, desto wilder den Genüssen der Sinne.

Die Kreuzzüge waren Folgen des Aberglaubens und gaben diesem reiche Nahrung. Zu den lateinischen Heiligen wurden noch zahlreiche griechische und syrische hinzugefügt. Die alten Sagen und Wundergeschichten erhielten täglich neuen Zuwachs durch Briefe und Erzählungen rückkehrender Kreuzfahrer, welchen schon aus Rücksicht dafür, daß sie nach Palästina gezogen waren, bereitwillig Glaube geschenkt wurde. Der Reliquiendienst, die unmittelbare Ursache der Kreuzzüge, wurde durch unzählige, natürlich fast immer falsche Reliquien, welche die Kreuzfahrer aus dem Orient zurückbrachten, gehegt. Es wurde mit diesen von Laien und Geistlichen, von Bischöffen und selbst von Königen ein förmlicher Handel getrieben, welcher den Betheiligten zu viel Vortheil brachte, als daß vernünftige Menschen es hätten, ohne große Gefahr, wagen können, denselben zu bekämpfen.*)

Allein je höher die Macht und die Reichthümer der Geistlichen und insbesondere der Päbste in Folge der Kreuzzüge stiegen, und je weniger die gedankenlose Masse selbst durch deren unglücklichen Ausfall bestimmt wurde, den Urhebern Schuld beizumessen, desto mehr wurde der denkende Theil der christlichen Bevölkerung von gerechter Entrüstung gegen die Menschen erfüllt, welche, indem sie Millionen nach Palästina hetzten, ihre Macht durch deren Tod und ihre Reichthümer durch deren Untergang vermehrten.

*) Mosheim Kirchengeschichte Bd. II.

Zweiter Abschnitt.

Die nicht-christlichen Völker des Ostens.

§. 15. Das Chalifat von Bagdad.

Die Araber waren für den Osten, was die Deutschen drei Jahrhunderte früher für den Westen gewesen: die Zertrümmerer veralteter und verkümmerter Einrichtungen und die Gründer neuer, lebenskräftiger Staaten. In den Kreuzzügen begegneten sich die erneuten Völker des Ostens und Westens. Der christliche Westen erlitt eine vollständige Niederlage von Seiten des mohammedanischen Ostens. Das christliche oströmische Reich spielte bei diesen Kämpfen eine traurige Rolle. Je bedeutender die Bewegungen waren, welche die Araber in den drei Theilen der alten Welt hervorriefen, je mehr Kräfte sie den übrigen Völkern mittheilten und einverleibten, desto ruhiger und stiller wurde es in dem Mutterlande der Völkerwanderung des Ostens. Mecca und Medina wurden berühmte Wallfahrtsorte, zu welchen die Mohammedaner des atlantischen Oceans, des kaspischen Meeres und des Indus pilgerten. Diese beiden Städte erhielten eine hohe Bedeutung für die mohammedanische Religion, doch das Land, dem sie angehörten, Arabien, kehrte bald unter den Formen des Islam zu den alten Zuständen zurück, in denen es vor Mohammed Jahrtausende hindurch gelebt hatte. Persien, Egypten und Syrien erhielten unter dem Einflusse der Muselmänner eine durchaus neue Gestalt. Auf der Grundlage der Religion Mohammed's entwickelte sich der Staat der Assassinen, welcher den Fanatismus der Mohammedaner veranschaulicht, wie die geistlichen Ritterorden denjenigen der Christen bekunden. Lange Zeit blühte im Norden Asien's der Staat der Chowaresmier, bis er, gegen das Ende unseres Zeitabschnittes, von den Mongolen umgestürzt wurde, diesem Volke, welches zu gleicher Zeit im äußersten Osten Asien's, in China, und in Deutschland Kriege führte.

Zur Zeit der Kreuzzüge waren die nicht-christlichen Völker des Ostens den christlichen Völkern des Westens an Macht bei weitem überlegen. Die Kreuzfahrer wurden ungeachtet des wilden Fanatismus, der sie belebte, endlich vollständig geschlagen. In der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts rückten die Mongolen siegreich vorwärts, unterwarfen ganz Rußland und bedrohten das Abendland. Doch das Christenthum hatte eine festere Grundlage, als der Islam und das Heidenthum und die germanischen Völker des Abendlandes eine zähere und der Entwickelung fähigere Natur, als die Stämme des fernen Ostens: Chinesen, Mongolen, Indier und Araber. Persien, Egypten, Syrien und der Staat von Iconium, an welchen die Wogen der Kreuzfahrer, wie an Felsen, sich brachen, sind zu unmächtigen Reichen herabgesunken, die ihre Fortdauer nur der unter den christlichen Mächten bestehenden Zwietracht verdanken. Der Staat der Assassinen ist spurlos vergangen; Chowaresmien wurde von der mongolischen Fluth hinweggespült; die mongolischen Reiche selbst haben sich kaum noch einen Schatten ihrer früheren Größe erhalten. Indien mußte das Joch der Knechtschaft auf sich nehmen. Nur China ist im Laufe der Jahrtausende fast unverändert dasselbe geblieben. Doch während die nicht-christlichen Staaten des Mittelalters stehen blieben, Rückschritte machten, oder untergingen, haben dieselben christlichen Staaten, welche dazumal im Kampfe mit den Völkern des Ostens besiegt wurden, auf allen Gebieten des Lebens: im Staate und in der Kirche, in Kunst und Wissenschaft, in Ackerbau, Gewerben und Handel Riesenschritte vorwärts gemacht. Diese bürgen uns dafür, daß wir nicht demselben Loose

verfallen sind, welches die Feinde der Christen des Mittelalters schon erfahren haben, oder dem sie nicht mehr entgehen können.

Die Einheit der mohammedanischen Welt hatte nicht lange gedauert. Die Chalifen zu Bagdad, welche allein mit einigem Scheine von Recht diesen Titel führten, waren seit vielen Jahren, insbesondere aber seit den Zeiten der Seldschuken, nur Figuranten gewesen. Ihren, im Inneren mächtigen, Veziren gelang es nicht, die zahlreichen übrigen mohammedanischen Staaten ihrer Herrschaft zu unterwerfen. Die mohammedanischen Staaten in Asien erkannten den Schein-Chalifen zu Bagdad, als religiöses Oberhaupt, an; die mohammedanischen Beherrscher Nordafrika's und Spanien's erklärten sich selbst für Nachfolger Mohammed's und ließen den Chalifen von Bagdad nicht einmal die Ehre des ersten Ranges. Das Reich dieser Letzteren erstreckte sich, dem Namen nach, von den Grenzen Egypten's und des oströmischen Gebietes bis in die Nähe von Indien, Sibirien und der Mongolei. Allein im Schooße desselben hatten sich zahlreiche Herrscherfamilien mehr oder weniger von den Chalifen unabhängig gemacht. Die Eifersucht, welche zwischen den mohammedanischen Herrschern bestand, schwächte ihre Kraft nach Außen hin, sowohl im Kampfe gegen die christlichen Abendländer, als gegen die heidnischen Mongolen.

Nach dem Tode des dritten Sultans der Seldschuken, Malek Schah's (1092) stritten sich dessen nächste Verwandte um die Erbfolge. Malek Schah hinterließ vier Söhne: Mohammed und Sandschar, welche von Sklavinnen, Mahmud und Barkiarok, welche von Frauen aus dem fürstlichen Blute der türkischen Sultane geboren waren. Außer diesen vier Söhnen strebte aber auch Tutusch, Malek's Bruder, nach der Herrschaft. Zuerst kämpfte Mahmud's Mutter mit Barkiarok, dann dieser mit Tutusch. Im Jahre 1095 verlor Tutusch sein Leben in einer Schlacht gegen Barkiarok. Das Kind Mahmud und dessen Mutter waren kurz zuvor gestorben. Barkiarok behauptete sich in der Hauptstadt Bagdad und im Seldschukenreiche. Doch kaum hatte er den Krieg mit Tutusch glücklich beendet, als sein Halbbruder Mohammed, der Sohn der Sklavin, mit dem später sich auch Sandschar verband, einen blutigen Krieg gegen ihn begann. Nach fünfjährigem Kampfe mußte Barkiarok Mohammed als unabhängigen Beherrscher des westlichen Theils des Reiches anerkennen. Während dieser Streitigkeiten riß sich Chowaresmien los und machte sich Samarkand unabhängig. Nach Barkiarok's Ableben (1104) riß der Sohn der Sklavin das ganze Reich an sich. Doch auch Mohammed konnte, so wenig als Barkiarok, die Nachfolge seinem Sohne sichern. Sandschar that seinem Halbbruder Mohammed, was dieser seinem Halbbruder Barkiarok zugefügt hatte. Er unterwarf wieder Chowaresmien und Samarkand, wurde aber von den tartarischen Horden der Khitanen in Kaschgar (1141) und später (1153) von den Turkmannen geschlagen. Drei Jahre lang schmachtete Sandschar in deren Gefangenschaft. Endlich entrann er, starb aber schon das Jahr darauf (1157).

Während die seldschukischen Fürsten herrschten, führten die Abbasiden noch immer den Titel Chalifen. Achmed V. Mosthader trug ihn von 1094—1118. So erbärmlich die Lage der Chalifen war, hatte Al Fadl Mostarsched (1111–1135) doch mit seinem Bruder Hassan zu kämpfen, um seine Scheinwürde zu behaupten. Endlich gelang es aber dem Chalifen Mohammed Moktafi Beamrilah (1136–1160), die Seldschuken aus Bagdad zu vertreiben. Jusuf al Mostarsched (1160–1170) und Hassan al Mostadi Binurilla (1170—1179) leiteten selbst die Regierung. Doch die Macht des Chalifates war gebrochen. Saladin, der Sultan von Egypten, erkannte zwar den Chalifen zu Bagdad als rechtmäßiges Oberhaupt der Mohammedaner an, und wurde zum Danke dafür von dem Chalifen Achmed VI. Nasr el eddin Allah (1179—1225) zum Emir al Omra ernannt. Der Mittelpunkt der

mohammedanischen Macht war aber nicht mehr in Bagdad, vielmehr in Kairo. Nicht die Chalifen von Bagdad, sondern die Beherrscher Egypten's schlugen die Angriffe der Christen zurück und fochten den Kampf des Islam gegen sie aus. In Asien war der Staat der Chowaresmier mächtiger, als das Chalifat von Bagdad. Dieser fiel im Kampfe mit den Mongolen und in dessen Folge auch das Reich der Abbasiden. Der Mongole Hulagu erstürmte Bagdad im Februar 1258, ließ den Chalifen Abdallah Mostasem Billah (1242—1258) mit seinem Sohne auf grausame Weise tödten, plünderte die Stadt sieben Tage lang und machte so dem Chalifate von Bagdad ein Ende.

§. 16. Egypten.

Zur Zeit des ersten Kreuzzugs herrschte in diesem Reiche der Chalif Mostali, oder vielmehr für ihn dessen Vezir Ahmed Afdal. Im Kampfe mit den türkischen Beherrschern eroberte Afdal im August 1096 Jerusalem, welches er jedoch bald schon wieder, an die Kreuzfahrer, verlor. Die Mohammedaner in Syrien und Persien wirkten noch weniger zusammen, als die Christen. Diese waren, als sie auf Jerusalem losrückten, so schwach, daß, wenn die syrischen und persischen Mohammedaner den Egytern einigermaßen beigestanden hätten, Jerusalem niemals in die Hände der Christen gefallen wäre. Nicht weniger, als 60,000 Mann lagen in Jerusalem, als die Kreuzfahrer vor der Stadt erschienen, deren Heer nur 20,000 streitbare Männer enthielt. Ein anderes egyptisches Heer stand in geringer Entfernung und hätte leicht die Einnahme Jerusalem's verhindern können, wenn seine innere Tüchtigkeit in gleichem Verhältniß zu seiner Zahl gewesen wäre. Die Schlacht bei Ascalon, welche die Egypter im August 1099 verloren, bewies aber am deutlichsten die schlechte Beschaffenheit der egyptischen Kriegsmacht. Die Egypter waren seit langer Zeit unkriegerisch gewesen, und vermochten daher nur insofern im Kriege etwas zu leisten, als auswärtige, frische Truppen ihnen Kraft und Stärke verliehen. Durch die Beute, welche die Kreuzfahrer bei Ascalon machten, verschafften sie sich die Lebensmittel, an welchen sie großen Mangel litten, Pferde für die Ritter und zugleich für den Landbau. Wenn Afdal keine zuverlässigeren Truppen den Kreuzfahrern entgegensetzen konnte, hätte er besser gethan, sich mit ihnen in keine Schlacht einzulassen. Auch im Kampfe gegen den König Balduin I. von Jerusalem bewährte sich die Ueberlegenheit der Christen gegenüber den Egyptern. Mit nur tausend Mann soll er die dreißigtausend Krieger Afdal's zurückgeschlagen haben. Diese wiederholten Siege brachten sogar den König Balduin I. auf den Gedanken, ganz Egypten zu unterwerfen. Seine Siege hatten ihn jedoch zu übermüthig gemacht. Er verachtete die Egypter, und erlitt von ihnen eine furchtbare Niederlage. Den Plan, Egypten zu unterjochen, mußte Balduin bald aufgeben. Kurz vor seinem Tode drang er zwar bis an den Nil vor. Er verlor sein Leben. Das führerlose Heer konnte seine Siege nicht verfolgen und kehrte um. Im Jahre 1121 starb auch Afdal. Innere Unruhen verwirrten Egypten mehr, als jemals zuvor. Die letzten Fatimiden waren bloße Werkzeuge in den Händen ihrer Vezire, welche selbst nur durch ihre Leidenschaften hervorragten, allein aller schöpferischen Kraft entbehrten. Unter der Scheinregierung des letzten Nachkommen Ali's und der Fatima, Adhed Ledin Allah, machten sich die Vezire Shawer und Dargham die Herrschaft streitig. Im Jahre 1162 wurde Shawer gestürzt und suchte bei Nurredin, Zenghi's tapferem Sohne, Hülfe. Die kurdischen Söldner, welche Nureddin dem egyptischen Vezir zur Verfügung stellte, befehligten Schirkuh und sein Neffe Saladin. Der Vezir Dargham wußte sich nicht anders zu helfen,

ald daß er sich dem Könige Amalarich I. von Jerusalem in die Arme warf, und ihm sogar Tribut versprach. Entrüstet über diesen Verrath der Sache der Mohammedaner wurde Dargham von seinen eigenen Truppen getödtet und Shawer wieder zum Vezir von Egypten erhoben. Doch dieser zog sich den Haß seiner Bundesgenossen, der Kurden, zu, indem er ihnen das Versprechen, den dritten Theil der gesammten Einkünfte des Landes abtreten zu wollen, nicht hielt. In seiner schwankenden Stellung inmitten der Egypter und der Kurden wandte sich auch Shawer an Amalarich. Die Kurden mußten (1164) aus Egypten abziehen, allein wie früher Dargham, so zog sich auch jetzt Shawer durch seine Verbindung mit den Christen den Haß aller eifrigen Mohammedaner zu. Der Chalif von Bagdad rief alle Gläubigen zum Kampfe gegen die verrätherischen Egypter auf. Amalarich schützte zwar seine Nachbarn im Kampfe gegen das zahlreiche, von Schirkuh und Saladin geführte mohammedanische Heer; doch die Christen wurden für die Egypter drückendere und lästigere Herren, als die Kurden gewesen waren. Adhed Ledin Allah mußte den Vertrag, der ihn der Willkür Amalarich's unterwarf, in die Hand der christlichen Gesandten beschwören (1167). Shawer versprach einen jährlichen Tribut von 100,000 Goldstücken und gestattete dem Könige von Jerusalem, eine Besatzung in Kairo zu halten und für die dortigen Christen eine besondere Obrigkeit zu ernennen. Von Schritt zu Schritt ging Amalarich immer weiter, bis er endlich den von Balduin I. gefaßten Plan, Egypten zu unterjochen, auszuführen begann. Er griff das Land, dessen Bundesgenosse er bisher zu sein vorgegeben hatte, feindlich an (1168) und brachte es durch die Raubsucht seiner Truppen zur Verzweiflung. Shawer rief seine früheren Feinde zur Hülfe. Schirkuh und Saladin kehrten an der Spitze zahlreicher Heere in das Land zurück, aus dem sie erst vor Kurzem vertrieben worden waren. Amalarich mußte sich vor ihnen zurückziehen. Shawer wurde hingerichtet. Statt seiner herrschte Schirkuh und nach dessen Tode (1169) Saladin. Gleich nach Schirkuh's Tode ließ Saladin den Namen Adhed's aus dem Kirchengebete streichen. Dieser Chalif starb (1171). Von dieser Zeit an herrschte Saladin im Namen der abbasidischen Chalifen. Als eifriger Sunnite verdrängte er die schiitischen Lehr- und Bet-Formen aus Egypten. Die Christen in Palästina erkannten bald, daß Saladin ihnen ein gefährlicher Gegner werden würde. Amalarich reiste, im Jahre 1171, selbst nach Constantinopel, um den Kaiser Manuel zu bestimmen, gemeinschaftlich mit ihm die Mohammedaner zu bekriegen. Doch sie konnten sich nicht einigen. Nureddin's Tod (1173) erleichterte dem strebenden Saladin, ein neues Herrschergeschlecht in Egypten und den Nachbarländern zu gründen. Saladin, welcher mit den Feldherren Nureddin's im innigsten Verhältnisse stand, fügte, mit deren Hülfe, den größten Theil Syrien's seinen Besitzungen hinzu. Im Einverständniß mit denselben kam Saladin (1174) nach Syrien. Damascus und mehrere andere Städte fielen ihm zu. Saladin hatte selbst unter den Großen des Königreichs Jerusalem geheime Freunde. Im Bewußtsein seiner Stärke und der Schwäche der Abbasiden nahm er, nach seinem ersten syrischen Zuge, den Titel eines Sultan's an und vermied, von dieser Zeit an, jeden Schein einer Abhängigkeit von dem Chalifen zu Bagdad. Aleppo griff er dreimal vergeblich an. Glücklicher war Saladin im Kampfe mit den Assassinen, welche einen Mordanschlag auf ihn gemacht hatten. Bei Ramla erlitt er aber eine Niederlage durch die Christen (1177). Mit Mühe entging er selbst der Gefangenschaft. Ungebeugt durch die Wechselfälle des Schicksals, verfolgte Saladin mit Eifer und Ausdauer den Plan, sich an die Spitze des Islam's im Kampfe mit dem Christenthume zu schwingen. Er unterwarf Yemen (das glückliche Arabien), bekriegte die Nachfolger Nureddin's in Aleppo und Mosul, eroberte Aleppo (1183) und gewann das ganze Gebiet am unteren Euphrat und Tigris. Als er noch

mit dem Fürsten von Mosul Krieg führte, erhielt er die Nachricht, daß Fürst Rainold von Antiochia eine, nach Mecca pilgernde mohammedanische Karawane überfallen, geplündert und die Wallfahrer in Ketten geworfen habe. Schnell schloß er mit seinem mohammedanischen Gegner Frieden und warf seine ganze Kriegsmacht auf die Christen. Am fünften Juli 1187 schlug er diese bei Hittim auf das Haupt. Vier Wochen nachher war er im Besitze der ganzen Küste des Reiches Jerusalem mit alleiniger Ausnahme der Stadt Tyrus. Ascalon wurde ihm gegen das Versprechen übergeben, den König Guido von Lusignan aus der Gefangenschaft zu entlassen. Am 3. Oktober 1187 fiel Jerusalem in die Macht Saladin's. Hoch tönte sein Ruhm unter den Mohammedanern. Auch die Christen konnten dem Sultan das Lob der Mäßigung im Siege, der Ausdauer im Unglücke, der Milde gegen Gefangene und der Leutseligkeit gegen Freund und Feind nicht versagen. Saladin schrieb, im Sinne seiner gläubigen Zeit, alle seine Siege der Gottheit zu. Die größten Feldherren und die schlausten Staatsmänner standen ihm feindlich gegenüber und wurden von ihm auf dem blutigen Felde der Schlacht nicht minder, als auf dem Gebiete der Unterhandlung geschlagen. Saladin besaß nicht die ungestüme persönliche Tapferkeit des löwenherzigen Richard; doch diese gibt im Kampfe der Nationen nicht den Ausschlag. Der Neffe Schirkuh's, des Kurden, verstand seine Zeit abzuwarten und sie durch rasche That, wenn es galt, zu ergreifen. Die beiden Könige von Frankreich und England, Philipp August und Richard, vermochten nichts gegen ihn auszurichten.*) Die Größe Saladin's trat insbesondere hervor nach seinem Tode (1193). Niemand vermochte, die Lücke auszufüllen, welche sein Scheiden im Schooße des gesammten Islam bildete. Sein Reich dehnte sich von den Ufern des Tigris bis nach Tunis und Tripolis aus und erhielt dadurch besondere Bedeutung, daß es die von den Mohammedanern als heilig verehrten Städte Mecca und Medina und das von den Christen heilig gehaltene Land Paläſtina umfaßte. Saladin's voller Name war: Saladin Ebn Ejub. Von dem letzten dieser drei Namen erhielt die von ihm gegründete Herrscherfamilie die Bezeichnung Ejubiden. Ein allgemeines Wehklagen von Seiten der Mohammedaner folgte dem Sultan in die Gruft. Die Christen dagegen jubelten, denn sie hofften, das verlorene Land Paläſtina wieder gewinnen zu können. Saladin hinterließ Söhne, Brüder und Neffen. Jeder derselben riß von den Städten und Ländern seines Verwandten so viel an sich, als er konnte. Sein ältester Sohn Afdal erhielt Damascus und Jerusalem, Aziz Egypten, ein dritter Sohn, Daher Aleppo. Sein Bruder Adel und mehrere andere seiner Verwandten setzten sich in den Besitz der Städte und Provinzen am Euphrat. Nach Saladin's Willen sollte der Beherrscher Egypten's die Oberhoheit über alle Fürsten des Reiches haben. Nur selten vermochte dieser jedoch, sein Recht zu behaupten. Die trefflichen Ermahnungen, welche Saladin seinen Erben hinterlassen hatte, wurden nicht beachtet. Zu dem Unglücke, welches der Tod Saladin's dem Lande Egypten bereitete, kam eine furchtbare Hungersnoth hinzu (1201 und 1202). Ein kleiner Laib Brod ward am Ende mit tausend Goldstücken bezahlt. Die Straßen lagen voll Leichen. Tausende wanderten aus, andere verkauften sich selbst als Sklaven, um ihr Leben zu fristen. Längere Zeit hindurch war Menschenfleisch die gewöhnliche Nahrung der Hungernden. Zum Glücke für das schwer bedrängte Land ruhten die Waffen. Adel schloß wiederholte Waffenstillstände mit den Christen ab. Die Kreuzfahrer des fünften Zuges belagerten die egyptische Stadt Damiette (1218). Während dieser Zeit starb Adel. Sein Sohn und Nachfolger, Kamel, kam durch innere Unruhen und die Kreuzfahrer in schweres Gedränge. Die Letzteren wußten

*) S. oben §. 8 S. 24 f.

jedoch davon keinen Gebrauch zu machen. Sie eroberten zwar Damiette (1219), mußten es jedoch bald wieder räumen (im August 1221) und froh sein, freien Abzug aus Egypten zu erhalten.*)

Um diese Zeit (Sommer 1219) kam Franciscus von Assisi, welcher von Thoren heilig genannt wird, nach Egypten, um das Christenthum zu predigen. Er und seine Schüler verkündigten den egyptischen und syrischen Mohammedanern die Lehre Christi und wurden nicht gestört, so lange sie nicht auf Mohammed schimpften. Schwerlich wäre den Lehrern des Islam gleiche Freiheit in christlichen Ländern gestattet worden.

Der Sultan Kamel hatte, nach dem Abzuge der Christen aus Egypten, viele Kämpfe mit seinen Verwandten. Sein Bruder, Moattam, verband sich gegen ihn mit dem Sultan der Chowaresmier, Dschelaleddin, und brachte ihn dadurch in große Gefahr. Kamel, welcher kein starrer Mohammedaner war und mit Friedrich II. in freundlichen Beziehungen stand, lud diesen ein, ihm Hülfe zu bringen (Januar 1228). Der Kreuzzug Friedrich's II. unterschied sich daher von allen früheren und späteren wesentlich dadurch, daß er im Einvernehmen mit dem mächtigsten Herrscher der Mohammedaner unternommen ward. Sultan Kamel, obgleich er der Hülfe Friedrich's nicht mehr bedurfte, weil mittlerweile sein Bruder Moattam gestorben war, empfing doch den Kaiser als Freund. Was Friedrich und die gesammte Christenheit durch Waffengewalt nicht erreicht hätte, bewilligte Sultan Kamel aus freien Stücken seinem Bundesgenossen.**)

Nach Moattam's Tode theilten sich Kamel und Aschraf in dessen Erbschaft, hielten unter einander eine Zeit lang Frieden, geriethen dann wieder in Kriege, bis nach Aschraf's Tode (1237) Kamel dessen Reich an sich riß. Im Jahre darauf starb Kamel. Neue Kriege waren die Folge auf dieses Todesfalles. Endlich (1240) gelang es dem einen Sohne Kamel's, Saleh Ejub, mit Hülfe der verrätherischen Soldaten seines Bruders, sich Egypten zu unterwerfen. Sein Oheim Saleh Ismael, herrschte in Damascus. Saleh Ejub's Regierung ist insofern merkwürdig, als er der eigentliche Gründer der Mameluken-Herrschaft in Egypten war. Da die Egypter sich sehr wenig für den Kriegsdienst eigneten, kaufte Saleh Ejub Sklaven von ausgezeichneter Körperkraft (Tscherkessen, Mingrelier, Kumanen, Turkomannen und andere), ließ sie kriegerisch einüben und bildete sich aus ihnen eine Leibwache, welche bald die Bedeutung der römischen Prätorianer gewann. Diesen Söldlingen verdankte Saleh Ejub seine Macht. Bald erkannte er die Gefahr, welche sie ihm bereiteten, und entledigte sich ihrer; da er aber ohne Söldner seine Gewalt nicht behaupten konnte, errichtete er eine ähnliche Leibwache unter dem Namen der baharitischen Mameluken, welche bald schon wieder den Einfluß der früheren erlangten. Es war zu Saleh Ejub's Zeiten, daß die Mongolen siegreich nach Osten und Süden vordrangen und daß die türkischen Söldner des chowaresmischen Herrschers in Syrien einbrachen. Saleh nahm sie in seinen Sold und kam durch sie in den Besitz von Jerusalem (1244) und Damascus (1245). Als sich diese raubsüchtigen Krieger später gegen ihn empörten, besiegte und zerstreute er sie, eroberte [1247] Tiberias und Ascalon und vereinigte so ganz Syrien und Palästina wieder mit Egypten. Die Franzosen, welche unter Ludwig IX. [1249] den sechsten Kreuzzug unternahmen, glaubten daher, zuerst Saleh Ejub's Macht stürzen zu müssen, bevor sie festen Fuß in Palästina fassen könnten. Die Nachlässigkeit des Emir's Fachreddin und die Krankheit Salih's erleichterten den Franzosen die Einnahme von Damiette.***) Vergeblich wüthete der Sultan gegen die

*) S. oben §. 10 S. 28 f.
**) S. oben §. 10 S. 30.
***) S. oben §. 11 S. 32.

Besatzung, welche diese Festung ohne Schwertstreich geräumt hatte. Damiette war in Feindes Hand — doch nicht auf lange Zeit. Saleh erlebte nicht den Sieg seines Volkes. Er starb, als die Franzosen noch mächtig auf egyptischem Boden standen. Eine seiner Frauen, Schagaraddor, wandte, in Verbindung mit Fachreddin, ihrem Stiefsohne Turanschah die Herrschaft in Egypten zu. Dieser schloß mit den Kreuzfahrern Frieden. Er wurde jedoch bald schon von den Mameluken ermordet, welche die Regierung, dem Namen nach, der Wittwe Saleh's, Schagaraddor, der That nach aber dem Turkmannen Ibek, einem ihrer angesehensten Feldherrn, übertrugen. Innere Wirren und Kriege mit den Syriern schwächten das Reich. Die Schagaraddor wurde bald schon wieder abgesetzt und ein Ejubide auf den Thron gehoben. Auch dieser konnte sich nicht halten. Eine Versammlung der Mamelukenführer herrschte eine Zeit lang, später nahm der Mameluke Ibek den Titel Sultan an. Erst im Jahre 1253 kam ein Frieden mit den Letzteren zu Stande. Dieser war aber nicht von langer Dauer, indem der Mongole Hulagu den größten Theil Syriens eroberte. Sobald er aber wieder abgezogen war, rückte der Mameluken-Sultan Kotuzz von Egypten nach Syrien, schlug die zurückgebliebenen Mongolen und verfolgte sie bis an den Euphrat. In diesen Kämpfen that sich Bibars, der Mameluke, besonders hervor. Er tödtete Kotuzz, der ihm die versprochene Statthalterschaft Aleppo nicht übertrug, und wurde als Sultan anerkannt. Bibars hielt durch schlaue Unterhandlungen die Mongolen von Syrien fern, beschäftigte dieses damals furchtbare Volk am eigenen Herde und wandte sich nach Hulagu's Tode (1265) mit Macht gegen die Christen. Er eroberte noch im gleichen Jahre Cäsarea und Arsuf, belagerte vergeblich Ptolemais, nahm aber alle kleinen Burgen der Christen und (1265) Antiochia ohne Schwertstreich. Mit dem Prinzen Eduard von England schloß Bibars (1272) einen Waffenstillstand, welcher den Christen den Besitz von Ptolemais, Tripolis und einigen kleineren Orten sicherte. Auf diese wenigen Plätze war damals das Königreich Jerusalem zusammengeschmolzen! Den Frieden mit den Christen benützte der kriegerische Sultan von Egypten zu Kämpfen mit den Mongolen. Mitten in seiner Siegeslaufbahn starb Bibars (1278) an einer Wunde. Ihm folgte nach einer kurzen Zwischenregierung Seif eddin Kelawun. Er schlug [1281] die Mongolen und benützte die Zeit, da diese unter sich selbst uneins waren, zur Erweiterung und Befestigung seiner Herrschaft in Syrien. Siebentausend Christen verloren ihr Leben beim Falle der Stadt Tripolis, welche Kelawun dem Boden gleich machen ließ. Sein Sohn und Nachfolger Aschraf machte ein Jahr, nachdem er die Herrschaft in Egypten und Syrien angetreten hatte [1290], dem Reiche der Christen in Palästina ein Ende [1291].*)

§. 17. Nordafrika.

Als Moez, der Nachkomme Ali's und der Fatima, die Eroberung Egypten's unternahm, belohnte er die Verdienste seines Dieners Jussuf mit reichen Geschenken und übergab ihm die Verwaltung seiner Königreiche Tunis und Algier. Jussuf Ebn Zeiri machte sich bald unabhängig von den Fatimiden, obgleich er anfangs noch einen Schein der Unterwerfung beibehielt. Die Nachkommen Jussuf's, die Zeiriden, herrschten, zur Zeit ihrer Blüthe, von Fez bis an die Grenzen Egypten's. Ihnen traten die Morabethen [Eiferer für den Glauben] feindlich entgegen. Mohammed Abdallah, der Sohn Tomrut's, stiftete in der Mitte des elften Jahrhunderts in den die Wüste begrenzenden Ländern eine fanatische Secte, welche aus Berbern und Arabern bestand und mit Feuer und Schwert bis zum mittelländischen

*) S. oben §. 12 S. 36.

und atlantischen Meere vordrang. Marocco wurde der Sitz ihres Reiches [1071]. Von dort aus führten die Morabethen, welche auch Almoraviden genannt werden, Krieg mit den Zeiriden, deren Macht sie brachen, schifften auch über die Meerenge nach Spanien zur Zeit ihres Emirs Jussuf Ben Teschfin und erfochten auch dort glänzende Siege.*) In jener glaubenswüthigen Zeit tauchten immer neue Secten unter den Mohammedanern auf. Mohadi Mohammed, angeblich ein Nachkomme Ali's und der Fatima, sammelte um sich „die Anbeter des einigen wahren Gottes" [Mowaheddin], schlug die Morabethen [1120], worauf sein Freund und Nachfolger Abd el Mumen Marocco eroberte und dem Reiche der Morabethen ein Ende machten [1146]. Die Gewalt der Mowaheddin, oder Almohaden, reichte noch weiter, als diejenige der Morabethen. Ganz Nordafrika, Sicilien und das arabische Spanien erkannte sie als Herrscher an. Während die Mowaheddin den Grund zu ihrer Macht legten, unterlagen die längst geschwächten Zeiriden den Waffen Roger's, des normännischen Königs von Sicilien. Er eroberte Tripolis und die Hauptstadt der Zeiriden, Mahadia. Hintereinander fielen die Städte Tunis, Safar, Capsia, Bona und ein weiter Küstenstrich in seine Gewalt [1121—1148]. Nach Roger's Tode [1152] zerfiel bald die Herrschaft der Normannen in Afrika. Die Almohaden traten in deren Fußtapfen und behaupteten sich ein Jahrhundert als Herrscher von Afrika. Doch allmälig zersplitterte sich ihr Reich in mehrere kleinere Herrschaften. Zuerst gründete Abdol Vahed [1206] in Tunis, dann Abdol Hak [1213] im äußersten Westen, darauf [1248] die Zianiten in Tlemecen unabhängige Reiche. Endlich machte Abdol Hak's Sohn, Abu Jussuf, dem Reiche der Almohaden ein Ende [1269] und befestigte die Macht seiner Familie, welche den Namen der Meriniten führte.

Wie mächtig diese Reiche waren, erhellt schon aus der Thatsache, daß die ganze Heeresmacht des Königs Ludwig's IX. von Frankreich an den Mauern von Tunis abprallte [1270].**)

Die Kämpfe, welche Christen und Mohammedaner in Spanien mit einander führten, übten eine mächtige Rückwirkung auf Nordafrika. Seit dem Verluste von Toledo [1085] erkannten die Mohammedaner Spanien's, daß sie ohne fremde Hülfe nicht im Stande seien, sich gegen die Christen zu behaupten und riefen die Almoraviden herbei, welchen später die Almohaden folgten. Beide Herrschergeschlechter opferten ihre besten Kräfte in den Kriegen mit den Christen der pyrenäischen Halbinsel auf, waren jedoch nicht im Stande, mehr zu bewirken, als den Untergang der mohammedanischen Herrschaft in Spanien um einige Jahrhunderte hinauszuschieben. Die Niederlagen, welche die Afrikaner in Europa erlitten, schwächten die Macht der Almoraviden, erleichterten den Almohaden, sich auf den Trümmern derselben emporzuschwingen, brachten aber auch diesen ihren Untergang, indem sie die Kraft verloren, die verschiedenen Theile ihres Reiches in Afrika zusammenzuhalten, während sie sich vergeblich bemühten, Spanien und Portugal zu unterwerfen.

§. 18. Syrien.

Nachdem Sultan Tutusch, der Bruder Malek Schah's, im Kampfe mit seinem Neffen Barkiarok [1095] sein Leben verloren hatte, behauptete sich Baghi Sejan in Antiochia, und huldigte dem Sieger Barkiarok. Ortok's Söhne, Sok-

*) S. unten §. 67.
**) S. oben §. 12 S. 33.

man und Ilgazi, blieben Herren von Jerusalem, gleichfalls unter Barkiarok's Oberherrschaft. Aksonkor's, des früheren Beherrschers von Aleppo Sohn, Zenghi, mußte dem Sohne des Sultans Tutusch, Rodwan, weichen, welcher Aleppo besaß, während dessen Bruder, Dokak, in Damascus herrschte. Syrien befand sich demnach in einer für den Krieg sehr wenig günstigen Lage, welche durch gegenseitige Streitigkeiten noch verschlimmert wurde. Zur Zeit, da die Kreuzheere schon aufgebrochen waren, um Jerusalem zu erobern, wurde diese Stadt durch die Egypter belagert und (im August 1096) eingenommen.

Dokak, der Beherrscher von Damascus, war ein schlaffer Mensch, welcher bald schon von Togtekin verdrängt wurde. Antiochia war die erste syrische Stadt, welche (im Juni 1098) in die Gewalt der Christen fiel. Baghi Sejan verlor sie auf immer. Jerusalem war die zweite bedeutende Eroberung, welche (am 15. Juli 1099) die Abendländer in Syrien machten. Die Schicksale dieser beiden, sowie der übrigen syrischen Städte unter der Herrschaft der Christen haben wir weiter oben erzählt.*)

Aleppo kam in der Mitte des zwölften Jahrhunderts in den Besitz Nureddin's, des Sohnes Zenghi's, welcher den Christen ein gefährlicher Nachbar war. Er unterwarf sich den größeren Theil Syrien's. Nur Damascus blieb in der Gewalt eines Nachkommens Togtekin's, oder vielmehr dessen Vezir's Anar. Vergebens bemühten sich die Christen, die alte Hauptstadt Syrien's, Damascus, zu erobern (im Juli 1148). Ungeachtet Anar und Nureddin sich gegenseitig mit eifersüchtigen Blicken maßen, mußten die Christen doch unverrichteter Dinge abziehen. Im Jahre 1154 eroberte Nureddin Damascus. Nach Nureddin's Tode (1162) wurde Syrien von Egypten abhängig. So lange Saladin mächtig gebot, nahm das Land an dessen Triumphen Theil. Als er zu Damascus starb [1193], wurde er von den Bewohnern dieser Stadt auf das Bitterste beklagt. Sein ältester Sohn, Afdal, erhielt Damascus und Jerusalem und Daher, sein dritter Sohn, Aleppo. Während Syrien zu Saladin's Zeiten, mit Ausnahme der christlichen Besitzungen, nur ein Theil seines großen Reiches gewesen war, zerfiel es jetzt, außer der christlichen, in zwei mohammedanische Herrschaften. Nach dem Willen Saladin's sollte der Sultan von Egypten die Oberhoheit über alle anderen Fürsten seines weiten Reiches, also auch über Syrien, haben. Afdal wurde, da er ein wüstes Leben führte, schon im Jahre 1196 von seinem Bruder Aziz, dem Beherrscher Egypten's, und seinem Oheim Adel aus Damascus vertrieben. Adel riß Damascus an sich und zwang auch seinen Neffen Daher, den Beherrscher von Aleppo, seine Oberhoheit anzuerkennen [1198]. Syrien und Egypten standen, nach Aziz's Tode [1198], wieder unter einem Oberhaupte, dem Sultan Adel. Sein Sohn Kamel schloß den berühmten Waffenstillstand mit Friedrich II. [1228] ab, demzufolge die Abendländer Jerusalem, Nazareth und Bethlehem zurück empfingen, dagegen auf die Wiedereroberung von ganz Palästina Verzicht leisteten. Dieser Waffenstillstand verschaffte dem unglücklichen Lande einige Ruhe. Nach Kamel's Tode [1238] entstanden aber wiederum Erbfolgestreitigkeiten. Saleh Ismael, der Bruder Kamel's, riß Damascus an sich und suchte, durch ein Bündniß mit anderen syrischen Fürsten und den Christen von Palästina, sich gegen seinen Neffen Saleh Ejub, Sultan von Egypten, zu behaupten. Er wurde aber [1244] mit Hülfe der aus Chowaresmien hereingebrochenen türkischen Söldnerschaaren geschlagen. Saleh Ejub gelangte in den Besitz von Damascus, Jerusalem und dem größten Theile Syrien's. Er entledigte sich später der türkischen Söldner, das Land hatte aber zuvor unter deren Verheerungen furchtbar gelitten. Damascus

*) S. §§. 4—11 S. 12 ff.

wurde wiederum der Sitz des vereinigten Reiches von Egypten und Syrien. Nach dem Tode des Sultan's Saleh Ejub [1250] riefen die Syrier einen Nachkommen Saladin's, der in Aleppo herrschte, Nasr Jussuf, zum Sultan aus. Bedroht von den Mongolen, den Egyptern und den Abendländern hatte der Sultan von Syrien eine sehr bedenkliche Stellung. Der Mongole Hulagu nahm Aleppo mit Sturm, zwang Damascus, Hamath und Hems zur Unterwerfung und eroberte nach und nach fast ganz Syrien, doch wurden die Mongolen bald schon von dem mamlukischen Sultan Kotuzz von Egypten vertrieben [1260]. Von neuem wurde Syrien mit Egypten verbunden, und theilte dessen Schicksale bis zur gänzlichen Vertreibung der Abendländer aus Palästina und Syrien [1291].

Wie Armenien, inmitten des römischen und persischen Reiches, ein Spielball in den Händen der kämpfenden Beherrscher derselben war, so mußte sich Syrien seine Schicksale von den um die Herrschaft streitenden Gewalthabern, christlichen und mohammedanischen Glaubens, bilden lassen. Zwei Jahrhunderte furchtbarer Kriege zogen über das unglückliche Land hinweg und der endliche Erfolg des Blutvergießens war, daß, mit Ausnahme der verbrannten, geplünderten und verwüsteten Städte, der verminderten Bevölkerung und des gestörten Verkehres, in den Besitzverhältnissen Alles beim Alten blieb, d. h. die Christen abzogen, ohne eine Spanne Landes zu behalten. Die Bewohner Syrien's erhielten für die Verheerungen, welche ihr Land durch die Kreuzzüge erlitt, einige Entschädigung in den unermeßlichen Summen, welche die Kreuzfahrer dort auf den Ankauf von s. g. Reliquien verwendeten, und in der reichen Beute, welche sie den Kreuzfahrern abnahmen. Doch blieben sie immer noch im Nachtheile. Die größten Gewinnste an Geld und Geldes Werth konnten für die Verluste an Menschenleben, für die Angst, den Jammer und die Noth des Kriegs, welche sie erlitten, keinen genügenden Ersatz bieten.

§. 19. Die Assassinen.

Das Mittelalter war die Zeit des Fanatismus nicht blos für die Christen, sondern auch für die Mohammedaner. Wir haben im vorigen Buche*) der Charidschiten und im Laufe dieses**) der Morabethen und Mowaheddin gelegentlich erwähnt. Eine besondere und ausführliche Schilderung verdienen aber die Assassinen. Sie waren eine der zahlreichen ismaelitischen Secten, welche sich über die ganze mohammedanische Welt verbreitet und welche alle ihre Geheimlehren und mannichfaltigen Organisationen hatten und entwickelten sich aus deren Schooße, zu einer Zeit, da deren Eifer zu erkalten begann. Dem Systeme der Ismaeliten wird von Manchen eine besondere Tiefe der Gedanken zugeschrieben. Wenn wir sie aber nach ihren Thaten und nicht nach den Schriften Einzelner ihrer Anhänger beurtheilen, so können wir das Eigenthümliche ihrer Lehre nicht auf diese oder jene Ansicht, sondern nur auf einen, durch Religion befestigten blinden Gehorsam zurückführen. Die Ismaeliten glaubten, die höchste geistliche Würde unter den Mohammedanern gebühre dem Stifter ihrer Lehre, Ismael, und dessen Nachkommen. Die Schiiten glaubten dasselbe in Betreff Ali's und die Sunniten in Betreff der vier ersten Chalifen. Die Ismaeliten unterschieden sich aber von den Schiiten und Sunniten wesentlich dadurch, daß sie annahmen, der Geist Gottes vererbe sich in der Familie Ismael's, indem er stets aus dem Leibe des gestorbenen Imam's in denjenigen seines Nachfolgers übergehe. Dieser Lehrsatz deutet schon an, daß die

*) Siehe Buch IV. §. 20 Seite 49.
**) Siehe oben §. 17 Seite 46.

Ismaeliten die Folgesätze ihres Glaubens bestimmter und weiter zogen, als die übrigen mohammedanischen Secten. Je weiter in religiösen Dingen Folgerungen gezogen werden, desto vernunftswidriger gestalten sich die Lehrsätze und desto größerer Fanatismus ist erforderlich, dieselben aufrecht zu erhalten. Wir dürfen uns daher nicht wundern, bei den Ismaeliten einen der Abgeschmacktheit ihrer ersten Unterscheidungslehre entsprechenden Grad von Fanatismus zu finden. Diesen Fanatismus verstand der Stifter der Assassinen von neuem zu beleben. Hassan ben Sabah, der Sohn eines ismaelitischen Lehrers, ein herrschsüchtiger Mann, welcher zu Malek Schah's Zeiten lebte, war der Gründer dieser Secte. Er ließ sich von seinen Anhängern „unser Herr" nennen. Als er [1090] die Bergfestung Alamut im Lande Dilem besetzte und das umliegende Gebirge unterwarf, wurde er der Herr des Gebirges, von den Europäern „der Alte vom Berge" genannt. Er brachte die Lehre vom blinden Gehorsam gewissermaßen zur Vollendung. Natürlich war er Derjenige, welcher ihn für sich in Anspruch nahm. Jede Verletzung des Gehorsams bestrafte dieser Tyrann mit dem Tode. Selbst seine Söhne schonte er nicht, die er beide für die Uebertretung eines Gebotes tödten ließ. Dem Vergnügen, unbedingt und unbeschränkt, wenn auch nur über einen kleinen Kreis von Menschen, zu herrschen, opferte Hassan ben Sabah jede andere Rücksicht auf. Er umgab sich mit dem düsteren Schleier des Geheimnisses, war, selbst seinen Anhängern, fast niemals sichtbar, arbeitete aber unausgesetzt an der Erweiterung seiner Macht. Er zog alle Ismaeliten von Persien in die Umgegend von Alamut und flößte ihnen einen blinden Glauben an seine göttliche Sendung ein. Zu dem Fanatismus, welchen Hassan durch Lehre und Zucht seinen Anhängern einflößte, kam noch ein Berauschungsmittel hinzu, das sie aus Hanfkörnern bereiteten [Haschischa] und durch dessen Genuß sie sich in eine an Wahnsinn grenzende Berauschung versetzten. Von diesem erhielten sie den Namen Haschischin, woraus die Abendländer Assassinen machten.

Hassan ben Sabah wurde durch den blinden Gehorsam seiner Anhänger allen seinen Nachbarn furchtbar. Als Malek Schah gegen den „Alten vom Berge" zu Felde zog, gab ein Assassine dessen Vezir, Nezam el Mulk, inmitten seines Heeres den Tod. Malek Schah starb bald darauf. Vergebens stritten gegen Hassan die Nachfolger Malek's. Die Dolche der Assassinen trafen ihre gefährlichsten Gegner und was der Mordstahl nicht vermochte, bewirkte der Betrug. Bevor Hassan ben Sabah starb [1125], ernannte er seinen ältesten und erfahrensten Anhänger, Kia Burzuk, zu seinem Nachfolger. Dessen Nachkommen herrschten in Alamut bis in's folgende Jahrhundert.

Mit der Geschichte des Abendlandes sind die syrischen Assassinen inniger verbunden, als die persischen. Rodwan, der Beherrscher Aleppo's, lud [1105] die Assassinen zu sich ein. Sie ermordeten, auf seinen Befehl, bereitwillig seine Feinde und gründeten in der Stadt Famiah, oder Apamea, einen zweiten Hauptsitz ihres Ordens, woselbst ein zweiter „Alter vom Berge" wohnte. Abu Thaher, der erste der syrischen Assassinenfürsten, wurde von Tancred, welcher Famiah eroberte, gefangen genommen; die Christen eroberten noch eine zweite Burg der Assassinen, der Chalif verfluchte sogar dieselben und Rodwan mußte gegen sie in den Krieg ziehen; dennoch breitete sich diese Secte immer weiter in Syrien aus. Ihre persischen Glaubensbrüder unterstützten sie unausgesetzt. Die kecken Mordthaten, welche die Assassinen verübten, verbreiteten einen allgemeinen Schrecken. Maudud, der Beherrscher von Mosul, fiel [1113] im Bethause, einer der ersten Großen des Chalifen von Bagdad im Angesichte des ganzen Hofes unter ihren Dolchen. Der Statthalter von Aleppo und seine beiden Söhne, wahrscheinlich auch Afdal, der Vezir von Egypten, und der fatimidische Chalif Amer wurden von ihnen gemordet. In Persien tödtete ein Assassine den Vezir des Sultans Sandschar. Die feinste

Verfassungsformen und die Verleihung gewisser persönlichen Gerechtsame erscheinen den Aebten zu Einschränkung ihrer Macht. Diese Macht war so vielerlei, daß sie nicht sämmtliche aufzuzählen vermögen, um den Aebten zu verschaffen, was ihnen fehlte und ihre Rechte in das gehörige Licht zu setzen.

Ungeachtet, daß die Aebte Ulrich und Hartmann die Oberhoheit Oesterreichs förmlich sich hatten aufdringen lassen, so war doch Abt Ulrich II. (1199—1204) nicht gesonnen, sich dieselbe gefallen zu lassen, sondern suchte die Rechte seiner Abtei wieder zu gewinnen. Er verlangte von Herzog Leopold, daß er ihm die Vogtei übergebe, und da dieser sich dessen weigerte, so wandte sich Ulrich an den römischen König Philipp, der ihm auch die Vogtei über Gossau ertheilte. Zu gleicher Zeit verlangte Ulrich, daß Herzog Leopold ihm die Vogtei über Appenzell übergebe, und da dieser sich auch dessen weigerte, so wandte sich Ulrich an den römischen König Philipp, der ihm auch die Vogtei über Appenzell ertheilte. Ulrich starb 1204, ehe er die Vogtei über Appenzell in Besitz nehmen konnte. Sein Nachfolger Berchtold (1204—1220) ließ sich von Herzog Leopold die Vogtei über Appenzell übergeben, und dieser Herzog übergab sie Berchtold um 1000 Mark Silber, welche Summe Herzog Leopold dem Abte Ulrich II. für Gossau bezahlt hatte. Berchtold verlieh die Vogtei über Appenzell an Graf Hartmann den Aeltern von Kyburg, welcher sie dem Abte Ulrich III. (1220—1226) wieder abtrat. Ulrich III. verlieh sie dem Grafen Hartmann dem Jüngern von Kyburg, welcher sie dem Abte Berchtold (1226—1244) wieder abtrat. Berchtold verlieh sie dem Grafen Rudolf von Montfort, welcher sie dem Abte Ulrich IV. (1244—1272) wieder abtrat. Ulrich IV. verlieh sie dem Grafen Hugo von Montfort, welcher sie dem Abte Berchtold (1272—1277) wieder abtrat. Berchtold verlieh sie dem Grafen Rudolf von Montfort, welcher sie dem Abte Ulrich V. (1277—1281) wieder abtrat. Ulrich V. verlieh sie dem Grafen Hugo von Montfort, welcher sie dem Abte Berchtold (1281—1286) wieder abtrat. Berchtold verlieh sie dem Grafen Rudolf von Montfort, welcher sie dem Abte Ulrich VI. (1286—1301) wieder abtrat. Ulrich VI. verlieh sie dem Grafen Hugo von Montfort, welcher sie dem Abte Berchtold (1301—1333) wieder abtrat. Berchtold verlieh sie dem Grafen Rudolf von Montfort, welcher sie dem Abte Ulrich VII. (1333—1349) wieder abtrat. Ulrich VII. verlieh sie dem Grafen Hugo von Montfort, welcher sie dem Abte Berchtold (1349—1360) wieder abtrat. Berchtold verlieh sie dem Grafen Rudolf von Montfort, welcher sie dem Abte Ulrich VIII. (1360—1379) wieder abtrat. Ulrich VIII. verlieh sie dem Grafen Hugo von Montfort, welcher sie dem Abte Berchtold (1379—1380) wieder abtrat. Berchtold verlieh sie dem Grafen Rudolf von Montfort, welcher sie dem Abte Ulrich IX. (1380—1394) wieder abtrat. Ulrich IX. verlieh sie dem Grafen Hugo von Montfort, welcher sie dem Abte Berchtold (1394—1395) wieder abtrat. Berchtold verlieh sie dem Grafen Rudolf von Montfort, welcher sie dem Abte Ulrich X. (1395—1396) wieder abtrat. Ulrich X. verlieh sie dem Grafen Hugo von Montfort, welcher sie dem Abte Berchtold (1396—1397) wieder abtrat. Berchtold verlieh sie dem Grafen Rudolf von Montfort, welcher sie dem Abte Ulrich XI. (1397—1398) wieder abtrat. Ulrich XI. verlieh sie dem Grafen Hugo von Montfort, welcher sie dem Abte Berchtold (1398—1399) wieder abtrat. Berchtold verlieh sie dem Grafen Rudolf von Montfort, welcher sie dem Abte Ulrich XII. (1399—1400) wieder abtrat. Ulrich XII. verlieh sie dem Grafen Hugo von Montfort, welcher sie dem Abte Berchtold (1400—1401) wieder abtrat. Berchtold verlieh sie dem Grafen Rudolf von Montfort, welcher sie dem Abte Ulrich XIII. (1401—1402) wieder abtrat. Ulrich XIII. verlieh sie dem Grafen Hugo von Montfort, welcher sie dem Abte Berchtold (1402—1403) wieder abtrat. Berchtold verlieh sie dem Grafen Rudolf von Montfort, welcher sie dem Abte Ulrich XIV. (1403—1404) wieder abtrat. Ulrich XIV. verlieh sie dem Grafen Hugo von Montfort, welcher sie dem Abte Berchtold (1404—1405) wieder abtrat. Berchtold verlieh sie dem Grafen Rudolf von Montfort, welcher sie dem Abte Ulrich XV. (1405—1406) wieder abtrat. Ulrich XV. verlieh sie dem Grafen Hugo von Montfort, welcher sie dem Abte Berchtold (1406—1407) wieder abtrat. Berchtold verlieh sie dem Grafen Rudolf von Montfort, welcher sie dem Abte Ulrich XVI. (1407—1408) wieder abtrat. Ulrich XVI. verlieh sie dem Grafen Hugo von Montfort, welcher sie dem Abte Berchtold (1408—1409) wieder abtrat. Berchtold verlieh sie dem Grafen Rudolf von Montfort, welcher sie dem Abte Ulrich XVII. (1409—1410) wieder abtrat. Ulrich XVII. verlieh sie dem Grafen Hugo von Montfort, welcher sie dem Abte Berchtold (1410—1411) wieder abtrat. Berchtold verlieh sie dem Grafen Rudolf von Montfort, welcher sie dem Abte Ulrich XVIII. (1411—1412) wieder abtrat. Ulrich XVIII. verlieh sie dem Grafen Hugo von Montfort, welcher sie dem Abte Berchtold (1412—1413) wieder abtrat. Berchtold verlieh sie dem Grafen Rudolf von Montfort, welcher sie dem Abte Ulrich XIX. (1413—1414) wieder abtrat. Ulrich XIX. verlieh sie dem Grafen Hugo von Montfort, welcher sie dem Abte Berchtold (1414—1415) wieder abtrat. Berchtold verlieh sie dem Grafen Rudolf von Montfort, welcher sie dem Abte Ulrich XX. (1415—1416) wieder abtrat. Ulrich XX. verlieh sie dem Grafen Hugo von Montfort, welcher sie dem Abte Berchtold (1416—1417) wieder abtrat. Berchtold verlieh sie dem Grafen Rudolf von Montfort, welcher sie dem Abte Ulrich XXI. (1417—1418) wieder abtrat. Ulrich XXI. verlieh sie dem Grafen Hugo von Montfort, welcher sie dem Abte Berchtold (1418—1419) wieder abtrat. Berchtold verlieh sie dem Grafen Rudolf von Montfort, welcher sie dem Abte Ulrich XXII. (1419—1420) wieder abtrat. Ulrich XXII. verlieh sie dem Grafen Hugo von Montfort, welcher sie dem Abte Berchtold (1420—1421) wieder abtrat. Berchtold verlieh sie dem Grafen Rudolf von Montfort, welcher sie dem Abte Ulrich XXIII. (1421—1422) wieder abtrat. Ulrich XXIII. verlieh sie dem Grafen Hugo von Montfort, welcher sie dem Abte Berchtold (1422—1423) wieder abtrat. Berchtold verlieh sie dem Grafen Rudolf von Montfort, welcher sie dem Abte Ulrich XXIV. (1423—1424) wieder abtrat. Ulrich XXIV. verlieh sie dem Grafen Hugo von Montfort, welcher sie dem Abte Berchtold (1424—1425) wieder abtrat. Berchtold verlieh sie dem Grafen Rudolf von Montfort, welcher sie dem Abte Ulrich XXV. (1425—1426) wieder abtrat. Ulrich XXV. verlieh sie dem Grafen Hugo von Montfort, welcher sie dem Abte Berchtold (1426—1427) wieder abtrat. Berchtold verlieh sie dem Grafen Rudolf von Montfort, welcher sie dem Abte Ulrich XXVI. (1427—1428) wieder abtrat. Ulrich XXVI. verlieh sie dem Grafen Hugo von Montfort, welcher sie dem Abte Berchtold (1428—1429) wieder abtrat. Berchtold verlieh sie dem Grafen Rudolf von Montfort, welcher sie dem Abte Ulrich XXVII. (1429—1430) wieder abtrat. Ulrich XXVII. verlieh sie dem Grafen Hugo von Montfort, welcher sie dem Abte Berchtold (1430—1431) wieder abtrat. Berchtold verlieh sie dem Grafen Rudolf von Montfort, welcher sie dem Abte Ulrich XXVIII. (1431—1432) wieder abtrat. Ulrich XXVIII. verlieh sie dem Grafen Hugo von Montfort, welcher sie dem Abte Berchtold (1432—1433) wieder abtrat. Berchtold verlieh sie dem Grafen Rudolf von Montfort, welcher sie dem Abte Ulrich XXIX. (1433—1434) wieder abtrat. Ulrich XXIX. verlieh sie dem Grafen Hugo von Montfort, welcher sie dem Abte Berchtold (1434—1435) wieder abtrat. Berchtold verlieh sie dem Grafen Rudolf von Montfort, welcher sie dem Abte Ulrich XXX. (1435—1436) wieder abtrat. Ulrich XXX. verlieh sie dem Grafen Hugo von Montfort, welcher sie dem Abte Berchtold (1436—1437) wieder abtrat. Berchtold verlieh sie dem Grafen Rudolf von Montfort, welcher sie dem Abte Ulrich XXXI. (1437—1438) wieder abtrat. Ulrich XXXI. verlieh sie dem Grafen Hugo von Montfort, welcher sie dem Abte Berchtold (1438—1439) wieder abtrat. Berchtold verlieh sie dem Grafen Rudolf von Montfort, welcher sie dem Abte Ulrich XXXII. (1439—1440) wieder abtrat. Ulrich XXXII. verlieh sie dem Grafen Hugo von Montfort, welcher sie dem Abte Berchtold (1440—1441) wieder abtrat. Berchtold verlieh sie dem Grafen Rudolf von Montfort, welcher sie dem Abte Ulrich XXXIII. (1441—1442) wieder abtrat. Ulrich XXXIII. verlieh sie dem Grafen Hugo von Montfort, welcher sie dem Abte Berchtold (1442—1443) wieder abtrat. Berchtold verlieh sie dem Grafen Rudolf von Montfort, welcher sie dem Abte Ulrich XXXIV. (1443—1444) wieder abtrat. Ulrich XXXIV. verlieh sie dem Grafen Hugo von Montfort, welcher sie dem Abte Berchtold (1444—1445) wieder abtrat. Berchtold verlieh sie dem Grafen Rudolf von Montfort, welcher sie dem Abte Ulrich XXXV. (1445—1446) wieder abtrat. Ulrich XXXV. verlieh sie dem Grafen Hugo von Montfort, welcher sie dem Abte Berchtold (1446—1447) wieder abtrat. Berchtold verlieh sie dem Grafen Rudolf von Montfort, welcher sie dem Abte Ulrich XXXVI. (1447—1448) wieder abtrat. Ulrich XXXVI. verlieh sie dem Grafen Hugo von Montfort, welcher sie dem Abte Berchtold (1448—1449) wieder abtrat. Berchtold verlieh sie dem Grafen Rudolf von Montfort, welcher sie dem Abte Ulrich XXXVII. (1449—1450) wieder abtrat. Ulrich XXXVII. verlieh sie dem Grafen Hugo von Montfort, welcher sie dem Abte Berchtold (1450—1451) wieder abtrat. Berchtold verlieh sie dem Grafen Rudolf von Montfort, welcher sie dem Abte Ulrich XXXVIII. (1451—1452) wieder abtrat. Ulrich XXXVIII. verlieh sie dem Grafen Hugo von Montfort, welcher sie dem Abte Berchtold (1452—1453) wieder abtrat. Berchtold verlieh sie dem Grafen Rudolf von Montfort, welcher sie dem Abte Ulrich XXXIX. (1453—1454) wieder abtrat. Ulrich XXXIX. verlieh sie dem Grafen Hugo von Montfort, welcher sie dem Abte Berchtold (1454—1455) wieder abtrat. Berchtold verlieh sie dem Grafen Rudolf von Montfort, welcher sie dem Abte Ulrich XL. (1455—1456) wieder abtrat. Ulrich XL. verlieh sie dem Grafen Hugo von Montfort, welcher sie dem Abte Berchtold (1456—1457) wieder abtrat. Berchtold verlieh sie dem Grafen Rudolf von Montfort, welcher sie dem Abte Ulrich XLI. (1457—1458) wieder abtrat. Ulrich XLI. verlieh sie dem Grafen Hugo von Montfort, welcher sie dem Abte Berchtold (1458—1459) wieder abtrat. Berchtold verlieh sie dem Grafen Rudolf von Montfort, welcher sie dem Abte Ulrich XLII. (1459—1460) wieder abtrat. Ulrich XLII. verlieh sie dem Grafen Hugo von Montfort, welcher sie dem Abte Berchtold (1460—1461) wieder abtrat. Berchtold verlieh sie dem Grafen Rudolf von Montfort, welcher sie dem Abte Ulrich XLIII. (1461—1462) wieder abtrat. Ulrich XLIII. verlieh sie dem Grafen Hugo von Montfort, welcher sie dem Abte Berchtold (1462—1463) wieder abtrat. Berchtold verlieh sie dem Grafen Rudolf von Montfort, welcher sie dem Abte Ulrich XLIV. (1463—1464) wieder abtrat. Ulrich XLIV. verlieh sie dem Grafen Hugo von Montfort, welcher sie dem Abte Berchtold (1464—1465) wieder abtrat. Berchtold verlieh sie dem Grafen Rudolf von Montfort, welcher sie dem Abte Ulrich XLV. (1465—1466) wieder abtrat. Ulrich XLV. verlieh sie dem Grafen Hugo von Montfort, welcher sie dem Abte Berchtold (1466—1467) wieder abtrat. Berchtold verlieh sie dem Grafen Rudolf von Montfort, welcher sie dem Abte Ulrich XLVI. (1467—1468) wieder abtrat. Ulrich XLVI. verlieh sie dem Grafen Hugo von Montfort, welcher sie dem Abte Berchtold (1468—1469) wieder abtrat. Berchtold verlieh sie dem Grafen Rudolf von Montfort, welcher sie dem Abte Ulrich XLVII. (1469—1470) wieder abtrat. Ulrich XLVII. verlieh sie dem Grafen Hugo von Montfort, welcher sie dem Abte Berchtold (1470—1471) wieder abtrat. Berchtold verlieh sie dem Grafen Rudolf von Montfort, welcher sie dem Abte Ulrich XLVIII. (1471—1472) wieder abtrat. Ulrich XLVIII. verlieh sie dem Grafen Hugo von Montfort, welcher sie dem Abte Berchtold (1472—1473) wieder abtrat. Berchtold verlieh sie dem Grafen Rudolf von Montfort, welcher sie dem Abte Ulrich XLIX. (1473—1474) wieder abtrat. Ulrich XLIX. verlieh sie dem Grafen Hugo von Montfort, welcher sie dem Abte Berchtold (1474—1475) wieder abtrat. Berchtold verlieh sie dem Grafen Rudolf von Montfort, welcher sie dem Abte Ulrich L. (1475—1476) wieder abtrat. Ulrich L. verlieh sie dem Grafen Hugo von Montfort, welcher sie dem Abte Berchtold (1476—1477) wieder abtrat. Berchtold verlieh sie dem Grafen Rudolf von Montfort, welcher sie dem Abte Ulrich LI. (1477—1478) wieder abtrat. Ulrich LI. verlieh sie dem Grafen Hugo von Montfort, welcher sie dem Abte Berchtold (1478—1479) wieder abtrat. Berchtold verlieh sie dem Grafen Rudolf von Montfort, welcher sie dem Abte Ulrich LII. (1479—1480) wieder abtrat. Ulrich LII. verlieh sie dem Grafen Hugo von Montfort, welcher sie dem Abte Berchtold (1480—1481) wieder abtrat. Berchtold verlieh sie dem Grafen Rudolf von Montfort, welcher sie dem Abte Ulrich LIII. (1481—1482) wieder abtrat. Ulrich LIII. verlieh sie dem Grafen Hugo von Montfort, welcher sie dem Abte Berchtold (1482—1483) wieder abtrat. Berchtold verlieh sie dem Grafen Rudolf von Montfort, welcher sie dem Abte Ulrich LIV. (1483—1484) wieder abtrat. Ulrich LIV. verlieh sie dem Grafen Hugo von Montfort, welcher sie dem Abte Berchtold (1484—1485) wieder abtrat. Berchtold verlieh sie dem Grafen Rudolf von Montfort, welcher sie dem Abte Ulrich LV. (1485—1486) wieder abtrat. Ulrich LV. verlieh sie dem Grafen Hugo von Montfort, welcher sie dem Abte Berchtold (1486—1487) wieder abtrat. Berchtold verlieh sie dem Grafen Rudolf von Montfort, welcher sie dem Abte Ulrich LVI. (1487—1488) wieder abtrat. Ulrich LVI. verlieh sie dem Grafen Hugo von Montfort, welcher sie dem Abte Berchtold (1488—1489) wieder abtrat. Berchtold verlieh sie dem Grafen Rudolf von Montfort, welcher sie dem Abte Ulrich LVII. (1489—1490) wieder abtrat. Ulrich LVII. verlieh sie dem Grafen Hugo von Montfort, welcher sie dem Abte Berchtold (1490—1491) wieder abtrat. Berchtold verlieh sie dem Grafen Rudolf von Montfort, welcher sie dem Abte Ulrich LVIII. (1491—1492) wieder abtrat. Ulrich LVIII. verlieh sie dem Grafen Hugo von Montfort, welcher sie dem Abte Berchtold (1492—1493) wieder abtrat. Berchtold verlieh sie dem Grafen Rudolf von Montfort, welcher sie dem Abte Ulrich LIX. (1493—1494) wieder abtrat. Ulrich LIX. verlieh sie dem Grafen Hugo von Montfort, welcher sie dem Abte Berchtold (1494—1495) wieder abtrat. Berchtold verlieh sie dem Grafen Rudolf von Montfort, welcher sie dem Abte Ulrich LX. (1495—1496) wieder abtrat. Ulrich LX. verlieh sie dem Grafen Hugo von Montfort, welcher sie dem Abte Berchtold (1496—1497) wieder abtrat. Berchtold verlieh sie dem Grafen Rudolf von Montfort, welcher sie dem Abte Ulrich LXI. (1497—1498) wieder abtrat. Ulrich LXI. verlieh sie dem Grafen Hugo von Montfort, welcher sie dem Abte Berchtold (1498—1499) wieder abtrat. Berchtold verlieh sie dem Grafen Rudolf von Montfort, welcher sie dem Abte Ulrich LXII. (1499—1500) wieder abtrat. Ulrich LXII. verlieh sie dem Grafen Hugo von Montfort, welcher sie dem Abte Berchtold (1500—1501) wieder abtrat. Berchtold verlieh sie dem Grafen Rudolf von Montfort, welcher sie dem Abte Ulrich LXIII. (1501—1502) wieder abtrat. Ulrich LXIII. verlieh sie dem Grafen Hugo von Montfort, welcher sie dem Abte Berchtold (1502—1503) wieder abtrat. Berchtold verlieh sie dem Grafen Rudolf von Montfort, welcher sie dem Abte Ulrich LXIV. (1503—1504) wieder abtrat. Ulrich LXIV. verlieh sie dem Grafen Hugo von Montfort, welcher sie dem Abte Berchtold (1504—1505) wieder abtrat. Berchtold verlieh sie dem Grafen Rudolf von Montfort, welcher sie dem Abte Ulrich LXV. (1505—1506) wieder abtrat. Ulrich LXV. verlieh sie dem Grafen Hugo von Montfort, welcher sie dem Abte Berchtold (1506—1507) wieder abtrat. Berchtold verlieh sie dem Grafen Rudolf von Montfort, welcher sie dem Abte Ulrich LXVI. (1507—1508) wieder abtrat. Ulrich LXVI. verlieh sie dem Grafen Hugo von Montfort, welcher sie dem Abte Berchtold (1508—1509) wieder abtrat. Berchtold verlieh sie dem Grafen Rudolf von Montfort, welcher sie dem Abte Ulrich LXVII. (1509—1510) wieder abtrat. Ulrich LXVII. verlieh sie dem Grafen Hugo von Montfort, welcher sie dem Abte Berchtold (1510—1511) wieder abtrat. Berchtold verlieh sie dem Grafen Rudolf von Montfort, welcher sie dem Abte Ulrich LXVIII. (1511—1512) wieder abtrat. Ulrich LXVIII. verlieh sie dem Grafen Hugo von Montfort, welcher sie dem Abte Berchtold (1512—1513) wieder abtrat. Berchtold verlieh sie dem Grafen Rudolf von Montfort, welcher sie dem Abte Ulrich LXIX. (1513—1514) wieder abtrat. Ulrich LXIX. verlieh sie dem Grafen Hugo von Montfort, welcher sie dem Abte Berchtold (1514—1515) wieder abtrat. Berchtold verlieh sie dem Grafen Rudolf von Montfort, welcher sie dem Abte Ulrich LXX. (1515—1516) wieder abtrat. Ulrich LXX. verlieh sie dem Grafen Hugo von Montfort, welcher sie dem Abte Berchtold (1516—1517) wieder abtrat. Berchtold verlieh sie dem Grafen Rudolf von Montfort, welcher sie dem Abte Ulrich LXXI. (1517—1518) wieder abtrat. Ulrich LXXI. verlieh sie dem Grafen Hugo von Montfort, welcher sie dem Abte Berchtold (1518—1519) wieder abtrat. Berchtold verlieh sie dem Grafen Rudolf von Montfort, welcher sie dem Abte Ulrich LXXII. (1519—1520) wieder abtrat. Ulrich LXXII. verlieh sie dem Grafen Hugo von Montfort, welcher sie dem Abte Berchtold (1520—1521) wieder abtrat. Berchtold verlieh sie dem Grafen Rudolf von Montfort, welcher sie dem Abte Ulrich LXXIII. (1521—1522) wieder abtrat. Ulrich LXXIII. verlieh sie dem Grafen Hugo von Montfort, welcher sie dem Abte Berchtold (1522—1523) wieder abtrat. Berchtold verlieh sie dem Grafen Rudolf von Montfort, welcher sie dem Abte Ulrich LXXIV. (1523—1524) wieder abtrat. Ulrich LXXIV. verlieh sie dem Grafen Hugo von Montfort, welcher sie dem Abte Berchtold (1524—1525) wieder abtrat. Berchtold verlieh sie dem Grafen Rudolf von Montfort, welcher sie dem Abte Ulrich LXXV. (1525—1526) wieder abtrat. Ulrich LXXV. verlieh sie dem Grafen Hugo von Montfort, welcher sie dem Abte Berchtold (1526—1527) wieder abtrat. Berchtold verlieh sie dem Grafen Rudolf von Montfort, welcher sie dem Abte Ulrich LXXVI. (1527—1528) wieder abtrat. Ulrich LXXVI. verlieh sie dem Grafen Hugo von Montfort, welcher sie dem Abte Berchtold (1528—1529) wieder abtrat. Berchtold verlieh sie dem Grafen Rudolf von Montfort, welcher sie dem Abte Ulrich LXXVII. (1529—1530) wieder abtrat. Ulrich LXXVII. verlieh sie dem Grafen Hugo von Montfort, welcher sie dem Abte Berchtold (1530—1531) wieder abtrat. Berchtold verlieh sie dem Grafen Rudolf von Montfort, welcher sie dem Abte Ulrich LXXVIII. (1531—1532) wieder abtrat. Ulrich LXXVIII. verlieh sie dem Grafen Hugo von Montfort, welcher sie dem Abte Berchtold (1532—1533) wieder abtrat. Berchtold verlieh sie dem Grafen Rudolf von Montfort, welcher sie dem Abte Ulrich LXXIX. (1533—1534) wieder abtrat. Ulrich LXXIX. verlieh sie dem Grafen Hugo von Montfort, welcher sie dem Abte Berchtold (1534—1535) wieder abtrat. Berchtold verlieh sie dem Grafen Rudolf von Montfort, welcher sie dem Abte Ulrich LXXX. (1535—1536) wieder abtrat. Ulrich LXXX. verlieh sie dem Grafen Hugo von Montfort, welcher sie dem Abte Berchtold (1536—1537) wieder abtrat. Berchtold verlieh sie dem Grafen Rudolf von Montfort, welcher sie dem Abte Ulrich LXXXI. (1537—1538) wieder abtrat. Ulrich LXXXI. verlieh sie dem Grafen Hugo von Montfort, welcher sie dem Abte Berchtold (1538—1539) wieder abtrat. Berchtold verlieh sie dem Grafen Rudolf von Montfort, welcher sie dem Abte Ulrich LXXXII. (1539—1540) wieder abtrat. Ulrich LXXXII. verlieh sie dem Grafen Hugo von Montfort, welcher sie dem Abte Berchtold (1540—1541) wieder abtrat. Berchtold verlieh sie dem Grafen Rudolf von Montfort, welcher sie dem Abte Ulrich LXXXIII. (1541—1542) wieder abtrat. Ulrich LXXXIII. verlieh sie dem Grafen Hugo von Montfort, welcher sie dem Abte Berchtold (1542—1543) wieder abtrat. Berchtold verlieh sie dem Grafen Rudolf von Montfort, welcher sie dem Abte Ulrich LXXXIV. (1543—1544) wieder abtrat. Ulrich LXXXIV. verlieh sie dem Grafen Hugo von Montfort, welcher sie dem Abte Berchtold (1544—1545) wieder abtrat. Berchtold verlieh sie dem Grafen Rudolf von Montfort, welcher sie dem Abte Ulrich LXXXV. (1545—1546) wieder abtrat. Ulrich LXXXV. verlieh sie dem Grafen Hugo von Montfort, welcher sie dem Abte Berchtold (1546—1547) wieder abtrat. Berchtold verlieh sie dem Grafen Rudolf von Montfort, welcher sie dem Abte Ulrich LXXXVI. (1547—1548) wieder abtrat. Ulrich LXXXVI. verlieh sie dem Grafen Hugo von Montfort, welcher sie dem Abte Berchtold (1548—1549) wieder abtrat. Berchtold verlieh sie dem Grafen Rudolf von Montfort, welcher sie dem Abte Ulrich LXXXVII. (1549—1550) wieder abtrat. Ulrich LXXXVII. verlieh sie dem Grafen Hugo von Montfort, welcher sie dem Abte Berchtold (1550—1551) wieder abtrat. Berchtold verlieh sie dem Grafen Rudolf von Montfort, welcher sie dem Abte Ulrich LXXXVIII. (1551—1552) wieder abtrat. Ulrich LXXXVIII. verlieh sie dem Grafen Hugo von Montfort, welcher sie dem Abte Berchtold (1552—1553) wieder abtrat. Berchtold verlieh sie dem Grafen Rudolf von Montfort, welcher sie dem Abte Ulrich LXXXIX. (1553—1554) wieder abtrat. Ulrich LXXXIX. verlieh sie dem Grafen Hugo von Montfort, welcher sie dem Abte Berchtold (1554—1555) wieder abtrat. Berchtold verlieh sie dem Grafen Rudolf von Montfort, welcher sie dem Abte Ulrich XC. (1555—1556) wieder abtrat. Ulrich XC. verlieh sie dem Grafen Hugo von Montfort, welcher sie dem Abte Berchtold (1556—1557) wieder abtrat. Berchtold verlieh sie dem Grafen Rudolf von Montfort, welcher sie dem Abte Ulrich XCI. (1557—1558) wieder abtrat. Ulrich XCI. verlieh sie dem Grafen Hugo von Montfort, welcher sie dem Abte Berchtold (1558—1559) wieder abtrat. Berchtold verlieh sie dem Grafen Rudolf von Montfort, welcher sie dem Abte Ulrich XCII. (1559—1560) wieder abtrat. Ulrich XCII. verlieh sie dem Grafen Hugo von Montfort, welcher sie dem Abte Berchtold (1560—1561) wieder abtrat. Berchtold verlieh sie dem Grafen Rudolf von Montfort, welcher sie dem Abte Ulrich XCIII. (1561—1562) wieder abtrat. Ulrich XCIII. verlieh sie dem Grafen Hugo von Montfort, welcher sie dem Abte Berchtold (1562—1563) wieder abtrat. Berchtold verlieh sie dem Grafen Rudolf von Montfort, welcher sie dem Abte Ulrich XCIV. (1563—1564) wieder abtrat. Ulrich XCIV. verlieh sie dem Grafen Hugo von Montfort, welcher sie dem Abte Berchtold (1564—1565) wieder abtrat. Berchtold verlieh sie dem Grafen Rudolf von Montfort, welcher sie dem Abte Ulrich XCV. (1565—1566) wieder abtrat. Ulrich XCV. verlieh sie dem Grafen Hugo von Montfort, welcher sie dem Abte Berchtold (1566—1567) wieder abtrat. Berchtold verlieh sie dem Grafen Rudolf von Montfort, welcher sie dem Abte Ulrich XCVI. (1567—1568) wieder abtrat. Ulrich XCVI. verlieh sie dem Grafen Hugo von Montfort, welcher sie dem Abte Berchtold (1568—1569) wieder abtrat. Berchtold verlieh sie dem Grafen Rudolf von Montfort, welcher sie dem Abte Ulrich XCVII. (1569—1570) wieder abtrat. Ulrich XCVII. verlieh sie dem Grafen Hugo von Montfort, welcher sie dem Abte Berchtold (1570—1571) wieder abtrat. Berchtold verlieh sie dem Grafen Rudolf von Montfort, welcher sie dem Abte Ulrich XCVIII. (1571—1572) wieder abtrat. Ulrich XCVIII. verlieh sie dem Grafen Hugo von Montfort, welcher sie dem Abte Berchtold (1572—1573) wieder abtrat. Berchtold verlieh sie dem Grafen Rudolf von Montfort, welcher sie dem Abte Ulrich XCIX. (1573—1574) wieder abtrat. Ulrich XCIX. verlieh sie dem Grafen Hugo von Montfort, welcher sie dem Abte Berchtold (1574—1575) wieder abtrat. Berchtold verlieh sie dem Grafen Rudolf von Montfort, welcher sie dem Abte Ulrich C. (1575—1576) wieder abtrat. Ulrich C. verlieh sie dem Grafen Hugo von Montfort, welcher sie dem Abte Berchtold (1576—1577) wieder abtrat. Berchtold verlieh sie dem Grafen Rudolf von Montfort, welcher sie dem Abte Ulrich CI. (1577—1578) wieder abtrat. Ulrich CI. verlieh sie dem Grafen Hugo von Montfort, welcher sie dem Abte Berchtold (1578—1579) wieder abtrat. Berchtold verlieh sie dem Grafen Rudolf von Montfort, welcher sie dem Abte Ulrich CII. (1579—1580) wieder abtrat. Ulrich CII. verlieh sie dem Grafen Hugo von Montfort, welcher sie dem Abte Berchtold (1580—1581) wieder abtrat. Berchtold verlieh sie dem Grafen Rudolf von Montfort, welcher sie dem Abte Ulrich CIII. (1581—1582) wieder abtrat. Ulrich CIII. verlieh sie dem Grafen Hugo von Montfort, welcher sie dem Abte Berchtold (1582—1583) wieder abtrat. Berchtold verlieh sie dem Grafen Rudolf von Montfort, welcher sie dem Abte Ulrich CIV. (1583—1584) wieder abtrat. Ulrich CIV. verlieh sie dem Grafen Hugo von Montfort, welcher sie dem Abte Berchtold (1584—1585) wieder abtrat. Berchtold verlieh sie dem Grafen Rudolf von Montfort, welcher sie dem Abte Ulrich CV. (1585—1586) wieder abtrat. Ulrich CV. verlieh sie dem Grafen Hugo von Montfort, welcher sie dem Abte Berchtold (1586—1587) wieder abtrat. Berchtold verlieh sie dem Grafen Rudolf von Montfort, welcher sie dem Abte Ulrich CVI. (1587—1588) wieder abtrat. Ulrich CVI. verlieh sie dem Grafen Hugo von Montfort, welcher sie dem Abte Berchtold (1588—1589) wieder abtrat. Berchtold verlieh sie dem Grafen Rudolf von Montfort, welcher sie dem Abte Ulrich CVII. (1589—1590) wieder abtrat. Ulrich CVII. verlieh sie dem Grafen Hugo von Montfort, welcher sie dem Abte Berchtold (1590—1591) wieder abtrat. Berchtold verlieh sie dem Grafen Rudolf von Montfort, welcher sie dem Abte Ulrich CVIII. (1591—1592) wieder abtrat. Ulrich CVIII. verlieh sie dem Grafen Hugo von Montfort, welcher sie dem Abte Berchtold (1592—1593) wieder abtrat. Berchtold verlieh sie dem Grafen Rudolf von Montfort, welcher sie dem Abte Ulrich CIX. (1593—1594) wieder abtrat. Ulrich CIX. verlieh sie dem Grafen Hugo von Montfort, welcher sie dem Abte Berchtold (1594—1595) wieder abtrat. Berchtold verlieh sie dem Grafen Rudolf von Montfort, welcher sie dem Abte Ulrich CX. (1595—1596) wieder abtrat. Ulrich CX. verlieh sie dem Grafen Hugo von Montfort, welcher sie dem Abte Berchtold (1596—1597) wieder abtrat. Berchtold verlieh sie dem Grafen Rudolf von Montfort, welcher sie dem Abte Ulrich CXI. (1597—1598) wieder abtrat. Ulrich CXI. verlieh sie dem Grafen Hugo von Montfort, welcher sie dem Abte Berchtold (1598—1599) wieder abtrat. Berchtold verlieh sie dem Grafen Rudolf von Montfort, welcher sie dem Abte Ulrich CXII. (1599—1600) wieder abtrat. Ulrich CXII. verlieh sie dem Grafen Hugo von Montfort, welcher sie dem Abte Berchtold (1600—1601) wieder abtrat. Berchtold verlieh sie dem Grafen Rudolf von Montfort, welcher sie dem Abte Ulrich CXIII. (1601—1602) wieder abtrat. Ulrich CXIII. verlieh sie dem Grafen Hugo von Montfort, welcher sie dem Abte Berchtold (1602—1603) wieder abtrat. Berchtold verlieh sie dem Grafen Rudolf von Montfort, welcher sie dem Abte Ulrich CXIV. (1603—1604) wieder abtrat. Ulrich CXIV. verlieh sie dem Grafen Hugo von Montfort, welcher sie dem Abte Berchtold (1604—1605) wieder abtrat. Berchtold verlieh sie dem Grafen Rudolf von Montfort, welcher sie dem Abte Ulrich CXV. (1605—1606) wieder abtrat. Ulrich CXV. verlieh sie dem Grafen Hugo von Montfort, welcher sie dem Abte Berchtold (1606—1607) wieder abtrat. Berchtold verlieh sie dem Grafen Rudolf von Montfort, welcher sie dem Abte Ulrich CXVI. (1607—1608) wieder abtrat. Ulrich CXVI. verlieh sie dem Grafen Hugo von Montfort, welcher sie dem Abte Berchtold (1608—1609) wieder abtrat. Berchtold verlieh sie dem Grafen Rudolf von Montfort, welcher sie dem Abte Ulrich CXVII. (1609—1610) wieder abtrat. Ulrich CXVII. verlieh sie dem Grafen Hugo von Montfort, welcher sie dem Abte Berchtold (1610—1611) wieder abtrat. Berchtold verlieh sie dem Grafen Rudolf von Montfort, welcher sie dem Abte Ulrich CXVIII. (1611—1612) wieder abtrat. Ulrich CXVIII. verlieh sie dem Grafen Hugo von Montfort, welcher sie dem Abte Berchtold (1612—1613) wieder abtrat. Berchtold verlieh sie dem Grafen Rudolf von Montfort, welcher sie dem Abte Ulrich CXIX. (1613—1614) wieder abtrat. Ulrich CXIX. verlieh sie dem Grafen Hugo von Montfort, welcher sie dem Abte Berchtold (1614—1615) wieder abtrat. Berchtold verlieh sie dem Grafen Rudolf von Montfort, welcher sie dem Abte Ulrich CXX. (1615—1616) wieder abtrat. Ulrich CXX. verlieh sie dem Grafen Hugo von Montfort, welcher sie dem Abte Berchtold (1616—1617) wieder abtrat. Berchtold verlieh sie dem Grafen Rudolf von Montfort, welcher sie dem Abte Ulrich CXXI. (1617—1618) wieder abtrat. Ulrich CXXI. verlieh sie dem Grafen Hugo von Montfort, welcher sie dem Abte Berchtold (1618—1619) wieder abtrat. Berchtold verlieh sie dem Grafen Rudolf von Montfort, welcher sie dem Abte Ulrich CXXII. (1619—1620) wieder abtrat. Ulrich CXXII. verlieh sie dem Grafen Hugo von Montfort, welcher sie dem Abte Berchtold (1620—1621) wieder abtrat. Berchtold verlieh sie dem Grafen Rudolf von Montfort, welcher sie dem Abte Ulrich CXXIII. (1621—1622) wieder abtrat. Ulrich CXXIII. verlieh sie dem Grafen Hugo von Montfort, welcher sie dem Abte Berchtold (1622—1623) wieder abtrat. Berchtold verlieh sie dem Grafen Rudolf von Montfort, welcher sie dem Abte Ulrich CXXIV. (1623—1624) wieder abtrat. Ulrich CXXIV. verlieh sie dem Grafen Hugo von Montfort, welcher sie dem Abte Berchtold (1624—1625) wieder abtrat. Berchtold verlieh sie dem Grafen Rudolf von Montfort, welcher sie dem Abte Ulrich CXXV. (1625—1626) wieder abtrat. Ulrich CXXV. verlieh sie dem Grafen Hugo von Montfort, welcher sie dem Abte Berchtold (1626—1627) wieder ab

Bauern, und Bauernhöfe, wie sie sich in Deutschland noch finden, sind in Europa selten. Die Bauern sind meist Leibeigene, und ihre Höfe sind elende Hütten. Sie haben nicht Land genug, um sich und ihre Familien zu ernähren, und müssen noch Abgaben an ihre Herren bezahlen. Sie sind arm und unwissend, und ihre Kinder können nicht in die Schule gehen. Sie müssen auf dem Felde arbeiten, sobald sie stark genug dazu sind. Sie haben keine Zeit, um zu lesen, und wissen nichts von der Welt außer ihrem Dorfe. Sie sind abergläubisch und glauben an Hexen und Gespenster. Sie sind roh und grausam gegen ihre Tiere und gegen einander. Sie sind faul und trinken gern Branntwein. Sie sind mißtrauisch gegen Fremde und lassen sie nicht gern in ihre Häuser. Sie sind stolz auf ihre Freiheit und wollen sich nicht von ihren Herren befehlen lassen. Sie sind tapfer und kämpfen gut, wenn sie müssen. Sie sind treu gegen ihre Familien und ihre Freunde. Sie sind gastfreundlich gegen Reisende, die sie kennen. Sie sind fromm und gehen gern in die Kirche. Sie sind arbeitsam und fleißig, wenn sie Lust haben. Sie sind geduldig und ertragen viel Unglück ohne zu klagen. Sie sind dankbar für jede Wohltat, die man ihnen erweist. Sie sind nicht neidisch auf die Reichen, weil sie wissen, daß sie nicht reich werden können. Sie sind nicht ehrgeizig, weil sie wissen, daß sie nicht hoch steigen können. Sie sind nicht eitel, weil sie keine Zeit haben, sich zu putzen. Sie sind nicht verschwenderisch, weil sie kein Geld haben. Sie sind nicht habgierig, weil sie nichts haben, was sie verlieren können. Sie sind nicht rachsüchtig, weil sie wissen, daß Rache nutzlos ist. Sie sind nicht grausam, weil sie wissen, daß Grausamkeit Leiden verursacht. Sie sind nicht ungerecht, weil sie wissen, daß Ungerechtigkeit Unglück bringt. Sie sind nicht lügnerisch, weil sie wissen, daß Lügen Strafe nach sich ziehen. Sie sind nicht diebisch, weil sie wissen, daß Diebstahl Schande bringt. Sie sind nicht mörderisch, weil sie wissen, daß Mord Blutrache hervorruft. Sie sind nicht ehebrecherisch, weil sie wissen, daß Ehebruch Unglück in die Familie bringt. Sie sind nicht gottlos, weil sie wissen, daß Gott alles sieht und alles weiß. Sie sind nicht ungehorsam gegen ihre Eltern, weil sie wissen, daß Gehorsam Segen bringt. Sie sind nicht faul, weil sie wissen, daß Arbeit Ehre bringt. Sie sind nicht unmäßig, weil sie wissen, daß Mäßigkeit Gesundheit bringt. Sie sind nicht unkeusch, weil sie wissen, daß Keuschheit Glück bringt. Sie sind nicht unbarmherzig, weil sie wissen, daß Barmherzigkeit Barmherzigkeit erlangt. Sie sind nicht unversöhnlich, weil sie wissen, daß Versöhnlichkeit Frieden bringt. Sie sind nicht unzufrieden, weil sie wissen, daß Zufriedenheit Ruhe bringt. Sie sind nicht ungeduldig, weil sie wissen, daß Geduld Ausdauer bringt. Sie sind nicht unbarmherzig, weil sie wissen, daß Barmherzigkeit Barmherzigkeit erlangt. Sie sind nicht unversöhnlich, weil sie wissen, daß Versöhnlichkeit Frieden bringt. Sie sind nicht unzufrieden, weil sie wissen, daß Zufriedenheit Ruhe bringt. Sie sind nicht ungeduldig, weil sie wissen, daß Geduld Ausdauer bringt.

I. 11. Die Bauern.

Die Bauern sind die Leute, die auf dem Lande wohnen und die Felder bebauen. Sie sind meist arm und haben viel zu arbeiten. Sie stehen früh auf und gehen spät zu Bett. Sie essen einfache Speisen und trinken Wasser oder Milch. Sie tragen grobe Kleider und gehen barfuß. Sie wohnen in kleinen Häusern und haben wenig Möbel. Sie haben viele Kinder und müssen sie alle ernähren. Sie sind gesund und stark, weil sie viel an der frischen Luft sind. Sie sind fromm und gehen sonntags in die Kirche. Sie sind gastfreundlich gegen Fremde und teilen gern mit ihnen, was sie haben. Sie sind treu gegen ihre Freunde und helfen ihnen in der Not. Sie sind ehrlich und stehlen nicht. Sie sind fleißig und arbeiten gern. Sie sind geduldig und ertragen viel Unglück ohne zu klagen. Sie sind dankbar für jede Wohltat, die man ihnen erweist. Sie sind nicht neidisch auf die Reichen, weil sie wissen, daß sie nicht reich werden können. Sie sind nicht ehrgeizig, weil sie wissen, daß sie nicht hoch steigen können. Sie sind nicht eitel, weil sie keine Zeit haben, sich zu putzen. Sie sind nicht verschwenderisch, weil sie kein Geld haben. Sie sind nicht habgierig, weil sie nichts haben, was sie verlieren können. Sie sind nicht rachsüchtig, weil sie wissen, daß Rache nutzlos ist. Sie sind nicht grausam, weil sie wissen, daß Grausamkeit Leiden verursacht. Sie sind nicht ungerecht, weil sie wissen, daß Ungerechtigkeit Unglück bringt. Sie sind nicht lügnerisch, weil sie wissen, daß Lügen Strafe nach sich ziehen. Sie sind nicht diebisch, weil sie wissen, daß Diebstahl Schande bringt. Sie sind nicht mörderisch, weil sie wissen, daß Mord Blutrache hervorruft. Sie sind nicht ehebrecherisch, weil sie wissen, daß Ehebruch Unglück in die Familie bringt. Sie sind nicht gottlos, weil sie wissen, daß Gott alles sieht und alles weiß. Sie sind nicht ungehorsam gegen ihre Eltern, weil sie wissen, daß Gehorsam Segen bringt. Sie sind nicht faul, weil sie wissen, daß Arbeit Ehre bringt. Sie sind nicht unmäßig, weil sie wissen, daß Mäßigkeit Gesundheit bringt. Sie sind nicht unkeusch, weil sie wissen, daß Keuschheit Glück bringt. Sie sind nicht unbarmherzig, weil sie wissen, daß Barmherzigkeit Barmherzigkeit erlangt. Sie sind nicht unversöhnlich, weil sie wissen, daß Versöhnlichkeit Frieden bringt. Sie sind nicht unzufrieden, weil sie wissen, daß Zufriedenheit Ruhe bringt. Sie sind nicht ungeduldig, weil sie wissen, daß Geduld Ausdauer bringt.

er bald zu Ansehen und Macht. Im Jahre 1206 hielt Temudschin in der Mitte des Mongolenlandes ein sogenanntes Kurultai, d. h. eine Versammlung aller mongolischen und türkischen Stammeshäupter und bewirkte, daß er durch dieselbe zum obersten Anführer der verschiedenen Horden ernannt wurde. Auf diese Weise setzte sich Dschingis Khan in den Besitz einer furchtbaren Macht, mit welcher er einen Theil Sibirien's, die mongolischen und türkischen Stämme im Norden der Halbinsel Korea, in der Wüste Kobi, im Westen der chinesischen Mauer und an der Grenze von Tibet unterwarf. Dem lockeren Bund, der durch List und Gewalt zu Stande gebracht worden war, verlieh Dschingis Khan Dauer durch ein allgemeines Gesetzbuch, Yassa, welches er sämmtlichen, unter seinem Scepter vereinigten Völkern ertheilte. Wie alle großen Gesetzgeber der Vorzeit gründete auch Temudschin seinen Staat auf die den Massen einleuchtenden Religionsbegriffe. Allgemeine Wahrheiten aus der ältesten Zeit Asien's, angewandt auf die Zwecke des kühnen Eroberers, dienten dazu, seine Herrschaft zu befestigen. Patriarchalische Einfachheit, kriegerische Strenge und eine Art von Lehensverband waren die Mittel, deren sich Dschingis Khan bediente, sein unermeßliches Reich zusammenzuhalten. Im Kriege mit China zwang er seinen früheren Lehensherrn, ihm eine Tochter aus seinem Hause zur Gattin zu geben und seinen Wohnsitz weiter nach dem Süden zu verlegen. Nur das tartarische Reich Karakithai trennte den mächtigen Beherrscher der Mongolen noch von Chowaresmien. Geschwächt durch innere Zwietracht und Kriege mit den Khitanen erlag das tartarische Reich den Mongolen. Der Krieg zwischen Mongolen und Chowaresmiern war jetzt unvermeidlich. An Vorwänden dazu fehlte es einem Manne, wie Dschingis Khan, nicht. Zudem wurde er von dem Chalifen zu Bagdad um Hülfe angerufen. Die Zahl der Krieger, welche Dschingis Khan in den Krieg führte, war so unermeßlich, daß 'Mohammed III. die Bewohner seiner Stadt Samarcand, welche neue Gräben zu deren Schutze ziehen wollten, davon abmahnen ließ mit der Bemerkung, der Mongolen seien so viele, daß sie mit ihren Peitschen allein die Gräben füllen könnten. Das Reich von Chowaresmien besaß dazumal viele volkreiche und wohlbefestigte Städte, namentlich Samarcand, Bochara, Otrar und Balk. Es war wohl angebaut und besaß einen Grad von Bildung, von welchem die Mongolen weit entfernt waren. Mohammed III. hoffte, die wilden Horden dadurch zu besiegen, daß er jede Feldschlacht vermied und den Barbaren Zeit ließ, wenn auch mit reicher Beute, in ihre Steppen zurückzukehren. In dieser Hoffnung täuschte er sich vollkommen. Dschingis Khan hatte es nicht darauf abgesehen, einen Raubzug zu unternehmen, er wollte ein Weltreich gründen, hatte seinen Völkern einen gewissen Geist der Ordnung eingeflößt und selbst von den Chinesen eine gewisse Staatskunst erlernt, mit deren Hülfe er die auf den Schlachtfeldern errungenen Siege zu dauernden Eroberungen gestaltete. Mohammed III. mußte fliehen, fand weder in Indien, noch im Kaukasus Ruhe und starb so arm, daß er kein Leichentuch besaß, worin seine Leiche bestattet werden konnte (1221). Vor seinem Tode hatten die Mongolen die Bergfestung genommen, worin Mohammed III. seine Familie und seine Schätze verborgen hatte. Die meisten seiner Söhne wurden ermordet, seine Töchter unter die Sieger vertheilt. Nur zwei seiner Söhne überlebten den Vater. Mit furchtbarer Grausamkeit wüthete Dschingis Khan gegen die blühendsten Städte Chowaresmien's. Bis zu den Ufern des Indus rückten die siegreichen Mongolen vor. Von da kehrten sie nach Persien um. Während Dschingis Khan's Söhne: Tschagatai und Oktai, in Ghasna und am Indus befehligten, eroberte ihr Bruder Tschutschi Westsibirien bis zur Wolga und zum kaspischen Meere. Dschingis Khan hielt sich mittlerweile meistens in Samarcand auf, woselbst er die großartigsten Feste veranstaltete und sich mit den Gelehrten der von ihm besiegten Völker unterhielt.

Dann zog er nach dem fernen Osten an die Nord- und Westgrenze von China. Diese Zeit benützte Dschelaleddin Mankterni, Mohammed's III. Sohn, sein väterliches Reich wieder zu erobern (1225). Er nahm Ispahan, zog bis in die Nähe von Bagdad und besetzte Adserbidschan und Georgien. Dschelaleddin war tapfer, allein nicht staatsklug. Statt sich mit seinen mohammedanischen Glaubensgenossen gegen die heidnischen Mongolen zu verbinden, verwickelte er sich mit denselben in Krieg, indem er die Feste Ichlat in Armenien angriff. Der Sultan Aschraf, der Sohn des Ejubiden Adel, und der Sultan Kai Kobad von Iconium lieferten Dschelaleddin (1230) eine dreitägige Schlacht, in welcher er völlig geschlagen wurde. Vorher schon (1227) war Dschingis Khan in China gestorben, nachdem er in jener Gegend glückliche Kriege geführt hatte. Sein Reich wurde unter seine Nachkommen vertheilt. Oktai wurde Groß-Khan. Unter seiner Oberherrschaft erhielt Tschutschi's ältester Sohn, Batu, Westsibirien, oder das s. g. Kaptschak, Tschagatai erbte die Länder jenseits des Dschihun und Amu, Tuli, der dritte Sohn Dschingis Khan's, Persien und den eroberten Theil von Indien. Beoor die Theilung vollzogen ward, rückten sämmtliche Söhne Dschingis Khan's nach China und eroberten das ganze nördliche Reich mit der Hauptstadt Nanking. Mittlerweile hatte Truli's Sohn, Hulagu, Armenien und Georgien genommen. Bald darauf verlor Dschelaleddin sein Leben. Mit ihm sank die letzte Stütze des chowaresmischen Reiches. Der Sultan von Rum, Kai Kobad, welcher in Iconium wohnte, huldigte dem mongolischen Groß-Khan, der die ganze Welt mit seinen Heeren bedrohte.

Noch bei Lebzeiten Dschingis Khan's war sein Sohn Tschutschi, nachdem er Westsibirien (die jetzigen Statthalterschaften Astracan und Orenburg) unterworfen hatte, nach Europa vorgedrungen, hatte (1224) die Polowzer*), Komanen und die mit ihnen verbundenen Russen geschlagen und war bis Czernigof gelangt. Als Dschingis Khan aber nach China zog, konnten die Mongolen ihre Eroberungen in Europa nicht fortsetzen, um so weniger, als Tschutschi noch in demselben Jahre gestorben war, in welchem er jenen Sieg errungen hatte. Doch die in Süd-Rußland wohnenden Bulgaren wurden bald darauf von den Mongolen unterworfen. Glücklicherweise für Europa richteten die Mongolen längere Zeit hindurch ihre Angriffe zunächst auf das chinesische Reich. Oktai verlegte seinen Wohnsitz nicht weiter nach dem Westen, vielmehr gründete er zu Karakorum eine Stadt und baute daselbst für sich einen glänzenden Palast. Die Russen benützten nicht die ihnen gelassene Frist, Vertheidigungsmaßregeln gegen die Mongolen zu treffen. Sie wurden daher eine leichte Beute derselben, als diese (1237) unter Batu's Befehl wieder vorrückten. Moskau, Wladimir und mehrere andere Städte fielen hintereinander in die Macht der Mongolen. Der Großfürst Jurij oder Georg II. von Wladimir wagte zwar im folgenden Jahre (1238) noch eine Schlacht, erlitt aber eine zweite Niederlage, in deren Folge Rußland zwei hundert und fünfzig Jahre lang unter mongolischer Herrschaft stand. Nowgorod wurde gerettet in Folge eines plötzlichen Thauwetters, welches die Mongolen zwang, umzukehren. Doch bald schon kamen sie wieder [1239], eroberten Kiew und verwüsteten furchtbar das ganze Land [1240]. Tausende flohen in die Sümpfe, Wälder und in das benachbarte Ungarland. Mit vier Heeren brachen die Mongolen aus Rußland weiter auf. Die Karpathenpässe, welche nach Ungarn führten, waren nicht bewacht. Das ganze Land wurde eine leichte Beute der Sieger. König Bela IV. floh nach Deutschland und bot Friedrich II. sein Reich als Lehen an. Der Tod

*) S. Buch IV. §. 40.

des Groß-Khan's Oktai [1242] rettete Ungarn von dauernder Knechtschaft, indem Batu, dessen Nachfolger, seine Truppen nach dem Osten zurückführte.

Diejenige Heeresabtheilung der Mongolen, welche in Polen eingedrungen war, stieß im ganzen Lande auf keinen ernstlichen Widerstand. Sie zog weiter nach Schlesien und traf nach einigen, weniger bedeutenden, aber doch blutigen Gefechten [am 9. April 1241] in der Nähe von Lignitz auf ein aus Deutschen und Polen bestehendes Heer, welches den Mongolen zwar das Schlachtfeld räumen mußte, ihnen jedoch große Achtung vor der abendländischen Ritterschaft einflößte. Die wilden asiatischen Horden änderten ihre Richtung, wandten sich nach Böhmen und Mähren, erlitten bei Olmütz bedeutende Verluste und erreichten in Ungarn Batu's Heer, mit welchem sie nach dem Osten zurückkehrten.

Oktai, ein roher Wüstling, starb [1241] in Folge seiner Trunksucht. Seine Wittwe, Turakeina, verschaffte ihrem Sohne Kajuk die Würde eines Groß-Khans und führte, während dessen Minderjährigkeit, die vormundschaftliche Regierung. Turakeina nannte sich eine Christin und darauf bauten die Abendländer mannichfaltige Hoffnungen. Kajuk starb indeß schon im Jahre 1247. Ihm folgte in der Würde eines Groß-Khans Tuli's Sohn, Mangu. Eine Verschwörung, welche Kajuk's Bruder anzettelte, endete mit dessen Tode und der Vernichtung seines ganzen Anhangs. Kudak, der christliche Minister der beiden vorigen Groß-Khane, verlor bei dieser Gelegenheit sein Leben und seit dieser Zeit hörten die Hoffnungen der Christen auf, die Mongolen zu bekehren. Der Groß-Khan Mangu sandte seinen Bruder Hulagu nach dem Westen, seinen Bruder Kublai nach dem Osten. Hulagu rückte über Samarcand dem kaspischen Meere zu, machte den persischen Assassinen ein Ende und stürzte das Reich der abbasidischen Chalifen zu Bagdad. Mujadeddin, der Vezir des Chalifen Mostaasem, verrieth den Herrn, dem er diente, und das Land, dem er angehörte, und erleichterte dadurch den Mongolen den Sieg. Im Februar 1258 eroberten diese Bagdad und verwüsteten die Stadt mit der ihnen eigenen Grausamkeit. Bald darauf starb der Groß-Khan Mangu [1259], welchem sein Bruder Kublai nachfolgte. Dieser war in China auf stärkeren Widerstand gestoßen, als Hulagu im Westen. Kublai war von keinem Kurultai zum Groß-Khan ernannt worden und entzweite sich deßhalb mit seinem Bruder Arektogha. Er verlegte den Wohnsitz des Groß-Khans nach Pekin in China, während Arektogha seinen Herrschersitz in Karakorum aufschlug. Dieser konnte sich aber nicht lange halten. Nachdem er längere Zeit mit Kublai Krieg geführt hatte, wurde er aus Karakorum vertrieben, suchte Zuflucht bei seinem Bruder in China und wurde, auf dessen Befehl, getödtet. Kublai wurde von der ganzen Mongolei und Tartarei als Herrscher anerkannt, bezwang das chinesische Reich [1280] und eroberte selbst Bengalen. China ward unter Kublai's Nachfolgern der Hauptsitz des mongolischen Reiches. Die Mongolen nahmen den Charakter der Chinesen und das Haus des Kublai den Namen Jwen an.

Hulagu gründete in Persien [Iran] ein zweites Mongolenreich auf den Trümmern des Staates von Chowaresmien, des Sultan's von Rum und des Chalifen von Bagdad und schlug seinen Herrschersitz in Tauris auf. Es gelang ihm jedoch nicht, sich dauernd in Syrien festzusetzen. Die Khane von Tschagatai, oder Transoxiana, die Nachkommen Tschagatai's, des Sohnes Dschengishan's, herrschten im Osten des kaspischen Meeres und wohnten zu Bischbalig. Die Khane von Kaptschak besaßen das westliche Sibirien, die Küsten des kaspischen Meeres und die Ufer der Wolga, und dehnten von da ihre Macht über Rußland aus. Der Sitz ihrer Regierung war zu Sarai. Das fünfte mongolische Reich gründete Scheibani Khan im mittlern Sibirien, es führte den Namen Turan und wird, im Gegensatz von Iran, mit dem es blutige Kriege führte, oft genannt. So reichte

in ununterbrochener Kette die Herrschaft der Mongolen von einem Ende Asien's zum andern, bis nach Europa und von Bengalen bis nach Sibirien. Die Mongolen in China beteten Fo an, die Mongolen des Westens wurden Mohammedaner, und sagten sich von ihren heidnischen Brüdern des Ostens los.

Schwerlich würde es den Mongolen gelungen sein, diese Reiche für die Dauer zu behaupten, hätte nicht schon Dschingis Khan mit den patriarchalischen Ueberlieferungen seines Stammes die Staatskunst der Chinesen verbunden. Ein chinesischer Staatsmann, Yelutschutschai, leitete schon zu Dschingis Khan's Zeit die Verwaltung seines großen Reiches. Die Mutter des Groß-Khan's Kajuk, Turakeina, bediente sich der Rathschläge dieses Mannes bis zu dessen Tode (1243). Chinesische Gelehrte und Künstler, Ingenieure und Geographen waren zahlreich in dem Heere Hulagu's. Sobald sich die Mongolen da und dort festgesetzt und die Religion der von ihnen unterworfenen Völker angenommen hatten, vermischten sie sich mit ihnen und die Verschiedenheit zwischen dem herrschenden und den beherrschten Stämmen verlor sich im Laufe der Jahrhunderte.

§. 22. Die Indier.

Die Indier, welche, gleich den Chinesen, zu den ältesten und zahlreichsten Völkern der Erde gehören, haben insofern einige Aehnlichkeit miteinander, als beide, ungeachtet ihres hohen Alters, des fruchtbaren Landes, das sie bewohnen, und der großartigen Kräfte an Menschen und Naturerzeugnissen, über welche sie geboten, doch weit hinter jüngeren, weniger zahlreichen und auf minder günstigem Boden ansässigen Nationen zurückgeblieben sind. Im ersten Buche*) theilten wir die Grundzüge der ältesten Geschichte dieses Volkes mit, führten aber in den drei folgenden Büchern deren Geschichte nicht fort, weil sie mit den Ereignissen, welche die übrigen Völker betrafen, zu wenig zusammenhingen und nicht Ausbeute genug lieferten, um besondere Erwähnung zu verdienen. Da wir jedoch dieses Volk nicht ganz aus den Augen verlieren wollen, werden wir hier dessen Geschichte bis zum Ende dieses Zeitabschnittes weiter erzählen.

Es war um die Zeit des Anfanges des zweiten Abschnittes der alten Geschichte (um 500 vor Christus), daß in Indien ein Mann auftrat, welcher daselbst als Reformator betrachtet wurde, und dessen Lehre sich über zwei Drittheile Asien's verbreitete: Buddha. Keinem Religionsstifter ist es gelungen, so viele Anhänger zu finden, als ihm. Wie es mehr Katholiken, als Protestanten, mehr Mohammedaner, als Christen, so gibt es mehr Buddhisten, als Mohammedaner. Buddha verwarf die s. g. heiligen Bücher der Indier: die Veda's und die späteren Nachträge zu denselben, die Purana's. Namentlich erklärte sich Buddha mit dem größten Nachdrucke gegen die Verschiedenheit der Kasten und lehrte, alle Menschen seien gleich und Brüder; die künftige Seligkeit bestehe darin, daß sich die Seelen der Menschen in die Gottheit auflösten und sei nur dadurch zu erringen, daß der Mensch in diesem Leben Tugend übe, sich in die Betrachtung der Gottheit versenke und seine Sinnlichkeit den höheren geistigen Bestrebungen vollständig unterordne. Diese ursprünglichen Lehren Buddha's wurden aber bald verkehrt und verdorben, so daß in späteren Zeiten Diejenigen, welche sich Buddhisten nannten, eben so weit von Buddha's Lehre abwichen, als Diejenigen, welche sich Christen nannten, von den Grundsätzen des Nazareners. Wie Christus den Schriftgelehrten und Pharisäern der Juden, so trat Buddha den Schriftgelehrten und Braminen der Indier entgegen; und wie Christus, so lehrte fünfhundert Jahre vor ihm Buddha, daß alle

*) Siehe Buch I. §. 12 S. 19.

Menschen gleich und Brüder seien. Im Laufe der Jahrhunderte wurde jedoch die Religion Buddha's, wie diejenige Christi, zu einem vollständigen Götzendienste. Unter seinen angeblichen Anhängern bildeten sich die ersten Männer- und Frauen-Klöster. Um fünfhundert Jahre früher, als die Christen, täuschten die Buddhisten sich und Andere, indem sie behaupteten, die Ehelosigkeit sei ein reinerer Stand, als die Ehe, und das Gelübde ablegten, die Triebe, welche die Natur ihnen gegeben hatte, unbenützt lassen zu wollen. Dieselben Verbrechen und Schandthaten, welche das christliche Priestercölibat und das christliche Mönchswesen herbeiführten, traten fünfhundert Jahre früher schon unter den Buddhisten zu Tage; und wie Christus, so wurde auch Buddha, ungeachtet er als Mensch in die äußere Erscheinung trat, von seinen Verehrern später zum Gotte und zum Mitgliede der Dreieinigkeit*) erhoben. Die Aehnlichkeit zwischen dem buddhistischen und römisch-katholischen Gottesdienste und vielen Ansichten der Einen und der Anderen ist so groß, daß katholische Schriftsteller nur dadurch den schlimmen Schein, den sie auf ihre Religion warf, entfernen zu können vermeinten, daß sie erklärten, der Teufel habe sein Spiel dabei, um die Menschen irre zu führen. Die Sache ist übrigens klar. Die Buddhisten, welche fünfhundert Jahre früher, als die Christen, an eine Dreieinigkeit und an die Gottheit ihres Lehrers glaubten, Mönchs- und Nonnen-Klöster und Priester-Cölibat hatten, dienten den christlichen Pfaffen späterer Jahrhunderte, welche mit der Religion Buddha's vertraut waren, zu Mustern. Aehnliche Leidenschaften, welche die heuchlerischen Pfaffen der Buddhisten und Christen beherrschten, führten da und dort zu ähnlichen Glaubenssätzen und Einrichtungen.

Ungeachtet die buddhistische Religion in Indien entstand, so gelang es doch später den Braminen, sie wieder aus diesem Lande zu verdrängen. In Thibet, China und ganz Ost-Asien ist sie aber bis zum heutigen Tage vorherrschend.

Seit den ältesten Zeiten befaßten sich die Indier viel mit den übersinnlichen (metaphysischen) Fragen der Entstehung der Welt und des Menschengeschlechts, der Natur und der Zukunft des letztern und seinem Verhältnisse zu der Grundursache aller Veränderungen. Fast alle metaphysischen Systeme der Alten sowohl als der Neuen, der Griechen, der Deutschen, Franzosen und Engländer finden sich schon bei den Indiern, welche sie Jahrtausende früher entwickelten, annahmen und wieder verwarfen. Doch nicht blos mit den unlösbaren Fragen der Uebersinnlichkeit, auch mit beweisbaren und unmittelbar in's Leben eingreifenden Wissenschaften, sowie mit manchen nützlichen Künsten beschäftigten sich frühzeitig die Indier. In der Sternkunde waren sie viel weiter, als die Griechen. Sie kannten die Ursachen der Sonnen- und Mondsfinsternisse, und besaßen Tafeln, mit deren Hülfe sie dieselben genau berechneten. Die Drehung der Erde um ihre Achse war mehreren ihrer Astronomen bekannt. Den Durchmesser der Erde hatten sie mit ziemlicher Genauigkeit berechnet. Sie kannten den Unterschied zwischen den in eigenem Lichte strahlenden Fixsternen, und den von fremdem Lichte erleuchteten Wandelsternen und waren in allen diesen Beziehungen den gebildetsten Völkern Europa's um Jahrtausende voraus. Den Indiern verdanken wir das Decimalsystem, nach welchem wir heute noch unsere Zahlen schreiben. Später, als alle übrigen Wissenschaften entwickelten die Indier die Algebra. Erst nach Christi Geburt beschäftigten sie sich ernstlich mit ihr. Manche mathematische Entdeckungen, welche die Europäer erst im vorigen Jahrhunderte machten, waren den Indiern schon weit früher bekannt. Die Vers- und Sprachkunst der Indier war in den ältesten Zeiten schon groß. Doch die Kunst vermag die mangelnde Tiefe der Gefühle und Leuchte des Verstandes nicht zu ersetzen. Die Sanskrit-Sprache zeichnet sich durch ihren Reich-

*) S. Buch III. §. 44 S. 118.

thum, ihre Schönheit und ihre Biegsamkeit vor allen anderen aus und bildet die Grundlage der meisten Sprachen der Welt. Die Cend-Sprache (die Sprache der alten Perser), die griechische, lateinische und deutsche Sprache sind mit ihr auf's Innigste verwandt, was um so merkwürdiger ist, als die Sprachen der Bewohner des Dekan, d. h. des südlichen Indien's, des Dreiecks der indischen Halbinsel, (die Tamul- und Talinga-Sprachen), keine Verwandtschaft mit ihr haben. Die eigentlichen Indier, d. h. die Bewohner von Hindoston im engern Sinne des Wortes, welches im Norden von Dekan liegt, stehen übrigens nicht blos der Sprache nach, sondern auch in Gestalt, Haarwuchs und Gesichtsbildung den Persern, Griechen, Römern und Deutschen, mit denen sie zu der kaukasischen Race gehören, näher, als den Bewohnern von Dekan, welche an Körper und Geist den Negern ähnlich sind.

Die in den Fels gehauenen Tempel von Ellora, Salsette und Elephantine, sowie die Pagoden (heiligen Häuser) auf der Küste von Coromandel beweisen, daß die Indier in der Baukunst die Egypter übertrafen, obgleich sie freilich die Griechen bei weitem nicht erreichten.

Frühzeitig trieben sie Schifffahrt, wie die von ihnen angelegten Colonien*) und ihre Gesetze beweisen, welche auf dieselbe Rücksicht nehmen.

Unter den Provinzen, welche der König Darius I. von Persien beherrschte, wird Indien angeführt. Doch es war dieses nur ein Theil des im Westen des Indusflusses belegenen Indien's. Nachdem Alexander, der Macedonier, das persische Reich gestürzt hatte, wollte er auch Indien unterwerfen. Er zog das Thal des Flusses Cabul hinab, setzte über den Indus, rückte weiter dem Osten zu vor, wurde jedoch durch sein eigenes Heer gezwungen, umzukehren, bevor er den Ganges erreicht hatte.**) Der indische Fürst Tarilus, welcher ihn unterstützte, und Porus, welcher ihn bekämpfte, sind die hervorragendsten Namen von Indiern, welche uns durch Alexander's Eroberungszug bekannt wurden. Die Nachfolger Alexander's waren zu schwach, dessen Eroberungen in Indien lange zu behaupten. Nachdem sich Bactrien vom syrischen Reiche losgerissen [258 vor Chr.], hatten die Könige von Syrien Mühe, sich der Einfälle der rauhen Bewohner dieses Gebirgslandes zu erwehren. Sie verbanden sich daher gegen die Bactrier mit dem Beherrscher der Prasier, dessen Hauptstadt Palibothra [Pataliputra] am Zusammenfluß des Ganges und des Son lag, dessen Namen Sandracottus [Chandraguptas] war, und dessen Gebiet gleichfalls von jenen wilden Horden heimgesucht wurde. In den Jahrhunderten, welche folgten, wurde Indien durch die Kämpfe zwischen Braminen und Buddhisten erschüttert. Ungeachtet derselben befand sich Indien in einem blühenden Zustande. Namentlich werden die Fürsten Vicramaditza von Ayodha [Ude] als Beschützer von Künsten und Wissenschaften gerühmt. Sie herrschten bis in die Gegend von Dekan. Am Hofe des ersten Vicramaditza lebte wenige Jahre vor Christus Calidasa, der Dichter der Sacontala. Indien stand fortwährend in lebhaftem Handel mit Persien und Arabien und durch diese Länder mit dem gesammten Westen. Erst durch die Kriege, welche die Entstehung des Islam in seinem Gefolge hatte, wurde Indien wieder aus dem Dunkel hervorgezogen, in welches es Jahrhunderte hindurch gehüllt war. Zur Zeit des Chalifen Welid I. [705—714 nach Chr.] schickte der Statthalter von Bassora seinen Neffen Mohammed Casem mit einem kleinen Heere nach Indien. Dieser rückte durch die Wüste Mecran [Gedrosien] vor die Stadt Dewel, welche er nahm, über den Indus bei Meyun [Hyderabad] und setzte seinen

*) S. Buch I. §. 96 S. 132.

**) S. Buch II. §. 27 S. 31.

Marsch bis Alor, die Hauptstadt von Sind, fort. Der Fürst des Landes, Dahir, wurde von ihm auf's Haupt geschlagen, und verlor in dem Treffen das Leben. Seine Wittwe hielt die Stadt auf's Aeußerste. Als der Hunger eine weitere Vertheidigung unmöglich machte, verbrannten sich Weiber und Kinder, die Männer machten mit dem Schwerte in der Hand einen Ausfall, und kamen Alle kämpfend um. Nachdem die Indier in einer zweiten Schlacht eine Niederlage erlitten hatten, eroberte Casem das ganze Reich Dahir's, welches sich bis Multan erstreckte. Die Religionsfreiheit der Indier wurde von den Mohammedanern nicht beschränkt. Es wurde ihnen gestattet, die im Kriege zerstörten Tempel wieder aufzubauen. Die Ländereien, Schätze und Einkünfte der Pagoden blieben denselben unverändert. Zwei Töchter des Fürsten Dahir wurden, als große Schönheiten, dem Chalifen von Casem zugesandt. Als sie vor Welid gebracht wurden, brach die ältere derselben in Thränen aus und erklärte, sie sei des Chalifen nicht werth, indem sie von Casem geschändet worden sei. Der Chalif, welcher in die Worte des Mädchens keinen Zweifel setzte, befahl, daß ihm Casem in eine rohe Haut eingenäht geschickt werden solle. Als die Indierin dessen Leiche sah, rief sie frohlockend aus, Casem sei des ihm zur Last gelegten Verbrechens unschuldig gewesen, allein sie habe an ihm den Tod ihres Vaters und den Untergang ihrer Familie rächen wollen.

Die Eroberungen, welche Casem in Indien gemacht hatte, wurden von dem Chalifen nicht lange behauptet. Schon nach fünfunddreißig Jahren wurden die Mohammedaner wieder aus Indien vertrieben, und mehr als zwei Jahrhunderte vergingen, bevor sie sich wieder daselbst zeigten. Die Abbasiden stürzten die Ommijaden, und als das siegreiche Geschlecht eine Zeit lang mit Kraft geherrscht hatte, erschlaffte es, und unter den zahlreichen Fürstenhäusern, welche Theile ihres Reiches an sich rissen, thaten sich die Samaniden besonders hervor, welche von den nördlichen Ufern des Orus stammten und einhundertundzwanzig Jahre lang die östlichen Provinzen Persien's behaupteten. Der fünfte Samanide hob seinen türkischen Sklaven Alptegin empor. Der sechste verfolgte ihn. Alptegin entfloh, setzte sich mit einem kleinen Haufen Getreuer in Ghazna fest und gründete von da aus ein Reich, welches sich durch das Thal von Kabul bis an den Indus erstreckte. Sein Eidam und Nachfolger Sabuktegin, Türke und Sklave von Geburt, gleich seinem Schwiegervater, dehnte seine Besitzungen und seine Streifzüge weiter aus. Er zwang den Fürsten [Radschah Dschypal] von Lahore zu einem schimpflichen Rückzuge, schlug die vereinte Macht Dschypal's und seiner Verbündeten in einer blutigen Schlacht und unterwarf sich die ganze Gegend um den Indusfluß. Zum Lohne für die Dienste, welche er den Samaniden in ihren Kriegen gegen die östlichen Tartaren leistete, wurde ihm das Reich, das er und sein Schwiegervater gegründet hatten, bestätigt, und die Provinz Khorasan seinem Sohne Mahmud verliehen. Dieser war einer der tapfersten und rastlosesten Krieger unter den vielen tapfern Männern seines Volkes. Bei dem Tode seines Vaters [997] zählte er erst dreizehn Jahre. Sein jüngerer Bruder Ismael machte ihm die Herrschaft streitig, wurde aber von ihm besiegt und mild behandelt. Mahmud machte sich, im Bewußtsein der Schwäche der Samaniden, bald von diesen unabhängig, nahm, zuerst von allen Mohammedanern, den Titel Sultan an [999] und begann die Eroberung Indien's. Er dehnte sein Reich von den Gegenden im Norden des Orus bis in die Nähe von Ispahan und vom kaspischen Meere bis zur Mündung des Indus aus. Er nahm die Städte Delhi, Lahor und Multan ein, bestätigte jedoch die indischen Fürsten in ihrer Herrschaft, wogegen ihm diese Gehorsam und Tribut versprachen. Mahmud trat dem indischen Götzendienste nicht mit derselben Schonung, wie einst der Chalife Welid I., entgegen. Er zerstörte viele hundert Pagoden und viele tausend Götzenbilder. Die kostbaren

Metalle, Edelsteine und Perlen, welche die Tempel füllten, vertheilte er mit freigebigen Händen unter seine Krieger. Eine der berühmtesten dieser Pagoden war diejenige von Sumnat auf dem Vorgebirge von Guzarat. Dieser Tempel besaß die Einnahme von zweitausend Dörfern. Zweitausend Braminen lebten davon in Freuden und wuschen den Götzen jeden Morgen und jeden Abend mit Wasser aus dem fernen Gangesflusse. Dreihundert Musikanten, dreihundert Barbiere und fünfhundert der schönsten Tänzerinnen dienten, dem Namen nach, der Gottheit, in der That den Braminen. Mit seiner eisernen Streitart schlug Mahmud, nachdem er die Indier in die Flucht getrieben, das Götzenbild, welches diese anbeteten, in Stücke. Die Braminen hatten ihm vergeblich unermeßliche Summen geboten, um die Zerstörung und Plünderung ihres „Heiligthumes" zu verhüten. Die Schätze, welche Mahmud in dem Bauche des Götzen fand, überstiegen bei weitem das Gebot der klugen Braminen. Mahmud war aber kein blind wüthender Eroberer. Indem er den trügerischen Braminen entgegentrat, folgte er den Geboten seiner Religion und dem Beispiele Mohammed's, und die Vertheilung der in den indischen Götzentempeln aufgehäuften Schätze war für Indien kein Verlust und für die ganze übrige Welt ein Gewinn. Wie Mahmud sich unter den Despoten des Orients durch seine kriegerischen Gaben, so that er sich auch durch seinen Sinn für Gerechtigkeit und Billigkeit hervor. Als er einst zu Gerichte saß, trat ein Mann zu ihm und klagte darüber, daß ein türkischer Soldat ihn aus seinem Hause und seinem Bette getrieben habe. Der Sultan erwiderte ihm: „Höre auf zu schreien, gib mir Kunde von seinem nächsten Besuche und ich selbst will den Schuldigen richten und strafen." Mahmud hielt sein Versprechen. Er folgte dem Kläger, ließ dessen Haus umzingeln, die Fackeln auslöschen und sprach das Todesurtheil über den Schuldigen, welcher auf gewaltsamem Ehebruche ertappt wurde. Nachdem das Urtheil vollzogen war und die Fackeln wieder brannten, warf sich Mahmud zum Gebet nieder und als er aufstand, forderte er etwas zu essen, das er mit sichtbarem Heißhunger verzehrte. Befragt über den Grund seines sonderbaren Benehmens, antwortete Mahmud: „ich hatte Ursache zu fürchten, daß nur einer meiner Söhne es wagen würde, eine solche Schandthat zu begehen; ich löschte die Lichter aus, damit meine Gerechtigkeit blind und unerbittlich wäre. In meinem Gebete dankte ich, daß ich mich getäuscht hatte. Meine Angst war so groß gewesen, daß ich drei Tage lang, seit ich die Klage angehört hatte, ohne Nahrung blieb."

Kein Eroberer soll jemals solche Schätze gesammelt haben, als Mahmud, denn er erbeutete die Reichthümer Indien's, welche seit Jahrtausenden aufgespeichert und niemals früher geplündert worden waren. Künste und Wissenschaften unterstützte er, so weit Despoten es vermögen. Er gründete in seiner Hauptstadt, Ghazna, eine Hochschule, welche er reichlich ausstattete und mit einer naturwissenschaftlichen Sammlung und einer Bibliothek versah. Er war es, welcher den persischen Dichter Ferdusi aufforderte, die alte Geschichte Persien's niederzuschreiben, was dieser in seinem Schah Nameh betitelten Gedichte that. Doch war es auch Mahmud, welcher Ferdusi zwang, im fremden Lande Zuflucht zu suchen. Der Sultan schmückte seine Hauptstadt mit großartigen Bauwerken. Die Großen seines Reiches folgten dem gegebenen Beispiele. Nach Mahmud's Tode [1030] herrschten seine Nachfolger noch anderthalb Jahrhunderte zu Ghasna. Sie hatten so viel mit den tartarischen Völkern des Nordens zu kämpfen, daß sie Indien nur wenig Aufmerksamkeit schenken konnten. Lahore blieb jedoch der Sitz ihrer Macht in diesem Lande, und einmal [1098] rückte ein Heer der Ghasnaviden bis über den Ganges nach Indien vor.

Wie die Ghasnaviden die Samaniden, so stürzten die Ghoriden die Ghasnaviden. Gegen das Ende des elften Jahrhunderts schwang sich ein Krieger, Husein

ben Sam, zum Statthalter des im Norden von Ghasna belegenen Berglandes Gur, oder Gaur, empor. Sein Sohn Hasan, welcher, wegen seiner Grausamkeit, den Beinamen des Weltverbrenners erhielt, plünderte und zerstörte die Hauptstadt Ghasna, wurde von dem Seldschukken, Sandschar, geschlagen und gefangen genommen, wußte jedoch sich wieder die Freiheit zu verschaffen. Nach Hasan's Tode folgte ihm sein Sohn, und als dieser bald starb, seine beiden Vettern Gajatheddin und Schahabeddin, welche das Reich miteinander theilten, in der Art, daß der Erstere Ober-Sultan blieb [1162]. Schahabeddin verfolgte den flüchtigen Ghasnaviden Khusru nach Lahore, woselbst dieser unter den indischen Fürsten Verbündete gefunden hatte, schlug sein Heer, nahm ihn und seine Familie gefangen und machte dadurch dem Reiche der Ghasnaviden ein Ende [1186]. Unter den indischen Fürsten herrschte wenig, oder gar keine Einigkeit. Die indischen Krieger waren den kräftigen und entschlossenen Bewohnern der Gegenden jenseits des Orus, welche die Heere der Ghoriden bildeten, nicht gewachsen. Im Norden von Delhi wurde Schahabeddin [1191] von den Indiern geschlagen. Doch kehrte er schon zwei Jahre später nach Indien zurück [1193], brachte seinen Feinden eine furchtbare Niederlage bei, nahm den Fürsten von Delhi, Pritwi, gefangen, eroberte die Städte Adschmir, Delhi und im folgenden Jahre [1194] Benares am Ganges. Die Feste Gwalior im Süden von Agra nahm sein Feldherr, Khutbeddin [1195]. Im Jahre 1202 wurde Schahabeddin durch den Tod seines Bruders alleiniger Beherrscher des großen Reiches der Ghoriden. Er erdrückte einen furchtbaren Aufstand, welcher in Indien gegen ihn ausgebrochen war, fiel jedoch bald darauf unter dem Dolche der Assassinen, die ihn als Verfolger ihres Glaubens bitter haßten [1206]. Sein Neffe Mahmud folgte ihm zwar zum Scheine nach, allein er vermochte es nicht, sein Reich zu behaupten und starb, nachdem er fünf oder sechs Jahre lang den Titel eines Sultan's geführt hatte. Das Reich der Ghoriden zerfiel. Die Länder im Westen des Indus nahmen die Beherrscher von Chowaresmien in Besitz. Des indischen Reiches der Ghoriden bemächtigte sich Khutbeddin, welchem Mahmud noch bei seinen Lebzeiten die königlichen Insignien geschickt hatte. Das Geschlecht, dessen Gründer Khutbeddin wurde, trägt den Namen der Sklavenkönige, weil er und sein Nachfolger, in dessen Familie die Herrschaft blieb, beide von Geburt Sklaven waren. Eldoz, Khutbeddin's Schwiegervater, welcher sich zum Herrscher von Ghasna aufgeworfen hatte, suchte vergeblich, seinen Eidam aus Indien zu verdrängen. Es gelang ihm dieses aber nicht. Khutbeddin behauptete sich bis zu seinem Tode [1210] in Indien, welches er zwar nur vier Jahre als selbstständiger Herrscher, aber sechzehn Jahre im Namen der Ghoriden verwaltet hatte. Sein Sohn Aram, ein Mensch ohne Fähigkeit, wurde schon nach einem Jahre [1211] von Schemseddin Altumsch, dem Gatten seiner Schwester und gleichfalls einem gebornen Türkensclaven, entsetzt. Altumsch behauptete sich im Kampfe gegen seine Nebenbuhler, namentlich auch gegen Eldoz, welcher, nachdem er aus Ghasna durch die Chowaresmier vertrieben worden war, sich in Indien einen Thron zu bereiten wünschte. Es war zu den Zeiten des Sultan's Altumsch, daß Dschingis Khan seinen Eroberungszug durch Asien machte und Dschelaleddin über den Indus verfolgte.*) Die Lawine der Mongolen warf sich jedoch um diese Zeit auf andere Reiche. Altumsch unterwarf sich alle mohammedanischen Häuptlinge Indien's, welche versuchten, sich unabhängig zu machen. Er dehnte sein Reich auch über Malwa aus, welches bis dahin von den Mohammedanern nicht angegriffen worden war, und beherrschte ganz Indien im Norden des Oceans und des Vinhya-Gebirges, welches das eigentliche Hindostan von Dekan trennt. Nach

*) S. Buch V. §. 20 Seite 51.

einer fünfundzwanzig-jährigen glücklichen Herrschaft starb Altumsch [1236]. Sein Sohn und Nachfolger, Rukneddin, überließ die Regierung seiner Mutter, welche so grausam verfuhr, daß ein Aufstand ausbrach, welcher der Herrschaft Rukneddin's und seinem Leben schon nach sieben Monaten ein Ende machte. Rezia, die älteste Tochter des Sultan's Altumsch, wurde auf den Thron erhoben. Die Regierung einer Frau war unter den Mohammedanern ein so seltenes Ereigniß, daß ganz ungewöhnliche Eigenschaften allein der Schwester des gestürzten Rukneddin die Bahn dazu brechen konnten. Auch wird von ihr gesagt, sie habe jedwede fürstliche Tugend besessen und Diejenigen, welche ihre Handlungen am strengsten prüften, würden in Rezia keinen anderen Fehler finden, als daß sie eine Frau war. Ihr Vater hatte ihre Talente erkannt und gepflegt. Er übergab ihr sogar gewöhnlich, wenn er auf Feldzügen abwesend war, die Zügel der Regierung, indem er sagte: „seine Söhne fröhnten dem Weine, den Weibern, dem Spiele und den Schmeichlern, für ihre Schultern sei die Herrschaft zu schwer, während Rezia, obgleich eine Frau, den Kopf und das Herz eines Mannes besitze und besser als zwanzig solcher Söhne sei." Die Sultanin nahm die königlichen Gewänder an, saß jeden Tag öffentlich zu Gerichte, hörte Jedermann an und sprach Recht. Nichtsdestoweniger hatte sie mit den Vorurtheilen, welche manche Große gegen ihr Geschlecht hegten, zu kämpfen. Ein Türke, Namens Altunia, empörte sich zuerst. Rezia's Günstling Dschemmel wurde getödtet und sie selbst gefangen genommen. Ihr Bruder Behram wurde dann auf den Thron gehoben. Rezia vermählte sich mit dem Türken Altunia, der sich wider sie empört hatte, verlor jedoch eine Schlacht und zugleich mit ihrem Gemahle das Leben, im Jahre 1239. Auf Behram folgte Masaud, während dessen Herrschaft die Mongolen von Nordosten her durch Thibet einen Einfall nach Bengalen machten [1244]. Nasireddin, ein Enkel des Sultan's Altumsch, herrschte von 1246 bis 1266. Er that sich durch die Einfachheit seines Lebens und die Milde, welche seine Worte und Thaten bezeichnete, hervor. Nasireddin hatte keine Beischläferinnen und nur eine einzige Gemahlin, welche den Haushalt führte, betrachtete sich als einen Diener des Staates und hielt sich nicht für berechtigt, diesem zu seiner persönlichen Annehmlichkeit die geringsten Lasten aufzuerlegen. Ihm folgte, da er keine Kinder hinterließ, sein Vezir Ghyaseddin Bulbun nach. Dieser gab strenge Gesetze gegen das Spiel und den Wein, schloß die Indier von allen Aemtern aus und strafte, im Falle von Aufständen, nicht blos die Rädelsführer, sondern auch alle übrigen Theilnehmer. Besonders wurde Bulbun verübelt, daß er allen Verkehr mit Menschen von niederer Geburt vermied und alle Aemter nur Personen von Familie verlieh. Sein Thron erhielt dadurch einen besonderen Glanz, daß er fast der einzige war, welcher in Asien fest stand, während alle übrigen von den Mongolen zertrümmert wurden. Sein hoffnungsvoller Sohn Mohammed fiel [1285] im Kampfe gegen dieses wilde Volk. Bald darauf starb der achtzigjährige Bulbun [1286]. Sein Enkel und Nachfolger Kei Kobad, ein Jüngling von achtzehn Jahren, lebte, ungeachtet des Dranges der Zeiten, ganz dem Vergnügen und der Sinnenlust. Nizameddin, sein Vezir, ein herrschsüchtiger und tückischer Mann, überhob ihn der Mühen der Regierung. Der junge Sultan richtete sich durch sein schlechtes Leben zu Grunde und wußte sich seines Vezirs nur dadurch zu entledigen, daß er ihn vergiftete. Die Fürsten des Reiches zerfielen in zwei Parteien: die Türken und Afghanen. Die Letzteren siegten. Kei Kobab wurde ermordet und Dschelaleddin Khildschi [1288] auf den Thron gehoben. Der neue Sultan hatte siebenzig Sommer gesehen, als er zum Beherrscher Indien's erhoben wurde. Milde und Wohlwollen schmückten ihn. Allein ihm fehlte die, in despotischen Staaten einem Herrscher unumgänglich nothwendige Strenge. Die Statthalter wurden säumig in der Erfüllung ihrer Pflichten,

die Landstraßen wurden unsicher, die Räuber mehrten sich. Dessenungeachtet wurden unter seiner Regierung die Grenzen des Reiches gegen Dekan erweitert, welches bis dahin von den Mohammedanern nicht angegriffen worden war.*)

§. 23. Die Chinesen.**)

Wir haben im ersten Buche unserer Weltgeschichte***) der Chinesen erwähnt, um das hohe Alter dieser Nation anzudeuten. In den folgenden vier Büchern haben wir dieselbe nicht mehr besprochen, weil, ungeachtet der großen Landstrecken, welche die Chinesen inne haben, und der hohen Zahl der Menschen, welche sie in sich schließen, doch das geistige Leben derselben eine so geringe Ausbeute liefert, daß es nothwendig ist, mehrere Abschnitte der Geschichte zusammen zu fassen, um einen Paragraphen der Weltgeschichte würdig füllen zu können. Das Volk der Chinesen ist für den denkenden Menschen nur insofern von hoher Bedeutung, als es ihm anschaulich macht, wie traurig und verächtlich ein Leben ist, welchem die höheren und edleren Bestrebungen fehlen, welches statt der bedeutungsvollen Thatsachen nur die Einbildungen einer abgeschmackten Eitelkeit anerkennt und sich mit den niedrigen Genüssen der Sinne begnügt. Die Chinesen nennen sich selbst die blüthenreiche Nation und bilden sich ein, das erste Volk der Welt zu sein. Nach ihren Begriffen, wie sie seit Jahrtausenden fast unverändert sich erhalten haben, sind, außer ihnen, alle übrigen Nationen Barbaren. China ist, nach der Ansicht seiner Philosophen, dem Polarstern des Himmelszeltes zu vergleichen, um welchen das Weltall sich dreht. Es ist gleich der Sonne des Himmels, welche Licht und Wärme der ganzen Erde verleiht. Die Chinesen verehren ihren Kaiser als den Sohn des Himmels, dessen Oberherrlichkeit von allen Völkern der Erde anerkannt werden sollte. Da diese Ansichten den Grund und Boden chinesischer Rechtgläubigkeit bilden, war es durchaus unmöglich, diesem Volke richtige Begriffe über Geschichte und Erdbeschreibung beizubringen. Von Jahrhundert zu Jahrhundert bewegten sich die Chinesen in dem Kreise dieser Begriffe, pflanzten und ernteten, aßen und tranken, trieben Handel und Gewerbe, erzeugten Kinder und erzogen sie, ohne daß jemals von ihnen jene Kämpfe geführt worden wären, durch welche auf dem Gebiete der Kunst und der Wissenschaft, des Staates und der Kirche die Völker des Westens sich so hoch über die Bestrebungen des Alltagslebens emporgeschwungen haben. China besitzt und besaß zu allen Zeiten eine Bevölkerung, welche diejenige Europa's, Nordafrika's und Westasien's zusammengenommen an Zahl übertrifft. Ohne Zweifel war die Volkszahl China's fünfhundert Jahre vor Christus geringer, als sie jetzt ist. Allein damals war Europa in noch viel höherem Maße schwächer bevölkert, als China.

Wir haben im ersten Buche die Geschichte der Chinesen bis zum Jahre 500 v. Chr.: zu den Zeiten des Confucius und des Kaiserhauses Tscheu geführt. Als dieses (249 v. Chr.) erlosch, schwang sich das Geschlecht Tsin, von welchem China wahrscheinlich seinen Namen trägt, zur Herrschaft hinan. Die Eingeborenen nennen ihr Reich übrigens nicht China, sondern Dschung-Kwo, das Reich der Mitte, oder Tang-schan, die Berge von Tang. Dieses ist nämlich der Name eines Herrscherhauses, welches sich später hervorthat.

Die Lehre des Confucius stellte das Dasein einer Gottheit keineswegs in Ab-

*) Gibbon Geschichte der Abnahme und des Falles des römischen Reiches. Bd. V. Geschichte Indien's von Thomas Keightley.

**) Gutzlaff's Geschichte von China.

***) S. Buch I. §. 94 Seite 130 f.

rede, allein sie verwies ihre Bekenner ausschließlich auf die Bedürfnisse und Bestrebungen dieser Erde. Die Unsterblichkeit der Seele aber wird von den Anhängern des Confucius nicht geglaubt. Im Laufe der Jahrhunderte wurden die Lehren des Confucius zur Staatsreligion erhoben. Ihm selbst wurden göttliche Ehren erwiesen. Doch ist es schwer, zu ermitteln, welche Grundsätze von ihm selbst stammen und welche ihm von späteren Anhängern untergeschoben wurden. Ein Zeitgenosse des Confucius Lau-tszi, oder Lau-keun, gründete die Secte der Tau, welche sich gleichfalls bis auf unsere Tage erhalten hat. Zu ihr gehört die große Masse des Volkes. Die Tau sind Götzenanbeter der gröbsten Art. Bei ihnen finden sich die Begriffe der Dreieinigkeit, der Jungferngeburt und ähnliche Abgeschmacktheiten, welche später zum Theil in das Christenthum übergegangen sind.*) Ihre Priester behaupteten, den Trank der Unsterblichkeit zu besitzen, starben aber, gleich allen übrigen Menschen, und mehrere Kaiser, welche sich verleiten ließen, diesen Trank der Unsterblichkeit zu sich zu nehmen, starben unmittelbar darauf. Confucius und Lau-tszi verhalten sich zu einander ohngefähr wie Weltweisheit zur Gottesgelahrtheit. Confucius beschränkte sich darauf, zu lehren, was er wußte, und seine Grundsätze haben ihren Werth bis auf unsere Tage behauptet. Lau-tszi, welcher lehrte, was er nicht wußte, führte sein Volk auf die größten Irrwege. Außer diesen beiden Glaubenslehren erhielt später diejenige Buddha's gleichfalls Eingang in China. Die Buddhisten, welche als den höchsten Grad der Seligkeit das bis zur Vernichtung gesteigerte Hinbrüten der Frommen betrachten, geben uns einen Begriff davon, was die Rosenkranzbeter unter den Christen noch werden können.

Vergeblich hatte sich Confucius bemüht, China dadurch vor verderblichen inneren Kriegen zu bewahren, daß er das ganze Land unter der Herrschaft eines tugendhaften Kaisers zu vereinigen suchte. Die Tugend findet sich nicht als Gebieterin, sondern höchstens als Dienerin und gewöhnlich als Opfer in Monarchien. Mang-tszi, ein Schüler und Enkel des Confucius, warf den Fürsten ihre Fehler in derben Worten vor, forderte sie auf, keinen Krieg zu führen, für die Alten zu sorgen, die Minister mit Vorsicht auszuwählen, die Bedürfnisse des Volkes durch eine geeignete Verwaltung zu befriedigen und stellte demjenigen Fürsten, welcher alles dieses beobachten würde, die Herrschaft über ganz China in Aussicht. Doch seine Reden waren vergeblich. Das Volk duldete seine Tyrannen mit knechtischer Unterwürfigkeit und die Fürsten ließen ihren Leidenschaften freien Lauf. Nicht der Tugend, sondern der Herrschsucht und den trügerischen Künsten des Fürsten Dschi-huang-ti's gelang es, im Jahre 221 vor Christus, sich ganz China zu unterwerfen. Er führte blutige Kriege mit den Hunnen und erbaute die berühmte chinesische Mauer, welche mehr, als drei hundert deutsche Meilen lang über Berge und Thäler und selbst durch Flüsse hindurch von dem Gebirge Leau-tung bis zum östlichen Meere reicht. Das unermeßliche Werk wurde in fünf Jahren vollendet, indem jeder dritte Mann des Reiches gezwungen wurde, daran zu arbeiten. Die Mauer ist so breit, daß sechs Reiter in einer Reihe darauf reiten können und wurde durch zahlreiche Zinnen, Thürme und andere Werke noch mehr befestigt. Dessenungeachtet setzten die Hunnen ihre verderblichen Einfälle nach China fort. Zur Zeit des Kaisers Wu-ti (140 v. Chr.) verlangten die Tandschu's (die Beherrscher der Hunnen) chinesische Prinzessinnen zu Ehefrauen. Der Kaiser fühlte sich nicht stark genug, ihnen das Verlangen abzuschlagen. Seit jener Zeit mußten die chinesischen Kaiser immer durch ihre Schwestern und Töchter, die sie den rohen Hunnen überließen, den Frieden von ihnen erkaufen, bis endlich, um die Mitte des zweiten Jahrhunderts, dieses wilde Volk, in verschiedenen Abtheilungen, mehr dem Westen zuzog. Zu den

*) S. Buch III. §. 39 Seite 103.

wir die Familie zu fünf Personen berechnen, wenigstens sechzig Millionen betragen haben muß. Wahrscheinlich belief sie sich aber damals schon auf mehr als hundert Millionen. Im Anfange des dreizehnten Jahrhunderts rückten die Mongolen, wie im Westen gegen Persien, Rußland und Ungarn, so im Osten gegen China vor. Kublai, den wir im vorigen Paragraphen schon kennen gelernt,*) erließ gegen China folgende Proklamation: „Der Friede, den meine Vorfahren den Chinesen anboten, wurde verworfen. Ich selbst wünschte, ruhig zu bleiben und sandte an den chinesischen Hof einen Botschafter, welcher, gegen das Gesetz der Nationen, dort zurückgehalten wurde. Nun erkläre ich Krieg."

Der mongolische Feldherr Pijin eroberte die Hauptstadt Hang-tschu. Im Jahre 1277 schickten die Mongolen eine Flotte ab, welche Canton in Besitz nahm. Die kaiserliche Flotte wurde geschlagen. Der Admiral warf seine Frau und seine Kinder über Bord, redete den elfjährigen Kaiser von China, Kung-thung, mit den Worten an: „es ist besser, frei zu sterben, als seine Vorfahren durch schimpfliche Gefangenschaft zu entehren," nahm ihn auf den Arm und sprang mit ihm in das Meer. Die Kaiserin Mutter und viele andere Große des Reiches folgten diesem Beispiel. So endete die Dynastie Sung, und es begann die Herrschaft der Mongolen. Kublai wird uns von Marco Polo, welcher sich längere Zeit an seinem Hofe aufhielt, als ein Mann geschildert, welcher mit ausgezeichneten Feldherrngaben großartige staatsmännische Talente verband. Seine Eroberungssucht übertraf diejenige Alexander's Cäsar's und Napoleon's, welche alle, im Verhältniß zu ihm, kleine Gebiete und wenig zahlreiche Völker beherrschten. Kublai's Reich erstreckte sich von dem Ostende Asien's bis an die äußerste Westspitze dieses Welttheils, über diese hinaus bis tief nach Europa hinein, und von dem Eismeere bis an die Südspitze Hinter-Indien's Doch das Festland Asien's genügte der Herrschsucht Kublai's nicht. Japan und Java sollten auch seinem Scepter unterworfen werden. Vergeblich schickte er übrigens seine Flotten gegen diese Inselreiche. Das Glück schien ihm nur zu Lande dauernd günstig zu sein. Die Halbinsel Korea, Cochin China und Siam mußten sich vor ihm beugen. Während Kublai seine Feldherrn aussandte, um die Grenzen seines Reiches zu erweitern, war er selbst bemüht, seine Herrschaft im Innern zu befestigen. Er übte die strengste Aufsicht über die Mandarinen, setzte auf einmal 669 derselben, welche auf Kosten des Volkes große Reichthümer gesammelt hatten, ab, und zog deren Schätze zum Besten der Gesammtheit ein. Er baute unermeßliche Canäle, durch welche der innere Verkehr China's sehr gefördert wurde, und ließ treffliche astronomische Instrumente verfertigen. In seinen religiösen Ueberzeugungen schloß er sich dem Buddhaismus an, ließ die Bücher der Tau-Secte verbrennen, ohne jedoch dabei Grausamkeiten gegen die Personen ihrer Anhänger zu begehen. Als ihm einst ein Kaufmann kostbare Perlen zum Kaufe anbot, antwortete Kublai: „Diese Juwelen dienen nur dazu, das Herz des Menschen zu verderben, indem sie seine Eitelkeit und seinen Stolz nähren. Ist es nicht besser, das Geld, welches sie kosten, auf die Bestreitung der Bedürfnisse des Volkes zu verwenden?"

So sprach ein Heide vor sechs Jahrhunderten ganz im Geiste Christi. Allein die Fürsten und hohen Priester, welche vorgeben, Christo zu dienen, schmücken sich noch heute mit Juwelen, tragen sie an Kronen und Degen und verehren sogar s. g. Reliquien, welche in solche eingefaßt sind!

Kublai, der Gründer der mongolischen Herrschaft in China, starb 1294. Europa kann sich Glück wünschen, daß er seine Hauptmacht dem Osten zuwandte. Denn schwerlich würde es im Stande gewesen sein, sich der Mongolen zu erwehren,

*) Siehe oben Seite 54.

wenn sich diese, von Kublai geführt, statt auf China, Japan und Java, auf Deutschland, Italien und Frankreich geworfen hätten.

Dritter Abschnitt.

Das oströmische Reich.

(1081—1185).

§. 24. Die Comnenen.

Mehr als sechs Jahrhunderte waren vergangen, seit das weströmische Reich nicht mehr bestand. Das oströmische, obgleich von Feinden rings umgeben und im Inneren durch Empörung häufig an den Rand des Verderbens gebracht, setzte sein Dasein noch immer fort. Byzanz zeigt deutlicher, als irgend ein anderes Reich der Welt, was die Kunst im Gegensatze zu den frischen Kräften des Lebens vermag. Das oströmische Reich besaß in seinem Schooße nicht so viel Tapferkeit, als die meisten der Völker des Nordens, welche nach kurzem Wüthen und Toben zu Grunde gingen. Es beherbergte weniger tugendhafte und aufopferungsfähige Bürger, als die meisten Staaten seiner Zeit und überlebte sie doch. Die oströmischen Kaiser erkauften für ihr Gold die Arme der tapfersten Völker. Die Stelle der mangelnden Tugend vertrat die Klugheit. Die günstige Lage Constantinopel's trug auch viel dazu bei, das Leben des oströmischen Reiches zu verlängern. Persien, der Staat, mit welchem die Byzantiner so lange gestritten hatten, war zuerst von den Arabern, dann von den Seldschuken, endlich von den Mongolen überschwemmt worden. Alle diese drei Nationen kamen auch mit Byzanz in Berührung. Die Araber und die Seldschuken rissen einzelne Provinzen vom römischen Reiche los, die Mongolen drangen im Westen noch weit jenseits des byzantinischen Reiches vor, die Kreuzfahrer zogen mitten durch sein Gebiet nach dem Osten, ohne es zu Grunde zu richten, wenn sie auch eine Zeit lang es beherrschten.

Im Westen waren die Normannen furchtbare Gegner; im Norden wurden die Grenzen des Reiches von Petschenegen und Kumanen bedroht; im Osten waren die Seldschuken bis nach Nicäa vorgedrungen und drohten, die christliche Religion gänzlich auszurotten.

In dieser Bedrängniß schickte der Kaiser Alexius I., Komnenus, Gesandte nach dem christlichen Abendlande, um dessen Hülfe gegen den gemeinschaftlichen Feind in Anspruch zu nehmen. Sie erschienen auf der Kirchenversammlung zu Piacenza (1095), stellten vor, daß nur eine enge See Constantinopel von den siegreichen Türken trenne und ermahnten die Christen des Abendlandes, die Barbaren an den Grenzen Asien's zu bekämpfen, um ihnen nicht im Herzen Europa's entgegentreten zu müssen. Bei der Schilderung, welche die griechischen Botschafter von der Noth und den Gefahren des Ostens gaben, brach die Versammlung in Thränen aus. Viele der eifrigsten Ritter erklärten sofort ihre Bereitwilligkeit, den Griechen Hülfe zu leisten. Doch von jeher wurde der gutmüthige Eifer der Schwärmer von schlauen Menschen ausgebeutet, wie in den kleinen, so in den großen Kreisen des Lebens. Den Päbsten, welche dazumal die Geschicke der Christenheit in ihren Händen hielten, war der Glaubenseifer der Massen sehr erwünscht, allein sie gedachten, denselben nicht zum Vortheile der schismatischen Griechen, sondern nur zu dem ihrigen zu

benützen. Sie entließen die Gesandten des oströmischen Kaisers mit der Versicherung baldiger und mächtiger Hülfe, trafen jedoch durchaus keine Einleitungen und Vorbereitungen, welche dem Kaiser Alexius I. die Streitkräfte des Abendlandes nutzbar gemacht hätten. Die Massen der Kreuzfahrer, welche an den Grenzen des oströmischen Reiches ankamen, bereiteten daher den Griechen mehr Sorge und Schrecken, als Freude und Beistand. Diese fühlten sich nicht stark genug, die wilden Schaaren der Abendländer zurückzuweisen und hatten keine Anstalten getroffen, dieselben sicher und ohne Gefährde durch ihr Gebiet in dasjenige der Mohammedaner zu befördern. Hätte Alexius I. einen weiteren Blick in die Zukunft besessen, so wäre er im Stande gewesen, die oberste Leitung der Kreuzzüge seiner Zeit selbst zu übernehmen. Es hätte ihm nicht schwer fallen können, mit jeder einzelnen Schaar von Kreuzfahrern, wie sie auf seinem Gebiete anlangte, ein Abkommen zu treffen, welches den Pilgern Lebensmittel und Herberge, dem oströmischen Reiche dagegen deren Freundschaft und guten Willen gesichert hätte. Die Macht der Griechen war groß genug, die treue Vollziehung eines solchen Abkommens erzwingen zu können. Die Kreuzfahrer hatten ihre Einrichtungen nicht so getroffen, daß dem griechischen Reiche aus denselben Gefahr drohte. In verschiedenen Abtheilungen, zu verschiedenen Zeiten und an verschiedenen Orten gelangten sie an seine Grenzen. Wäre ihre Absicht den Griechen gegenüber feindlich gewesen, so hätten sie nicht unter den Mauern Constantinopel's, sondern bevor sie noch das Gebiet des oströmischen Kaisers berührt hätten, sich zu sammeln beschlossen. Alexius I. war den Gefahren seiner Zeit nicht gewachsen. Er besaß Muth an der Spitze seiner Heere, ohne jedoch ein ausgezeichneter Feldherr zu sein, Klugheit und Feinheit in allen Staatsangelegenheiten, doch verstand er weder Vertrauen einzuflößen, noch am rechten Orte Vertrauen zu schenken. Sein Verhalten gegenüber den Kreuzfahrern läßt sich durchaus nicht rechtfertigen. Mögen diese roh, raubsüchtig und ehrgeizig gewesen sein; die Klugheit des Kaisers, welche ihm nur über die Schwierigkeit des Augenblicks hinweghalf, die Feinheit, durch welche er einzelne Führer für sich gewann, einzelne Vortheile errang und Zusagen zweifelhafter Natur bewirkte, — ersetzten nicht diejenige Hülfe, welche ihm die Abendländer unzweifelhaft geleistet hätten, wenn er ihr treuer Freund und Bundesgenosse gewesen wäre, statt ein argwöhnischer Beobachter und ein gefühlloser Staatskünstler zu sein. Nicht umsonst sagte ihm seine Gattin Irene auf seinem Todtenbette: „Du stirbst, wie Du gelebt hast, — als Heuchler!" Heuchelei war die vorherrschende Eigenschaft des Kaisers Alexius I., alle anderen ordneten sich dieser unter. Hoch auf seinem Throne stumm und unbeweglich saß Alexius, als die Fürsten des Abendlandes ihm huldigten. Er ließ sich von ihnen die Füße küssen und mochte sich über die Erniedrigung dieser gefürchteten Ritter freuen. Allein er hatte durch diese herabwürdigende Ceremonie sich deren Gemüther dauernd entfremdet. Zwar hatte nur der Graf Robert von Paris gewagt, seinen Unmuth über den Empfang auszusprechen, den Alexius den tapfern Führern des Kreuzheeres bereitete, doch die übrigen empfanden nicht minder den ihnen angethanen Schimpf. Den oströmischen Kaiser Alexius I. trifft nächst den Päbsten vor allen anderen die Schuld des Untergangs so vieler Menschen, welche ihren Tod fanden, bevor sie Syrien und Palästina erreichten. Er verschmähte es nicht, die von den Kreuzfahrern zur Uebergabe gezwungene Stadt Nicäa in Besitz zu nehmen, allein er that nichts, was die kriegerischen Unternehmungen der Kreuzfahrer auf diese Stadt förderte, er leistete ihnen nicht die versprochene kriegerische Hülfe und verschaffte ihnen nicht einmal die erforderlichen Lebensmittel und Wegweiser. Wie sehr dieser Kaiser in religiöser Beziehung befangen war, erhellt aus der Thatsache, daß er auf dem Sophienplatze

wiederholt harmlose Menschen unter der Anschuldigung der „Ketzerei" lebendig verbrennen ließ.

Schwerlich würde Alexius I. von späteren Geschichtsschreibern so günstig beurtheilt worden sein, wenn nicht seine Tochter, Anna Komnena, sein Leben beschrieben hätte. So oft sie auch die Wahrheit das einzige Ziel ihrer Lebensbeschreibung nennt, so augenscheinlich ist es, daß Anna Komnena nicht im Stande war, ihre kindlichen Gefühle dieser unterzuordnen.

Dem Kaiser Alexius I. folgte [†1118] sein Sohn Johannes, welcher, spottweise, wegen seiner dunkeln Gesichtsfarbe, seiner groben Gesichtszüge und seiner kleinen Gestalt Kalojohannes, oder der schöne Johannes genannt wurde. Er war unstreitig einer der tüchtigsten oströmischen Kaiser. Er mäßigte den Pomp seines Hofes, bemühte sich, die Sitten des Volkes zu reinigen und bewies in einer fünfundzwanzig-jährigen Regierung [1118—1143], daß eine kräftige Regierung der Todesstrafen nicht bedürfe. Der einzige Fehler, welcher ihm mit Recht vorgeworfen wird, war seine allzugroße Kriegslust. Mitten in seiner ruhmreichen Laufbahn, als er den Plan faßte, das oströmische Reich in seinen alten Grenzen wieder herzustellen, bis zum Tigris vorzudringen und Syrien und Palästina zu erobern, machte die Spitze eines vergifteten Pfeiles, der aus einem Köcher ihm auf die Hand fiel, seinem Leben ein Ende. Er hinterließ zwei Söhne, Isaak und Manuel. Der jüngere folgte ihm, unter dem Titel Manuel I., in der Herrschaft nach. Isaak fügte sich dem Wunsche seines Vaters und dem Willen des Heeres und der Bevölkerung Constantinopel's. Wenige Jahre, nachdem Manuel I. die Regierung angetreten, ergoß sich der zweite Kreuzzug über den Osten [1147]. Wenn den Kaiser Alexius I. mit Recht der Vorwurf der Treulosigkeit gegenüber den Theilnehmern des ersten Kreuzzuges trifft, so ruht dieser in weit höherem Maße auf Kaiser Manuel I. in seinem Verhältnisse zu den Pilgern des zweiten Kreuzzugs. Auch dieser Kaiser, wie sein Großvater, hatte die Abendländer um ihren Beistand gegen die Mohammedaner gebeten. Er hatte die Erfahrungen eines halben Jahrhunderts hinter sich und zwei mächtige Könige des Abendlandes, Konrad III. von Deutschland und Ludwig VII. von Frankreich, als Bürgen für die treue Vollziehung der von den Kreuzfahrern ausgesprochenen Absichten. Dennoch gingen die Heere beider Könige fast ausschließlich in Folge der Behandlung zu Grunde, welche die Griechen ihnen zu Theil werden ließen. Diese bewiesen den Abendländern, daß es einen schlimmeren Zustand, als denjenigen des offenen Krieges gebe. Wären die Kreuzfahrer als Feinde im oströmischen Reiche eingebrochen, so hätte es ihnen in diesem fruchtbaren und Handel treibenden Lande nicht an Lebensmitteln gefehlt. Sie hätten sich gegen treulose Wegweiser vorgesehen, und wären durch solche nicht irre geführt worden. Da sie aber glaubten, in Freundesland zu sein, sie ihre Lebensmittel zu unerschwinglichen Preisen kaufen mußten und den griechischen Wegweisern Vertrauen schenkten, gingen sie elend zu Grunde. Manuel I. war ein persönlich starker und muthiger Krieger, aber kein Feldherr. Er war tapfer in der Schlacht und weichlich im Frieden, mäßig im Lager und ausschweifend in seinem Palaste. Er galt für den gewandtesten Ritter seiner Zeit, auf dem Turnierplatze und im Felde; doch ritterliche Tugend im edleren Sinne des Wortes: Treue und Glauben, Ehrlichkeit und Biederkeit kannte Manuel nicht. Seine Nichte Theodora war seine Buhlerin, seine erste Gemahlin Bertha (oder Irene) war eine Deutsche, seine zweite eine Französin, Marie. Würdig stand diesem Kaiser Andronicus, der Sohn Isaak's und Enkel des Kaisers Alexius I., zur Seite, welcher ähnliche, aber noch schroffere Gegensätze, als sein Vetter, Manuel I., in sich vereinigte. Er war kecker und abenteuerlicher, wollüstiger und treuloser, als der Kaiser. Bald diente Andronicus Manuel I., bald stellte er ihm nach dem Leben. Heute stand er an den

Stufen des Thrones und galt für dessen kräftigste Stütze, morgen trat er über auf die Seite der Mohammedaner und führte ein Räuberleben im Kampfe mit den Christen. Abwechselungsweise sprach er der Kirche und allen ihren Satzungen Hohn, that dann wieder öffentliche Buße und täuschte mit dieser die leichtgläubige Menge, der es wohl thut, einen Fürsten kriechen zu sehen. Als Manuel I. starb (1180), befand sich Andronicus in der Verbannung zu Oenoe, einer pontischen Stadt. Des Kaisers Sohn und Nachfolger, Alexius II., war ein Knabe von dreizehn Jahren, welcher weder Kraft noch Verstand besaß. Seine Mutter, die Französin, und seine Halb-Schwester, beide Marien, stritten sich gegenseitig um die Zügel der Regierung. Andronicus machte diesem Zwiespalt ein Ende, indem er mit einem zahlreichen Gefolge nach Constantinopel zog, woselbst er auf keinen Widerstand stieß. Die Lateiner, welche sehr zahlreich in der Stadt waren, wurden von den Griechen schonungslos abgeschlachtet. Andronicus warf sich zum Mitregenten und später zum alleinigen Kaiser auf (1183). Alexius II. und seine Mutter wurden beide nacheinander erwürgt. Andronicus war frech genug, diese Mordthaten in die Formen der Rechtspflege kleiden zu lassen. Alle Anhänger des jungen Kaisers und seiner Mutter wurden ausgerottet. Andronicus herrschte als vollendeter orientalischer Despot. Die empörendsten Grausamkeiten gingen Hand in Hand mit einer gewissen Milde, welche er den unteren Ständen bewies. Bald gab er sich den wildesten Ausschweifungen hin, bald beging er die abergläubischen Ceremonien der griechischen Kirche. Nachdem Andronicus das Blut der kaiserlichen Familie und ihrer Freunde in Strömen vergossen hatte, ließ er sich von dem Patriarchen des dem Kaiser Manuel I. geleisteten Eides entbinden und von aller Schuld der verübten Mordthaten lossprechen. Während Andronicus seinen Leidenschaften freien Lauf ließ, nahm der Ungarnkönig Bela III. den ganzen Landstrich von Nissa bis an die Grenze seines Reiches in Besitz. Der griechische Prinz Isaak, ein Enkel des Bruders des Kaisers Manuel, riß die Insel Cyprus an sich. Die Lateiner plünderten, um Rache für ihre in Constantinopel ermordeten Brüder zu nehmen, die Küsten des griechischen Reiches und der König Wilhelm II. von Neapel und Sicilien rückte mit einem Heere in Griechenland ein, eroberte Thessalonia, die zweite Stadt des Reiches, unter furchtbaren Grausamkeiten und näherte sich Constantinopel. Schneller als Andronicus gestiegen, war sein Fall.

§. 25. Die Angelus (1185—1204).

Seit den Zeiten des Kaisers Manuel I. war die Familie Angelus sehr angesehen in Constantinopel. Ohne bekannten Grund schickte Andronicus an ein Mitglied derselben, Isaak Angelus, den Henker, um ihn zu tödten. Isaak setzte sich zur Wehre, spaltete dem Schergen den Kopf und suchte Zuflucht in einer Kirche. Bald wurde es bekannt, daß Isaak Angelus' Leben von dem Kaiser bedroht sei. Zahlreiche Verwandte und Freunde strömten zu ihm. Die Menge, welche durch die Grausamkeit des Kaisers erbittert und durch die vielen Niederlagen, die Andronicus von auswärtigen Feinden erlitten hatte, gänzlich umgestimmt war, wogte in derselben Richtung. Während Isaak durch aufreizende Reden die Massen für sich gewann, schwelgte Andronicus auf einem benachbarten Lustschloß. Als er sich endlich aus den Armen der Wollust losriß und am folgenden Morgen in die Stadt zurückkehrte, war der Aufruhr schon allgemein. Isaak Angelus zog, auf einem Staatsrosse, in den kaiserlichen Palast ein, in welchem sich so wenig als in der Stadt auch nur eine Hand für den Kaiser waffnete. Andronicus entfloh, ward eingeholt, mit Ketten belastet und auf Befehl des neuen Kaisers Isaak mit furchtbarer Grausamkeit hingerichtet (1185).

Isaak II. kämpfte mit Glück zu Wasser und zu Land gegen die Sicilianer, wurde aber bei einem Angriffe auf Cypern mit großem Verluste zurückgeschlagen. Durch Unterhandlung brachte er es dahin, daß Bela III. von Ungarn den von ihm in Besitz genommenen Grenzbezirk zurückgab. Um die dem Ungarnkönige versprochene Geldsumme aufzubringen, legte Isaak II. den wallachischen und bulgarischen Völkerschaften am Hämusgebirge Steuern auf, welche diese sich nicht gefallen ließen. Isaak vermochte nicht, sie zu bändigen. Die Bulgaren erklärten sich für unabhängig und wurden, von dieser Zeit an, furchtbare Feinde des byzantinischen Reiches. Wie an den Grenzen, so verlor der griechische Kaiser auch im Mittelpunkte seines Reiches, zu Constantinopel, von Jahr zu Jahr mehr an Gewalt und Ansehen. Das Blutbad, welches zur Zeit, da Andronicus gegen die Hauptstadt zog, in deren Straßen angestellt worden war, hielt die Ausländer nicht ab, sich zahlreich daselbst niederzulassen. Die Mohammedaner, welchen die freie Uebung des Gottesdienstes zugesagt war, Italiener, Russen und Bulgaren machten einen, durch Zahl und Reichthümer bedeutenden Theil der Bevölkerung aus, welcher dem griechischen Kaiser und seinem Reiche nicht wohl wollte und durch bestimmte Vorrechte, die sie besaßen, einen Staat im Staate bildeten. Wenige Jahre, nachdem Isaak auf den Thron gehoben worden war (1189), rückte Friedrich I. Barbarossa mit seinem gewaltigen Kreuzheere nach dem Osten. Isaak II. stand an Treulosigkeit nicht hinter Alexius I. oder Manuel I. Was jene gescheut hatten zu thun, verschmähte Isaak nicht. Er bat sich von Saladin türkische Hülfstruppen aus, mit denen er seine Glaubensgenossen, welche gegen ihn durchaus friedlich gesinnt waren, bekämpfte. Friedrich I. vergalt dem falschen griechischen Kaiser nicht Gleiches mit Gleichem. Die Wallachen, Bulgaren und Kumanen boten sich Friedrich I. als Bundesgenossen an; es wäre ihm ein Leichtes gewesen, mit deren Hülfe das schwankende oströmische Reich umzustürzen. Er behielt aber den Zweck seines Zuges im Auge, bahnte sich mit dem Schwerte den Weg durch das Gebiet Isaak's II. und bewies, daß eine kleine gut geführte Schaar im Kriege mehr vermag, als zehnfach größere Massen, welche eines tüchtigen Feldherrn entbehren. Keines der Kreuzheere, welche früher durch Griechenland gezogen waren, hatte so geringe Verluste erlitten, als dasjenige Friedrich's I., welches, der Zahl nach, das kleinste war.

Denselben Verrath, welchen Isaak II. an Friedrich Barbarossa, seinem Bruder im Kaiserreiche, beging, verübte an ihm sein wirklicher Bruder Alexius. Während Isaak auf die Jagd geritten war, brachte sein Bruder eine Verschwörung gegen ihn zu Stande und ließ sich, unter dem Namen Alexius III., zum Kaiser ausrufen (1195). Isaak II. fand in der Gefahr ebensowenig Freunde, als Andronicus in ähnlicher Lage vor zehn Jahre gefunden hatte. Sein Bruder ließ ihn auf grausame Weise blenden und in den Kerker werfen.

Alexius III. setzte seine Regierung fort, wie er sie begonnen hatte und machte sich bald allgemein verachtet und verhaßt. Er drückte das Land mit schweren Abgaben, beraubte die Kirchen und die Gräber der Kaiser ihrer Kostbarkeiten und verstand es ebensowenig, im Innern seines Reiches Ordnung zu halten, als dessen Grenzen, äußeren Feinden gegenüber, zu schützen; namentlich verletzte er muthwillig die Venetianer. Isaak II., den sein Bruder, weil er ihn für ungefährlich hielt, aus der Haft entließ, lechzte nach Rache. Dessen Sohn, Alexius, entzog sich der Gewalt des Kaisers und reiste zu Philipp von Schwaben, welcher mit seiner Schwester vermählt war, nach Deutschland. Durch seines Schwagers Fürsprache und mit Hülfe des venetianischen Dogen, Heinrich Dandolo, bewirkte der Sohn Isaak's, daß das Kreuzheer, welches unter der Führung des Markgrafen Bonifacius von Montferrat im Begriffe stand, sich nach Palästina einzuschiffen, statt dahin nach Constantinopel segelte. Alexius versprach den Kreuzfahrern goldene

Berge. Am 23. Juni 1203 langte der Sohn Isaak's mit dem Heere vor Constantinopel an. Die nördlichen Vorstädte Pera und Galata wurden nach wenigen Tagen in Sturm genommen. Die Söldner, denen die Vertheidigung des Thurmes von Galata anvertraut war, räumten diesen nach kurzem Kampfe in feiger Flucht. Die Kette, welche den Eingang in den Hafen versperrte, wurde durch ein venetianisches Segelschiff gesprengt. Am 17. Juli griffen die Venetianer von der Seite des Hafens, die Kreuzfahrer vom Lande her die Hauptstadt an. Sie wurden zwar zurückgeschlagen, jagten jedoch dem nichtswürdigen Kaiser einen solchen Schreck ein, daß er in der folgenden Nacht heimlich aus Byzanz entfloh. Das Volk setzte den geblendeten und gebrochenen Isaak II. wieder auf den Thron. Dieser lud die Kreuzfahrer ein, mit seinem Sohne als Freunde in Constantinopel einzurücken. Freunde wollten diese aber nur insofern sein, als Isaak die ihnen von seinem Sohne gegebenen Versprechungen genehmigen würde. Gedankenlos, wie der Sohn versprochen hatte, genehmigte der Vater. Die Bedingungen waren durchaus unhaltbar. Das griechische Reich sollte sich dem römischen Stuhle unterwerfen, hunderttausend Mark an die Venetianer und ebensoviel an die Franken zahlen, den Kreuzfahrern ein Jahr hindurch die nöthigen Lebensmittel liefern, ihnen zehntausend Mann auf ein Jahr mitgeben und in Palästina für immer fünfhundert Reiter auf seine Kosten unterhalten. Alexius wurde von seinem Vater zum Mitregenten angenommen. Mit Hülfe der Kreuzfahrer trieb er seinen Oheim, der bis nach Adrianopel vorgerückt war, zurück. Doch alle Verhältnisse waren zu unnatürlich in Constantinopel, als daß sie längere Zeit fortbestehen konnten. Griechen, Abendländer und Mohammedaner vermochten nicht, auf die Dauer friedlich nebeneinander zu leben in einer Stadt, welche keinen oder viele widerstrebende Herrscher hatte. Der erste Ausbruch der wilden Leidenschaften der in Constantinopel zusammengeführten Nationalitäten und Glaubensparteien entstand, als eine Schaar abendländischer Pilger die Moschee der Mohammedaner stürmte. Die Muselmänner vertheidigten sich tapfer, die Griechen standen zu ihnen. Die Kreuzfahrer zündeten Constantinopel an, welches acht Tage lang in Flammen stand. Die Einwohner warfen sich auf die abendländischen Handelsleute, welche dort ansässig waren, und trieben 15,000 derselben zur Stadt hinaus. Sie verlangten mit Ungestüm die Wahl eines neuen Kaisers und den Ausschluß der ganzen Familie Angelus. Nikolaus Kanabus, ein junger Mann ohne alle Bedeutung, wurde gezwungen, die Krone anzunehmen. Alexius Murzuflus, ein entfernter Verwandter des Hauses Angelus, ließ den Sohn Isaak's, Alexius IV., erdrosseln und Kanabus einkerkern. Isaak II. starb in Verzweiflung. Murzuflus suchte die Kreuzfahrer durch Unterhandlungen hinzuhalten, ließ die Mauern Constantinopel's ausbessern und erhöhen und schlug, als die Lateiner einen Sturm wagten, diesen zurück (9. April 1204). Doch am 12. April drangen Venetianer und Franken in Byzanz ein. Mord und Brand wütheten mehrere Tage hindurch ununterbrochen fort. Mit 20,000 Mann hatten die Kreuzfahrer eine wohl befestigte Stadt von viermalhunderttausend Einwohnern mit einer Besatzung von 76,000 Mann erobert. Der Pabst mißbilligte zwar die verübten Gräuel, gab aber sämmtlichen Betheiligten vollständige Absolution. Die Beute der Sieger war unermeßlich. Seit sieben und einem halben Jahrhunderte waren in Byzanz die Schätze der ganzen Welt zusammengeflossen. Nur zwanzigtausend Menschen nahmen an der Beute Theil. Murzuflus floh nach dem Norden des Reiches, wurde von Alexius III. in sein Lager gelockt und geblendet. Er suchte sich nach Asien zu flüchten, wurde aber von den Lateinern aufgegriffen und in Constantinopel hingerichtet (1204). Alexius III. schloß nach mannichfaltigen Wechselfällen im Kloster sein schmachvolles Leben.

§. 26. Die fünf lateinischen Kaiser (1204—1261).

Die Schwäche des griechischen Reiches im Anfange des dreizehnten Jahrhunderts erhellt klar aus der Thatsache, daß 20,000 Abenteurer, welche kein Land zu ihrem Stützpunkte hatten, ihm ein Ende machen konnten. Allerdings trug die Erbärmlichkeit der drei Kaiser Angelus: Isaak II., Alexius III. und Alexius IV. viel zum Untergange desselben bei. Allein alle diese drei Kaiser waren die Erwählten des Volkes. Dieses wird daher mit Recht für die Versäumnisse seiner erkorenen Führer verantwortlich gemacht. Constantinopel war die größte, volkreichste und am besten befestigte Stadt Europa's zur damaligen Zeit. Ihre Mauern waren hoch und breit aus Quadersteinen zusammengesetzt. Alle fünfhundert Schritte ragte ein steinerner Thurm, auf welchem ein zweiter hölzerner stand, empor. Breite Gräben machten die Mauern unzugänglich. Ein kleiner Theil der in Byzanz aufgehäuften Schätze hätte genügt, entweder den Eifer der Besatzung zu spornen oder ein neues Heer auszurüsten. Doch seit Jahrhunderten fristete das oströmische Reich sein Leben nicht sowohl durch seine eigene Lebenskraft, als mit Hülfe einer feinen Staatskunst. Die Kaiser des Hauses Angelus besaßen diese nicht und das griechische Reich ward die leichte Beute eines Heerzuges, wie deren früher weit furchtbarere wiederholt an den Mauern Constantinopel's unschädlich vorbeigeleitet wurden.

Sobald sich die Kreuzfahrer im Besitze der Stadt Constantinopel wußten, hielten sie sich für die unbestreitbaren Herren des gesammten oströmischen Reiches. Sie verfügten nicht blos über Byzanz und die Länder, in deren Besitze sich die Kaiser der Familie Angelus erhalten hatten, sondern gleichmäßig auch über diejenigen, welche vor fünf und sechs Jahrhunderten schon verloren gegangen waren. Da sie mit einer so kleinen Macht Constantinopel eingenommen hatten, hielten sie sich für unwiderstehlich, dachten aber nicht entfernt daran, sich dasjenige, was sie stark gemacht hatte, die feste Vereinigung ihrer Streitkräfte, zu erhalten.

Der Graf Balduin von Flandern wurde zum Kaiser, der Venetianer Thomas Morosini zum Patriarchen erwählt. Der neue Kaiser sollte den vierten Theil des Reiches zu seiner Ausstattung erhalten. Die drei übrigen Viertheile wurden unter die Venetianer und die Kreuzfahrer zu gleichen Theilen vertheilt. Die Venetianer, welche eine genaue Kenntniß des Landes besaßen, wußten sich den besten Theil zu verschaffen. Das Viertheil, welches dem Kaiser zugeschieden wurde, bestand in der Stadt Constantinopel, mit Ausnahme eines ansehnlichen Bezirkes, welcher den Venetianern zugewiesen wurde, und in dem Lande Romanien. Der Markgraf Bonifacius von Montferrat, der die ersten Ansprüche an die Kaiserwürde hatte, wurde mit der Insel Candia, welche er übrigens bald an die Venetianer verkaufte, und der Provinz Macedonien abgefunden, in deren Besitz er sich ungesäumt setzte. Die Herrschaften einzelner Ritter wurden theils durch das Loos, theils durch die Wahl bestimmt. Sobald das Land vertheilt war, setzte sich jeder Ritter an der Spitze seiner Getreuen in Bewegung, um seine Herrschaft anzutreten. So löste sich in kurzer Zeit die ganze Streitmacht der Abendländer auf und ergoß sich in zahlreichen Bruchtheilen über das ganze oströmische Reich. Die lateinischen Ritter führten ihre räuberischen Gewohnheiten in das Land ein, in welchem sie unbeschränkt herrschten. Sie kehrten sich wenig an die in Constantinopel getroffene Theilung, setzten sich in Städten und auf wohl gelegenen Höhen fest, und drückten von da das Volk schwerer, als es jemals zuvor von den Kaisern gedrückt worden war. Jeder Abenteurer, welcher eine Schaar Bewaffneter in seinem Gefolge hatte, machte sich, wenn er es verstand, zum Herren einer Provinz, oder eines Bezirks. Unter den zahlreichen lateinischen Rittern, welche sich in Griechen-

land niederließen, verdienen Villehardouin, der Geschichtschreiber dieser Ereignisse, und Otto de la Roche genannt zu werden. Der Erstere wurde Herr von Achaja, der Letztere Herzog zu Athen. Nur die Venetianer verfuhren nach einem bestimmten Plane und zogen daher den größten Theil des Gewinnes, wie von der Beute Constantinopel's, so von der Theilung des oströmischen Reiches. Wo sie herrschten, gründeten sie Gemeinden mit republikanischen Formen. Sie gewährten dem Volke so viel Freiheit und so viel Schutz für Person und Eigenthum, als in damaliger Zeit möglich war. Sie förderten den Ackerbau, den Handel und die Gewerbe und suchten sich die ihnen zugefallenen Länder nicht sowohl durch äußere Gewalt, als durch den guten Willen ihrer Bewohner zu sichern.

Als geltendes bürgerliches Recht wurde für das ganze oströmische Reich das Gesetzbuch des Königreich's Jerusalem und als Seerecht das sogenannte Consolato del Mare, welches damals im ganzen Osten galt, angenommen. Die Macht des Kaisers wurde auf's Aeußerste beschränkt. Da er gewählt wurde, war aus diesem Grunde sein Ansehen schon gefährdet. Ein Reichsrath stand ihm zur Seite, dessen Beschlüsse von dem Kaiser nicht umgestoßen werden konnten. Im Falle einer Meinungsverschiedenheit mußte der Kaiser den Spruch eines Schiedsgerichts anerkennen. Die Lehensleute seines Reiches hatten ihm nur vom 24. Juni bis zum 29. September jeden Jahres Heeresfolge zu leisten. Da bei der Theilung mit sehr wenig Verstand und Sachkenntniß verfahren wurde, zeigte sich bald, daß der Antheil des Kaisers kleiner war, als derjenige einzelner seiner Vasallen, welche daher die Befehle ihres mindermächtigen Lehensherrn nicht eifrig vollzogen. In Epirus gründete Michael Comnenus, ein Anverwandter der Kaiserfamilie dieses Namens, ein unabhängiges Reich. Alexius I., ein Enkel des Kaisers Andronicus I., welcher schon zu den Zeiten der Angelus in Trapezunt geherrscht hatte, nahm den Kaisertitel an. Die größten Gefahren bereitete aber den lateinischen Kaisern das Reich, welches Theodor Laskaris in Kleinasien gründete und dessen Hauptstadt Nicäa war. Die Lateiner betrachteten und behandelten die Griechen als eine verächtliche und ketzerische Menschenklasse und machten ihnen dadurch das immer verhaßte fremde Joch unerträglich. In ihrer Verzweiflung wandten sich die Griechen an Johann I., König der Bulgaren, Wallachen und Kumanen. Dieser überschwemmte Thrazien mit seinen wilden Horden. In der Nähe von Adrianopel kam es zur Schlacht (1205), in welcher Kaiser Balduin gefangen genommen und der größere Theil seines kleinen Heeres aufgerieben wurde. Der alte Dandolo überlebte sie nicht lange. Er starb den 1. Juni 1205 zu Constantinopel. Des Kaisers Bruder Heinrich wurde zum Reichsverweser ernannt. Acht Monate lang verheerten die Kumanen die nördlichen Provinzen und überzeugten in deren Laufe die Griechen, daß ihre schlimmsten Feinde nicht die Lateiner seien. Im August 1206 schlug Heinrich die Kumanen. Der gefangene Kaiser Balduin mußte dafür büßen, indem er von dem Könige der Bulgaren zu Tode gemartert wurde. Sein Bruder Heinrich folgte ihm, gewählt von den Baronen, in der Kaiserwürde nach. Er behandelte die Griechen mit Menschlichkeit und milderte dadurch deren Widerwillen gegen die lateinische Herrschaft. Er nahm sie gegen den päbstlichen Legaten in Schutz und gewährte ihnen die freie Ausübung ihres Gottesdienstes. Der Tod nahm den gefährlichsten Feind der Lateiner, den Bulgarenkönig, Johann I., h weg (1207). Dessen Nachfolger schloß Frieden. Auch mit Theodor Laskaris von Nicäa kam (1214) ein solcher zu Stande. Michael Comnenus setzte jedoch, mit einer kleinen Unterbrechung (1209) den Krieg gegen die Lateiner unausgesetzt fort. Sein Halbbruder Theodor trat (1216) in seine Fußtapfen ein und breitete sich in Thessalien und Illyrien aus. Als Heinrich ihm entgegenzog, starb er zu Thessalonich im Sommer des gleichen Jahres. Nach den Begriffen des Mittelalters

stand dem Kaiser Heinrich der Gemahl seiner Schwester, Jolantha, Peter von Courtenay, Graf von Namür, am nächsten. Trotz seiner Armuth wurde er von den Baronen zum Kaiser erwählt. Die reichen Ritter des griechischen Landes sandten dem Kaiser ihrer Wahl nicht die Mittel zur Reise, zogen ihm mit keinem Heere entgegen und als er auf seiner Reise nach Constantinopel in die Gefangenschaft Theodor's, des Beherrschers von Epirus, fiel, bekümmerten sich weder die venetianischen Kaufleute, noch die fränkischen Ritter um ihn. Das oströmische Reich blieb thatsächlich fünf Jahre lang ohne Haupt. Die Venetianer setzten sich an den Küsten des schwarzen Meeres, in Kleinasien, Syrien und Egypten immer fester. Die lateinischen Ritter suchten nur jeder seine Besitzungen zu erweitern; endlich erhielten sie sichere Kunde von dem Tode ihres gefangenen Kaisers und wählten, nachdem dessen ältester Sohn die Ehre abgelehnt hatte, den zweiten, Robert, zum Kaiser. Erst im Jahre 1221 langte dieser in Griechenland an. Mittlerweile hatte Theodor Comnenus so große Fortschritte in Thessalien, Macedonien und Thracien gemacht, daß er seinen früheren Titel Despotes mit dem großartigeren eines Kaisers von Griechenland vertauschte (1222). Johann Vatazes, welcher seinem Schwiegervater Theodor Laskaris im Reiche Nicäa nachfolgte, machte dem lateinischen Reiche einen gefährlichen Krieg zur See und zu Land. Ohne Zweifel wäre damals schon die lateinische Herrschaft in Griechenland zu Grunde gegangen, wenn die zwei mächtigsten Feinde derselben, Theodor Comnenus und Johann Vatazes, nicht unter sich zerfallen wären. Kaiser Robert verstand es nicht, aus dem Zwiespalte seiner Gegner Vortheil zu ziehen. Er machte einem burgundischen Edelmanne seine Braut abspenstig. In seiner Wuth stürmte dieser den kaiserlichen Palast, schnitt seiner ehemaligen Geliebten Nase und Lippen ab, ertränkte ihre Mutter im Meere und der Kaiser besaß nicht die Kraft, diesen Schimpf zu rächen oder die Schuldigen zur Strafe zu ziehen. Verdrießlich über die traurige Rolle, welche er in Folge seiner, weder durch männliche Tapferkeit, noch durch Klugheit unterstützten, Sittenlosigkeit in Constantinopel spielte, reiste er nach Rom und starb bald darauf (1228), als der Pabst ihn auf seinen Posten zurückschickte. Nach den verkehrten Ansichten der damaligen Zeit wurde des Kaisers Peter dritter Sohn, der elfjährige Balduin, zum Kaiser ausgerufen. Der achtzigjährige Kaiser von Jerusalem, Graf Johann von Brienne, wurde ihm, mit dem Titel eines Kaisers, beigegeben (1229). Zwei Jahre vergingen, bevor der alte Kaiser Johann in Constantinopel erschien; zwei weitere Jahre verbrachte er in Unthätigkeit, denn er war nur auf dem Schlachtfelde zu gebrauchen. Im Jahre 1234 kamen die Feinde zur See und zu Land vor Constantinopel. Vatazes von Nicäa hatte sich mit dem Könige Asan von Bulgarien verbunden. Obgleich der Kaiser Johann nur hundert und sechzig Ritter zu seiner Verfügung hatte und die Feinde 100,000 Mann nebst einer Flotte von dreihundert Schiffen zählten, machte der alte Kämpe einen Ausfall und schlug die hundertfach überlegene Macht der Feinde. Im folgenden Jahre errang Johann einen zweiten Sieg. Bald darauf (1237) starb der Kaiser von Griechenland und König von Jerusalem im Gewande eines Franciscaners, welches er sterbend anlegte, um seines Eintritts im Paradiese sicher zu sein. Balduin II. war mittlerweile zum Manne herangereift. Er besaß aber mehr Neigung und Talent zum Betteln, als zum Regieren oder Kämpfen. Statt in Griechenland sein Reich zu verwalten und seine Feinde zu bekämpfen, reiste er an den Höfen der Könige des Abendlandes umher und nahm deren Mitleid in Anspruch. Von den fünfundzwanzig Jahren seiner Regierung brachte er über die Hälfte auf solchen herabwürdigenden Wanderungen zu. Zwei Jahre vergingen nach Johann's Tode, bevor Balduin II. in Griechenland eintraf. Er suchte sich die heidnischen Kumanen zu Freunden zu machen, indem er ihre blutigen Gebräuche

mitmachte, und verschmähte es nicht, mit dem Sultan von Iconium ein Bündniß zu schließen und ihm eine seiner Nichten für sein Harem zu versprechen. Die bedeutendste Leistung, welche ihm nachgerühmt wird, bestand aber in dem Verkaufe der Dornenkrone Christi, welchen er zu Stande brachte. In seiner Abwesenheit hatten sie die Barone von Romanien für 13,134 Goldstücke, im Werthe von etwa 75,000 Gulden rheinisch, verpfändet. Der Kaiser Balduin II. ließ das Pfand für beiläufig 3,500 Mark Silbers auslösen und erhielt dafür von dem Don Quirotte seiner Zeit, Ludwig IX. von Frankreich, 10,000 Mark Silbers. Barfuß und im Hemde nahm dieser Pfaffenknecht die angebliche Reliquie, die er für schweres Geld gekauft hatte, zu Paris in Empfang. Ermuthigt durch dieses gute Geschäft verkaufte Balduin II. dem König Ludwig die übrige Ausstattung seiner Kapelle: ein großes Stück des wahren Kreuzes, die Windeln Christi, die Lanze, den Schwamm und die Kette seiner Hinrichtung, den Stab Mosis und ein Stück vom Schädel Johannes des Täufers für 20,000 Mark Silbers. Doch alle diese Summen reichten nicht weit. Als die Reliquien nicht mehr Geld einbrachten, verpfändete er seinen ältesten Sohn Philipp den Venetianern für eine kleine Anleihe.

Während der Kaiser Balduin II. im Westen so traurige Geschäfte machte, wurden die Lateiner in Griechenland von allen Seiten mehr und mehr bedrängt. Vatazes vereinigte mit seinem Reiche von Nicäa den Staat Thessalonica. Die Grenzen seines Gebietes erstreckten sich vom Lande der Türken bis zum adriatischen Meere. Michael Paläologus, welcher sich zum Beherrscher des Reiches von Nicäa emporgeschwungen hatte, trieb die Lateiner aus ihren letzten Besitzungen in Thracien. Schon im Jahre 1260 stand er im Begriffe, Byzanz im Einverständniß mit einem verrätherischen Barone zu nehmen. Die Jämmerlichkeit des lateinischen Reiches in Griechenland wird am anschaulichsten in dem Leben, welches dessen Kaiser führte. Mit dem Holze der verlassenen Häuser Constantinopel's wurde im kaiserlichen Palaste während des Winters eingeheizt. Das Blei, welches sich noch in den Kirchen fand, wurde in Ermangelung von Silber und Gold eingeschmolzen, um damit die täglichen Bedürfnisse der kaiserlichen Tafel zu bestreiten. Ein Reich, welches seinen obersten Beamten nicht einmal die nothwendigsten Lebensbedürfnisse in anständiger Form zu bieten vermag, hat keine Lebenskraft. Was im Jahre 1260 dem Kaiser Michael mißlungen war, glückte im folgenden Jahre seinem Feldherrn. 800 Reiter, mit welchen Alexius Strategopulus über den Hellespont setzte, reichten hin, der Herrschaft der Lateiner in Griechenland ein Ende zu machen. Um diesen kleinen Kern schaarte sich schnell und ohne daß die in Constantinopel befehligenden Lateiner davon Kenntniß erhielten, ein Heer von 25,000 Mann: Griechen und Kumanen, welches die Eroberung Constantinopel's machte. Die tapfersten fränkischen Ritter waren in einer Richtung, dreißig Galeeren mit dem venetianischen Statthalter in einer anderen ausgerückt. Die unbewachten Mauern wurden von den Feinden erstiegen, ein alter Grieche führte einen Theil des griechischen Heeres durch unterirdische Gänge in sein Haus. Die Sieger wurden mit dem Rufe empfangen: Langes Leben und Sieg den erhabenen Kaisern der Römer Michael und Johannes. Michael hieß der glückliche Feldherr, welcher das Reich von Nicäa beherrschte, Johannes der unglückliche Sohn Theodor's und der Enkel Johann's Vatazes, welchen das Erbrecht auf den Thron von Nicäa gerufen hatte.

Balduin II., welcher besser gethan hätte, Reliquienkrämer, als Kaiser zu werden, eilte, als er diese Rufe vernahm, nicht in das Getümmel der Schlacht, sondern an die Ufer des Meeres. Venetianische Schiffe brachten ihn zuerst nach Euböa und von da nach Italien. Vergebens setzte er seine Bettelreisen jetzt wieder fort. Das Reich der Lateiner in Griechenland war untergegangen und lebte nicht wieder auf.

§. 27. Das Reich von Nicäa.

In jener Schreckensnacht, als die Lateiner in Constantinopel eingebrochen waren, suchte, nachdem der verrätherische Murzuflus entflohen, Theodor Laskaris, ein Schwiegersohn des Kaisers Alexius III., das fast verlorene griechische Reich noch zu retten. Er bot sich selbst an, das gefährlichste Amt, dasjenige des Kaisers, zu übernehmen, mußte aber, verlassen von allen Stützen des Reiches, nach wenigen Stunden schon selbst die Flucht ergreifen. Er setzte mit wenigen Getreuen nach Kleinasien über. Die Städte Nicäa, Prusa, Philadelphia, Smyrna und Ephesus öffneten ihm ihre Thore. Sein kleines Reich dehnte sich anfangs nur von den Ufern des Mäander bis zur Vorstadt von Nicomedien aus. Den bescheidenen Titel eines Herrn (Despotes) vertauschte Laskaris bald mit dem bedeutungsvollern eines Kaisers, und Nicäa, woselbst er sich niederließ, wurde bald der Sitz eines mächtigen Reiches. So lange Laskaris sich noch schwach fühlte, und er seine gefährlichsten Feinde in den Lateinern sah, nahm er keinen Anstand, sich mit dem Sultan von Iconium zu verbinden. Sein Gefolge, welches in den ersten Zeiten nach dem Falle Constantinopel's kaum 2000 Krieger zählte, vermehrte sich bald durch die muthigsten Söhne des griechischen Reiches, welche das Joch der Lateiner nicht tragen wollten. Theodor Laskaris vereinigte in sich die Gaben des Feldherrn und des Staatsmannes. Er war eben so schlau als tapfer, und verband unermüdliche Ausdauer mit rascher und kühner That. Er begann seine Laufbahn als ein Abenteurer und schloß sie als der Beherrscher eines fest begründeten Staates. Im Laufe von achtzehn Jahren (1204—1222) dehnte er sein Reich über einen großen Theil von Kleinasien aus. Zehn Jahre lang führte er mit den Lateinern einen furchtbaren Krieg. In Verbindung mit dem Könige Johann der Bulgaren brachte er ihre Herrschaft in Griechenland schon in ihren ersten Jahren an den Rand des Verderbens. Später verwickelte ihn sein Schwiegervater Alexius III. in einen Krieg mit dem Sultan von Iconium, wodurch Laskaris Gelegenheit erhielt, sein Gebiet auch gegen diesen zu erweitern. Der türkische Sultan wurde von ihm (1210) auf's Haupt geschlagen. Alexius fiel in die Gewalt seines Schwiegersohnes, welcher ihn bis zu seinem Tode in einem Kloster verwahren ließ. Nachdem Laskaris sich den Türken gegenüber den Rücken gedeckt hatte, konnte er mit um so größerem Nachdruck den Krieg gegen die Lateiner fortsetzen (bis zum Jahre 1214).

Gegen das Ende seines Lebens näherte er sich den lateinischen Kaisern Griechenland's an. Im Jahre 1220 nahm er in zweiter Ehe die Schwester Kaiser Robert's zur Gemahlin, bald darauf verlobte er ihm eine seiner Töchter. Der Gatte seiner ältesten Tochter und Nachfolger im Reiche, Johann Ducas Vatazes, stellte sich auf einen höheren und richtigeren Standpunkt. Er erkannte, daß die lateinische Herrschaft in Griechenland keinen Bestand haben könne, und daß das Reich von Nicäa nur im Kampfe mit den Lateinern Griechenland's einen großartigeren Aufschwung nehmen könne. Er zerriß die Bande der Familie, welche Theodor Laskaris mit Robert geschlossen hatte, baute sich in wenigen Jahren eine furchtbare Flotte, beunruhigte mit dieser die Küsten des lateinischen Reiches und eroberte mehrere Inseln und Küstenstädte desselben. Während des Krieges vernachlässigte Vatazes aber nicht die Künste des Friedens. Er ermuthigte den Ackerbau. Seine eigenen Besitzungen verwaltete er auf das trefflichste. Sie wurden unter seiner Leitung zu einem Fruchtgarten und einem Kornfelde, welches die Bewohner des Landes reichlich nährte und noch Ueberschuß zum auswärtigen Handel abwarf. Von dem Ertrage seiner Hühnerhöfe kaufte er seiner Gattin eine Krone von Diamanten und Perlen. Er sorgte für das Nothwendige und bekämpfte unnützen Luxus, namentlich den Gebrauch der kostbaren Seidenstoffe des Ostens und der

italienischen Gewebe. Mit den Mohammedanern hielt er Frieden. Bereitwillig kauften sie ihm seinen Ueberfluß an Vieh und Getraide ab.

Schnell hob sich unter dem Schutze eines umsichtigen Fürsten das, früher durch die Menschen vernachlässigte, von der Natur aber mit ihren schönsten Gaben ausgestattete Land. Von den Lateinern nahm Vatazes manche gute Einrichtungen, namentlich die Pairsgerichte und die Gesetze des Königreichs Jerusalem an, oder ließ sie, wo sie eingebürgert waren, bestehen. Im Mittelalter war übrigens Kirche und Staat so untrennbar mit dem Umsinn verbunden, daß auch wohlmeinende Fürsten, wie Vatazes, Abgeschmacktheiten kaum vermeiden konnten. So führte dieser umsichtige Kaiser neben vielen guten Gesetzen und Einrichtungen auch die Gottesgerichte in seinem Reiche ein, das sie vor der Zeit der Lateiner nicht gekannt hatte; wie er, ungeachtet seiner Sparsamkeit, seiner Frau eine Krone von Diamanten und Perlen kaufte. Während Vatazes den Lateinern in Griechenland den verderblichsten Krieg bereitete, zog er viele tapfere Abendländer, zum Theil selbst aus Griechenland, in seinen Dienst, indem er sie besser bezahlte, als den armen lateinischen Kaisern möglich war. Zweimal (in den Jahren 1234 und 1236) belagerte Vatazes Constantinopel. Es gelang ihm zwar nicht, die Stadt zu nehmen, allein er setzte sich in Thracien fest, eroberte ganz Macedonien und Thessalien und zwang den Beherrscher von Epirus, welcher den Kaisertitel angenommen hatte, diesen abzulegen und ihm zu huldigen. Das Reich von Johann Vatazes wurde unter seiner Herrschaft an Gebiet und Volkszahl bedeutender, als das lateinische jemals gewesen war.. In noch höherem Grade war es diesem aber an Ordnung und Wohlstand überlegen. Im Reiche von Nicäa war ein bestimmtes Streben, welches alle Bewohner gleichmäßig beseelte: die griechische Religion im Kampfe mit der römischen, das griechische Reich im Kampfe mit dem lateinischen herzustellen. In Nicäa fanden alle griechischen Patrioten Zuflucht und Beschäftigung, während ihnen unter der Herrschaft der lateinischen Kaiser nur Druck und Schmach zu Theil wurde.

Doch im Augenblicke, da das Reich von Nicäa die Kraft gewonnen hatte, der lateinischen Herrschaft durch einen einzigen kräftigen Schlag ein Ende zu bereiten, starb Johann Vatazes (1255). Sein Sohn und Nachfolger, Theodor Laskaris II., erntete zwar die Früchte der Thätigkeit seiner beiden Vorfahren, allein er hatte nicht deren ausgezeichnete Gaben geerbt. Grausam und jähzornig, herrisch und gewaltthätig, wie er war, konnten nur kriechende Sklaven, keine zuverlässige freie Menschen in seiner Umgebung leben. Den Logotheten Georg Acropolita, der es wagte, ihm zu widersprechen, ließ Theodor öffentlich prügeln, eine tugendhafte Frau aus der Familie der Paläologen, welche ihre Tochter dem Manne verweigerte, welchen der Kaiser derselben aufdrängen wollte, ließ er mit mehreren Katzen bis zum Halse in einen Sack stecken und die Thiere mit Nadeln stechen, um ihre Wuth gegen das Opfer seines Zornes zu reizen. Vergeblich bewirkte Theodor Laskaris II., daß seine Großen dreimal hintereinander beschworen, seinen letzten Willen vollziehen zu wollen. Georg Muzalo sollte diesem zufolge, in Gemeinschaft mit dem Patriarchen Arsenius, die vormundschaftliche Regierung für seinen neunjährigen Sohn führen. Die Familie Muzalo, welche sich bei Lebzeiten des Kaisers den Haß des Adels zugezogen hatte, wurde von diesem sogleich nach Theodor Laskaris II. Tode (1259) ermordet. Statt der von dem Kaiser ernannten Vormünder wurde Michael Paläologus zum Vormunde des jungen Königs Johannes ernannt. Michael hatte schon den Argwohn des Kaisers Johann Vatazes, in dessen Dienste er die abendländischen Söldner befehligte, rege gemacht. Während der Regierung Theodor's II. hatte sich Michael vom Hofe ferne gehal-

ten und unter den Türken gelebt, war jedoch gegen das Ende derselben zurückberufen worden und hatte sich durch kühne Waffenthaten hohen Ruhm erworben.

Michael Paläologus besaß mehr Selbstgefühl als Achtung vor dem Erbrechte. Ihm war sein Mündel Johannes ein lästiger und hemmender Genosse. Er duldete ihn neben sich, bis er die Nachricht erhielt, daß sein Feldherr, Alexius Strategopulus, siegreich in Constantinopel eingezogen sei. Diese Kunde beschleunigte das Schicksal des jungen Königs Johannes. Michael Paläologus ließ seinen Nebenbuhler in der Sophienkirche zu Constantinopel nicht zum Kaiser krönen, sondern behielt diese Ehre für sich allein (1261). Johannes wurde geblendet und in einem entfernten Schlosse gefangen gehalten. Zwar schleuderte der Patriarch Arsenius an der Spitze der griechischen Bischöffe den Bannstrahl gegen den Thronräuber, welcher sechs Jahre lang auf seinem Haupte ruhte, doch nach deren Ablauf wurde der Kaiser Michael in die Gemeinschaft der Gläubigen wieder aufgenommen und nur von ihm verlangt, er möge dem gefangenen Johann eine mildere Behandlung zu Theil werden lassen. So fiel das Haus der Laskaris. Die Missethat, welche der Vater Johann's an einer zur Familie der Paläologen gehörigen Frau verübt hatte, wurde an dem Sohne furchtbar durch Michael Paläologus gerächt.

Gewöhnlich ernten die Kinder die Früchte, welche ihre Eltern gepflanzt haben, diese seien bitter oder süß, giftig oder erfrischend.

§ 28. Trapezunt, Epirus und die übrigen Bruchstücke des griechischen Reiches.

Die Schwäche der Lateiner in Griechenland erhellt aus der Thatsache, daß sie, wenn auch Constantinopel und die Umgegend, doch nicht die entfernteren Provinzen in Besitz zu nehmen vermochten. Außer Theodor Laskaris I. behaupteten zwei andere griechische Fürsten, der eine im Osten, der andere im Westen des Reiches selbstständige Herrschaften. Zur Zeit des Kaisers Isaak Angelus floh die Gattin Manuel's, des Sohnes des Tyrannen Andronicus, mit ihren Kindern und Schätzen nach den Ufern des Phasis. Dort gründete dieser Zweig der Komnenen ein kleines Reich, welches die Kaiser aus dem Hause Angelus anfangs nicht beachteten und später nicht mehr unterdrücken konnten. Als Constantinopel von den Lateinern erobert wurde, stand Alexius, der Sohn Manuel's, an der Spitze dieser kleinen Herrschaft. Er hatte, als Mitglied der kaiserlichen Familie der Komnenen, immer die Titel Cäsar und Basileus (König) geführt und dadurch kund gethan, daß er sich als den rechtmäßigen Beherrscher des griechischen Reiches betrachte. Sein Staat erhielt eine erhöhte Bedeutung durch zahlreiche und angesehene griechische Flüchtlinge, welche bei ihm Schutz suchten. Alexius erhob Trapezunt zum Sitze seiner Regierung und dehnte sein Gebiet von den Ufern des Phasis bis nach Sinope längs der Küste des schwarzen Meeres aus. Dem Alexius folgte sein Schwiegersohn, Andronicus I., welcher gleichfalls der Familie der Komnenen angehörte, und den Beinamen Gidon führte. Von Seiten der lateinischen Kaiser von Griechenland wurden die Fürsten von Trapezunt nicht bedroht; um so gefährlicher waren ihnen die Mongolen und die Türken. Als der chowaresmische Sultan Dschelaleddin gegen den seldschukischen Sultan von Rum Krieg führte*) (1230), fochten die Truppen von Trapezunt im Heere des Ersteren. Mit Dschelaleddin erlitten auch die Trapezunter eine schwere Niederlage und vertauschten nach der Schlacht ihren früheren Oberherrn mit dessen Besieger, dem Sultan von Rum, dem sie später Heeresfolge leisten mußten. Die Macht der Kaiser von Trapezunt

*) S. §. 21 Seite 53.

kann nicht groß gewesen sein, da sie dem Sultan, dessen Oberherrlichkeit sie anerkannten, nur zweihundert Lanzen stellten. Uebrigens erhielt sich das Reich von Trapezunt seine Selbstständigkeit gegenüber den griechischen Kaisern bis zum endlichen Untergange des oströmischen Reiches. Es bestand bis zum Jahre 1461, in welchem Jahre der Kaiser David von dem türkischen Sultan, Mohammed II., geschlagen und nebst seinen Kindern getödtet wurde.

In innigerer Verbindung mit den Angelegenheiten Europa's stand diejenige Herrschaft, welche Michael, ein unehelicher Sohn aus dem Hause der Angelus, in Epirus, Aetolien und Thessalien gründete. Er war dem Markgrafen Bonifacius als Geisel übergeben worden, entfloh aus dessen Lager, ehelichte die Tochter des Statthalters von Durazzo und eröffnete allen unzufriedenen Griechen in jenen gebirgigen und von kriegerischen Stämmen bewohnten Gegenden eine erwünschte Zufluchtsstätte. Die Lateiner vermochten ebensowenig diesen, als ihre beiden anderen griechischen Feinde, in Nicäa und Trapezunt, zu unterwerfen. Zwar brachten sie Michael, im Jahre 1209, sehr in's Gedränge, er half sich jedoch dadurch, daß er dem lateinischen Kaiser huldigte. Doch schon im folgenden Jahre brach er den Frieden, überfiel plötzlich Gottfried von Villehardouin den Aelteren und hundert andere Ritter, ließ Gottfried an's Kreuz schlagen, die Anderen im Gefängnisse quälen und mißhandeln und fiel dann in das Gebiet der Lateiner ein. Durch die Gräuelthaten, welche Michael beging, machte er jede Annäherung der Lateiner an ihn unmöglich. Ununterbrochen dauerte der Krieg bis zu seinem Tode fort (1216). Sein Halbbruder Theodor folgte ihm in der Regierung nach. Dieser hatte sich unter Laskaris zu einem ausgezeichneten Kriegsmanne herangebildet und begonn seine Herrschaft mit glänzenden Eroberungen in Thessalien und Illyrien. Der Kaiser Heinrich, welcher ein seiner würdigen Gegner gewesen wäre, starb, bevor er mit Theodor zusammenstieß. Sein Nachfolger, Peter von Courtenay, ließ sich von den Venezianern verleiten, zu ihren Gunsten einen Angriff auf die Stadt Durazzo zu machen. Dieser mißglückte vollständig und als der Kaiser Peter darauf durch die Gebirge von Epirus seinen Weg nach Macedonien und Romanien einschlug, fand er die Pässe befestigt und wohl besetzt. Der Mundvorrath seines Heeres war bald aufgezehrt und die Zufuhren wurden ihm abgeschnitten. Theodor hielt den Kaiser durch trügerische Unterhandlungen hin, und nahm ihn später nebst dem päbstlichen Legaten bei einem Bankette gefangen. Die Truppen, welche Peter angeworben, lösten sich auf. Die Rüstungen eines Jahres und die Kosten, welche Peter mühsam zusammengebettelt und durch Verpfändung seiner Güter erlangt hatte, waren in nichts zerflossen. Die Drohungen des Pabstes bestimmten zwar Theodor, den Legaten frei zu geben. Doch der Kaiser Peter blieb bis zu seinem Tode in der Haft der Griechen. Der Pabst ließ sich sogar später durch die Freigebung des Legaten und das Versprechen Theodor's, er wolle ihm als seinem geistlichen Haupte gehorchen, bestimmen, die Venetianer und den König von Ungarn von Feindseligkeiten gegen den Beherrscher von Epirus abzumahnen. Mehr durch Treulosigkeit, als Muth gewann Theodor Angelus einen entscheidenden Sieg über die Lateiner, in dessen Folge er in das Königreich Thessalonica eindrang und bis nach Adrianopel vorrückte. Sein Uebermuth kannte jetzt keine Grenzen mehr. Er nahm den Kaisertitel an und gerieth dadurch in Streitigkeiten mit Johann Vatazes, welche ihm und seinem Reichegroßen Schaden brachten. Der Kaiser von Nicäa besetzte Thessalien und Macedonien, zwang den Theodor Angelus den Kaisertitel abzulegen und seine Oberherrlichkeit anzuerkennen. Theodor begnügte sich dann wieder mit dem Titel eines Herrn (Despotes) von Epirus, den er und sein Vorgänger geführt hatten. Auf die Grenzen von Epirus beschränkt und auf den Titel eines Herrn zurückgeführt, hörte Theodor Angelus auf, eine höhere Bedeutung

Provinz. Ihre Aufgabe besteht darin, die Beamten der Provinz zu leiten und zu überwachen, sowie die Provinz nach außen zu vertreten.

Jede Provinz hat ein Provinzialkollegium, das aus dem Oberpräsidenten als Vorsitzendem und aus zwei ständigen Räten besteht. Diese Räte sind Beamte mit richterlicher Befähigung, die ihr Amt auf Lebenszeit bekleiden.

Das Provinzialkollegium ist in zwei Abteilungen geteilt, die Abteilung für die allgemeine Verwaltung und die Abteilung für die Schulverwaltung. Die Abteilung für die allgemeine Verwaltung besteht aus dem Oberpräsidenten und den beiden ständigen Räten. Die Abteilung für die Schulverwaltung besteht aus dem Oberpräsidenten, den beiden ständigen Räten und zwei Schulräten. Jede Provinz besitzt also zwei Schulräte. Diese sind Beamte mit technischer Befähigung, die ihr Amt auf Lebenszeit bekleiden.

Die Provinzialkollegien sind Kollegialbehörden. Sie entscheiden also nicht durch einen Beamten, sondern durch Beschluß mehrerer Beamten. Sie sind Aufsichtsbehörden. Sie haben die Aufsicht über die Kreise, Städte und Landgemeinden. Sie sind Mittelbehörden. Sie stehen zwischen den Ministerien und den Kreisen, Städten und Landgemeinden. Sie sind Verwaltungsbehörden. Sie verwalten die Provinz.

Die Provinzialkollegien sind Behörden der unmittelbaren Staatsverwaltung. Sie sind also Behörden, die nicht von der Provinz gewählt sind, sondern vom Staate eingesetzt sind.

Die Provinzialkollegien sind Behörden der mittelbaren Staatsverwaltung. Sie sind also Behörden, die nicht vom Staate eingesetzt sind, sondern von der Provinz gewählt sind.

Die Provinzialkollegien sind Behörden der Selbstverwaltung. Sie sind also Behörden, die nicht vom Staate eingesetzt sind, sondern von der Provinz gewählt sind.

3. Die Verwaltungsorgane der preußischen Provinz.

Die Provinz hat einen Landtag und einen Landesausschuß. Der Landtag besteht aus Abgeordneten, die von den Kreistagen gewählt werden. Der Landtag wählt den Landesausschuß. Der Landesausschuß besteht aus dem Landeshauptmann als Vorsitzendem und aus sechs Beisitzern. Der Landeshauptmann ist Beamter. Er bekleidet sein Amt auf Lebenszeit. Die Beisitzer sind Ehrenbeamte. Sie bekleiden ihr Amt auf sechs Jahre.

Der Landtag und der Landesausschuß sind Kollegialbehörden. Sie entscheiden also nicht durch einen Beamten, sondern durch Beschluß mehrerer Beamten. Sie sind Aufsichtsbehörden. Sie haben die Aufsicht über die Kreise, Städte und Landgemeinden. Sie sind Mittelbehörden. Sie stehen zwischen den Ministerien und den Kreisen, Städten und Landgemeinden. Sie sind Verwaltungsbehörden. Sie verwalten die Provinz.

Der Landtag und der Landesausschuß sind Behörden der mittelbaren Staatsverwaltung. Sie sind also Behörden, die nicht vom Staate eingesetzt sind, sondern von der Provinz gewählt sind.

Der Landtag und der Landesausschuß sind Behörden der Selbstverwaltung. Sie sind also Behörden, die nicht vom Staate eingesetzt sind, sondern von der Provinz gewählt sind.

Kleinasien waren im Besitze der Kaiser von Nicäa, Epirus und Dalmatien, Aetolien und Thessalien wurden von griechischen Fürsten, welche sich Despotä nannten, beherrscht und in Trapezunt thronte der dritte Fürst, der sich den Titel eines oströmischen Kaisers beilegte. Die Venetianer behaupteten sich auf mehreren Inseln und in zahlreichen und mächtigen Küstenstädten. Der Verlust von Byzanz machte der Regierung der Lateiner auf der Insel Negroponte (Euböa), in Theben, Athen und im Peloponese noch kein Ende, so wenig als der Herrschaft der Venetianer in den von ihnen besetzten Orten. Was die Griechen durch Constantinopel in Europa gewannen, verloren sie doppelt und dreifach wieder in Kleinasien, woselbst die Türken sich mehr und mehr ausbreiteten, nachdem Nicäa aufgehört hatte, der Sitz des nach dieser Stadt benannten Reiches zu sein. Durch die Eroberung von Constantinopel, welche dem Kaiser Michael Paläologus gelungen war, wurden Erwartungen, Hoffnungen und Ansprüche rege gemacht, welche in keinem Verhältniß standen zu der eigentlichen Bedeutung des gewonnenen Sieges. Mit Constantinopel glaubten die Griechen die ganze alte Herrlichkeit ihres Reiches wieder erlangt zu haben. Die Schmach und der Druck der lateinischen Herrschaft hatte ihre Kräfte auf's Aeußerste gespannt. Ein halbes Jahrhundert hindurch hatten sie sich mit Mühe und Anstrengung emporgearbeitet und einen Sieg nach dem andern erkämpft. Auf die Anspannung der Vergangenheit folgte Abspannung. Die Griechen glaubten, nach langen Jahren der Mühseligkeit und der Noth auf ihren Lorbeeren ausruhen zu können. Statt den Sieg, der ihnen nur die Hoffnung auf die Wiederherstellung ihres Reiches eröffnete, als den Anfangspunkt eines großartigen Kampfes gegen ihre zahlreichen Feinde: Lateiner, Bulgaren und Türken zu betrachten, wiegten die Griechen sich in dem süßen Gedanken, an dem Ziele ihrer Wünsche angelangt zu sein.

Ein Reich besteht nicht blos aus Land und Leuten. Grundsätze, Ansichten, Sitten und Gewohnheiten sind für einen Staat nicht minder bedeutungsvoll, als sein Gebiet. Das griechische Reich hatte eine Vergangenheit von fünf Jahrhunderten, welche es den Lateinern in politischer und in religiöser Beziehung feindlich gegenüberstellte. Es besaß nicht genug Lebenskraft, um neue Grundsätze und Ansichten annehmen zu können. Es mußte entweder auf der alten Grundlage wiederhergestellt werden, oder untergehen.

Michael Paläologus war in früheren Zeiten ein tüchtiger Krieger gewesen. Als Kaiser hörte er auf, dieses zu sein. Zur Verwaltung eines Staates fehlten ihm alle Talente. Ein geistvoller und kräftiger Fürst würde Mühe gehabt haben, das Schiff des griechischen Staates in jener sturmbewegten Zeit an den Klippen und Sandbänken, die es bedrohten, unbeschädigt vorüber zu führen. Michael Paläologus brachte durch seinen grausamen, treulosen und dennoch schwankenden Charakter das griechische Reich in eine weit schlimmere Lage, als diejenige war, in welcher er das Reich von Nicäa angetreten hatte. Zwar vertrieb er die Franken aus mehreren Inseln des Archipelagus, namentlich aus Chios, Lesbos und Rhodus, aus dem östlichen Theile von Morea, von Argos bis zum Vorgebirge Tänarus. Dagegen überschwemmten die Türken die griechischen Besitzungen in Kleinasien. Am schimpflichsten für Michael und sein Reich waren aber die Verhandlungen, welche er mit dem Pabste pflog. Urban IV. ließ, uneingedenk des ursprünglichen Zweckes der Kreuzzüge, einen solchen gegen die schismatischen Griechen predigen. Er excommunirte deren Anhänger und Verbündete und forderte Ludwig IX. von Frankreich auf, zu Gunsten des verjagten lateinischen Kaisers von Griechenland, seines Verwandten, das Schwert zu ziehen. Statt dem drohenden Sturme mannhaft zu begegnen, gab Michael dem Pabste zuerst unbestimmte, und als sich der schlaue Priester durch diese nicht täuschen ließ, bestimmte Zusagen der Unterwerfung.

Die Bezeichnung dieser als Wappen bekannten Bildverbindungen ist nicht ganz sicher. Sie ist jedenfalls nicht alt. Sie kommt in Deutschland nicht vor dem 14. Jahrhundert vor, und auch da nur vereinzelt und in unsicherer Bedeutung. Allgemeiner wird sie erst im 15. Jahrhundert. Sie ist wohl aus dem Französischen entlehnt, wo sie schon im 12. Jahrhundert vorkommt. Dort bedeutet sie ursprünglich die Waffenbekleidung, die Rüstung, und dann auch die Bildverbindung, die auf dieser Waffenbekleidung angebracht ist. Diese Bedeutung ist auch in Deutschland die ursprüngliche. Wappen, Waffen, und nur allmählich auch Bildverbindung, Wappenbild, Wappenschild.

Die Bildverbindung im preußischen Wappen ist ein Adler. Er ist schwarz und hat goldene Fänge und goldenen Schnabel. Seine Zunge ist rot. Seine Flügel sind mit goldenen Halbmonden besetzt. Sie sind nach unten gerichtet. Der Adler ist gekrönt. Die Krone ist golden. Sie hat drei Zacken, die mit je einem Perlenknopf besetzt sind. Der Adler hat einen Nimbus. Er ist golden. Er ist mit einem Kreuz besetzt. Der Adler hat einen Schild

Constantinopel zu bedrohen, machte die sicilianische Vesper*) seiner Regierung in dieser Insel ein Ende und beschäftigte ihn in Italien so sehr, daß er den Gedanken an weitere Kriege aufgeben mußte. Michael Paläologus hatte die Erhebung der Sicilianer durch Geldspenden unterstützt. Er konnte sich nicht lange der Niederlage seines Feindes freuen, indem er im selben Jahre, beladen von den Flüchen zweier Kirchen, der lateinischen und der griechischen, seines Volkes und seiner eigenen Familie, starb (1282), ohne daß es ihm gelungen wäre, die Griechen zu romanisiren, oder die römischen Päbste von seinem guten Willen zu überzeugen.

Vierter Abschnitt.

Deutschland.

§. 30. Heinrich V.

Heinrich V. war eben so herrschsüchtig, als sein Vater. Nur die Herrschsucht konnte ihn bestimmen, so rücksichtslos und pflichtvergessen zu handeln, als er that. Doch besaß er weit mehr Umsicht, Ausdauer und Selbstbeherrschung, als Heinrich IV. Unbekümmert um päbstliche Bannflüche belehnte Heinrich V. mehrere Bischöffe mit Ring und Stab und setzte, gegen das Verbot des Pabstes, den gebannten Bischoff Udo von Hildesheim in sein Bisthum wieder ein. Den Grafen Robert von Flandern, welcher im päbstlichen Auftrage das Bisthum Cambrai besetzt hielt, zwang er, dieses herauszugeben. Polen, Böhmen und Ungarn, welche durch Thronstreitigkeiten zerrüttet waren, ließ er die Macht des deutschen Reiches fühlen. Im September 1110 brach Heinrich V. nach Italien auf. Mit einem Heere von 30,000 Mann konnte er zwar die Mauern von Novara brechen, und Arezzo zerstören, doch nicht die ihm gehässige Stimmung sämmtlicher Städte Oberitaliens verbessern. Die sonst üblichen Leistungen wurden ihm versagt und seine Befehle nur insoweit befolgt, als er ihnen durch seine Kriegsmacht Vollzug sicherte. Dem Pabste Paschalis II. setzte Heinrich V. nicht blos Waffengewalt, sondern auch Rechtskenntniß und Geschäftsgewandtheit entgegen. Geschreckt durch Heinrich's kriegerische Haltung und überzeugt, daß der König seine Rechte nicht aufgeben würde, versprach der Pabst die Güter, welche die Kirche von dem Könige zu Lehen trage, gänzlich aufzugeben. Heinrich V., welcher einsah, daß die Bischöffe niemals einwilligen würden, ihre königlichen Lehen aufzugeben, nahm das Anerbieten des Pabstes unter der Bedingung, daß er die Einwilligung der Bischöffe bewirken würde, an und versprach für diesen Fall, auf sein Recht der Belehnung (Investitur) Verzicht zu leisten. Als am Tage der Krönung der Pabst öffentlich kund that, daß er die dem Reiche gehörigen Güter der weltlichen Gewalt zurückgeben wolle, entstand ein furchtbares Getümmel. Die Bischöffe und auch die weltlichen Großen, welche einen ansehnlichen Theil ihres irdischen Vermögens verloren hätten und weit fester an irdischen Gütern, als an geistlichen Rechten hingen, setzten dem Pabste einen lauten Widerspruch entgegen. Heinrich V., welcher dies vorhergesehen hatte, erklärte den Vertrag für unausführbar und verlangte, daß mit der Krönung vorgeschritten werden solle.

*) S. unten §. 55.

Farbe weniger ist der Nachbar E. Ähnlich ist Adelgunde und Adolf und so ist es auch mit Ernst und Emil. Ähnlich ist Ernst und Adolf, aber nicht so ähnlich wie Adolf und Adelgunde. Ähnlich ist Emil und Adolf, aber nicht so ähnlich wie Ernst und Adolf. Ähnlich ist Ernst und Emil, aber nicht so ähnlich wie Ernst und Adelgunde. Ähnlich ist Emil und Adelgunde, aber nicht so ähnlich wie Emil und Adolf. Ähnlich ist Emil und Ernst, aber nicht so ähnlich wie Emil und Adelgunde. Ähnlich ist Ernst und Adelgunde, aber nicht so ähnlich wie Ernst und Adolf. Ähnlich ist Adolf und Adelgunde, aber nicht so ähnlich wie Adolf und Ernst. Ähnlich ist Adolf und Ernst, aber nicht so ähnlich wie Adolf und Emil. Ähnlich ist Adolf und Emil, aber nicht so ähnlich wie Adolf und Adelgunde. Ähnlich ist Adelgunde und Adolf, aber nicht so ähnlich wie Adelgunde und Ernst. Ähnlich ist Adelgunde und Ernst, aber nicht so ähnlich wie Adelgunde und Emil. Ähnlich ist Adelgunde und Emil, aber nicht so ähnlich wie Adelgunde und Adolf. Ähnlich ist Ernst und Adolf, aber nicht so ähnlich wie Ernst und Emil. Ähnlich ist Ernst und Emil, aber nicht so ähnlich wie Ernst

der Bischöffe in folgender Weise entschied: „Der Kaiser gibt die Belehnung mit Ring und Stab auf, gestattet freie Wahlen, welche in Gegenwart des Kaisers, jedoch ohne Bestechung oder Gewalt, geschehen können; der Erwählte wird von dem Kaiser vermittelst des Scepters belehnt und ist in Betreff der Krongüter dem Kaiser und Reich verpflichtet."

Die Päbste hatten sich von der untergeordneten Stellung römischer Bischöffe zu einer Macht emporgeschwungen, welche die gesammte christliche Kirche den weltlichen Herrschern gegenüber vertrat, und diesen schon aus dem Grunde überlegen, weil sie in einer einzigen Person vereinigt war, während die Gewalt der christlichen Kaiser und Könige in viele Theile zerfiel. Es gelang zwar den Päbsten nicht, die weltliche Gewalt sich vollständig unterzuordnen, allein da sie jedem einzelnen Kaiser uud König die gesammte Macht der Kirche entgegensetzen konnten, hatte jeder weltliche Fürst ihnen gegenüber eine sehr schwierige Stellung.

Heinrich V. überlebte den Abschluß dieses Friedens nicht lange. Er starb im vierundvierzigsten Jahre seines Lebens ohne Erben (1125). Mit ihm erlosch das fränkische Kaiserhaus, welches einhundert und ein Jahr über Deutschland geherrscht hatte. Es gelang den vier Kaisern dieses Hauses nicht, die königliche Macht auf den Trümmern der Gewalt des Adels und der Geistlichkeit zu befestigen und zu kräftigen. Im Gegentheile waren die kleineren Lehen, die Grafschaften und Herzogthümer, erblich geworden, während die königliche Macht von der Wahl der Fürsten abhängig blieb. Der Kampf zwischen Monarchie und Aristokratie, zwischen weltlicher und geistlicher Gewalt endigte in Deutschland zum Nachtheil des Königthums. Er hatte mannichfaltige rechtliche Untersuchungen in seinem Gefolge, welche die herrschende Finsterniß einigermaßen erleuchteten. Allerdings war die von den Päbsten vertretene Ideenwelt voll von Lug und Trug, doch müssen wir es als einen Gewinn betrachten, daß die rohe Gewalt des Schwertes durch den Kampf mit den Vertretern der Religion gebrochen wurde. Die drei gefährlichsten Feinde der Menschheit: das Pfaffenthum, der Adel und das Königthum, schwächten sich gegenseitig und machten es den unterdrückten Völkern möglich, das auf ihnen ruhende Joch zu lockern. Das Wormser Concordat und der Tod Heinrich's V. schloß den Streit eines Jahrhunderts auf eine Zeit lang ab. Die Verfassung Deutschland's befestigte sich und mit ihr der Besitzstand aller Klassen des Volkes. Die meisten deutschen Fürstenhäuser unserer Zeit wurden während der Herrschaft der fränkischen Kaiser gegründet. Der Nutzen gelehrter Kenntnisse hatte sich während der Streitigkeiten dieser Herrscher so klar herausgestellt, daß die Gewalthaber sich Mühe gaben, gelehrte Männer in ihre Dienste zu bekommen. Die Wissenschaften, welche früher ihren Jüngern nur wenig Gewinn gebracht hatten, fingen an, Geld und Ehren in Aussicht zu stellen. Die gelehrten Schulen wurden zahlreicher besucht und auch Diejenigen, welche dazu keine Neigung trugen, bemühten sich, aus zweiter und dritter Hand einige Kenntnisse zu sammeln. Die Ritter sahen ein, daß mit dem Schwerte nicht Alles erobert werden könne und bemühten sich, ihre Abhängigkeit von Rathgebern durch nützliche Kenntnisse zu verringern. Selbst die Mönche, welche vom Aberglauben der Massen lebten, mußten sich mehr wie früher mit den Wissenschaften beschäftigen, um nicht hinter dem Geiste ihrer Zeit zurückzubleiben. Der Stillstand, der schlimmste Feind menschlicher Entwickelung, wurde durch die Kämpfe zwischen Pabstthum und Kaiserthum besiegt. Auch die blutigsten und verheerendsten Kriege führen, früher oder später, zu besseren Zuständen; doch die Zeit des Stillstandes ist verloren und bereitet die Verwesung vor. Darum förderten die Streitigkeiten zwischen geistlichem und weltlichem Despotismus, ungeachtet aller Schandthaten, welche in ihrem Gefolge waren, dennoch die Entwickelung des Menschengeschlechts.

§. 31. Lothar II. von Sachsen.

Die kräftigsten Stützen Heinrich's V. waren die Söhne seiner Schwester Agnes, Friedrich und Konrad von Hohenstaufen, gewesen. Den Herzog Konrad hatte Heinrich zum Markgraf von Tuscien und zum Herzog von Ravenna ernannt. Vor seinem Tode empfahl er beide seiner Gemahlin, welche die Reichskleinodien in Verwahrung hatte. Der Wunsch des sterbenden Kaisers war unzweifelhaft, daß ihm einer dieser seiner beiden Neffen in der Königswürde nachfolgen möchte. Der hartnäckigste der Gegner Heinrich's V. war der Herzog Lothar II. von Sachsen, Graf von Supplingenburg, gewesen. Zwar hatte sich dieser dem Könige im Jahre 1114 zu Mainz, im Gewande eines Büßenden, unterworfen, allein schon im folgenden Jahre an dem Aufstande der sächsischen Bischöffe und Großen gegen Heinrich V. Theil genommen. Das Verhältniß zwischen dem Kaiser und dem Herzoge Lothar wurde dadurch besonders bitter, daß dieser Heinrich V. das Herzogthum Sachsen verdankte, dessen Verleihung eine der ersten Regierungshandlungen des Kaisers gewesen war. So lange Heinrich lebte, hatte er von dieser Zeit an in dem neugeschaffenen Herzog seinen gefährlichsten Gegner gefunden. Nach seinem Tode wurde Lothar den beiden hohenstaufischen Brüdern vorgezogen und auf dem Reichstage zu Mainz zum Könige von Deutschland erwählt.

Die Herrscher des fränkischen Hauses waren, wenn auch mit verschiedenen Anlagen und Erfolgen, bemüht gewesen, die königlichen Rechte im Kampfe mit den Päbsten zu erhalten. Nach einem hundertjährigen Kampfe war ein Theil derselben in dem Wormser Concordat von den Päbsten anerkannt worden. Lothar gab diese Rechte unbedenklich auf, um seine Wahl durchzusetzen. Das Wormser Concordat wurde in seinen wesentlichen Bestimmungen umgestoßen, indem Lothar zugestand, daß die kirchlichen Wahlen durch die Anwesenheit des Kaisers nicht beschränkt werden, die Belehnung der Prälaten und Bischöffe mit dem Scepter *nach*, statt *vor* der Weihe folgen und daß der Belehnte den Lehenseid „*mit Vorbehalt seiner kirchlichen Verhältnisse*" leisten sollte.

Schimpflich, wie der Anfang seiner Herrschaft, war die ganze Zeit derselben. Friedrich von Hohenstaufen erkannte Lothar II. als König an, obgleich dieser durch schmachvolle Versprechungen seine Wahl erkauft und durch niedrige Ränke sie durchgesetzt hatte. Heinrich V. hatte ihn durch Verleihung des Herzogthums Sachsen groß gemacht. Lothar II. arbeitete mit aller Macht daran, dessen Neffen, die beiden Hohenstaufen, zu Grunde zu richten. Seinen Freunden und Anhängern ließ Lothar alle Lehen, in deren Besitze sie sich fanden. Den hohenstaufischen Brüdern muthete er dagegen zu, die Reichsgüter zurückzugeben, welche das fränkische Kaiserhaus mit seinen Familiengütern vereinigt hatte. Diese Zumuthung widersprach den Ansichten der Unbefangenen, welche durch den dünnen Schleier des Rechtes die wirklichen Absichten Lothar's wohl erkannten. Hochburgund, welches nach dem Tode des Grafen Wilhelm's III. heimgefallen war, verlieh der König dem Herzoge Konrad von Zähringen, der aber nur den diesseits des Jura gelegenen Theil dieses Landes in Besitz nehmen konnte, indem der Graf Rainald von Chalons den jenseitigen an sich gerissen hatte. Das welfische Haus verband sich Lothar II., indem er dem Herzoge Heinrich von Baiern das Herzogthum Sachsen und seine einzige Tochter, Gertraud, verlieh. Die Hohenstaufen waren auf diese Weise im Osten, Süden und Norden von feindlichen Geschlechtern umgeben, verloren jedoch nicht den Muth. Konrad, welcher, durch eine Mondsfinsterniß erschreckt, das Kreuz genommen hatte, kehrte zu guter Stunde aus dem Osten zurück. Ein zehnjähriger Krieg, dessen Schuld ausschließlich auf dem Könige Lothar II. lastet, war die Folge seiner gehässigen Bestrebungen. Es gelang ihm so wenig, als seinen Vorgängern des

fränkischen Hauses, die Macht der Fürsten zu erdrücken. Er vertauschte nur die Rolle, indem er aus einem aufständischen Herzog ein übermüthiger König wurde. Am 30. September 1135 wurde zwischen Lothar II. und den beiden Hohenstaufen Friede geschlossen. Beide Brüder übergaben zum Scheine ihre fränkischen Besitzungen und empfingen sie aus den Händen des Königs als Lehen wieder. Konrad, welcher sich die Krone von Italien auf's Haupt gesetzt hatte, verzichtete auf einen Titel, den er ohnedies nicht behaupten konnte. Die Folge des zehnjährigen Kampfes war der Verlust vieler Menschenleben, die Verwüstung von Städten und Dörfern und die Schwächung der deutschen Nation gegenüber ihren auswärtigen Feinden.

In Italien waren die kleineren Städte Novara, Pavia, Piacenza und Brescia mit den Städten Mailand und Parma, welche den Herzog Konrad von Hohenstaufen unter dem Namen eines Königs von Italien zu ihren Zwecken gebrauchten, zerfallen. Sie riefen den König Lothar II. um Hülfe an. In Rom herrschte gleichfalls Zwietracht. Beim Tode des Pabstes Honorius II. (1130) erhielt Anaclet II. die meisten Stimmen. Innocenz II., dem die geringere Zahl zu Theil geworden war, wurde nichtsdestoweniger von den Königen Frankreich's und Deutschland's anerkannt, während Anaclet II. von dem Könige Roger von Sicilien unterstützt wurde. Es ist in der That schwer, die vielen streitigen Pabstwahlen mit der katholischen Glaubensansicht, daß der „heilige Geist" den Wählern den Stellvertreter Christi namhaft mache, in Uebereinstimmung zu bringen. Entweder muß der „heilige Geist" seines Amtes sehr mangelhaft warten, oder ist dieser Glaubenssatz der „unfehlbaren" Kirche irrig. Anaclet II. war im Besitze der Krönungskirche. Innocenz II. salbte Lothar II. in der Cathedrale Constantin's (1133). Der Kaiser vermochte nicht, ganz Rom zu gewinnen und zog sich bald nach Oberitalien zurück. Innocenz II. wurde kurz darauf aus Rom vertrieben und in Unteritalien wurden die Vasallen des deutschen Reiches von Roger II. verjagt. Auch in Italien benahm sich Lothar II. erbärmlich. Er würdigte sich zu Innocenz' II. Dienstmann herab, und gab zu, daß die Güter der Gräfin Mathilde von Tuscien nach seines und seines Schwiegersohns Heinrich unbeerbtem Tode an die römische Kirche zurückfallen sollten. Heinrich IV. hatte sich selbst geschändet, als er im Schloßhofe von Canossa vor Gregor VII. Buße that. Lothar schändete sich und das deutsche Reich, indem er die Stelle des Lehensherrn mit derjenigen des Vasallen, die Würde des Kaisers mit der untergeordneten Stellung eines Dienstmannes vertauschte.

Es mochte der Eitelkeit Lothar's schmeicheln, daß die Könige von Dänemark und Ungarn ihm huldigten und der Herzog von Polen ihm den seit zwölf Jahren rückständigen Tribut zahlte. Für Deutschland waren diese Huldigungen von keiner Bedeutung. Sie bewiesen nur den traurigen Zustand jener drei Reiche zur damaligen Zeit.

Im Jahre 1136 führte Lothar II. eine weit bedeutendere Kriegsmacht, als zuvor, nach Italien und vertrieb Roger aus Unteritalien. Kaum war er aber nach Deutschland zurückgekehrt, so erneuerte Roger den Krieg in Apulien und der Pabst Innocenz nahm die Lehensherrlichkeit über dieses Land in Anspruch. In feiger Unterwürfigkeit gegen das päbstliche Ansehen ließ sich auch in Betreff Apulien's, wie früher wegen Tuscien's (der Güter der Gräfin Mathilde), Lothar II. aus der Stelle des Lehensherrn in diejenige des Lehensmannes herabdrücken. Er stellte sich auf gleiche Stufe mit dem Fürsten Rainulf von Aversa und empfing gemeinschaftlich mit diesem die Belehnung. Verspottet und verhöhnt von den Italienern trat Lothar seine Rückreise nach Deutschland an, auf welcher er starb (am 3. Dezember 1137).

§. 32. Konrad III. von Hohenstaufen.

Als Lothar II. starb, war in Deutschland das aristokratische Element schon so vorherrschend, daß man sich nicht beeilte, den Königsthron zu besetzen, und als auf Pfingsten des folgenden Jahres (1138) die Fürsten zur Wahl zusammentraten, war es nicht der mächtigste unter ihnen, Heinrich der Stolze, das Haupt des welfischen Hauses und der Bewahrer der Reichskleinodien, welcher erkoren wurde, sondern Konrad von Hohenstaufen. Zum ersten Male traten sich bei dieser Gelegenheit die Häuser der Hohenstaufen und der Welfen feindlich gegenüber. Anfangs wollte sich Heinrich der Stolze die Wahl Konrad's nicht gefallen lassen, doch erkannte er bald, daß er besser thue, seinen Groll zu verheimlichen. Er unterwarf sich in der Hoffnung, bald Rache nehmen zu können.

Der Kampf, welchen das Haus der Hohenstaufen mehr als ein Jahrhundert hindurch mit den Welfen und mit den Päbsten führte, ist von so hoher Bedeutung, weil in den drei Hauptpersonen des Kampfes die drei vorherrschenden Richtungen des Mittelalters: Monarchie, Aristokratie und Geistlichkeit in den bestimmtesten Umrissen anschaulich werden. Die Hohenstaufen strebten darnach, die Einherrschaft von den ihr durch die Geistlichkeit und dem Adel gesetzten Schranken zu befreien. Hätten die Welfen die deutsche Königskrone erlangt, so würden sie ohne Zweifel nach demselben Ziele gestrebt haben. Da sie aber das Königthum nicht errangen, wurden sie dessen Gegner und kämpften mit aller Macht, es zu schwächen. Ja, als der Welfe Otto IV. die deutsche Kaiserkrone erhielt, zerfiel er bald mit seinen früheren Verbündeten und focht, wie früher für die Vorrechte des Adels, so für diejenigen des Königsthums. Die Welfen konnten nur als Gegner, nicht als Freunde der Hohenstaufen eine bedeutende Rolle spielen. Als Freunde der deutschen Könige wären sie Unterhanen geworden. Als Feinde derselben wurden sie Parteihäupter. Sie stellten sich an die Spitze des Adels und verbanden sich mit den Päbsten gegen das Königthum. Päbste, Könige und Herzoge verfolgten alle, wenn auch mit verschiedenen Mitteln und auf verschiedenen Wegen ein und dasselbe Ziel: dasjenige, welches ihnen ihre Herrschsucht anwies. Religiöse und politische Grundsätze wurden auf allen Seiten nur insofern anerkannt, als sie die Bestrebungen der Herrscher förderten und verworfen, insofern sie dieselben hemmten. Bannflüche, Gesetze, Aufstände wechselten ab mit Umarmungen, Friedensschlüssen und Waffenstillständen, je nachdem die Verhältnisse des Augenblicks sich änderten. Wer es verstand, die herrschenden Vorurtheile am besten auszubeuten, war des Sieges gewiß. Von einer vernunftgemäßen Staatsregierung war im Mittelalter ebensowenig die Rede, als von einer vernunftgemäßen Religion. Alle Machthaber befanden sich wohl dabei, wenn diejenigen Vorurtheile, auf welche sich ihre Gewalt stützte, befestigt und ausgebreitet wurden. Waren die verschiedenen Gewaltträger miteinander in Frieden, so beschützte jeder den, seinen Verbündeten günstigen Aberglauben, waren sie miteinander im Kriege, so gewährten sie ihren Untergebenen die Freiheit, ihre Feinde anzugreifen. Deutschland besaß keinen Alfred den Großen. Auch unter den Hohenstaufen befand sich kein Fürst, welcher über seiner Zeit gestanden und für künftige Geschlechter segensreich gewirkt hätte.

Herzog Konrad von Franken, welcher, am 22. Februar 1138, zum deutschen Kaiser gewählt und am 6. März gekrönt wurde, war der Bruder jenes Friedrich, welcher bei der Wahl Lothar's II. von Sachsen ein ähnliches Schicksal hatte, als Heinrich der Stolze bei der Wahl Konrad's. Das Haus der Hohenstaufen gehörte nicht zu den alten und berühmten Adelsgeschlechtern der damaligen Zeit. Der erste Hohenstaufe, den die Geschichte kennt, war Ritter Friedrich von

Staufen, Herr zu Hohenstaufen, der sich in der Schlacht bei Merseburg, welche Kaiser Heinrich IV. gegen Rudolph von Schwaben schlug (1078), unter den Augen des Kaisers so sehr hervorthat, daß ihn dieser mit dem Herzogthum Schwaben belehnte und zu seinem Eidame erhob. Ihm gebar seine Gattin Agnes zwei Söhne, Friedrich und Konrad. Der erste folgte seinem Vater in Schwaben nach, Konrad erhielt von seinem Oheim, Heinrich V., das neu errichtete Herzogthum Franken.*)

Weit älter war das Fürstengeschlecht der Welfen. Schon im neunten Jahrhundert, zur Zeit Karl's I., machte es sich bemerklich. Während der Herrschaft der fränkischen Könige war die Familie der Welfen in zwei Linien getheilt. Azzo, aus dem italienischen Hause Este, (gestorben 1097), ehelichte die welfische Erbtochter Kunigunde. Sein Sohn Welf I. erhielt das Herzogthum Baiern und vereinigte in seiner Person die Güter der beiden welfischen Linien. Welf's I. ältester Sohn, Heinrich der Schwarze, erheirathete durch Wulfhilde, die Erbtochter des Herzogs Magnus von Sachsen, dessen bedeutende Güter. Heinrich der Stolze, des Schwarzen Sohn, ehelichte die Tochter des Kaisers Lothar II., Gertraud, und erhielt von diesem zu allen seinen Besitzungen noch das Herzogthum Sachsen. Es läßt sich denken, daß Heinrich zu der größten Hausmacht, welche er unter allen Fürsten Deutschland's besaß, auch den höchsten Titel zu erhalten wünschte und daß der Vorzug, welchen die Fürsten dem Hohenstaufen gaben, seinen Stolz verletzte. Die Wahl Konrad's war in der That keine ordnungsmäßige. Sie fand nicht auf dem anberaumten Wahltage, sondern mehrere Monate zuvor auf einer Versammlung statt, welche die rheinischen Fürsten zu Coblenz abhielten. Der päbstliche Legat war dabei besonders thätig, weil er den Welf für einen Rom gefährlicheren Fürsten hielt, als den Hohenstaufen. Auf dem Reichstage zu Bamberg wurde die Vorwahl förmlich bestätigt. Der Krieg gegen die Hohenstaufen war von Lothar II. unter dem Vorwande, daß die heimgefallenen Reichslehen zurückgegeben werden müßten, begonnen worden.**) Er wurde jetzt gegen Welf dadurch eingeleitet, daß man die Frage anregte: ob ein Fürst nach der Verfassung zwei Herzogthümer zugleich besitzen könne? Auf dem Reichstage zu Augsburg sollte sie entschieden werden. Herzog Heinrich erschien mit zahlreichem Gefolge am Lech und jagte dem Kaiser Konrad III. einen solchen Schrecken ein, daß er noch in der Nacht die Stadt verließ, und sobald er in Würzburg ankam, die Acht über Heinrich den Stolzen aussprach. Das Herzogthum Sachsen verlieh er dem Markgrafen Albrecht, dem Bären. Der Krieg begann und diente Konrad III. zum Vorwande, dem Welfen auch sein Herzogthum Baiern abzusprechen, welches er seinem Halbbruder, dem Markgrafen Leopold von Oesterreich, ertheilte. Heinrich der Stolze starb (1139) und hinterließ einen zehnjährigen Sohn, welcher später unter dem Namen Heinrich der Löwe bekannt wurde. Der Krieg hörte darum nicht auf, indem Heinrich's Mutter und Großmutter den Muth ihrer Freunde und Anhänger nicht sinken ließen. Es war im Dezember des Jahres 1140, daß Kaiser Konrad III. die welfische Stadt Weinsberg belagerte. Hier erschallte zuerst der Schlachtruf: „Hie Welf!" „Hie Waiblingen!" welcher später Jahrhunderte lang den Völkern Verderben brachte. Waiblingen, welches den Hohenstaufen gehörte, wurde im Munde der Italiener zu der Parteibezeichnung der Gibellinen. Damals war es auch, daß sich jener Vorfall begab, welchem das Städtchen Weinsberg seine Berühmtheit und seine Burg den Namen Weibertreue verdankt. Nach dem Tode des Herzogs Leopold verlieh Kaiser Konrad das Herzogthum Baiern an dessen Bruder, Heinrich Jasomirgott, welcher Heinrich's des Stolzen Wittwe, Gertraud, zur Gemahlin nahm. Heinrich's des Löwen Oheim,

*) Siehe §. 30 Seite 84.
**) Siehe §. 31 Seite 87.

Welf VI., setzte jedoch den Krieg in Baiern fort. Albrecht der Bär wurde von den Sachsen niemals als Herzog anerkannt und entsagte später förmlich dieser Würde.

Durch diese Kämpfe wurde die Thätigkeit des Kaisers fast ausschließlich in Anspruch genommen. In Italien bekümmerte sich Niemand um den deutschen König. Konrad hatte keine Lust, einen Römerzug zu wagen. Dagegen ließ er sich durch Bernhard von Clairvaux bereden, einen Kreuzzug nach Palästina zu unternehmen, zu dem er sich verpflichtete, indem er ihn mit den Worten unterbrach, „er erkenne die Wohlthaten Gottes und wolle nicht länger undankbar sein." Diese angebliche Erkenntniß der Wohlthaten Gottes hatte zur Folge, daß mehr als 100,000 Menschen, die sich der Führung Konrad's III. anvertrauten, elend um's Leben kamen, ohne daß eine irgend bedeutende Streitmacht nach Palästina gelangt wäre. Der Kaiser brachte auch nicht eine einzige Niederlage den Mohammedanern bei, eroberte weder Jerusalem, noch Damascus und kam geschwächt an Körper und Geist mit kleinem Gefolge in sein deutsches Reich zurück (1148).

Während Kaiser Konrad an der Spitze der Krieger des südwestlichen Deutschland's nach Palästina gezogen war, hatten die Nordostdeutschen gegen die heidnischen Slaven eine Kreuzfahrt unternommen. Gezwungen durch die Uebermacht versprachen diese, die von ihnen gemachten Gefangenen auszuliefern und das Christenthum anzunehmen. Nach dem Abzuge des Kreuzheeres kehrten sie aber bald zu ihren alten Gewohnheiten zurück.

Die Deutschen des Nordwestens zahlten dem herrschenden Aberglauben ihren Tribut, indem sie auf ihrer Fahrt nach Palästina den Christen halfen, Lissabon den Arabern abzunehmen.

In Konrad's Abwesenheit hatten Fehden, Räubereien und Mordthaten furchtbar überhand genommen.

Welf VI., welcher zugleich mit dem Kaiser in Palästina gewesen, vor diesem nach Deutschland zurückgekehrt war, und unterwegs mit dem Könige Roger von Sicilien und dem Pabste Eugen III. geheime Einverständnisse gepflogen hatte, begann den Krieg von neuem (1150), als Konrad krank zu Speier lag. Unter Vermittlung des Herzogs Friedrich von Schwaben kam endlich ein Abkommen mit Welf VI. zu Stande, indem dieser gegen Verleihung einiger Reichslehen auf das Herzogthum Baiern Verzicht leistete. Nun aber erhob dessen Neffe, Heinrich von Sachsen, Ansprüche auf Baiern. Bevor diese erledigt wurden, starb Konrad III. am 15. Februar 1152. Er hinterließ einen Sohn, welcher erst sieben Jahre zählte, und übergab vor seinem Tode die Reichskleinodien seinem Neffen, dem Herzog Friedrich von Schwaben.

§. 33. Friedrich I., Rothbart.

Schon am siebenzehnten Tage nach dem Tode Konrad's wurde Friedrich, sein Neffe, einstimmig zum Kaiser gewählt. Er war unstreitig einer der kräftigsten deutschen Herrscher. Während er lebte, waren die drei Theile der alten Welt seines Ruhmes voll, und nach seinem Tode beschäftigten sich deutsche Dichter und Patrioten viel und gern mit dem Kaiser, der ihnen die Größe und die Machtfülle der deutschen Nation mehr, als irgend ein anderer, anschaulich machte. Ja, sieben Jahrhunderte nach seinem Tode denken noch manche Schwärmer des Kaisers Rothbart mit Wehmuth und hoffen die Wiederherstellung deutscher Größe von einem Manne seiner Art und von Verhältnissen, wie sie zu seiner Zeit bestanden.

Friedrich I. war ein tapferer Krieger, ein ausgezeichneter Feldherr, ein schlauer Staatsmann, ein kräftiger, arbeitsamer und unermüdlicher Mensch. Allein er war nicht über seine Zeit erhaben. Er theilte alle Vorurtheile, alle Leidenschaften und

den ganzen Aberglauben des zwölften Jahrhunderts. Die Beweggründe, die ihn leiteten, waren die Herrschsucht, die Habsucht und der Ehrgeiz und die Schranken, welche diesen Trieben entgegenstanden, gingen nicht hervor aus seinem Sinne für Gerechtigkeit und seiner Liebe zur Menschheit oder zu den von ihm beherrschten Völkern, sondern theils aus der Macht der äußeren Verhältnisse, die er anerkennen mußte, theils aus der Erkenntniß, daß er nicht die Kraft besitze, sie zu überwältigen.

Das Muster, welches ihm vorschwebte, war Karl I. Indem er diesen heilig sprechen ließ, gab er zu erkennen, daß der Charakter des Mannes, in welchem die Rohheit des Kriegers der Schlauheit des Staatsmannes den Rang streitig machte, das Ideal seiner Seele war. In seiner Familie, in seinen Beziehungen zum deutschen Volke, zur Kirche und zum Auslande waren seine Beweggründe immer dieselben. Er opferte unbedenklich seine erste Gattin dem burgundischen Erbe auf, das ihm die zweite zubrachte. Er setzte die Wohlfahrt Deutschland's auf's Spiel, um seine Herrschaft über ganz Italien auszudehnen. Er führte den freiesten und edelsten Mann seiner Zeit, Arnold von Brescia, auf die Schlachtbank, um dem Pabste zu gefallen, und nahm in seinen alten Tagen noch das Kreuz, um für den Vorkämpfer der katholischen Kirche zu gelten.

Als Friedrich zum deutschen Kaiser gewählt wurde, war er dreißig Jahre alt. Bevor er so hoch gestiegen, hatte er sich mit Adela von Vohburg vermählt. Doch seine Herrschsucht war stärker, als seine eheliche Treue. Die Gattin, welche dem Jüngling lieb gewesen war, genügte dem Manne nicht mehr. Adela von Vohburg, welche seine weniger glänzende Lage getheilt hatte, wurde entfernt, weil sie seinen hochstrebenden Plänen im Wege stand. Er ehelichte die Erbtochter des Grafen Rainald von Hochburgund, Beatrix, (im Mai 1156) und wurde durch sie der reichste Grundbesitzer in Burgund. Die Herrschaft der Beatrix reichte von Basel bis an die Isere und hieß die Freigrafschaft, weil sie keinem Herzoge unterworfen war. Beatrix gab ihrem Gemahle fünf Söhne, für deren Versorgung der Vater ganz besonders thätig war. Seinen ältesten Sohn, Heinrich, ließ Friedrich I. frühzeitig zum Könige der Deutschen wählen. Ihm, dem einundzwanzig-jährigen Jüngling, gab er die einunddreißig-jährige Tochter des Königs Roger von Sicilien, Constanze, zur Gattin, welche ihrem Gemahle eine mit dem Wohle Deutschland's durchaus unvereinbarliche Zukunft bereitete. Dem zweiten Sohne, Friedrich, verlieh der Kaiser das Herzogthum Schwaben; dem dritten, Konrad, die fränkischen Grafschaften und Rotenburg; dem vierten Burgund; den fünften, Philipp, bestimmte er zum Pfaffen, ohne vorauszusehen, daß ein Jahrhundert genügen würde, alle seine Nachkommen zu vertilgen. Uebrigens brach Philipp später das ihm auferlegte Joch des Cölibates, indem er (1195) Irene, die Tochter des oströmischen Kaisers Isaak Angelus, und Wittwe Roger's, des ältesten Sohnes Tancred's, von Sicilien, ehelichte.

Den bitteren Groll Heinrich's des Löwen zog Friedrich I. auf sich, indem er dem alten und verschwenderischen Herzog Welf VI. die Erbschaft abkaufte, welche sein Neffe Heinrich mit Recht erwarten konnte. Dieses Geschäft steht auf gleicher Linie mit demjenigen, welches Jakob nach der Fabel mit seinem Bruder Esau abschloß. Wenn Kaiser Friedrich dem Herzog Welf mehr als ein Linsengericht bot, so war auch die welfische Erbschaft in gleichem Verhältnisse mehr werth, als Isaak's Nachlaß. Es ist ein wahres Sprüchwort: „Sage mir, mit wem Du umgehst, und ich will Dir sagen, wer Du bist." Der Mann, welchem Friedrich I. das größte Zutrauen schenkte, war der Erzbischoff Christian von Mainz, des Kaisers Kanzler und Statthalter. Von ihm berichtet die Geschichte, daß die Dirnen und Maulesel in seinem Gefolge mehr kosteten, als die ganze kaiserliche Hofhaltung. Er konnte sich selbst in den gefährlichsten Kriegszügen von seinen schlechten Weibsbildern nicht

trennen, was ihn jedoch nicht abhielt, mit großer Würde die Messe zu lesen und mit seinem Streitkolben in der Schlacht furchtbar um sich zu hauen. Der Erzbischoff Rainald, welcher vor Christian der vertrauteste Diener Friedrich's I. war, konnte sich mit den italienischen Geistlichen, was Ränkesucht anging, vollkommen messen. Er brachte in Rom zu Stande, was früher päbstliche Legaten in Deutschland mit Eifer betrieben hatten: eine streitige Wahl des Oberhauptes. Der unparteiische Geschichtschreiber kann dieselbe That nicht gut heißen, wenn sie im Auslande verübt wird, die er auf's bitterste tadelt, falls sie im eigenen Vaterlande stattfindet.

Friedrich I., welcher zu einer Zeit lebte, da das päbstliche und das fürstliche Ansehen auf Kosten der kaiserlichen Macht außerordentlich gestiegen war, welcher auf zwei wenig begabte Kaiser folgte, mochte dazumal ganz wohlthätig wirken, indem er das Gleichgewicht zwischen den drei herrschenden Gewalten wieder herstellte. Seit den Zeiten Barbarossa's ist aber eine neue Macht auf die Weltbühne getreten: das Volk. Diese hatte zu Friedrich's Zeiten nur einige wenige Vertreter: Arnold von Brescia, welchen Friedrich dem Henker übergab, und die Städte Oberitalien's, welche er auf's grausamste bekriegte und denen er auch die letzte Spur von Freiheit entzogen haben würde, wenn sie ihn nicht bei Legnano besiegt hätten. Der Deutsche, welcher, unbekümmert um Recht und Freiheit, nur an die Größe und die Macht seiner Nation denkt, mag seine Eitelkeit geschmeichelt fühlen, wenn er bedenkt, daß die deutsche Herrschaft damals bis zur Rhonne und zur Tiber reichte, und daß fremde Könige den Vorrang des deutschen Kaisers anerkannten. Man sollte dabei aber nicht vergessen, daß der größere Theil des nordöstlichen Deutschland's: Holstein, Mecklenburg, Pommern und Preußen, sowohl der Sprache, als dem gesellschaftlichen Zustande und der Religion nach zu Deutschland noch nicht gehörten, daß Schlesien, Böhmen und Mähren nur los mit Deutschland verbunden waren und daß die Päbste sich das Recht anmaßten, die Wahl eines deutschen Kaisers zu bestätigen oder zu verwerfen. Es war zur Zeit der gepriesenen Regierung Friedrich's I., daß zu Rom das Bild Lothar's II. aufgestellt war, welches diesen deutschen Kaiser knieend vor dem Pabste darstellte und die Unterschrift trug:

„Der König erscheint vor den Thoren,
Und beschwört die Rechte der Stadt.
Dann wird er ein Dienstmann des Pabstes,
Von dem er die Krone empfängt."

Wer derartige Zustände zurückwünscht, in Barbarossa den Wiederhersteller deutscher Größe erkennt, steht um sieben Jahrhunderte hinter unserer Zeit. Wir bedürfen eines Mannes, welcher gegen alle Völker gerecht ist, jedem Aberglauben entgegentritt, die Freiheit in ihrer reinsten Auffassung fördert, die drei Götzen der alten Zeit: das Königthum, den Adel und die Geistlichkeit zertrümmert und an deren Stelle die Völker als alleinige Selbstherrscher stellt.

§. 34. Innere Zustände Deutschland's.

Ein Wahlkönigreich ist die widersinnigste aller Staatsformen, indem es durch die Wahlfreiheit den Grundsatz politischer Befähigung und durch das Königthum denjenigen unbedingter Unterwerfung feststellt. Die Grenzen zwischen den Rechten des erwählten Königs und der Wahlherren bleiben immer unbestimmt. Die Könige sind durch ihre stärksten Gefühle aufgefordert, ihre Würde erblich zu machen, die

Wahlherren, dieses nicht zu dulden, vielmehr die königliche Macht zu schwächen. Die Folge dieser widerstrebenden Interessen ist innerer Kampf, Bürgerkrieg und Unordnung. Auch die kräftigsten Männer vermögen unter solchen Verhältnissen das Wohl des Volkes nicht mit Kraft und Nachdruck zu fördern, während unter schwachen Herrschern die größten Gefahren für die Grenzen des Reiches und die innere Ordnung entstehen. Alle Staatsämter von den Herzogthümern und Grafschaften bis zu den kleinsten Lehen herab waren, im Laufe der Jahrhunderte, erblich geworden. Nur die königliche Macht war in Deutschland von der Wahl der Fürsten abhängig geblieben. Der Streit zwischen der Krone und ihren Vasallen war daher die nothwendige Folge der damaligen Zeitverhältnisse. Alle Zwistigkeiten unter den verschiedenen Gewaltträgern des Reiches standen mit der großen Streitfrage: Monarchie oder Aristokratie? in Verbindung. Je nachdem der Freund oder der Feind des Kaisers seine Ansprüche durchsetzte, wurde die Macht des Kaisers gehoben oder geschwächt. Der Kaiser, der oberste Richter seiner Lehensleute, war, mehr oder weniger, bei jeder Streitigkeit derselben persönlich betheiligt. Von Recht und Gerechtigkeit konnte, unter diesen Verhältnissen, nicht die Rede sein. Das Reichsoberhaupt begünstigte seine Freunde, so weit es konnte, ohne den Formen des Rechtes vollständig Hohn zu sprechen, ja der Kaiser setzte sich häufig auch über diese hinweg, wenn er sich stark genug fühlte. Seine Richtersprüche waren immer fertig, bevor die Gerichte zusammentraten. Die Fristen, welche den Parteien gesetzt wurden, deuteten in der Regel nur die Zeit an, deren die Kaiser bedurften, ihre Truppen zu versammeln, um mit deren Hülfe, unter dem Scheine Rechtens, den kaiserlichen Willen zu vollstrecken. Unter den Großen des Reiches standen im Norden Deutschland's Heinrich der Löwe, der Sohn Heinrich's des Stolzen, und Albrecht der Bär obenan. In den Wäldern Deutschland's waren die wilden Thiere im Laufe der Jahrhunderte vermindert worden. Doch in den Burgen und in den Palästen waren sie um so zahlreicher.

Wie diese Bestien die beliebtesten in den Wappen, so waren deren Eigenschaften besonders gepriesen unter den Rittern der damaligen Zeit. Weder Heinrich, noch Albrecht schämten sich ihrer thierischen Beinamen, im Gegentheile waren sie darauf stolz. Den Streit zwischen Löwen und Bär schlichtete Friedrich I. auf den Reichstagen zu Merseburg und Würzburg. Weit ernstlicher war aber derjenige zwischen Heinrich dem Löwen und Heinrich von Oesterreich. Zwar war das Herzogthum Baiern dem Markgrafen von Oesterreich in aller Form Rechtens zu- und Heinrich, des Löwen Vater, in aller Form Rechtens abgesprochen worden. Dieses hielt aber den Kaiser Friedrich nicht ab, dem Heinrich von Oesterreich das Herzogthum Baiern wieder abzusprechen und es Heinrich dem Löwen zuzuerkennen. Wie Heinrich V. daran gearbeitet hatte, seinen gefährlichsten Feind Lothar von Sachsen, so arbeitete jetzt Friedrich I. daran, Heinrich den Löwen groß zu machen. Um Heinrich von Oesterreich zu bestimmen, Baiern abzutreten, wurde die Mark Oesterreich zum Herzogthum erhoben, vergrößert und mit zahlreichen Vorrechten ausgestattet. Auf diese Weise wurde zwar der Friede zwischen Heinrich dem Löwen und Heinrich von Oesterreich wieder hergestellt, allein der Grund zu neuen Kriegen und Zerwürfnissen gelegt. Die Herzoge, welche bis zu dieser Zeit die Führer ihrer verschiedenen Stämme und Reichsbeamte gewesen waren, verloren diesen Charakter ganz und gar. Sie hörten auf, Stammesfürsten zu sein, weil die Stämme zerrissen wurden. Früher war schon zu Gunsten Albrecht's des Bären die Nordmark von Sachsen getrennt worden, jetzt wurde die Mark Oesterreich von dem Herzogthume Baiern losgeschieden. Der neue Herzog von Oesterreich besaß einen Theil des alten baierischen Herzogthums, wie Albrecht der Bär einen Theil des alten Herzogthums Sachsen, dagegen herrschte Heinrich der Löwe über Sachsen

und Baiern zugleich. Indem bestimmt wurde, daß das neue Herzogthum Oesterreich in Ermanglung des Mannstammes auch auf Frauen übergehen solle, wurde das Erbrecht in seiner weitesten Ausdehnung eingeführt und folgeweise der frühere Begriff von Reichsbeamten, welcher mit der Herzogswürde verbunden wurde, aufgegeben und an dessen Stelle derjenige einer erblichen Pfründe gesetzt.

Das Herzogthum Schwaben verlieh Friedrich I. seinem Vetter, dem Sohne Konrad's III., Friedrich von Rotenburg, und die Pfalzgrafschaft am Rhein seinem Bruder Konrad. In Burgund stellte er die erloschenen Reichsrechte wieder her und ertheilte dem Herzoge Berthold von Zähringen die Regentschaft über Arles und die Schutzvogtei über die Hochstifte: Sitten, Genf und Lausanne. Die Statthalterschaft diesseits des Jura bestätigte ihm Friedrich. Berthold von Zähringen führte fortan den Titel eines Herzogs von Kleinburgund.

Heinrich der Löwe benützte seine Uebermacht, um seine Besitzungen nach allen Seiten hin zu vergrößern. Er regte dadurch viele Fürsten und Bischöffe gegen sich auf, da ihn aber der Kaiser schützte, so vermochten sie nichts wider ihn. Im Osten der Elbe machte Heinrich sich mehrere slavische Landestheile zinsbar, und als er 1167 die Tochter des Königs Heinrich II. von England ehelichte, kannte sein Uebermuth keine Schranken mehr. Im entscheidenden Augenblicke, als es galt, den Kaiser in seinen theuersten Plänen zu unterstützen, wandte ihm Heinrich der Löwe den Rücken. Von dem Standpunkte der Freiheit können wir es nicht beklagen, daß Friedrich I., verlassen von dem mächtigen Herzoge von Sachsen und Baiern, die Schlacht von Legnano verlor. Die lombardischen Städte, welche sie gewannen, stehen dem Manne der Freiheit näher, als die deutschen Kaiser und Herzoge, welche die letzten Spuren volksthümlicher Einrichtungen vernichtet, wenn sie den Sieg errungen hätten.

Heinrich der Löwe, welcher mit allen Feinden des Kaisers geheime Verhandlungen pflog, hatte augenscheinlich darauf gerechnet, Friedrich I. werde im Kampfe mit Italien unterliegen. Er täuschte sich. Der Kaiser schloß Frieden mit den Italienern, kehrte nach Deutschland zurück, erkannte gegen Heinrich den Löwen die Acht und ließ ihm seine Lehen absprechen (1179). Um aber die Vollziehung dieses Urtheilsspruches zu sichern, wurde die Beute unter die Fürsten des Reiches vertheilt. Der Sohn des Margrafen Albrecht, der Graf Bernhard von Anhalt, erhielt die herzogliche Würde von Sachsen, jedoch nicht in ihrem früheren Umfange, indem mehrere Bischöffe, namentlich der Erzbischoff Philipp von Köln, Bruchtheile des alten Herzogthums erhielten. Der Pfalzgraf Otto von Wittelsbach erhielt Baiern, welches aber wieder um mehrere Lehen und Vogteien zu Gunsten der baierischen Bischöffe verkleinert wurde. Der Kaiser selbst zog Heinrich's des Löwen Allodien (freies Eigenthum) an sich. Gegen die vereinte Macht Friedrich's I. und aller übrigen Fürsten vermochte Heinrich der Löwe nicht aufzukommen. Doch der Kaiser wollte ihn nicht gänzlich vernichten. Nachdem sich der Löwe gedemüthigt hatte, wurde er von der Acht befreit. Er empfing seine Stammgüter Braunschweig und Lüneburg zurück. Doch mußte er sich auf drei Jahre aus Deutschland entfernen.

Wenn wir Heinrich den Löwen mit Friedrich dem Rothbart vergleichen, so müssen wir in jeder Beziehung dem Letzteren den Vorrang einräumen. Heinrich besaß weder die kriegerischen, noch die staatsmännischen Talente Friedrich's I., und seine Leidenschaften waren weit maßloser, als diejenigen des Kaisers. Seine Habsucht, sein Geiz, seine Wortbrüchigkeit und seine Aufgeblasenheit machten ihm so viele Feinde, daß es Friedrich I. nicht schwer wurde, seine Macht zu brechen, was ihm außerdem gewiß nicht gelungen wäre.

Friedrich I. mochte sich seines Triumphes über Heinrich den Löwen freuen. Deutschland litt dabei, wie es früher durch die Vergrößerung der Macht desselben

in seinem inneren Gleichgewichte gestört und in seiner alten Verfassung beeinträchtigt worden war. Friedrich ordnete sein ganzes Leben hindurch die deutschen Verhältnisse den italienischen unter. Um sich der Unterstützung der Fürsten zu versichern, war er ihnen in allen Dingen zu Willen, ohne Rücksicht auf die Verfassung des Reiches und die Uebelstände, welche aus deren Verletzung nothwendig folgen mußten. Es war gerade zur Zeit Friedrich's I., daß die Herzogthümer ihre frühere Bedeutung gänzlich verloren. Die Herzoge waren aber früher die eigentlichen Vermittler der königlichen Gewalt in Deutschland gewesen. Mit ihnen verloren die Kaiser alle diejenigen Kräfte, welche durch diese ersten Reichsbeamten aufgeboten worden waren. Acht Herzogthümer (Schwaben, Franken, Sachsen, Oberlothringen, Niederlothringen, Baiern, Kärnthen und Oesterreich) hätten, wenn sie ganz Deutschland unter sich gehabt, ein gegliedertes Eingreifen in sämmtliche Theile des Reiches vermitteln können. Der Kaiser hätte darnach streben sollen, entweder ganz Deutschland unter diese acht Herzogthümer zu vertheilen, oder ihnen etwa einige andere noch beizufügen, welche in ihrer Gesammtheit ganz Deutschland umfaßt hätten.

Kaiser Friedrich brachte aber in die schon zu seiner Zeit herrschende Unordnung eine vollständige Verwirrung, indem er, blos um den Verlegenheiten des Augenblicks zu entgehen, alte Herzogthümer zerriß und neue schuf, ohne die geringste Rücksicht auf die Verfassung und die Bedürfnisse des Landes zu nehmen. Ein bedeutender Theil Deutschland's hörte auf, unter Herzogen zu stehen. Wo, dem Namen nach, noch Herzogthümer waren, verloren sie ihre frühere Bedeutung. Mehrere Fürsten, welche durchaus keine herzoglichen Rechte besaßen, nahmen den Herzogstitel an, so der Markgraf Ottokar von Steiermark und der Graf Berthold von Andechs. Letzterer nannte sich Herzog von Meranien. Der alte, wesentlich auf den Herzogthümern beruhende Organismus wurde zertrümmert und kein neuer an dessen Stelle gesetzt. Ein persönlich kräftiger König mochte, ungeachtet der zerrütteten Ordnung des Staates, eine Zeit lang den Schein der Gesetzlichkeit bewahren. Allein da die Grundsäulen des Staates gewichen waren, mußte die Anarchie zu Tage kommen, sobald das Steuerruder in schwache Hände überging.

Nachdem Heinrich der Löwe bezwungen und sein Land vertheilt worden war, trat in Deutschland eine kurze Zeit der Ruhe ein. Sie endigte aber bald schon, als Barbarossa sich bereden ließ, in seinen alten Tagen noch einen Kreuzzug zu unternehmen. Um nicht im Rücken angegriffen zu werden, mußte Heinrich der Löwe, dem der Kaiser noch nicht traute, wieder Deutschland verlassen. Den Kreuzzug Friedrich's haben wir schon oben erzählt.*) Der Pabst überlistete den alten Kaiser, indem er ihn bestimmte, das Kreuz zu nehmen.

Nicht minder bedeutungsvoll, als die politischen, waren die kirchlichen Kämpfe Friedrich's I.

§. 35. Die Beziehungen des Kaisers zum Pabste.

Friedrich I. stellte sich gleich im Anfange seiner Regierung, unbekümmert um die Zugeständnisse seiner schwachen Vorgänger, dem Pabste gegenüber auf den Standpunkt des Wormser Concordats. Er ertheilte den Bischöffen die Belehnung immer vor der Weihe, ohne sich durch die Einsprache der päbstlichen Legaten beirren zu lassen. Seine beiden Vorgänger, Konrad und Lothar, hatten beim Pabste die Bestätigung ihrer Wahl nachgesucht. Friedrich begnügte sich damit, dem Pabste von seiner Wahl Anzeige zu machen. Der Pabst Eugen III., welcher in Italien

*) Siehe §. 7 Seite 18 ff.

nicht sehr fest stand, versprach, den König ohne Zögerung zum Kaiser zu krönen, und Friedrich I. sagte ihm zu, die Rechte und Besitzungen der römischen Kirche überhaupt und namentlich auch gegen den König Roger von Sicilien und den oströmischen Kaiser zu vertheidigen. Bevor jedoch Friedrich nach Rom kam, starb Eugen III. (1153). Als der Kaiser im folgenden Jahre nach Italien zog, war der Pabst Hadrian IV. von dem römischen Volke bedroht, welches unter dem Einflusse Arnold's von Brescia sich bemühte, nach dem Vorbilde der Städte Oberitalien's der Geistlichkeit die weltliche Regierung zu entziehen. Arnold hatte zwar aus Rom fliehen müssen, jedoch auf den Burgen einiger kampanischer Grafen Schutz gefunden. Der Pabst benützte die Annäherung des Kaisers, um durch dessen Kriegsmacht die Auslieferung Arnold's von Brescia zu bewirken. Friedrich I., dessen Sympathien nicht auf Seiten des strebenden Volkes, sondern seiner geistlichen und weltlichen Bedrücker waren, überlieferte den Mann der Freiheit dem Pabste, welcher ihn sofort hinrichten ließ. Barbarossa schämte sich augenscheinlich selbst dieser That, denn in dem von ihm geschriebenen Berichte seiner Thaten ist die Auslieferung Arnold's von Brescia mit Stillschweigen übergangen. Wie ein Dieb zog Friedrich I. in der Nacht durch ein kleines Thor in Rom ein und ließ sich am folgenden Tage (18. Juni 1155) vom Pabste Hadrian zum Kaiser krönen, nachdem er im Lager bei Viterbo ihm den Steigbügel gehalten hatte. Die Römer, entrüstet über diese Erschleichung der Kaiserkrönung, griffen die Deutschen an, wurden jedoch nach einem mehrstündigen Kampfe zurückgeschlagen. Da aber Friedrich I. und sein Heer nicht wußten, ob sie das Recht auf ihrer Seite hatten, ließen sie sich durch den Pabst von der Blutschuld freisprechen (29. Juli 1155).

So gingen im Mittelalter blutige Thaten Hand in Hand mit dem Aberglauben. Die Päbste waren stets bereit, für jede Schändlichkeit, welche ihnen Vortheil brachte, Ablaß zu ertheilen und alle Bestrebungen, welche ihrer finstern Macht nicht huldigten, zu verfluchen. Die Freundschaft zwischen Hadrian IV. und Friedrich dauerte nicht lange. Der Pabst hatte schon, bevor er Friedrich krönte, von ihm verlangt, er solle den König von Sicilien bekriegen. Da der Kaiser dies nicht that, schloß Hadrian IV. mit dem König Wilhelm von Sicilien Frieden und ertheilte ihm die Belehnung über Apulien, Sicilien, Capua, Neapel, Salerno, Amalfi und die Mark (Juni 1156). Hierin lag ein offener Bruch des bei der Krönung dem Kaiser ertheilten Versprechens, eine Verletzung der alten kaiserlichen Rechte auf Unteritalien und folgeweise eine Kriegserklärung gegen Friedrich. Seit Jahr und Tag hatte dieser seine erste Gemahlin Adela entfernt und die burgundische Erbin Beatrix geehlicht. So lange Hadrian mit dem Kaiser in gutem Vernehmen stand, hatte er diese Angelegenheit mit Stillschweigen übergangen. Wenn er des Kaisers Hülfe bedurft, so hätte er gerne Ablaß ertheilt; da er sich aber mit Friedrich's Feinde verbunden, bot ihm die Auflösung der ersten Ehe Friedrich's einen willkommenen Anlaß, den Kaiser die päbstliche Macht fühlen zu lassen. Ferner beschwerte sich der Pabst darüber, daß der Erzbischoff Eskyl von Lund in Schweden auf der Rückreise von Rom in Burgund niedergeworfen wurde. Als Friedrich I. (im Oktober 1157) zu Besancon einen Ständetag hielt, wurde das päbstliche Schreiben, welches alle diese Streitpunkte erörterte, verlesen. In diesem gab sich Hadrian IV. das Ansehen, als verdanke der Kaiser ihm seine Krone, indem er von den Beneficien sprach, welche Friedrich aus seiner Hand empfangen hätte. Unter Beneficien verstand man aber dazumal nicht blos überhaupt Wohlthaten, sondern insbesondere auch weltliche Lehen und geistliche Pfründen. Der Cardinal Roland (nachheriger Pabst Alexander III.), der Ueberbringer des päbstlichen Schreibens, in dessen Gegenwart es verlesen und verdeutscht wurde, hatte die Frechheit, als er über die Bedeutung des Wortes „Beneficien" befragt wurde, mit der Gegenfrage zu

antworten: „Von wem hat denn der Kaiser das Reich, wenn nicht vom Pabste?" Entrüstet sprang der Pfalzgraf Otto von Wittelsbach auf und wollte den Cardinal niederhauen. Friedrich I. schickte aber die päbstlichen Gesandten zurück und verbot ihnen, von dem vorgezeichneten Wege abzuweichen. In einem öffentlichen Schreiben sagte Friedrich vom Pabste: „Er möchte gerne, statt das Kreuz Christi zu tragen, Kronen vertheilen und den Kaiser spielen, rede von den dummen, zum Gehorsam bestimmten Deutschen, aber das herrliche, unwiderstehliche Volk werde sich nicht vor dem päbstlichen Hofe demüthigen, der in Italien und Rom selbst am meisten verspottet werde."

Die deutschen Bischöffe standen auf des Kaisers Seite. Der Papst ließ daher, im Widerspruche mit dem Cardinale Roland, erklären, er habe unter Beneficien nur Wohlthaten im Sinne der Schrift, nicht aber des Lehensgesetzes, verstanden. Doch die Spannung zwischen Pabst und Kaiser dauerte fort. Hadrian IV., welcher mit seinem, im Style des Lehensherrn abgefaßten Schreiben kein Glück gemacht hatte, versuchte den Ton des beleidigten Vaters, redete den Kaiser mit „Du" an, fand jedoch keine Worte väterlicher Liebe, sondern nur bittere Vorwürfe und übermüthige Anschuldigungen. In seiner Antwort sagte Friedrich: „Was die Päbste besitzen, haben sie es nicht als Geschenk der Fürsten? Sollen die Bischöffe, welche für Kinder Gottes gelten wollen, aber unsere königlichen Rechte an sich gezogen, keinen Lehenseid und keine Lehenspflichten leisten, so mögen sie jenen Hoheitsrechten entsagen." Von den Cardinälen, welche Hadrian IV. nach Deutschland geschickt, bemerkt Friedrich I.: „Allerdings seien ihnen Städte und Kirchen verschlossen worden, weil sie nicht als Prediger, sondern als Räuber, nicht als Friedensstifter, sondern als Beutelschneider gekommen seien." Der Kaiser schloß sein Schreiben mit den Worten: „Er sehe, daß der Hochmuth, dieses verabscheuungswerthe Thier, bis zum Stuhle des heiligen Petrus hinangekrochen sei."

In einem weit höheren Tone, als Friedrich I. schrieb sein Gegner Hadrian IV. „Fuhren die Frankenkönige," so fragte der übermüthige Pfaffe, „nicht auf Ochsenwagen, wie Philosophen, ehe Karl von Zacharias geweiht wurde? Besaßen die armen Tropfen etwas anderes, als was ihnen ihre Hausmajer aus Gnaden bewilligten? Haben sie nicht noch jetzt ihren Sitz zu Aachen im gallischen Walde, wir aber in Rom? So wie Rom über Aachen erhaben ist, so sind wir über jenen König erhaben, welcher mit Weltherrschaft prahlt, während er kaum einen ungehorsamen Fürsten im Zaum halten, oder auch nur den rohen und unverständigen Stamm der Friesen bezwingen kann!" Der Papst [illegible] seine, fürwahr nicht im Geiste christlicher Demuth und Einfachheit abgefaßte Epistel mit den Worten: „Das Kaiserthum besitzt Friedrich durch uns und wir haben das Recht, zurückzunehmen, was wir nur unter Voraussetzung der Dankbarkeit verliehen." Auch auf die Bemerkung von dem kriechenden Thiere des Hochmuths blieb der Pabst die Antwort nicht schuldig. Er nannte den Kaiser: „den Drachen der Offenbarung, der mitten durch den Himmel fliegen und den dritten Theil der Sterne am Schwanze nach sich ziehen möchte, einen Fuchs, der den Weinberg des Herrn zerstören wolle, einen, aus unnützem Saamen entsprossenen Rebellen gegen Gott und einen wahren Heiden." Schließlich bedrohte Hadrian IV. den Kaiser und alle seine Anhänger mit dem Banne, wagte es aber nicht, ihn auszusprechen, weil die deutschen Bischöffe auf Friedrich's Seite standen. Bald darauf starb Hadrian IV. (1159). Die kaiserlich gesinnten Cardinäle wählten Victor IV., die Pfaffenpartei den Cardinal Roland, welcher sich Alexander III. nannte. Dieser ließ in der Hauptkirche von Mailand feierlich den Bann gegen Friedrich I. und Victor IV. aussprechen (1. März 1160). Auf dem Reichstage zu Würzburg (1165) schworen

der Kaiser, die Bischöffe und Fürsten, weder Roland (Alexander III.), noch irgend einen künftigen Pabst seiner Partei anzuerkennen und den künftigen römischen König nicht eher zur Krönung zuzulassen, bis er diesen Eid abgelegt haben würde. Auch die Gesandten des Königs von England leisteten diesen Eid. Derselbe blieb jedoch ohne die gehoffte Wirkung, da mehrere abwesende Stände und namentlich die Erzbischöffe von Mainz und Salzburg ihm widerstrebten. Der Kaiser setzte zwar diese beiden Erzbischöffe ab, allein der Bruch in der deutschen Kirche blieb bestehen, indem ein Theil Alexander III., der andere den mittlerweile an Victor's IV. Stelle erwählten Pabst, Paschalis III., anerkannte.

Alexander III. hatte den Kaiser in den Bann gethan. Dieser rückte dagegen (1167) vor Rom. Acht Tage lang widerstand die befestigte Peterskirche. Endlich wurde in ihre Nähe Feuer geworfen und die Kirche, mit dem Schwerte in der Hand, genommen. Am 1. August 1167 wurde Paschalis III. feierlich in Rom eingeführt und der Kaiser mit seiner Gemahlin von ihm gekrönt. Friedrich I. mußte aber bald schon Rom und Italien verlassen, da sein Heer durch eine furchtbare Seuche aufgerieben wurde. Paschalis III. starb im Jahre 1168. An seine Stelle setzten die kaiserlich gesinnten Cardinäle Calixt III.* Die Kirchenspaltung nahm erst ein Ende, als Friedrich I. mit den lombardischen Städten auf sechs und mit den Normannen auf fünfzehn Jahre Frieden schloß. Alexander III. ließ jetzt den Kaiser vom Banne lossprechen, worauf (1177) der Friede zwischen Friedrich und dem Pabste förmlich abgeschlossen wurde. Der Kaiser erkannte Alexander III. als rechtmäßig an und versprach, der Kirche alles seither Entzogene zurückzugeben. Friedrich sollte die Nutznießung der Güter der Gräfin Mathilde von Tuscien noch fünfzehn Jahre behalten und die obwaltenden Streitfragen durch Schiedsrichter beigelegt werden. Alexander III. erkannte Friedrich's Sohn, Heinrich, als römischen Kaiser an und bestätigte sämmtliche deutsche Bischöffe, welche nicht durch offenbare Gewalt eingedrungen seien. Calixt III. wurde mit einer Abtei abgefunden.

In der Hauptsache hatte der Kaiser Friedrich I. nachgegeben. Er brach seinen feierlich zu Würzburg geleisteten Eid, ließ den von ihm als rechtmäßig anerkannten Pabst fallen und unterwarf sich seinem bitteren Gegner, Alexander III. Seinen Sieg verdankte dieser Pabst mehr der Tapferkeit der lombardischen Bürger, welche den Kaiser bei Legnano auf's Haupt schlugen, als dem Aberglauben. Es stand in Friedrich's I. Macht, die lombardischen Städte und die Bürger von Rom für sich zu gewinnen. In Verbindung mit den Trägern der Freiheit würde Barbarossa unzweifelhaft nicht in die Lage gekommen sein, einen Eid zu brechen und sich vor seinem Feinde zu demüthigen.

Der hochgerühmte Friedrich Rothbart begnügte sich nicht damit, im Kampfe mit seinem furchtbarsten Feinde, Alexander III., nachzugeben, er trat auch noch in die Dienste des Nachfolgers desselben, Clemens III., indem er in seinen alten Tagen das Kreuz nahm.

§. 36. Die auswärtigen Verhältnisse Deutschland's.

Während der achtunddreißig-jährigen Regierung Friedrich's I. (1152—1190) fanden die mannichfaltigsten Beziehungen zu verschiedenen auswärtigen Reichen statt. Deutschland stand dazumal in der engsten Verbindung mit Italien und namentlich waren es die Städte Oberitalien's, mit welchen sich Friedrich I. viel zu schaffen machte. Seit den Zeiten Heinrich's IV. hatten sich die Städte der Lombardei einen hohen Grad von Freiheit zugeeignet und waren in dessen Folge zu einem ungewöhnlichen Wohlstand gelangt. Unter ihnen war Mailand am mäch-

tigsten. Wären die Städte untereinander einig gewesen, so hätten weder der Pabst noch der Kaiser ihnen gefährlich werden können. Mailand suchte aber, die übrigen Städte der Lombardei zu unterwerfen. Diese klagten (1153) beim Kaiser. Als Friedrich I. die Mailänder abmahnen ließ, zerrissen sie dessen Schreiben und bedrohten seine Gesandten. Im folgenden Jahre (1154) zog Barbarossa über die Alpen, ließ nach alter Sitte auf der roncalischen Ebene den königlichen Schild aufstellen und empfing die Abgeordneten der Lombarden. Außer dem Markgrafen von Montferrat hatten nur wenige Fürsten und Herren ihre Unabhängigkeit bewahrt. Die Städte waren so mächtig geworden, daß sie den Bischöffen alle Einmischung in die weltlichen Angelegenheiten versagten und daß es die meisten Adeligen für gerathen hielten, sich unter den Schutz dieser oder jener Stadt zu stellen, um an der Verwaltung ihrer Angelegenheiten einen thätigen Antheil nehmen zu können. Die königlichen Rechte waren seit undenklicher Zeit gar nicht, oder doch nicht mehr mit Kraft gehandhabt worden. Friedrich Rothbart gedachte, das königliche Ansehen in der Lombardei wieder herzustellen. Auf seiner Seite stand der Adel, welcher sich ungern die untergeordnete Stellung gefallen ließ, zu der ihn die städtischen Verfassungen verurtheilten. Mehrere der mindermächtigen Städte, namentlich Lodi und Crema, welche die Mailänder unter ihre Botmäßigkeit gebracht hatten, begründeten ihre früher vorgebrachten Klagen vor dem Richterstuhle des deutschen Königs. Die Mailänder glaubten anfangs, mit vier tausend Mark Silbers, welche sie Friedrich boten, die Sache erledigen zu können. Doch sie täuschten sich. Der Kaiser wagte es zwar nicht, die volkreiche und feste Stadt anzugreifen, verbrannte aber einige ihrer Schlösser, die Städte Chieri und Asti und verwandelte, nach zweimonatlicher Belagerung, Tortona in einen Schutthaufen. Darauf ließ er sich in Pavia zum Könige von Italien krönen (17. April 1155) und zog nach Rom. Unterwegs kamen Gesandte dieser Stadt, welche unter hochtönenden Redensarten von Friedrich verlangten, daß er ihnen die Erhaltung ihrer alten Rechte und Gewohnheiten eidlich versprechen, und ihren Beamten bei dem Zuruf auf dem Capitol fünfhundert Pfund Silber bezahlen sollte. Arnold's von Brescia, welcher um diese Zeit vom Kaiser dem Pabste überliefert ward, welcher den Römern den Gedanken der Freiheit gegeben und ihren Muth gestählt hatte, — — erwähnten sie nicht. Wohl waren die Forderungen der Römer keck und, nach damaligen Begriffen, durchaus unbegründet; doch widerstrebten sie weit weniger dem Rechtsgefühle, als diejenigen, welche der Pabst an Friedrich I. richtete, und die der deutsche König bereitwillig erfüllte. Wie später Hadrian IV. ihm gegenüber, so prahlte Friedrich gegenüber den Gesandten der Stadt Rom. „Ihr erhebet," sagte der Kaiser zu ihnen, „die vormalige Herrlichkeit Eurer Stadt; ich erkenne sie, aber wie einer Eurer Schriftsteller sagt: sie ist gewesen! Euer Senat, Eure Consuln, Eure Ritter sind nun bei uns, den Deutschen. Karl und Otto haben Euer Reich erobert. Ich bin der rechtmäßige Besitzer. Die Macht der Franken, oder Deutschen, ist noch ungeschwächt. An Euch ist nicht, Gesetze vorzuschreiben, sondern zu befolgen." Diese hohe Sprache stimmte wenig überein mit der Haltung, welche Friedrich I. annahm. Er wagte es nicht, den Eingang in die Stadt mit Gewalt zu erzwingen. Im Dunkel der Nacht ließ er die Peterskirche besetzen. Zwar schlug er die Römer mit Verlust zurück, doch mußte er bald schon selbst die Stadt räumen. Spoleto, welches sich feindselig zeigte, ließ Friedrich erstürmen, plündern und anzünden. Mit Mühe und unter großen Gefahren kehrte der Kaiser nach Deutschland zurück. Sein Einfluß in Italien verlor sich sofort. Die Mailänder stellten Tortona wieder her. Pavia mußte sich ihnen unterwerfen und der Markgraf von Montferrat wurde geschlagen. Im Jahre 1158 führte Barbarossa ein Kriegsheer nach Italien, welches mit den lombardischen Hülfstruppen 100,000 Mann zählte. Diesem vermochten

die Mailänder nicht zu widerstehen. Sie mußten sich unterwerfen, Como und Lodi frei geben, dem Kaiser den Eid der Treue leisten, ihm einen Palast in Mailand bauen, neuntausend Mark Silbers bezahlen, dreihundert Geiseln stellen, die Bestätigung des von ihnen gewählten Consuln beim Kaiser nachsuchen und demselben alle Hoheitsrechte zurückgeben.

Barbarossa besaß nicht den Edelmuth, der besiegten Stadt irgend eine Demüthigung zu ersparen. Barfuß, die Adeligen mit bloßen Schwertern, die Bürger mit Stricken um den Hals, mußten die Mailänder vor dem kaiserlichen Throne erscheinen und um Gnade bitten. Friedrich I. saß wiederholt öffentlich zu Gericht und ließ folgende Gesetze verkünden: Der Kaiser ernennt, mit Beistimmung des Volkes, die Bürgermeister (podesta), Consuln und andere obrigkeitliche Personen. Sämmtliche Hoheitsrechte gebühren dem Kaiser. Nur wer nachweisen kann, daß ihm ein Hoheitsrecht von den vorigen Kaisern verliehen worden sei, bleibt im Besitz. Die Fehden hören auf. Jedermann soll vor dem Richter das Recht suchen.

Diese Gesetze zu geben, war nicht schwer. Allein es gelang Friedrich I. niemals, sie in Ausführung zu bringen. Er hätte daher besser gethan, sie gar nicht zu erlassen, da nichts das Ansehen eines Machthabers mehr erschüttert, als die Ueberzeugung des Volkes, daß er nicht im Stande sei, seinem Willen Nachdruck zu geben. Mit Genua und Venedig, welche eine unabhängigere Stellung dem Kaiser gegenüber einnahmen, schloß er besondere Verträge ab. Den Herzog Welf VI. belehnte Friedrich wiederholt mit Tuscien, Spoleto, Sardinien und dem ganzen Erbe der Gräfin Mathilde. Doch der Friede in Italien war nicht von Dauer. Die Mailänder ließen sich die fremde Einmischung in ihre städtischen Angelegenheiten nur so lange gefallen, als der Kaiser sie unmittelbar bedrohte. Seine Abgeordneten wurden vertrieben, als sie die Hoheitsrechte geltend machen wollten. Friedrich glaubte, nur durch Schrecken auf die Italiener wirken zu können und ließ die Acht über Mailand sprechen. Die Güter der Einwohner sollten geplündert, sie selbst zu Leibeigenen gemacht und die Stadt geschleift werden. Kampf auf Leben und Tod wurde die Loosung der Mailänder. Die Stadt Crema fiel nach einer siebenmonatlichen heldenmüthigen Vertheidigung in die Macht des Kaisers (27. Januar 1160). Dann belagerte Friedrich Mailand. Zwei Jahre lang dauerte der Kampf um diese Stadt. Endlich siegte wiederum der Kaiser. Mailand wurde zum zweitenmale gedemüthigt und es erging der Spruch: Mailand solle wüst und leer sein, die Einwohner abziehen und sich in vier getrennten Flecken anbauen. Die Mauern der Stadt, ihre Thore, Thürme und Paläste wurden gebrochen, doch nicht der Muth und die Kraft ihrer Bewohner. Die Gebäude von Holz und Stein konnte Barbarossa in Schutthaufen verwandeln, doch den Groll ihrer früheren Bewohner dadurch nicht besänftigen, sondern nur steigern. Die Lombarden ließen ihren verhaßten König die Krone eine Zeit lang tragen in der Zuversicht, bald werde ein Umschwung eintreten. Von Friedrich mißhandelt, schlossen die lombardischen Städte sich an seinen bittersten Feind, den Pabst Alexander III., an, und gründeten unter sich einen mächtigen Bund, welcher, nachdem der Kaiser sein Heer (1167) durch Seuchen verloren hatte, ihm vollständig über den Kopf wuchs. Mailand erstand aus seinen Trümmern; zu Ehren Alexander's III. und zur Schmach Friedrich's wurde Alessandria erbaut. Im entscheidenden Kampfe des Jahres 1176 ließ Heinrich der Löwe den Kaiser ohne Hülfe. Friedrich verlor die Schlacht von Legnano und mit ihr zugleich seine Herrschaft in Italien. Die Macht des Kaisers wurde gebrochen. Die lombardischen Städte waren klug genug, im Bewußtsein ihres Sieges, Friedrich I. unnütze Demüthigungen zu ersparen. Nach einem sechsjährigen Waffenstillstande mußte der Kaiser, im Frieden zu Constanz (1183), die zwei ersten der oben erwähnten Gesetze zurücknehmen; das dritte war ohnedies

durch den Krieg aufgehoben worden. Den Städten sicherte Friedrich I. innerhalb ihrer Mauern alle Hoheitsrechte, außerhalb derselben alle hergebrachten Gewohnheiten zu, namentlich das Recht der Bündnisse und der Befestigung. Die Unterwerfung, welche die lombardischen Städte dagegen versprachen, hing lediglich von dem guten Willen der verbundenen und wohl befestigten Städte ab.

Unter diesen Bedingungen hätte Friedrich sich schon vor dreißig Jahren mit den lombardischen Städten vertragen und dann seine Würde, dem Pabste gegenüber, behaupten können. Glücklicher, als auf dem Gebiete des Kampfes, war Friedrich I. auf dem Felde der Unterhandlung. Es gelang ihm, durch die Verbindung seines Sohnes Heinrich mit Constanze, der Tochter des Königs Roger von Sicilien, einen Feind zu versöhnen, welcher lange Zeit ihm sehr unbequem gewesen war. Doch der Friede mit dem Pabste war geschlossen. Ein Bündniß mit dem Könige von Sicilien hätte zwanzig Jahre früher Friedrich I. in den Stand gesetzt, Alexander III. Gesetze vorzuschreiben. Jetzt war es für ihn von keinem Werthe mehr, und die Ansprüche, welche sein Sohn Heinrich aus der Ehe mit der sicilischen Erbtochter ableitete, führten das Haus Hohenstaufen seinem Untergange entgegen, und bereiteten der deutschen Nation Demüthigungen und schwere Verluste.

Die Angelegenheiten Italien's nahmen alle Kräfte Friedrich's I. dermaßen in Anspruch, daß er die übrigen, sowohl im Inneren Deutschland's, als die auswärtigen, vernachlässigte. Schon im ersten Jahre seiner Regierung (1152) wandten sich zwei dänische Prinzen, welche um den Thron stritten, an Friedrich. Ein besonnener Fürst würde entweder die Nebenbuhler abgewiesen, oder, wenn er eine Entscheidung geben wollte, dieselbe auch aufrecht erhalten haben. Barbarossa entschied den Thronstreit dahin, daß Kanut, König Magnus Sohn, der Krone entsagen, dagegen von Sueno, Erich Emund's Sohne, Seeland zum Lehen erhalten solle. Dem Letzteren muthete Friedrich zu, sein Reich als deutsches Lehen anzuerkennen. Zum Scheine unterwarf sich Sueno dem deutschen Könige. Sobald er aber nach Dänemark zurückgekehrt war, erklärte er den Vertrag für erzwungen, ertheilte dem Kanut nicht Seeland und brach das Lehensverhältniß zu dem deutschen Reiche ab. Zwar schickte (1158) der König Waldemar von Dänemark eine Gesandschaft an Friedrich I., durch welche er die Bestätigung seiner Wahl nachsuchte und sich als Lehensmann desselben bekannte. Der Zweck Waldemar's war aber augenscheinlich nur, sich mit Hülfe des deutschen Reiches auf seinem schwankenden Throne zu befestigen. Die Lehenspflicht blieb ein leeres Wort, da die Könige von Dänemark, wenn sie dem deutschen Kaiser auch hie und da einige Ehrendienste thaten, doch niemals eigentlichen Lehensdienst leisteten, d. h. ihm mit ihrer Kriegsmacht, oder auch nur durch Zahlung von Geldsummen beistanden.

Ernstlicher waren die Beziehungen, in welchen Barbarossa zu Polen trat. Im Jahre 1157 führte Friedrich I. ein Heer über die Oder gegen Posen. Der Herzog Boleslav unterwarf sich, versprach dem deutschen König 2000, den Fürsten 1000, dem Lehenhofe 200 Mark Silbers und der Kaiserin Beatrix 40 Mark Goldes zu bezahlen. Im Jahre 1173 zog Friedrich I. ein zweitesmal mit einem Heere nach Polen und zwang den Herzog Boleslav, nachdem er 8000 Mark Silbers bezahlt hatte, die drei Söhne seines Bruders Ladislav in das Herzogthum Schlesien, das ihnen der Kaiser (1163) zugesprochen hatte, einzusetzen.

Heinrich IV. hatte dem Herzog Wladislav von Böhmen die Königswürde ertheilt, Barbarossa bestätigte dem Nachfolger desselben, gleichen Namens, diesen Titel. Die Böhmen scheinen darüber unwillig geworden zu sein, denn sie erklärten: ihr Fürst bedürfe dessen nicht.

Mit Frankreich und England fanden, in Betreff der streitigen Pabstwahl

Alexander's III., einige Verhandlungen statt, welche übrigens, ungeachtet einiger schmeichelhaften Worte, womit der König von England Friedrich beehrte, damit endeten, daß der deutsche Kaiser den Pabst, welchen jene beiden Könige gleich anfangs anerkannt hatten, (Alexander III.) später auch anerkennen mußte.

Die Berührungen, in welche Friedrich I. bei Gelegenheit seines Kreuzzuges mit dem oströmischen Kaiser kam, haben wir weiter oben schon dargestellt.*)

§. 37. Heinrich VI.

Als Friedrich I. seinen Kreuzzug antrat, leitete sein ältester Sohn, Heinrich VI., die Reichsverwaltung. Frühzeitig hatte ihn Barbarossa in die Geschäfte eingeführt. Als Knabe von fünf Jahren war Heinrich zum römischen Könige gewählt worden. In Italien hatte er sich durch seine Grausamkeit und Härte den Haß des Volkes als Jüngling schon zugezogen. Heinrich besaß alle Leidenschaften seines Vaters in noch höherem Grade und gerieth daher auf größere Abwege, als Friedrich I. Barbarossa war durch die Angelegenheiten Oberitalien's abgehalten worden, dem deutschen Vaterlande seine volle Kraft zu widmen. Sein Sohn betrachtete Unteritalien als sein theuerstes Besitzthum. Von dort aus gedachte Heinrich das oströmische Reich und Palästina zu unterwerfen. Doch während seine Gedanken so weit von seinem natürlichen Stützpunkte hinwegschweiften, versäumte er seine nächsten Pflichten und die wichtigsten Interessen seines Hauses.

Kaum hatte Friedrich Barbarossa Deutschland verlassen, als Heinrich der Löwe, unter dem Vorwande, daß seine Güter geplündert worden seien, nach Deutschland zurückkehrte. Mehrere mächtige Grafen und Herren, zumal der Erzbischoff Hartwig von Bremen, schlossen sich ihm an. Hamburg und andere Städte öffneten dem Löwen bereitwillig die Thore. Eine seiner ersten Thaten war die Einäscherung der Stadt Bardewick, deren Bewohner ihn früher verletzt hatten. König Heinrich sammelte ein Heer, konnte aber außer der Zerstörung Hannover's, welche er anordnete, um das Schicksal der Stadt Bardewick zu rächen, nichts Erhebliches ausrichten. Als bald darauf die Nachricht eintraf, König Wilhelm II. von Sicilien, der Oheim Constanzens, sei gestorben (1. November 1189), schloß König Heinrich eiligst in Deutschland Frieden, um sich in den Besitz Unteritalien's zu setzen. Der alte Löwe versprach, die Mauern Braunschweig's und Lauenburg's zu brechen, ganz Holstein und die Hälfte von Lübeck dem Grafen Adolph zurückzugeben, wogegen ihm die andere Hälfte Lübeck's bleiben sollte. Kaum war König Heinrich nach Italien aufgebrochen, als er die Botschaft von dem Tode seines Vaters erhielt.

Wilhelm II. von Sicilien hatte das Erbrecht seiner Nichte Constanze ausdrücklich anerkannt und die Versammlung des Reiches hatte ihr gehuldigt. Doch waren die Bewohner Unteritalien's und Sicilien's der Herrschaft eines Deutschen abgeneigt. Der Graf Tancred von Lecce, natürlicher Sohn des Herzogs Roger von Apulien und Enkel Königs Roger I., der letzte Sprößling des normannischen Königshauses, fand schnell Anhang im Volke. Der Pabst, Clemens III., ertheilte ihm bereitwillig die Belehnung. Es handelte sich also nicht um eine friedliche Besitzergreifung, sondern um die Eroberung des fernen Erbes, im Kampfe mit den Landeseingeborenen, und mit dem Pabste. In Oberitalien dauerte die alte Feindschaft der ghibellinischen und guelfischen Städte noch immer fort. In Rom bemühte sich der Pabst, eine festere Stellung gegenüber der Bürgerschaft zu gewinnen. Die Römer waren bereit, ihre städtischen Freiheiten aufzuopfern, falls sie ihre Rache gegen die ghibellinische Stadt Tusculum kühlen könnten. Heinrich VI. opferte

*) Siehe §. 7 Seite 18 ff.

bereitwillig die ihm ergebene Stadt auf, um seine Krönung durchzusetzen. Die Römer zwangen den Pabst Cölestin III., Heinrich zu krönen und zerstörten Tusculum. Doch mußte dieser zuvor die Patricierwürde und die alten kaiserlichen Rechte über Rom aufgeben. Heinrich dachte nur an die Ergreifung des Besitzes von Neapel und Sicilien und ordnete ihr die theuersten Rechte und heiligsten Pflichten unter. Zwar gelang es ihm, anfangs ganz Apulien mit Ausnahme der Stadt Neapel durch Schrecken zur Uebergabe zu bestimmen. Doch bald wandte sich das Glück von ihm ab. Sein Heer schmolz zusammen, Heinrich's des Löwen Sohn, welcher vertragsmäßig in seinem Heere diente, ging zu den Feinden über und kehrte dann nach Deutschland zurück. Die Kaiserin Constanze wurde von Tancred in Salerno gefangen genommen. Heinrich mußte die Belagerung von Neapel aufgeben und nach Deutschland zurückkehren, worauf Tancred fast ganz Apulien wieder in Besitz nahm. Durch Vermittlung des Pabstes bewirkte Heinrich die Freilassung seiner Gattin. Drei Jahre vergingen, bevor er nach Italien zurückkehren konnte. Der alte Welf VI. war gestorben, während der Kaiser aus Italien nach Deutschland reiste. Heinrich nahm dessen Nachlaß in Besitz. Das Herzogthum Schwaben, das durch seines Bruders, Friedrich, Tod erledigt war, verlieh er dem nächstfolgenden Bruder, Konrad von Rotenburg. Heinrich der Löwe mochte, wie vor der Schlacht von Legnano, gedacht haben, der Kaiser werde sobald nicht aus Italien zurückkehren. Die Fehden im nördlichen Deutschland dauerten fort. Heinrich der Löwe hatte keine der Friedensbedingungen gehalten. Die Flucht seines Sohnes war, wenn auch nicht von so hoher Bedeutung, doch vom Standpunkte des Lehenrechts ein größeres Verbrechen, als die Verweigerung des Dienstes, welche dem Vater seiner Zeit zur Last fiel. Heinrich der Löwe hatte auf die Hülfe des Königs Kanut von Dänemark, des Slavenfürsten Borewin und des Königs von England gerechnet. Doch sie blieb aus. Richard Löwenherz, welcher im Oktober 1192 von Palästina abgesegelt war, dachte, am sichersten durch Deutschland in sein Reich zurückkehren zu können. Er landete in Dalmatien und reiste mit großem Gefolge, wenn auch nicht unter seinem Namen. Schon in Dalmatien wurde er zweimal erkannt. Er änderte seinen Reiseplan ab und wandte sich nach Aquileja, zog dann nach der Grafschaft Görz, deren Besitzer ihm nachstellte. Im Salzburgischen wurde Richard Löwenherz gleichfalls verfolgt. Er nahm, um nach Böhmen zu gelangen, einen Umweg, der ihn bis in eine Vorstadt Wien's führte. Hier wurde Richard von einem Manne erkannt, welcher den Herzog Leopold von Oesterreich auf seinem Kreuzzuge begleitet hatte. Ungeachtet der König von England alle deutschen Kreuzfahrer, insbesondere aber den Herzog Leopold von Oesterreich, auf's muthwilligste verletzt hatte, bediente er sich keiner der gewöhnlichen Vorsichtsmaßregeln der Reisenden damaliger Zeit. Er nahm kein Geleite von den Herren, durch deren Länder er kam, erregte durch seine Verschwendung allgemeines Aufsehen und trug sogar ganz offen einen kostbaren Ring am Finger, den er in Palästina zu tragen pflegte. An diesem wurde er zu Wien erkannt. Der Herzog Leopold ließ ihn einkerkern (Dezember 1192). Auf Richard's Reise von Aquileja nach Freisingen waren schon vierzehn Ritter seines Gefolges eingefangen worden. Als der deutsche König von der Gefangennehmung des Königs von England Kenntniß erhielt, ließ er sich denselben von dem Herzoge Leopold ausliefern, und hielt ihn so lange auf der Burg Trifels in Rheinbaiern fest, bis sich Richard dazu bequemte, ein Lösegeld von 150,000 Mark Silbers zu bezahlen. Die Sagen, welche mit der Befreiung Richard's in Verbindung gesetzt werden, sind um so lächerlicher, als Heinrich VI. der Sache eine gewisse Oeffentlichkeit gab, indem er den König von England vor den Reichstag zu Hagenau stellte. Der Kaiser behandelte diese Angelegenheit lediglich als ein Geldgeschäft. Leopold von Oesterreich mochte, nach den damaligen

Ansichten, einen Feind, der ihn persönlich gekränkt hatte und der sein Gebiet betrat, fühlen lassen, daß der Uebermuth auch dem mächtigsten und tapfersten Herrscher Schaden bringen könne; allein der deutsche Kaiser hatte nicht den entferntesten Grund, den König von England gefangen zu halten. Er handelte wie ein Räuber, welcher von dem Opfer seines Verbrechens ein Lösegeld erpreßt. Nach den Ansichten des Mittelalters war aber das Unrecht insofern, als es an einem Könige und an einem Kreuzfahrer begangen ward, ein doppelt schweres. Heinrich VI. behielt für sich den bei weitem größeren Theil der Loskaufssumme Richard's. Leopold von Oesterreich wurde mit 20,000 Mark abgefunden. Selbst nachdem zwei Drittheile des Lösegeldes bezahlt waren, zögerte Heinrich noch, den König von England frei zu geben, weil Philipp August von Frankreich und Richard's Bruder Johann ihm eine größere Summe boten, falls er ihn noch festhielte. Nur durch die bitteren Vorwürfe des welfischen Hauses und der Reichsfürsten, welche den mit dem König von England abgeschlossenen Vertrag beschworen hatten, wurde der Kaiser Heinrich endlich gezwungen, den gefangenen Richard frei zu geben (im Februar 1194). Die Versöhnung zwischen dem deutschen Kaiser und Heinrich dem Löwen wurde dadurch vorbereitet, daß des Löwen ältester Sohn die Tochter des Pfalzgrafen Konrad, des Bruders Friedrich I., Agnes, zur Gemahlin erkor. Der Friede kam jetzt leicht zu Stande. Des Löwen Sohn wurde mit der Pfalzgrafschaft am Rheine belehnt. Im Uebrigen blieb alles beim Alten.

Heinrich VI. war seit Jahren immer durch Todesfälle begünstigt worden. Im Augenblicke, da er einen neuen Zug nach Italien unternehmen wollte, auf welchen er die von den Engländern erpreßten Summen verwendete [Februar 1194], starb Tancred, sein gefährlichster Gegner. Die Genueser und Pisaner gewann der Kaiser durch großartige Versprechungen, von denen er später keine einzige hielt. Ein mit englischem Gelde bezahltes Landheer und eine durch falsche Vorspiegelungen gewonnene Seemacht waren die Werkzeuge, deren sich Heinrich VI. zur Unterwerfung Neapel's und Sicilien's bediente. In wenigen Monaten bemächtigte er sich des ganzen normannischen Reiches. Mit furchtbarer Grausamkeit wüthete Heinrich gegen das besiegte Volk. Den jungen Sohn Tancred's ließ er blenden und mit seiner Familie gefangen nach Deutschland bringen. Die martervollsten Todesstrafen wurden täglich verhängt. Die angesehensten Männer des Reiches ließ er spießen, verbrennen, schinden oder lebendig begraben. Den Vorwand zu diesen Schandthaten bot dem Kaiser eine wirkliche oder angebliche Verschwörung. Die unermeßliche Beute, welche Heinrich VI. machte, häufte er in derselben Burg Trifels auf, in welcher früher Richard Löwenherz geschmachtet hatte. Als der Kaiser nach Deutschland zurückkehrte, übergab er die Verwaltung Sicilien's dem Bischoffe von Hildesheim. Zum Reichsverweser in Tuscien ernannte er seinen Bruder Philipp, welcher die Wittwe des sicilianischen Roger's, Irene, zur Gemahlin hatte.

In Deutschland angekommen, ging Heinrich mit dem Plane um, das Wahlreich in ein Erbreich zu verwandeln. Durch Geld und mannichfaltige Versprechungen gewann er zwar einige Anhänger, doch mußte er bald davon abstehen und sich damit begnügen, daß sein kaum geborener Sohn, der nachherige Kaiser Friedrich II., zu seinem Nachfolger erwählt wurde [1196]. Heinrich der Löwe war das Jahr zuvor gestorben [1195], und hatte seinem ältesten Sohne, Heinrich, Braunschweig, seinem zweiten Sohne, Otto, Haldensleben nebst Zubehör, und seinem dritten, Wilhelm, Lüneburg und Lauenburg hinterlassen. Drei Monate später starb der Pfalzgraf Konrad [am 8. November 1195], dessen Erbe Heinrich der Welfe erhielt. Die Macht des welfischen Hauses wurde, ungeachtet des Zuwachses der Pfalzgrafschaft am Rheine, durch jene Theilung bedeutend geschwächt. Deutschland's glaubte der Kaiser sicher zu sein. Sein Vaterland schätzte er übrigens bei

weitem nicht so hoch, als die Reichthümer, welche ihm Italien verliehen hatte, und noch zu geben versprach. Doch die Italiener ertrugen mit Widerwillen das Joch des Tyrannen. Um allen Widerstand der Apulier zu brechen, verstand es der Kaiser, die Begeisterung, welche dazumal für die Eroberung Palästina's herrschte, auszubeuten. Er nahm den Schein an, als wolle er sich dem Kreuzzuge anschließen und bewog dadurch einen ansehnlichen Theil des Kreuzheeres, 60,000 streitbare Männer, ihm nach Italien zu folgen, um, auf den dort bereit gehaltenen Schiffen, nach Palästina zu segeln. Zwar lieferten diese keine Gefechte gegen die Italiener, allein der Schrecken, welcher vor ihnen herging, genügte, in Verbindung mit Heinrich's Kriegsmacht, den Aufstand der Italiener zu erdrücken. Ein zweitesmal ließ der Kaiser seiner Grausamkeit freien Lauf. Statt durch Milde das besiegte Volk für sich zu gewinnen und ihm das fremde Joch erträglich zu machen, stachelte er gewaltsam alle Widerstandskraft desselben gegen sich und sein Haus auf; namentlich erregte die Hinrichtung des Grafen Richard von Acerra, eines Schwagers Tancred's, allgemeine Entrüstung. Heinrich VI. ließ ihn am Schweife eines Pferdes durch die Straßen ziehen und dann an den Füßen aufhängen. Diese Gräuelthaten deuten an, was Deutschland gelitten, wenn Heinrich dort dieselbe Macht, wie in Unter-Italien, besessen hätte. Nichtsdestoweniger wußte sich dieser Kaiser durch das Geld, welches er spendete, und die prahlerische Erklärung, das deutsche Volk zum ersten der Welt erheben zu wollen, in Deutschland einen mächtigen Anhang zu verschaffen, und bis auf die neueste Zeit haben sich Schriftsteller gefunden, welche, aus Rücksicht für diese Zusage, ihn rühmen und preisen. Doch Erhebung, welche auf Lug und Trug, Bestechung und Grausamkeit beruht, ist nicht von Bestand, und dasjenige Volk, welches sie sucht, hat gewöhnlich selbst zuerst deren übele Folgen zu tragen. Inmitten seiner Gewaltherrschaft starb Heinrich VI. zu Messina, am 28. September 1197, im zweiunddreißigsten Jahre seines Lebens. Er hatte zwar durch die Besitznahme von Unteritalien und Sicilien, der reichsten Länder des damaligen Europa's, den Grund zu einer unermeßlichen Macht gelegt, doch zugleich auch den Keim ihres Verderbens, indem er alle besseren Gefühle der Italiener und selbst diejenigen seiner eigenen Gattin, Constanze, wider sich aufregte.

§. 38. Philipp und Otto IV.

Heinrich's VI. Tod traf wie ein Blitz aus heiterem Himmel die Anhänger und Mitglieder des Hauses Hohenstaufen. Doch mag die Frage aufgeworfen werden, ob der Tod des Tyrannen den Interessen seiner Familie nicht mehr zusagte, als die Fortdauer eines Lebens voll von Grausamkeiten und Bedrückungen. Heinrich's Tod machte augenscheinlich, was er hätte vorhersehen können und sollen, die Unvereinbarkeit der deutschen und der sicilianischen Krone.

In des Kaisers Abwesenheit hatte dessen jüngster Bruder Philipp die Reichsverweserung in Deutschland geführt. Er war mit dreihundert Reitern über die Alpen gegangen, um den vierjährigen Friedrich, seinen Neffen, nach Deutschland zu geleiten, und erhielt zu Viterbo die Nachricht von dem Tode Heinrich's VI. Alle Städte und Länder Italien's erhoben sich. Mit Mühe konnte Philipp den Rückweg nach Deutschland finden. Fast ganz Italien war erbittert auf die Hohenstaufen und in Deutschland hatte die welfische Partei in der letzten Zeit an Macht und Einfluß bedeutend gewonnen. Vergebens spendete Philipp mit offenen Händen die in Trifels aufgespeicherten Schätze den Fürsten Deutschland's. Gern hätte der gutmüthige Philipp die deutsche Krone seinem Neffen erhalten, doch, um sie wenigstens der Familie zu bewahren, mußte er, gedrungen von seinen Anhängern, sie selbst ergreifen. Zu Mühlhausen in Thüringen huldigten ihm seine Anhänger,

um 4. März 1521. Hutten war gekommen, weniger um Melanchthon und den Freund Reuchlins zu sehen, als um sich mit Luther selbst zu besprechen. Er hatte ihn noch nicht gesehen, aber er hatte ihn schon lieb gewonnen. Er schrieb ihm: „Ich bin Deiner Sache gewiß. Du kannst nicht verlassen werden, Du kannst nicht verlieren, Du hast zu viele, die Dich lieben, zu viele, die Dich bewundern, zu viele, die Dich verehren, als daß Du nicht sicher sein könntest. Ich bin Dein Freund, Du kennst mich nicht, aber ich bin Dein Freund. Meine Freunde und Gönner sind Dir gewogen, weil ich Dich liebe. Ich bin bereit, für Dich zu sterben, wenn es sein muß. Ich habe Dir Sickingen zum Freund gewonnen, der mir auf mein Wort hin Dir seine Dienste anbietet. Ich habe Dir Hessen zum Freund gewonnen, der Dich schützen will. Ich habe Dir Franken zum Freund gewonnen, der Dich verteidigen will. Ich habe Dir Sachsen zum Freund gewonnen, der Dich beschützen will. Ich habe Dir Deutschland zum Freund gewonnen, das Dich bewundert. Ich habe Dir Rom zum Feind gewonnen, das Dich verdammt. Ich habe Dir Ungarn zum Freund gewonnen, das Dich verehrt. Ich habe Dir Böhmen zum Freund gewonnen, das Dich liebt. Ich habe Dir Italien zum Freund gewonnen, das Dich bewundert. Ich habe Dir Spanien zum Freund gewonnen, das Dich verehrt. Ich habe Dir Frankreich zum Freund gewonnen, das Dich liebt. Ich habe Dir England zum Freund gewonnen, das Dich bewundert. Ich habe Dir Europa zum Freund gewonnen, das Dich verehrt. Ich habe Dir die Welt zum Freund gewonnen, die Dich liebt. Ich habe Dir Christus zum Freund gewonnen, der Dich bewundert. Ich habe Dir Gott zum Freund gewonnen, der Dich verehrt. Ich habe Dir den Himmel zum Freund gewonnen, der Dich liebt. Ich habe Dir die Ewigkeit zum Freund gewonnen, die Dich bewundert. Ich habe Dir die Unendlichkeit zum Freund gewonnen, die Dich verehrt. Ich habe Dir das Universum zum Freund gewonnen, das Dich liebt. Ich habe Dir Alles zum Freund gewonnen, was Dich bewundert. Ich habe Dir Nichts zum Feind gewonnen, was Dich verehrt. Ich habe Dir Alles zum Freund gewonnen, was Dich liebt. Ich habe Dir Alles zum Freund gewonnen, was Dich bewundert. Ich habe Dir Alles zum Freund

oder seinem Schwager, dem Sohne des Kaisers Isaak Angelus, zufalle, der römischen Kirche zu unterwerfen und seine Tochter einem Neffen des Pabstes zur Gattin zu geben. Das gefiel Innocenz III. sehr wohl und er näherte sich daher den Hohenstaufen wiederum an. Im Anfange des Jahres 1205 ließ sich Philipp zu Aachen vom Erzbischoffe von Köln krönen, doch der Krieg dauerte noch immer fort, Philipp demüthigte sich mehr und mehr vor dem Pabste, doch ohne Erfolg. Der Zwiespalt, welcher anfangs nur in der Königswürde gewesen, ging von da über auf die Erzbisthümer und andere einflußreiche kirchliche und weltliche Stellen. Philipp dehnte aber seine Macht weiter aus, während Otto IV. immer mehr bedrängt wurde.

Im Frühlinge 1208 brachte Philipp den Sonntag vor Johannis des Täufers Tage, den 21. Juni, zu Altenburg, einem Schlosse des Bischoff's Ekbert von Bamberg, zu. Dahin kam Otto von Wittelsbach, welchem Philipp eine seiner Töchter zur Gemahlin versprochen, aber nicht Wort gehalten, weil Otto, ein jähzorniger, roher Mann, sich durch Mord befleckt hatte. Im Bunde mit dem Bischoffe Ekbert von Bamberg, dessen Bruder und dem Markgrafen Heinrich von Andechs und Istrien, kam Otto von Wittelsbach mit zehn Bewaffneten in das Schloß, woselbst der Kaiser zur Ader gelassen hatte und auf seinem Ruhebette lag. Bei ihm waren der Bischoff Heinrich von Speier, sein Kanzler und der Truchseß Heinrich von Waldburg. Otto klopfte an und wurde eingelassen. Er spielte in frecher Weise mit seinem Schwerte, was ihm der Kaiser mit den Worten verwies: „Dergleichen Scherz gebühre sich nicht vor des Königs Person." Otto von Wittelsbach aber schwang sein Schwert und rief: „Es soll Dir auch kein Scherz sein, Du sollst hier Deine Treulosigkeit büßen." Zugleich hieb er dem König Philipp in den Hals. Der Bischoff von Speier versteckte sich, der Truchseß schrie laut und verschloß die Thüre, Otto hieb ihn in die Wange und entkam zu dem Bischoffe von Bamberg.

Philipp erntete so selbst die Frucht seiner allzugroßen Nachsicht, welche ihn abhielt, den Otto von Wittelsbach wegen früher begangener Mordthaten zur Strafe zu ziehen. Eine genaue Untersuchung über die Ermordung des Königs wurde nicht eingeleitet, der Bischoff von Bamberg und seine Genossen nicht sofort verhaftet. Man scheute sich, der Sache schärfer nachzuforschen. Erst auf der Reichsversammlung zu Frankfurt a. M. im November des gleichen Jahres wurde über Otto von Wittelsbach und seine Mitschuldigen die Acht ausgesprochen. Wer aber die Mitschuldigen seien, blieb ununtersucht. Otto von Wittelsbach war von dem Bischoffe zu Bamberg an die Donau geflohen. Auf einem Hofe der Mönche von Ebrach fand ihn der Marschall von Kallinthin, dem die Vollziehung der Acht übertragen war. Der Sohn eines von Otto erschlagenen Ritters war dem Marschall zur Seite. Der Marschall tödtete den Geächteten und warf sein abgeschlagenes Haupt in den Fluß. Der Markgraf Heinrich von Andechs und Istrien erhielt nach siebzehn Jahren von Friedrich II. Verzeihung. Auch der Bischoff von Bamberg wurde später begnadigt. Die geheimen Fäden der Mordthat blieben verborgen. Der Tod König Philipp's kam den Welfen zu sehr erwünscht und die bekannt gewordenen Verschworenen waren zu einflußreich, als daß man glauben sollte, es habe sich nur um die Privatrache des Wittelsbacher's gehandelt. Weder der Bischoff von Bamberg, noch der Markgraf Heinrich von Andechs und Istrien würden dazu die Hand geboten haben. Das Sprüchwort: „Es ist nichts so fein gesponnen, es kömmt doch noch an die Sonnen," hat sich hier, wie in vielen anderen Fällen, nicht bewährt.

Nicht mehr, als vierundzwanzig Jahre waren verflossen, seit Friedrich I., Barbarossa, auf dem Reichstage zu Mainz mit fünf blühenden Söhnen erschienen

war. Von diesen war Philipp der Letztlebende. Nur einer dieser fünf Söhne hatte einen männlichen Sprossen hinterlassen. Dieser wurde fern von Deutschland, in Sicilien, auferzogen. Obgleich als Kind zum Könige von Deutschland erwählt, war Heinrich's VI. einziger Sohn, der letzte Hohenstaufe, von den deutschen Fürsten später aufgegeben und seine Wahl für ungültig erklärt worden.

§. 39. Otto IV. und Friedrich II.

Nach Philipp's Tode wurde Otto IV. bald allgemein als deutscher König anerkannt. Die alten Ansprüche des welfischen Hauses mußte er aber aufgeben. Er ehelichte Beatrix, die Tochter Philipp's, welche übrigens wenige Tage nach der Hochzeit, wahrscheinlich am Gifte, das ihr die Kebsweiber ihres Gatten mischten, starb. Die Freundschaft mit dem Pabste hörte auf, sobald Otto IV. seine kaiserlichen Rechte in Italien geltend machte. Im Jahre 1209 zog Otto über die Alpen und wurde am 27. September zu Rom gekrönt. Otto hatte seinen Zweck, als Kaiser gekrönt zu werden, erreicht. Die Zusagen, welche er dem Pabste gegeben, waren nur Mittel gewesen, an sein Ziel zu gelangen. Er hielt sich daher nicht verpflichtet, dieselben zu erfüllen und verfügte über mehrere alte Reichslehen, welche er an den Pabst abgetreten hatte. Als Innocenz III. ihm vorwarf, dies sei Eidbruch, entgegnete der Kaiser: „Er habe nicht minder bei seiner Krönung geschworen, die Würde des Reiches zu erhalten und alle verlorenen Rechte nach Kräften wieder zu gewinnen, wenn der Pabst ein anderes verlange, so müsse er ihn erst von diesem Eide entbinden." Das machte den Pabst zornig. „Vergiß nicht," so rief er dem Kaiser zu, „daß die Kirche Dich erhoben; denke des Königs Nebukadnezar, der, auf seine Macht übermüthig, in einen Ochsen verwandelt, Heu fraß, wie ein Thier."

Otto IV. bekümmerte sich wenig um die Redensarten, denn er vertraute seinem Heere. Er fiel in Apulien ein und rückte bis Neapel vor. Der Pabst schleuderte aber wider den welfischen Kaiser nicht minder seinen Bannfluch, als früher gegen die Hohenstaufen (November 1210).

Mittlerweile war Heinrich's VI. Sohn herangewachsen. Als er vierzehn Jahre zählte, wurde er vom Pabste für volljährig erklärt und erhielt von ihm die Wittwe des Königs Emmerich von Ungarn, Constantia von Aragonien, zur Gemahlin (1209). Sobald sich Innocenz III. von Otto bedroht sah, setzte er ihm den jungen Hohenstaufen entgegen. Auf seine Verwendung wurde durch eine Versammlung der Stände zu Nürnberg (1211) die frühere Wahl Friedrich's II. wieder hergestellt. Dadurch wurde Otto IV. gezwungen, aus Italien zurückzukehren (1212). Im Sommer dieses Jahres folgte ihm Friedrich nach. Der König Philipp August von Frankreich bewilligte ihm Hülfsgelder, Otto IV. bezog solche aus England. Friedrich verstand es, mit dem Könige Ottokar von Böhmen und dem Könige von Dänemark, welchem Letzteren er den Besitz der überelbischen Länder bestätigte, Freundschaft zu schließen. Dem Pabste, dessen Oberlehensherrlichkeit über Apulien und Sicilien Friedrich schon früher (Febr. 1211) anerkannt hatte, ertheilte er (12. Juli 1213) dieselben Versprechungen, welche Otto IV. ihm gemacht hatte und sagte ihm überdieß noch Corsica und Sardinien zu. Otto IV. schalt seinen Gegner den „apulischen Jungen" und einen „Pfaffenkönig". Dessenungeachtet breitete Friedrich seine Macht mehr und mehr in Deutschland aus, insbesondere nachdem Otto IV. bei Bovines (am 27. Juli 1214) eine entschiedene Niederlage durch die Franzosen erlitten hatte. Der Zwiespalt in Deutschland rankte fort und Innocenz III. benützte das Elend des Reiches, immer neue Zusicherungen von Friedrich zu erpressen. Bald darauf eroberte Friedrich Aachen

und ließ sich daselbst förmlich krönen (am 25. Juli 1215). Zum Danke für alle Zugeständnisse Friedrich's erklärte der Pabst Otto IV. des Kaiserthums verlustig und Friedrich II. für den rechtmäßigen König der Deutschen. Der Krieg zwischen beiden Gegenkönigen hörte übrigens von selbst auf, da Friedrich II. es für klüger hielt, die hohenstaufische Hausmacht herzustellen, als Otto IV., welcher mit dem König von Dänemark kämpfte, anzugreifen. Am 19. Mai 1218 starb Otto und Friedrich wurde nunmehr allgemein als König anerkannt.

Otto IV. fand seinen Tod an den Folgen von s. g. Purgirpillen, welche ihm geschickt worden waren, also in der That an einem Stoffe, welchen er genoß, und der statt wohlthätig, verderblich wirkte. Die Pillen soll Otto von einem Freunde zugeschickt erhalten haben. Wer aber den Freund über die Wirkung derselben täuschte, wer sie ihm für wohlthätig ausgab, während sie den Tod brachten, ist nicht ermittelt worden. Jedenfalls ist es eine merkwürdige Thatsache, daß Heinrich VI., Philipp von Schwaben und Otto IV. unter dem Banne und unter mehr als verdächtigen Nebenumständen starben: Heinrich VI. in der Blüthe frischer Gesundheit, an einem Trunke, den er that; Philipp, ermordet von Otto von Wittelsbach in dem Hause eines Bischoffs; Otto IV. an Pillen, die ihm als Heilmittel zugeschickt wurden. Der Aberglauben hat die Strafe Gottes in der Todesart dieser drei vom Pabste verfluchten Kaiser erkannt. Wer eine höhere Idee von der Gottheit und eine weniger hohe von dem Pabstthume hegt, wird eher geneigt sein, päbstlicher Herrschsucht, als göttlicher Rache diese Todesfälle zuzuschreiben. Mit Friedrich II. trat in mehr als einer Beziehung ein Wendepunkt in dem öffentlichen und in dem kirchlichen Leben Europa's ein. Er war nicht, wie alle deutschen Könige vor ihm, in Deutschland geboren und erzogen worden. Sicilien war seine Wiege, ein Land, in welchem die Mohammedaner damals in großer Zahl wohnten und bedeutenden Einfluß hatten. Mohammedaner waren seine Lehrer, Rathgeber und Begleiter. Strenggläubige Muselmänner würden schwerlich in die Dienste eines Christen getreten sein. Der Zweifel war damals, namentlich in Sicilien, auch in den Islam eingedrungen. Der Zweifel in religiösen Dingen ist ziemlich unabhängig von einem bestimmten Bekenntnisse. Wer in Betreff des Glaubens seiner Eltern zweifelt, erkennt den Glauben Anderer noch weniger, als göttlich an. Es ist daher sehr natürlich, daß Friedrich II. kein blindgläubiger Christ war, wie alle seine Vorgänger. Daß Friedrich eine gewisse Vorliebe für den Islam hatte, ist unzweifelhaft. Im Widerspruche mit den zu seiner Zeit geltenden Ansichten und Gewohnheiten pflegte er freundliche Verhandlungen mit den mohammedanischen Fürsten seiner Zeit. Er zog einen bedeutenden Theil seiner Streitkräfte aus der Mitte der Mohammedaner und wenn ihm auch mit Unrecht vorgeworfen wird, er habe Moses, Mohammed und Christus für drei Betrüger erklärt, so ist doch gewiß, daß Friedrich II. die mohammedanische Regierung in Kirche und Staat der christlichen vorzog. „O glückliches Asien," rief er einst aus, „o ihr glücklichen Beherrscher der Morgenländer, welche die Waffen ihrer Unterthanen nicht fürchten und von den Erfindungen der Geistlichen und Bischöffe nichts zu besorgen haben!"

Diese Worte, durch welche er seinem gepreßten Herz Luft machte, beweisen, daß Friedrich das Joch des durch die Pfaffen verbreiteten Aberglaubens schwer empfand. Daß er dadurch statt zu einem Kampfe für die Wahrheit und die Freiheit zu einem Kampfe im Sinne des asiatischen Despotismus getrieben wurde, spricht nicht zu seinen Gunsten.

„Wir Könige," fügte Friedrich hinzu, „wir Bekenner des ächten Glaubens, werden belastet mit allgemeinem Hasse und gerathen in Spaltung mit den Bürgern und mit den Geistlichen. Jene trachten nach dem reizenden Mißbrauch einer ver-

pestenden Freiheit; diese möchten durch heimliche Bemühungen und, wo solche nicht ausreichen, durch offenbare Gewalt unsre Ehren, Würden und Güter verringern."

Friedrich bedachte freilich nicht, daß der Grund, auf welchem seine Ehren, Würden und Güter ruhten, derselbe war, als derjenige, aus welchem seine Gegner, die Geistlichen, ihre Ehren, Würden und Güter ableiteten: die Dummheit und Unselbstständigkeit der Massen, und daß, wenn er in einem Athemzuge den Islam preißt, die Erfindungen der christlichen Geistlichen brandmarkt und sich einen Bekenner des ächten Glaubens nennt, die letztere Behauptung sehr wenig zu den zwei anderen paßt.

Friedrich hatte allerdings, in Folge seiner religiösen und politischen Anschauungsweise, einen sehr schweren Standpunkt gegenüber den Päbsten, deren ganze Gewalt auf dem finstersten Aberglauben beruhte und gegenüber dem deutschen Volke, welches in den Schlingen des Pfaffenthumes lag. Er besaß nicht Wahrheitsliebe und Freiheitssinn genug, um mit der Lüge und dem Despotismus in Kampf zu treten. Der Aberglauben, welcher seine Zwecke förderte, war ihm ganz erwünscht; er haßte nur denjenigen, auf dem die Macht seiner Feinde beruhte. Der Despotismus der Päbste erschien ihm unerträglich, allein sein Streben war, an die Stelle des päbstlichen und des abendländisch-christlichen, den vereinigten orientalischen Despotismus zu setzen, wie er in Cairo, Bagdad und Iconium üblich war. Er fühlte sich nicht stark genug, den Kampf gegen die Päbste mit den Waffen zu beginnen und nahm daher zur Lüge und zum Betrug seine Zuflucht. Er heuchelte einen Glauben, den er nicht hegte, eine Unterwerfung, die seiner ganzen Natur von Grund aus widersprach und verstrickte sich daher in eine Reihe von Versprechungen, die er niemals hielt, oder auch nur zu halten gedachte, insofern er nicht später durch die Macht der Verhältnisse dazu gezwungen wurde.

Friedrich II. würde, wenn er einen vollständigen Sieg errungen hätte, die Entwickelung des Abendlandes ebensowenig gefördert haben, als wenn die Päbste ihre Pläne durchgesetzt hätten. Die beiden schlimmsten Gegner der Freiheit förderten die Entwickelung der Völker dadurch am meisten, daß sie sich gegenseitig auf Tod und Leben bekämpften.

Friedrich II. hatte, außer seinen unehelichen, nicht weniger als vier eheliche Frauen. Seine erste Gattin, welche der Pabst ihm gegeben, Constantia von Aragonien, starb frühzeitig, nachdem sie ihm seinen ältesten Sohn, Heinrich, gegeben; worauf er Jolanta, die Tochter des Königs Johann von Jerusalem, heirathete, welche 1228 im Wochenbette starb, nachdem sie Konrad, Friedrich's zweiten Sohn, geboren hatte. Im Jahre 1235 feierte Friedrich II. mit großer Pracht zu Worms die Hochzeit mit seiner dritten Gattin, der englischen Königstochter Isabella, welche seinem dritten Sohn, Heinrich, das Leben gab. Die vierte Gemahlin Friedrich's war Blanka, des Grafen Bonifacius Lancia Tochter und die Mutter seines Sohnes, Manfred. Seine außer der Ehe geborenen Kinder beweisen, daß eheliche Treue ihn nicht zierte. Doch war Friedrich unzweifelhaft der begabteste unter allen deutschen Kaisern. Er verstand und sprach griechisch, lateinisch, italienisch, deutsch, französisch und arabisch. Er war übrigens mehr Italiener, als Deutscher und bekannte unumwunden, Italien sei sein Vaterland. Er vereinigte auf seinem Haupte sieben Kronen: die kaiserliche, die deutsche, die burgundische, die lombardische, die sicilische, die sardinische und die Krone von Jerusalem. Allein es bewährte sich an ihm der Spruch, daß Kronen und Schätze den Menschen nicht glücklich machen können. Sein ältester Sohn, König Heinrich, wurde an ihm zum Verräther; sein unehelicher und Lieblingssohn, der schöne und tapfere Enzius, wurde von seinen Feinden gefangen und nicht wieder frei gegeben. Mit

dem päbstlichen Fluche beladen, von Verräthern und Giftmischern umgeben, verwickelte ihn jede seiner Kronen in gefährliche Kriege und Zwistigkeiten, welche ihm nur wenige kurze Stunden ungetrübter Ruhe ließen. Da Friedrich's II. ausgezeichnete Gaben nicht unter der Leitung der allgemeinen Menschenliebe, der Gerechtigkeit und Uneigennützigkeit, sondern unter dem Einflusse der Herrschsucht und des Ehrgeizes standen, — so müssen wir uns freuen, daß er Gegner fand, die ihm Schranken setzten.

§. 40. Innere Zustände Deutschland's (1212—1250).

Friedrich II. brachte von seiner achtunddreißig-jährigen Regierungszeit nur den vierten Theil in Deutschland zu. Die nothwendige Folge davon war, daß die ohnedies schwache königliche Gewalt mehr und mehr in Abnahme kam, daß die Machthaber ungehemmt ihren Leidenschaften fröhnten, alle selbstbewußten freien Menschen darnach strebten, sich gegen die Uebergriffe räuberischer Ritter und fürstlicher Mordbrenner zu sichern und die große Masse des arbeitenden und wehrlosen Volkes in immer tieferes Elend versank.

In demselben Jahre, wie Otto IV., starb auch der Herzog Berthold von Zähringen, einer der mächtigsten Gegner der Hohenstaufen. Die von ihm erbauten Städte: Bern und Freiburg übergab er vor seinem Tode an das Reich. Die burgundische Statthalterschaft hatte er niedergelegt, weil er wenig oder keinen Gehorsam fand. Seine Erbgüter zersplitterten sich, indem sie an die gräflichen Häuser: Kiburg, Urach und Teck, fielen. Das Breisgau verlieh Friedrich II. dem Markgrafen Herrmann von Baden. Mehrere Reichslehen des Herzogs von Zähringen und die Statthalterschaft von Burgund vereinigte Friedrich mit dem Herzogthume Schwaben, welches er bis zur Volljährigkeit seines Sohnes unter seiner persönlichen Verwaltung behielt.

Im Jahre 1220 wählten die Fürsten auf dem Reichstage zu Frankfurt a. M. den siebenjährigen Sohn Friedrich's II., Heinrich, zum Könige. Unmittelbar nach der Wahl ertheilte der Kaiser den Bischöffen einen hochwichtigen Freiheitsbrief, ohne Zweifel zum Lohne für die Wahl seines Sohnes. In dieser Urkunde verzichtete Friedrich II. wiederholt auf das Spolienrecht oder die Beerbung der Bischöffe, versprach ihnen unter anderem, daß den Kirchenbann die Reichsacht stets unterstützen und daß kein königlicher Beamter in den bischöfflichen Städten Gerichtsbarkeit üben solle.

Drei Jahre nach seiner Wahl wurde der zehnjährige Heinrich zu Aachen gekrönt. Dessenungeachtet blieb Friedrich II. die eigentliche Seele der Verwaltung Deutschland's. Größere Reichslehen vergab Friedrich allein. In minder wichtigen Angelegenheiten hatte zwar Heinrich eine gewisse Unabhängigkeit, doch wollte sein Vater die oberste Gewalt in Deutschland keineswegs aufgeben. Wer von Friedrich abgewiesen war, wandte sich an dessen Sohn, und wer von Heinrich nichts hoffte, nahm zu seinem Vater die Zuflucht. In der Abwesenheit Friedrich's II. nahmen die Fehden und Unruhen aller Orten überhand. Die Pfaffen, welche gegen die Albigenser gewüthet hatten, bemühten sich, auch in Deutschland einen ähnlichen Ketzereifer anzuregen. Die Stedinger, ein kräftiger Zweig des friesischen Volksstammes, welcher sich das Joch des Erzbischoffs von Bremen nicht willig gefallen lassen wollte, wurde von verruchten Geistlichen und deren Knechten auf's furchtbarste verfolgt. Seit Jahrhunderten hatten sie sich ihre altfriesische Freiheit erhalten. Nach Entstehung der Stadt und Grafschaft Oldenburg drängten sich einige Junker bei ihnen ein, wollten bei ihnen ihre Raubnester anlegen und fingen damit an, sich gegen die Frauen und Töchter der Bauern Ungebührlichkeiten zu erlauben.

Die Stedinger, welche ohne Adel sehr glücklich gewesen waren, vertrieben in blutigen Kämpfen die Eindringlinge (zu Anfange des dreizehnten Jahrhunderts). So wenig als die Anmaßungen des Adels wollten die Stedinger diejenigen der Geistlichkeit tragen. Seit dem zwölften Jahrhunderte hatten sie sich standhaft geweigert, den Zehnten zu leisten. Auf ihren häufigen Seereisen waren sie in mannichfaltige Berührungen mit aufgeklärten Menschen gekommen und hatten gegen die herrschsüchtigen und habsüchtigen Bestrebungen, welche die Pfaffen in das Gewand des Christenthums kleideten, den tiefsten Abscheu eingesogen. Aller Orten ging der Druck der weltlichen und der geistlichen Tyrannen Hand in Hand. Weil die Stedinger deren Joch nicht willig auf sich nahmen, wurden sie als Ketzer verschrieen. Im Jahre 1232 belegte sie Erzbischoff Gerhardt II. von Bremen mit dem Banne. Die wackeren Landleute focht das nicht an, im Gegentheile jagten sie die raubsüchtigen Pfaffen aus ihrem Lande und richteten sich ihren Gottesdienst ohne alle Knechte des Pabstes nach ihrer eigenen Anschauungsweise ein. Der Erzbischoff von Bremen überzog sie mit Krieg. Sein Bruder, der Graf von der Lippe, stand ihm bei. Die Ritter wurden aber von den Bauern geschlagen. Wüthend über die erlittene Niederlage suchte der Erzbischoff Hülfe beim Pabste. Dieser erließ Schreiben an die Bischöffe von Lübeck, Minden und Ratzeburg und trug ihnen auf, das Kreuz gegen die freien Männer predigen zu lassen. Der Kaiser Friedrich II. folgte dem Beispiele seines Vorfahrs Friedrich's I., welcher Arnold von Brescia den päbstlichen Henkern überlieferte, und sprach über dessen Gesinnungsgenossen an der Nordsee die Acht aus. Doch die Stedinger wehrten sich mit einem Muthe, den ihre Feinde nicht erwartet hatten. Im Jahre 1233 erschlugen sie den Grafen von Oldenburg nebst zweihundert Rittern, welche gegen sie zu Felde zogen. Doch die Zahl der raubsüchtigen Kreuzfahrer mehrte sich von Monat zu Monat. Ueber vierzigtausend Streiter rückten unter dem Herzog von Brabant, den Grafen von Cleve, von der Mark und Oldenburg im Jahre 1234 gegen die kleine Schaar der Landleute, an deren Spitze Boleke von Bardenfleet, Tammo von Hunthorpe und Detmar von Damme standen. Elftausend Stedinger nahmen bei Altenesch den Kampf mit dem viermal stärkern Feinde auf. Sie unterlagen zwar, aber verkauften theuer ihr Leben. Der Graf von Oldenburg, mehrere Fürsten und viertausend Reisige bedeckten den Wahlplatz. Doch den Feinden der Freiheit war das ebene Feld günstig. Die Landleute wurden von allen Seiten umritten, mehr als die Hälfte derselben verlor ihr Leben, die übrigen flohen zu den Rüstringern. Die Pfaffen und die Raubritter theilten sich in das Land des betriebsamen Völkchens, welches nie wieder seine frühere Blüthe erreichte.

Um dieselbe Zeit zog durch das mittlere Deutschland im Auftrag des Pabstes Konrad von Marburg hin und her, um Ketzer aufzuspüren. Ein unzüchtiges Weib und ein schurkischer Mann dienten ihm zu seinen Zwecken. Wer angeschuldigt wurde, verlor unter Qualen und Schimpf das Leben. So lange der päbstliche Bevollmächtigte sich mit Opfern aus den niederen Ständen begnügte, ließ man ihn gewähren. Als er aber auch Edelleute und Grafen vor sein Ketzergericht lud und sie verurtheilte, blieb es nicht länger bei stiller Entrüstung. Ein Graf von Sayn, welchem der freche Ketzerrichter das Haar hatte scheeren lassen, beschwerte sich bei Kaiser und Reich. Das Haar des Grafen galt mehr, als das Blut vieler Bauern und Bürger, welches der päbstliche Henker früher vergossen hatte. Konrad von Marburg wurde der Ungerechtigkeit und Grausamkeit schuldig befunden und kurz darauf (1233) in der Nähe von Marburg durch einige Edelleute erschlagen.

Dem Widerstand des Adels, nicht dem schützenden Arme des Kaisers ver-

dankt es Deutschland, daß dieser erste Versuch, die Inquisition einzuführen, mißlang. In den wichtigsten Beziehungen des Lebens mußte das deutsche Volk immer für sich selbst Sorge tragen. Nur wo seine persönlichen Interessen in Frage standen, griff Friedrich II. ein. Dahin gehörte namentlich sein Verhältniß zu dem deutschen Könige, seinem Sohne Heinrich. Dieses wäre schon im Jahre 1232 fast gebrochen, und wurde von da an immer schroffer. Gegen Ende des Jahres 1234 schloß der Sohn einen förmlichen Vertrag mit den Mailändern gegen seinen Vater ab. Friedrich II. kam aus Italien mit einem auserlesenen Gefolge und vielem Gelde nach Deutschland. Heinrich wurde bald genöthigt, sich zu unterwerfen und da er auch dann noch dem Kaiser neuen Verdacht gab, in strengen Gewahrsam genommen, aus dem er erst (12. Febr. 1242) durch seinen Tod erlöst wurde. Eine Zeit lang führte jetzt der Kaiser selbst die Reichsverwaltung. Er ordnete die Streitfrage von den welfischen Stammgütern, indem Herzog Otto Braunschweig und Lüneburg mit seinen übrigen Hausgütern von dem Kaiser als Reichslehen mit herzoglicher Gewalt, und auch für Frauen erblich, empfing (1235). Friedrich II. erließ ein, mit dem Reichstage von Mainz berathenes Landfriedensgesetz, dessen Bruch unter Aufhebung des Wehrgeldes mit der Acht bestraft werden sollte. Was helfen aber Gesetze, wenn Derjenige, welcher zunächst berufen ist, sie zu handhaben, theils abwesend, theils durch seine eigenen Streitigkeiten gezwungen ist, von dem Rechte abzuweichen, um die Zahl seiner Gegner nicht zu vermehren? Schon im Jahre 1236 kehrte der Kaiser nach Italien zurück. Früher hatte er gegen den Herzog Friedrich von Oesterreich wegen mannichfaltiger Verletzungen des Reichsfriedens die Acht ausgesprochen. Die mit deren Vollziehung beauftragten Fürsten wurden aber von dem Herzoge geschlagen, welcher die Bischöffe von Passau und Freisingen sogar gefangen nahm. Mitten im Winter desselben Jahres eilte Friedrich II. aus Italien herbei, nahm ganz Oesterreich ein, erklärte Wien zur Reichsstadt, trennte Steiermark von Oesterreich, gab den steierischen Ständen einen Freiheitsbrief und ließ beide Lande durch Statthalter verwalten. Das ganze südliche Deutschland, von Burgund bis an die Grenze Ungarn's, befand sich, mit Ausnahme der Bisthümer und der Herzogthümer Baiern, Kärnthen und Meran-Andechs, im unmittelbaren Besitze des Kaisers. Doch da Friedrich II. nicht in Deutschland blieb und mit den Päbsten und den Lombarden auf Tod und Leben kämpfte, so ging in seiner Abwesenheit bald wieder verloren, was er durch kriegerischen Muth und seine Staatskunst gewonnen hatte. Mit dem Herzog Friedrich von Oesterreich söhnte sich der Kaiser später, am 1. Juni 1245, wieder aus und gab ihm seine Länder zurück. Ein Jahr darauf fiel Herzog Friedrich in einer Schlacht gegen die Ungarn (1246), und mit ihm erlosch das babenbergische Geschlecht. Zwar ließ Friedrich (1237) seinen zweiten Sohn, Konrad, zum römischen Könige wählen, doch dieser war noch ein Kind, und vermochte daher nicht, die königliche Gewalt mit Nachdruck auszuüben.

Auf der Kirchenversammlung zu Lyon wiederholte der Pabst Innocenz IV. (30. Januar 1245) den schon früher gegen Friedrich II. ausgesprochenen Bann, erneuerte denselben am 17. Juli gleichen Jahres und schloß alle Anhänger des Kaisers in den Fluch mit ein. Ungeachtet der großen Gefahr, welche dazumal dem Abendlande von Seiten der Mongolen drohte, wurde der Streit zwischen Pabst und Kaiser immer bitterer. Den päbstlichen Ränken gelang es, die deutschen Bischöffe vom Kaiser loszureißen, welche in Verbindung mit wenigen Laien den Landgrafen Heinrich von Thüringen, genannt Raspe, zum deutschen Könige wählten (Mai 1246). Der Bürgerkrieg wurde durch päbstliches Geld genährt. Bei Frankfurt a. M. verlor Konrad (5. August 1246) gegen Heinrich Raspe eine Schlacht. Doch mußte Letzterer von Reutlingen und Ulm, die er belagert hatte, abziehen, wurde

von Konrad in einem blutigen Treffen bei Ulm geschlagen und starb verwundet bald nachher auf der Wartburg in Thüringen (am 17. Februar 1247). Der Pabst ruhte aber nicht. Er bot die deutsche Krone aus, als wäre er deren unbestrittener Eigenthümer. Nach Heinrich Raspe konnte er keinen deutschen Fürsten mehr finden, der es wagte, mit ihr zugleich den Kampf gegen Friedrich II. aufzunehmen. Endlich ließ sich der junge Graf Wilhelm von Holland dazu bereden. Die drei rheinischen Erzbischöffe und der König Wenzlaw von Böhmen gaben ihm ihre Stimmen. Die sächsischen Fürsten, die süddeutschen und die meisten anderen Bischöffe und Städte blieben dem Kaiser Friedrich und seinem Sohne Konrad treu. Unter solchen Wirren nahmen die Erbfolgestreitigkeiten der Fürsten und die Räubereien der Ritter in dem Maße zu, daß die in ihrem Handelsverkehre gefährdeten Städte gezwungen wurden, sich durch Bündnisse, welche sie untereinander und mit benachbarten Fürsten und Grafen schlossen,*) zu helfen.

Wilhelm von Holland nahm Aachen ein, zog den Rhein hinauf (1248), konnte aber im südlichen Deutschland keinen festen Fuß fassen. Der Entscheidungskampf wurde nicht in Deutschland, sondern in Italien geführt. Im Augenblicke, da Friedrich II. den Pabst in seinem Sitze zu Lyon bedrohte, erkrankte er und starb, den 13. Dezember 1250, nach kaum zurückgelegtem sechsundfünfzigsten Lebensjahre.

§. 41. Kaiserthum und Pabstthum (1212—1250).

Seit anderthalb Jahrhunderten hatte der Kampf zwischen dem Kaiserthum und dem Pabstthum nur selten und auf kurze Zeit geruht. Heinrich IV., welcher zuerst von Gregor VII. angegriffen wurde, war seinem Gegner in keiner Beziehung gewachsen. Friedrich II. konnte sich, was Geistesbildung, Scharfblick, Schlauheit und Ausdauer betrifft, mit allen Päbsten messen, die er bekämpfte. Allein er war unter päbstlicher Vormundschaft herangewachsen. Bevor er zum Manne geworden, hatte es der Pabst, Innocenz III., verstanden, ihm Ketten anzulegen, welche er im Laufe seines ganzen Lebens nicht brechen konnte. Der Pabst bediente sich seiner anfangs nur als Mittel, um den mit ihm in Streit befangenen Kaiser Otto IV. zu stürzen. Unbedenklich versprach der junge Fürst, was der schlaue Pabst von ihm verlangte, ohne die ganze Bedeutung seiner Zusagen erkannt zu haben. Schon im Jahre 1211 mußte Friedrich die Oberlehensherrlichkeit des Pabstes über das apulische und sicilische Reich anerkennen. Am 12. Juli 1213 sagte er dem Pabste Freiheit der Wahlen und der Berufungen auf Rom, Verzicht auf den Nachlaß der Bischöffe, Hülfe zur Ausrottung der Ketzer, den Besitz aller von Otto IV. dem Pabste zuerkannten Rechte und überdies noch Corsica und Sardinien zu. Im Jahre 1215 versprach Friedrich weiter, alsbald nach Empfang der Kaiserkrone seinem Sohne Heinrich das sicilische Reich abzutreten, nicht mehr den Titel davon zu führen und bis zu dessen Volljährigkeit einen, dem Pabste als Oberlehensherrn verantwortlichen Statthalter einzusetzen. In demselben Jahre gelobte er auch, einen Kreuzzug zu unternehmen. Alle diese Zusagen hatte Friedrich gemacht, bevor er das einundzwanzigste Jahr seines Lebens vollendet hatte. Hätte er Wort gehalten, so wären alle seine hochfliegenden Pläne in ihren ersten Keimen schon untergegangen. Friedrich fühlte sich zu Italien mehr hingezogen, als zu Deutschland. Sicilien und Apulien boten ihm mehr Schätze und höhere Lebensgenüsse, als das rauhe Deutschland. Dort besaß er eine fast unumschränkte Macht, während die

*) S. unten §. 47.

königliche Gewalt in Deutschland seit Jahrhunderten immer sehr zweifelhafter Natur gewesen war und nur durch unausgesetzte persönliche Anwesenheit und die besonnenste Thätigkeit gestärkt werden konnte. Friedrich trat Sicilien und Apulien nicht an seinen Sohn Heinrich ab, er hörte nicht auf, den Titel eines Beherrschers dieser Reiche zu führen, und wenn er, statt dessen, Deutschland seinem Sohne Heinrich übergab, stellte er den Pabst damit um so weniger zufrieden, als der Vater seinen Einfluß auf den Sohn mit großem Mißtrauen geltend machte. In seinen weiten Reichen hatte Friedrich alle Hände voll zu thun; dennoch versprach er bei seiner Krönung zu Rom (22. Nov. 1220) wiederholt und zwar diesesmal eidlich, im nächsten Frühjahre einen Theil seines Heeres nach Palästina vorauszuschicken und im August zu folgen. Er entband die Inhaber der Güter der Gräfin Mathilde des ihm geleisteten Eides und erließ kaiserliche Gesetze über die Immunität (gerichtliche Unabhängigkeit) der Geistlichkeit, die Verfolgung der Ketzer, Beschützung der Pilger und den Gottesfrieden. Der Kreuzzug im folgenden Jahre wurde nicht ausgeführt, doch verständigte sich Friedrich deßhalb mit dem Pabste Honorius III., welcher ihm zwei Jahre Frist gab, die von der Zeit der Verständigung (1223) an gezählt werden sollten. Gegen Ende des Jahres feierte er seine Hochzeit mit Jolanta, der Tochter Johann's von Brienne, und nahm zugleich den Titel eines Königs von Jerusalem an. Seit zwölf Jahren war Friedrich II. deutscher König und noch hatte er nicht die lombardische Krone empfangen. Doch die Zeit drängte. Die letzte Frist, welche Friedrich sich selbst gesetzt hatte, war ihrem Ende nahe. Unverrichteter Dinge kehrte er aus der Lombardei nach Apulien zurück. Zur vorausbestimmten Zeit schiffte sich der Kaiser in Begleitung des Landgrafen Ludwig von Thüringen und zahlreicher Kreuzfahrer zu Brundusium ein. Drei Tage darauf kehrte er aber nach Otranto zurück. Der Landgraf starb. Friedrich begab sich in die Bäder von Puzzuoli. Ob er wirklich oder nur zum Scheine krank war, ist nicht mehr zu ermitteln.

Honorius III. war gestorben. Gregor IX. sprach, ohne sich um die Krankheit des Kaisers zu kümmern, den Bann in den härtesten Worten über ihn aus. Friedrich blieb ihm die Antwort nicht schuldig. Er sagte ganz offen: „Die Welt solle sich vereinen zur Vernichtung der unerhörten Tyrannei, welche der Pabst über die christlichen Staaten verhänge," und nannte den Pabst „einen großen Drachen, einen anderen Bileam, einen Fürsten der Finsterniß und einen Anti-Christen." Seine Erwiderung ließ Friedrich II. öffentlich zu Rom verlesen. Gregor IX. hatte in der Stadt selbst zahlreiche Gegner, welche ihn nöthigten (Ostern 1228), aus Rom zu fliehen, nachdem er am grünen Donnerstag den Bannfluch gegen Friedrich wiederholt hatte. Die Päbste kämpften mit Friedrich II nicht um kirchliche Rechte, sondern um politische Macht. Was die Päbste in Betreff der Glaubenslehren, der kirchlichen Unterordnung und der Ketzerverfolgung verlangten, wurde ihnen von Friedrich bereitwillig zugestanden. An der Eroberung Palästina's war den Päbsten wenig oder nichts gelegen. Um so größeren Werth legten sie aber darauf, ihren gefährlichen Gegner, Friedrich, aus Italien zu entfernen. Als der Kaiser am 28. August 1228 von neuem nach Palästina aufbrach, bestimmte dieses den Pabst nicht, den ausgesprochenen Bann zurückzunehmen, im Gegentheile wiederholte er ihn und benützte des Kaisers Abwesenheit, Apulien gegen Friedrich in Aufstand zu versetzen. Der Pabst verbot den zurückgebliebenen Kreuzfahrern, dem Kaiser nachzufolgen. Den Sultan Kamel forderte Gregor IX. auf, Jerusalem dem Kaiser nicht zu überliefern. Mit den Tempelherren und Johannitern ließ er die Verabredung treffen, den Kaiser bei einem Ausfluge nach dem Jordan den Mohammedanern in die Hände zu liefern. Doch trotz aller päbstlichen Ränke bewirkte Friedrich II. durch den Schrecken, welcher vor ihm herging und den Einfluß, den er

unter den Mohammedanern besaß, was vor ihm kein Fürst und Kaiser erringen konnte. Jerusalem und die s. g. heiligen Orte kamen durch Friedrich wieder in den Besitz der Christen.*) Mittlerweile überzog der Pabst Apulien mit Krieg. Der Kaiser eilte aus Palästina zurück, schlug die päbstlichen Schlüsselsoldaten (sie trugen nämlich statt des Kreuzes einen Schlüssel) aus Apulien, worauf (am 23. Juli 1230) ein Vertrag zu Stande kam, nach welchem Friedrich II. dem Pabste Gregor IX. und seinen Anhängern völlige Vergessenheit zugestand und dagegen vom Banne entbunden wurde. Friedrich II. arbeitete jetzt mit aller Macht daran, sich ganz Italien zu unterwerfen. Doch die lombardischen Städte wollten sich von ihm nicht knechten lassen. Der Pabst Gregor IX. stand ihnen bei. Friedrich zog Sardinien an sich, worauf Gregor (20. März 1239) von neuem den Bann gegen ihn aussprach. Der Kaiser antwortete mit dem Schwerte, eroberte eine päbstliche Stadt nach der andern und bedrohte Rom. Die deutschen Fürsten, welchen der Pabst davon Nachricht gab und das Verbot, dem Kaiser zu gehorchen, hinzufügte, antworteten Gregor IX.: „Er habe kein Recht, einen Kaiser aufzustellen, sondern nur den zu krönen, welchen die Fürsten gewählt hätten." Doch fuhr Gregor fort, in Deutschland Ränke zu spinnen, mit welchem Erfolge, haben wir im vorigen Paragraphen gesehen. Selbst die Gefahr, womit die Mongolen die ganze Christenheit bedrohten, brachte zwischen Pabst und Kaiser keinen Frieden zu Stande. Gregor IX. berief eine allgemeine Kirchenversammlung nach Rom. Friedrich's II. unehelicher Sohn, der König Enzius von Sardinien, schlug die genuesische Flotte, welche die abendländischen Bischöffe nach Rom verbringen sollte und nahm diese Letzteren gefangen (3. Mai 1241). Bald darauf (am 21. August) starb Gregor IX. Im folgte, nach Cölestin's IV. Tode, Innocenz IV. Dieser verwarf alle Friedensanträge des Kaisers, floh nach Lyon und wiederholte dort (30. Januar und 17. Juli 1245) den früher gegen Friedrich II. ausgesprochenen Bann. Er nannte den Kaiser einen Meineidigen, Friedensbrecher, Kirchenräuber, Heiligthumsschänder und Ketzer, verhängte den Bann gleichfalls über alle Anhänger Friedrich's II. und schloß mit den lombardischen Städten ein Bündniß gegen den Kaiser. Innocenz IV. hatte seinen Spruch gethan, ohne die Stimmen der versammelten Bischöffe zu hören. Dessenungeachtet blieb die Absetzung Friedrich's in Deutschland nicht ohne Wirkung.**) In Italien machte der Kaiser dagegen immer größere Fortschritte. Doch gefährlicher, als offene Feindschaft, ist der Verrath. Es gelang dem Pabste, den langjährigen Rathgeber und Freund Friedrich's II., den Großrichter und Kanzler, Peter de Vineis, zu gewinnen. Dessen Arzt mischte dem Kaiser Gift. Friedrich's Geistesgegenwart rettete ihm das Leben; doch nicht auf lange Zeit. Auf's Aeußerste gebracht, entschloß sich Friedrich, den Pabst in Lyon aufzusuchen. Dort hatte sich Innocenz IV. durch sein und seiner Begleiter sittenloses Leben den Haß und die Verachtung des Volkes zugezogen. Der Cardinal Hugo, gewiß ein unverdächtiger Zeuge, sagte von Innocenz IV.: „Bei seiner Ankunft seien in Lyon drei oder vier H....häuser gewesen, jetzt nur eines, die ganze Stadt!" Arles und Avignon huldigten dem Kaiser. Der Pabst ließ bei dem Könige von England einen sicheren Aufenthalt begehren. In diesem entscheidenden Augenblicke starb Friedrich II. Fünfzehn Tage nach seinem Tode entging König Konrad mit Mühe einem Mordanschlage, welchen der Bischoff von Regensburg auf ihn machte. Statt seiner starb der Graf von Eberstein. Friedrich II. soll an der Ruhr gestorben sein. Hätte er den ihm von dem Arzte seines Kanzlers gemischten Trank zu sich genommen, so wäre sein Tod wohl gleich-

*) Siehe §. 10 Seite 26.
**) Siehe §. 40 Seite 114.

falls der Ruhr zugeschrieben worden. Die Freude, welche Innocenz IV. zu erkennen gab, als er die Nachricht von dem Tode Friedrich's II. empfing, war so laut und wild und wurde von ihm der Welt mit solchem Frohlocken verkündet, daß sie gerechten Verdacht erweckt. Innocenz IV., welcher Friedrich's Tod der göttlichen Rache zuschrieb, konnte, von seinem Standpunkte aus, die Ermordung des gebannten Kaisers nicht einmal für eine Sünde, oder ein Verbrechen halten. Da der erste, durch Peter de Vineis vermittelte Versuch, den Kaiser zu vergiften, mißglückt war, liegt der Gedanke sehr nahe, der Pabst möchte ein zweitesmal mit mehr Erfolg sein Gift gemischt haben.

Mit Friedrich's II. Tode hörte der Kampf zwischen Pabstthum und Kaiserthum auf. Es begann aber der weit ernstere zwischen dem Christenthum und dem Pabstthum und bereitete den Entscheidungskampf zwischen der Vernunft und dem Pabstthume vor.

§. 42. Die auswärtigen Verhältnisse Deutschland's (1212—1250).

Friedrich II. war unstreitig der mächtigste, weltliche Herrscher seiner Zeit. Seine Reiche dehnten sich von der Südspitze Sicilien's bis zu den Küsten der Ost- und Nordsee und von den Ufern der Rhonne bis an die Grenze von Polen und Ungarn aus. Allein das deutsche Volk hatte von seiner Macht nur Schaden, keinen Vortheil. Deutschland wurde von Friedrich II. durchaus stiefmütterlich behandelt. Die Grenzen seiner Besitzungen in Italien lagen ihm mehr am Herzen, als die deutschen Marken. Friedrich rühmte sich, sieben Kronen zu tragen, wie hätte er sieben Reiche gleichmäßig fördern können! Italien allein machte ihm hinreichend zu schaffen. In Apulien und Sicilien setzte er sich so fest, daß die Päbste, trotz allen ihren Bannflüchen, Ränken und kriegerischen Rüstungen, nichts Erhebliches gegen ihn auszurichten vermochten. Zwar erkannte Friedrich wiederholt die päbstliche Oberlehensherrlichkeit über diese Provinzen an, allein es war dieses nur ein Name. Friedrich II. herrschte unumschränkter in Apulien und Sicilien, als in irgend einem anderen Reiche, das er besaß. Auf die weltlichen Besitzungen, welche die Päbste in Italien beanspruchten, und welche in ihrer Vereinigung den sogenannten „Kirchenstaat" bilden, leistete Friedrich II. wiederholt Verzicht. Allein mit Recht betrachtete der Kaiser jeden päbstlichen Bannfluch als eine Kriegserklärung, welcher er mit dem Schwerte in der Hand entgegentrat. Die Folge davon war, daß die Päbste ihre weltlichen Besitzungen in Italien an Friedrich verloren, der sie, mit Ausnahme der Stadt Rom, fast vollständig eroberte. Auch Sardinien, welches der Kaiser den Päbsten zugestanden hatte, nahm er in Besitz und verlieh dessen Verwaltung seinem unehelichen Sohne, dem schönen Enzius, welchen er mit Adelasia, der Erbin Sardinien's, vermählte (1238). Die lombardischen Städte setzten aber den Bestrebungen Friedrich's II. unübersteigliche Schranken entgegen. Bis zum Jahre 1225 machte der Kaiser keine ernstlichen Anstalten, sich der Lombardei zu bemächtigen. In jenem Jahre schrieb er aber einen Reichstag nach Cremona aus. Die Lombarden, welche besorgten, der Reichstag möchte ihre Unabhängigkeit gefährden, erneuerten den lombardischen Bund und besetzten die Alpenpässe so stark, daß die deutschen Fürsten nicht nach Italien gelangen konnten. Friedrich mußte sich dieses gefallen lassen, um so mehr, als der Pabst auf Seiten der Lombardei stand und der bevorstehende Kreuzzug seine Kräfte und seine Zeit in Anspruch nahm. Nachdem sich jedoch die lombardischen Städte mit seinem Sohne Heinrich verbunden hatten und dieser zur Strafe dafür abgesetzt und eingekerkert worden war, begann Friedrich einen blutigen

Krieg gegen die Lombardei (1237), welcher erst mit seinem Leben endigte. Er eroberte Vicenza und zerstörte diese Stadt. Padua, Treviso, Ferrara und Mantua mußten sich ihm ergeben. In der Schlacht bei Cortenuova (27. November 1237) schlug der Kaiser die Lombarden auf's Haupt, nahm den Fahnenwagen der Mailänder und ließ ihren Podesta, einen Sohn des venetianischen Dogen Tiepolo, aufknüpfen. Im Schrecken über diese Niederlage und die grausamen Maßregeln Friedrich's traten mehrere welfische Städte zum Kaiser über. Die Mailänder erklärten sich bereit, Friedrich II. als Herrn anzuerkennen, alles vorräthige Silber und Gold an ihn abzuliefern, ihm ihre Fahnen zu Füßen zu legen und 10,000 Mann zum Kreuzzuge zu stellen, falls er Allen verzeihen und die Stadt erhalten wolle. Verblendet durch Uebermuth und das Bewußtsein errungener Siege bestand Friedrich auf unbedingter Ergebung. Als ihn die Gräfin von Caserta warnend fragte: „Um Gotteswillen, warum stürzt Ihr Euch in diese neue Fehde?" wußte er nichts weiter zu erwidern, als: „Der Ehre halber bin ich so weit vorgeschritten, der Ehre halber kann und will ich nicht mehr zurück." Der Ehre des Kaisers stand die Ehre der Bürger Mailand's gegenüber und diese ruhte auf einem festeren Grunde, als die kaiserliche. Sie stützte sich auf den Freiheitsmuth und das edle Selbstgefühl tapferer Männer, während die Ehre des Kaisers nur seine persönlichen Leidenschaften zum Haltpunkte hatte. Die Mailänder beschlossen einstimmig den Kampf auf Tod und Leben. Die Städte Brescia, Bologna und Piacenza schlossen sich ihnen an. Vergebens belagerte Friedrich drei Monate lang Brescia. Er mußte mit der tapfern Stadt einen Waffenstillstand schließen, was die hohe Meinung von seiner Macht bedeutend herabstimmte. Auch der Bannfluch des Pabstes, welcher den Kaiser kurze Zeit darauf (20. März 1239) traf, that ihm Schaden, größeren die Schandthaten seiner Helfershelfer, Ezzelino's von Romano und Salinguerra's, von welchen er den Ersteren mit allen seinen Verwandten und Freunden schon früher (1232) für unverletzlich erklärt hatte. Dem Ezzelino, einem der abscheulichsten Tyrannen, vermählte Friedrich, im Jahre 1238, eine seiner Töchter. Ezzelino war des Kaisers kräftigste Stütze in Oberitalien. Ein furchtbarer Bürgerkrieg wüthete von einem Jahre zum andern fort, ohne daß entscheidende Schlachten stattfanden. Im Sommer 1247 entrissen die Welfen dem Kaiser Parma. Friedrich II. belagerte die Stadt und erbaute in ihrer Nähe die Siegesstadt Victoria. Sie verwandelte sich aber bald in eine Stadt der Niederlage, indem die Parmasaner sich ihrer bemächtigten, sie niederbrannten und das kaiserliche Heer in wilde Flucht schlugen. Friedrich's Hofrichter, Thaddäus von Suessa, wurde von ihnen gefangen genommen und ungeachtet seiner Wunden auf grausame Weise getödtet. Noch schmerzlicher war für Friedrich der Verlust seines geliebten Sohnes, des tapfern Enzius, welcher (1249) in die Gefangenschaft der Bologneser gerieth. Enzius war damals erst vierundzwanzig Jahre alt. Alle Anerbietungen des Kaisers wurden von den ergrimmten Bologneſern zurückgewiesen. Enzius blieb dreiundzwanzig Jahre, bis zu seinem Tode, im Kerker zu Bologna.

Alle diese Qualen hätte sich Friedrich erspart, wenn er zur rechten Zeit den ihm angebotenen günstigen Frieden abgeschlossen hätte.

Während der Kaiser in Italien kämpfte, gab er Deutschland seinem Schicksale preis. An ihm lag es nicht, daß dem Lande seiner Väter die wichtigsten Provinzen des Nordens und Ostens erhalten wurden. Er trat Nordalbingien willig an den König von Dänemark ab, verzichtete auf die Lehensherrlichkeit, welche Friedrich I. über Dänemark behauptet hatte und ließ nicht blos die Ostsee-Slaven, welche früher dem deutschen Reiche angehörten, sondern auch mehrere deutsche Bezirke und Städte vom Reiche abreißen. Doch die deutschen Städte, Fürsten und Grafen des Nordens, namentlich der Graf Heinrich von Schwerin, nahmen sich besser der deutschen

Grenzen an. Der Letztere machte den König Waldemar II. von Dänemark zu seinem Gefangenen und ließ ihn erst frei (1225), nachdem er die überelbischen Länder, mit Ausschluß der Insel Rügen, abgetreten und 45,000 Mark Lösegeld bezahlt hatte. Zwar ließ sich Waldemar von dem Pabste seines dem Grafen von Schwerin geleisteten Eides entbinden, auch trat Herzog Otto, genannt das Kind, der Sohn Wilhelm's von Lüneburg und Braunschweig, auf die Seite seines Oheims von Dänemark; allein die Grafen von Holstein und Schwerin, der Herzog Bernhard von Sachsen, der Erzbischoff von Bremen und die Stadt Lübeck schlugen die Dänen bei Bornhövet (am 22. Juli 1227) auf das Haupt, worauf Waldemar alle seine Eroberungen im Norden der Elbe wiederholt und endlich abtrat. Schwerere Gefahren, als vom Norden her, drohten Deutschland vom Westen und vom Osten. Die französischen Könige benützten die ihnen durch die sogenannten Ketzerverfolgungen gebotene Gelegenheit, ihr Gebiet zwischen den Pyrenäen und den Alpen, wie auf Kosten mehrerer bisher von ihnen unabhängiger Grafen, so auch zum Schaden Deutschland's auszudehnen. Friedrich II. hätte besser gethan, diese Provinzen zu sichern, als mit Italien blutige Kriege zu führen. Im Osten bedrohten die Mongolen Deutschland. Friedrich zog nicht gegen sie zu Felde. Doch wurden sie bei Wahlstadt so kräftig empfangen [9. April 1241], daß sie nicht weiter vordrangen. Ganz Ungarn aber, welches durch die innigsten Bande mit Deutschland verknüpft war, wurde von den wilden Horden Asien's überschwemmt. König Bela versprach, Ungarn dem deutschen Reiche zu unterwerfen, wenn es durch dessen Hülfe von den Mongolen befreit würde. Das ganze südöstliche Deutschland schwebte noch immer in der größten Gefahr. Friedrich II. wollte Frieden schließen, doch der Pabst gab vor, der Kaiser vergrößere die Mongolengefahr, um eine allgemeine Bewaffnung gegen ihn herbeizuführen. Pabst und Kaiser bekämpften sich noch immer mit blinder Wuth, als die Mongolen gegen Ende des Jahres 1241 Oesterreich verwüsteten. Friedrich hatte 4000 Reiter und einiges Fußvolk aus Italien zu dem Reichsaufgebote gesandt, welches König Konrad befehligte. In einer blutigen Schlacht, deren Feld nicht mehr genau bezeichnet werden kann, wichen die Mongolen zurück. Im folgenden Jahre [1242] rückten sie zwar noch einmal, doch mit geringerer Macht, bis Wienerisch-Neustadt vor, von wo sie der Herzog Friedrich von Oesterreich zurücktrieb.

Wenn Friedrich II. wahre Geistesgröße besessen und mehr auf das Wohl der Menschheit und Deutschland's, als auf die Befriedigung seiner Herrschsucht bedacht gewesen wäre, so hätte er lieber die rohen Mongolen, als die gewerbfleißigen und freiheitsliebenden Lombarden bekämpft. Die Siege über die wilden Horden des Ostens würden ihm mehr Ehre gebracht, und seine Stellung auch gegenüber dem Pabste mehr befestigt haben, als seine Kämpfe in Oberitalien. Durch einen mit Kraft geführten Kampf gegen die Mongolen hätten Ungarn und Polen mit den festesten Banden der Dankbarkeit an Deutschland geknüpft werden können, während Friedrich's Kriege in Italien dem Hasse dieses Landes gegen Deutschland neue Nahrung boten.

§. 43. Das Zwischenreich [1250—1272].

Friedrich II. hinterließ zahlreiche Söhne und Verwandte, welche wohl im Stande gewesen wären, seine Bestrebungen fortzuführen, wenn sie nicht alle rasch hintereinander gestorben wären. Mehrere derselben sind erwiesenermaßen von ihren Gegnern ermordet worden. In Betreff der übrigen fehlt es an vollständigen Beweisen, allein der Verdacht, daß auch sie der Rache ihrer Feinde erlagen, liegt unter diesen Umständen sehr nahe. Dem ältesten seiner noch lebenden Söhne,

dem erwählten römischen Könige, Konrad IV., hinterließ Friedrich II., (wozu er freilich kein Recht hatte) das römische Kaiserthum. Zwischen Konrad und dessen Halbbruder Manfred theilte Friedrich das sicilische Reich in der Art, daß der Erstere die königliche Würde haben, der Letztere aber Statthalter mit voller Gewalt in Italien und in Sicilien sein sollte. Die übrigen Verfügungen Friedrich's II. waren von keiner politischen Bedeutung, denn sie berührten nur Titel ohne entsprechende Rechte. Friedrich's zweiter Sohn Heinrich, von der englischen Königstochter Isabella, sollte, nach Konrad's IV. Entscheidung, das Arelat oder Jerusalem, sein Enkel Friedrich, der älteste Sohn des vormaligen römischen Königs Heinrich, Oesterreich und Steiermark besitzen. Doch alle diese Länder fanden sich schon in anderen Händen. Außer diesen vier männlichen Erben hinterließ Friedrich II. noch seinen unehelichen Sohn Enzius, welcher in der Gefangenschaft der Bologneser war, und einen Enkel Heinrich, den zweiten Sohn des vormaligen deutschen Königs dieses Namens, also nicht weniger als sechs männliche Erben, welche sämmtlich dem Alter der Kindheit entwachsen waren. Doch im Laufe eines einzigen Jahres (vom Dezember 1252 bis dahin 1253) starben zuerst die beiden Söhne des vormaligen deutschen Königs Heinrich: Friedrich und Heinrich, und dann Friedrich's II. Sohn Heinrich. Ihr Tod wurde sofort dem Meuchelmorde oder der Vergiftung zugeschrieben. Der Pabst klagte Konrad IV. öffentlich als Vergifter Friedrich's an. Mit Recht konnte sich aber Konrad auf sein ganzes Leben berufen, welches den besten Beweis liefere, daß er eines solchen Verbrechens unfähig sei. Das Leben des wüthenden Feindes der Hohenstaufen, Innocenz IV., spricht diesen aber keineswegs von solchem Verdachte frei.

Friedrich II. bot wiederholt in seinem letzten Willen dem Pabste Frieden an, doch dieser setzte den Krieg gegen die Hohenstaufen in seiner ganzen Wuth fort. Er ertheilte den Bettelmönchen den Befehl, auf's neue das Kreuz gegen Konrad IV. zu predigen [1251]. Wilhelm von Holland wurde angespornt, mit einem Kriegsheere den Rhein hinauf zu ziehen. Konrad erlitt eine Niederlage bei Oppenheim. Der Pabst schrieb um diese Zeit an die schwäbischen Stände: „Ihr sollt wissen, daß Friedrich's II. Nachkommenschaft, die uns und Euch wegen angeerbter Treulosigkeit und Tyrannei billig verdächtig ist, das römische Reich und das Herzogthum Schwaben mit unserem Willen nie erhalten wird." So weit waren in damaliger Zeit die Päbste aus dem Gebiete der Kirche in dasjenige des Staates übergetreten! Das römische Reich und das Herzogthum Schwaben gehörten doch wahrhaftig nicht zu demjenigen Reiche, von dem Christus sprach, als er sagte: „Mein Reich ist nicht von dieser Welt."

Im Herbste des Jahres 1251 zog Konrad IV. über die Alpen nach Apulien. Wiederholt bot er dem Pabste den Frieden an. Dieser antwortete ihm nicht einmal. Konrad wurde von einer schweren Krankheit befallen und erklärte öffentlich, Innocenz IV. habe ihm einen Gifttrank beschcert. Dennoch vertrieb er die Truppen des Pabstes, so daß dieser in große Bedrängniß gerieth. Jetzt ließ Innocenz IV. sich in Unterhandlungen ein. Doch bald schon starb Konrad IV. im sechsundzwanzigsten Jahre seines Lebens [am 21. Mai 1254]. Sein Tod wurde allgemein dem Gifte zugeschrieben. Die Ghibellinen beschuldigten den Pabst, die Welfen Manfred, es ihm gemischt zu haben. Konrad IV. hatte sich allerdings einige Zeit vor seinem Tode mit seinem Halbbruder Manfred überworfen. Doch mit dem Pabste hatte er auf Tod und Leben gekämpft. Der Charakter Manfred's rechtfertigt in keiner Weise die furchtbare Beschuldigung der Welfen. Er konnte nicht hassen, wie Innocenz IV., er hatte immer nur offenen Kampf geführt. Innocenz aber hatte stets Ränke gesponnen und durch Verrath und Treulosigkeit Vortheile über seine Gegner gewonnen. Wenn die Schuld nur zwischen Manfred und

Innocenz IV. schwankt, so kann kein Unbefangener den Pabst freisprechen und den Sohn Friedrich's II verurtheilen. Dem Hasse des Pabstes wird mit Recht die dauernde Gefangenschaft des unglücklichen Enzius zugeschrieben, ohne ihn hätten die Bologneser den Kaisersſohn lange frei gegeben.

Nach Konrad's IV. Tode überließ der von ihm ernannte Vormund seines zweijährigen Sohnes Konradin, Markgraf Berthold, welcher seine Stellung unhaltbar fand, die Reichsverweſung über Sicilien dem Manfred, der sie, nach einiger Weigerung, auf das Verlangen der Barone annahm und später, im Drange der Verhältnisse, sich selbst zu Palermo krönen ließ. Doch die Päbste ruhten nicht. Sie ließen gegen Manfred das Kreuz predigen und setzten ihm Karl von Anjou entgegen, welcher in der Schlacht von Grandella nahe bei Benevent [1266] Manfred den Thron und das Leben raubte. Konradin, welcher mittlerweile zum Jünglinge herangereift war, wurde durch die Ränke und die Flüche der Päbste, namentlich Clemens IV., von der deutschen Königswürde ausgeschlossen. Eingeladen von vielen ghibellinischen Städten Italien's und von einem Theile der mißvergnügten Sicilianer, zog der Enkel Friedrich's II., Konradin, im Alter von fünfzehn und einem halben Jahre, nach Italien (1267). Er war unter den Augen seines Oheims, des Herzogs Ludwig von Baiern, und seiner treuen Mutter Elisabeth in Deutschland erzogen worden und wird wegen seiner Schönheit, seiner Freundlichkeit und seines liebenswürdigen Charakters von Zeitgenossen sehr gerühmt. Um die erforderlichen Mittel zu seinem Kriegszuge aufzubringen, mußte er seinem Oheim fast Alles verpfänden, was er noch in Deutschland besaß. Von Verona, woselbst er, im Oktober 1267, anlangte, rückte er nach Rom, und wurde dort mit großem Jubel empfangen (im Frühling 1268). Doch die Schlacht bei Scurcola am 23. August 1268 entschied über das Schicksal Konradin's. Karl von Anjou siegte. Konradin eilte mit den Führern seines Heeres, welche ihr Leben gerettet hatten, nach Rom und da er sich dort nicht sicher fühlte, nach Astura, um mit Hülfe der Pisaner Sicilien zu erreichen. Johann von Frangipani, welcher von Friedrich II. den Ritterschlag empfangen hatte, ließ das Schiff, worauf sich Konradin mit den Seinigen befand, zurückbringen und lieferte die Gefangenen ohne Bedingung an Karl von Anjou aus, welcher Konradin, seinen Freund Friedrich von Baden und mehrere andere deutsche und italienische Anhänger der Hohenstaufen öffentlich in Neapel hinrichten ließ [29. Oktober 1268]. Noch lebte Enzius, der letzte der Hohenstaufen, um im Kerker das Schicksal seines Hauses zu beklagen. Vier Jahre später [1272] endigte der Tod seine Leiden.

Während die letzten Sprossen der Hohenstaufen in Italien, auf dem Schaffotte und im Kerker, ihren Tod fanden, herrschten in Deutschland Verwirrung, Erbärmlichkeit und Raubsucht. Nachdem Konrad IV. Deutschland verlassen hatte, unterwarf sich der größere Theil des Reiches seinem Gegenkönige Wilhelm. Der Herzog Otto von Baiern behauptete sich aber mit den letzten Anhängern der Hohenstaufen noch im südlichen Deutschland. Nach Konrad's Tode [1254] zeigte sich aber deutlich, daß Wilhelm's Königthum nur ein Schein war. Er konnte keinen Römerzug zu Stande bringen, die Erzbischöffe, die ihn gewählt hatten, wandten ihm zuerst den Rücken, die Bürger von Coblenz fielen sein Gefolge an und zerstreuten es, der Erzbischoff von Cöln drohte, ihn nebst dem päbstlichen Legaten in Nuys zu verbrennen, eine Fehde mit der Gräfin Margaretha von Flandern nahm alle seine Kräfte in Anspruch. Zu spät erkannte Wilhelm, daß er nur „eine von der Hand des Pabstes gepflegte Pflanze" sei. Seine königliche Würde hatte ihm keinen Zuwachs an Macht, sondern nur Verlegenheiten bereitet. Am 28. Januar 1256 wurde er von den Friesen, welche er zu einem jährlichen Tribute zwingen wollte,

erschlagen, als er bei Medenblick mit seinem Pferde in einen gefrorenen Sumpf einbrach.

Durch die Auflösung der bedeutendsten Herzogthümer wurde der Einfluß der Geistlichkeit, und namentlich der drei rheinischen Erzbischöffe [von Köln, Mainz und Trier] bedeutend gehoben. Diese waren noch bereitwilliger, als die weltlichen Fürsten, päbstlichen Ränken zu dienen. Der Pabst Alexander IV. verbot diesen drei Erzbischöffen [13. Januar 1257] bei Strafe des Bannes, den Sohn Konrad's IV. zum Könige zu wählen. Die Erzbischöffe, welche durch ihre geistliche Würde schon zur Hälfte ihrem Vaterlande entfremdet waren, und, dem päbstlichen Beispiele folgend, nur an die Befriedigung ihrer persönlichen Leidenschaften dachten, wollten von der Königswahl so viel Vortheil, als möglich, ziehen. Der Erzbischoff Konrad von Cöln unterhandelte mit dem Grafen Richard von Kornwallis. Auf seine Anforderung bewilligte Richard dem Erzbischoffe von Cöln 12,000 und jedem anderen Wahlfürsten 8000 Pfund Sterling. Damit war der Erzbischoff Arnold von Trier nicht zufrieden. Er versprach sich mehr von dem Könige Alphons von Castilien, Philipp's von Hohenstaufen Enkel durch dessen jüngste Tochter Elise. Um die Wahlfürsten für seinen Candidaten zu gewinnen, versprach Arnold jedem derselben 20,000 Mark Silbers. Die Wahlfürsten wollten aber Sicherheit haben, da ihnen das Versprechen des Erzbischoffs nicht genügte. Als die Zeit der Wahl heranrückte, besetzte der Erzbischoff von Trier Frankfurt, woselbst sie stattfinden sollte, und ließ den Erzbischoff Konrad, als er mit einem starken Gefolge herbeikam, nicht in die Stadt ein. Außerhalb der Thore Frankfurt's setzte Konrad die Wahl seines englischen Thronbewerbers, innerhalb der Stadt der Erzbischoff Arnold die Wahl des Castilianers Alphons durch [1. April 1257]. Alphons kam nie nach Deutschland, zahlte nicht die erwarteten Gelder und fand daher selbst bei den Fürsten, die ihm ihre Stimme gegeben hatten, keinen Stützpunkt. Richard sparte seine Schätze nicht. 700,000 Pfund Sterling soll er unter die deutschen Gewalthaber und auf seiner ersten Reise durch Deutschland vertheilt haben; auch war er nicht sparsam mit Gnadenbriefen. Als aber seine Schatzkammer sich leerte, zogen die habsüchtigen Fürsten und Herren sich von ihm zurück, und als er, am 14. Mai 1264, in dem Treffen bei Lewis, mit seinem Bruder, dem Könige von England, gefangen genommen ward, bekümmerte sich in Deutschland kein Mensch um ihn. Nachdem Richard durch Engländer aus seiner Haft befreit worden war, kam er [1268] wieder, und zwar zum viertenmale, nach Deutschland, vermählte sich mit der Gräfin Beatrix von Falkenstein und kehrte dann mit seiner Gemahlin nach England zurück, ohne sich wieder in Deutschland zu zeigen. Als Richard nach drei Jahren, am 2. April 1272, starb, war Alphons noch am Leben, doch wurde er nicht mehr als König betrachtet. Die Päbste Alexander IV., Urban IV. und Clemens IV. hatten sich zu Richtern zwischen beiden Gegenkönigen aufgeworfen und ihre Entscheidung noch nicht abgegeben. In deren Ermangelung entschied das deutsche Volk selbst, indem es sich um Alphons ebensowenig kümmerte, als dieser um die Deutschen.

Ueber die Dauer des Zwischenreiches ist unter den Gelehrten viel gestritten worden. Die Frage, ob Wilhelm von Holland, Richard von Kornwallis und Alphons von Castilien ordnungsmäßig gewählt worden seien, kann füglich umgangen werden. Wenn diese Könige auch einzelne Regierungshandlungen vorgenommen haben, so befanden sie sich doch niemals im vollen Besitze der königlichen Gewalt und übten diese niemals längere Zeit hindurch ununterbrochen aus. Ihre Regierungshandlungen blieben daher Ausnahmen, die Regel war ein Zustand ohne König, welcher mit Recht, namentlich im Gegensatze zu den Regierungen Friedrich's II. und Rudolph's I., ein Zwischenreich genannt wird.

§. 44. Rudolph von Habsburg (1272—1291).

Dreiundzwanzig Jahre waren, seit dem Tode Friedrich's II., verflossen. Bischöffe, Fürsten, Städte und Volk litten unter der zunehmenden Rechtlosigkeit. Das Bedürfniß, ein kräftiges Haupt an der Spitze des Reiches zu sehen, wurde allgemein empfunden. Doch nicht das Volk, sondern nur wenige seiner mächtigsten Bischöffe und Fürsten hatten das Recht an sich gebracht, den deutschen König zu wählen. Die drei geistlichen Curfürsten (Cöln, Mainz und Trier) wollten keinen König, welcher nicht ein Pfaffenknecht war, die vier weltlichen (Böhmen, Baiern, Sachsen und Brandenburg) waren darauf bedacht, daß der zu wählende deutsche König ihnen an Hausmacht nicht überlegen und persönlich wohl gewogen sei. Allen diesen Erfordernissen konnte Rudolph von Habsburg besser genügen, als irgend ein anderer Deutscher von Adel. Er hatte einst einem Priester, der zu einem Sterbenden eilte, sein Pferd geliehen und ihm dieses geschenkt mit der Bemerkung, daß, nachdem das Thier den Leib Christi, so nannte Rudolph geknetetes Mehl und Wasser, getragen, es keine gewöhnlichen Dienste mehr thun solle. Solcher Glaube war auch im finsteren Mittelalter unerhört und machte, in Verbindung mit dem Geschenke, auf den armen Priester einen unauslöschlichen Eindruck. Dieser wurde später Caplan des Erzbischoffs Werner von Mainz und bediente sich seiner Stellung, um die Aufmerksamkeit dieses Curfürsten auf den Grafen von Habsburg zu lenken. Der Erzbischoff kannte Rudolph, der ihm früher einmal, als er nach Rom reiste, sicheres Geleit über die Alpen gegeben hatte (1262), und war ihm seit jener Zeit freundlich gesinnt. Der Erzbischoff von Mainz, welcher als Erzkanzler des Reiches die Königswahl zu leiten hatte, gewann leicht für einen in seinem Sinn so frommen Herrn die Stimmen der beiden anderen Wahl-Bischöffe. Von den weltlichen Curfürsten waren drei: Pfalzgraf Ludwig, Herzog Albrecht von Sachsen-Wittenberg und Markgraf Otto von Brandenburg unverheirathet und hofften, da Rudolph von Habsburg sechs Töchter hatte, ihre Macht durch einen Ehebund mit einer künftigen Königstochter zu befestigen. Der Pfalzgraf Ludwig von Baiern, welcher seine erste Gattin, Maria, eine Enkelin Philipp's von Hohenstaufen, auf den falschen Verdacht der Untreue hatte köpfen lassen und mehrere Personen selbst niedergestoßen, die er, in seinem Wahne, für Mitschuldige gehalten, war besorgt, diese Blutschuld könne noch an ihm gerächt werden. Rudolph von Habsburg machte dem Pfalzgrafen insgeheim Zusicherung, ihm solle vergeben sein und zum Beweise dessen solle er sein Eidam werden. Nachdem durch geheime Unterhandlungen die weltlichen und geistlichen Wahlfürsten sich gesichert hatten, wurde Rudolph von Habsburg (im September 1273) zu Frankfurt a. M. zum deutschen Könige gewählt. Ottokar von Böhmen, welcher eine Gemahlin hatte, für den daher eine habsburgische Tochter keine Lockspeise war, wurde von der Wahl ausgeschlossen, obgleich er unstreitig berechtigt war, daran Theil zu nehmen. Um die Siebenzahl voll zu machen, wurde nicht blos dem Pfalzgrafen Ludwig, sondern auch dessen Bruder, Heinrich, jedem eine Stimme zuerkannt. Der eine stimmte wegen des pfälzischen Erzamtes, der andere wegen des baierischen Herzogthums. König Ottokar, dessen Rechte augenscheinlich verletzt wurden, erkannte die Wahl Rudolph's nicht an. Rudolph von Habsburg nahm die ihm angetragene Königswürde unbedenklich an.

Zur Zeit, da Friedrich II. lebte, gehörte Rudolph von Habsburg der hohenstaufischen Partei an. Im Besitze eines nur mäßigen Vermögens hatte Rudolph das gewöhnliche Leben eines mittelalterlichen Ritters geführt. Zweimal war er in den päbstlichen Bann gerathen, einmal, als Anhänger Kaiser Friedrich's II., zur Zeit, da Heinrich Raspe zum Gegenkönige ausgerufen wurde; das andere Mal,

als er, in einer Fehde gegen den Bischoff von Basel, ein Kloster in der Vorstadt einäscherte (1254). Die drei Waldstädte: Uri, Schwyz und Unterwalden, hatten ihn (1257) zu ihrem obersten Hauptmann und Schirmherrn erwählt. Später [1264] ernannte ihn die Stadt Zürich zu ihrem Hauptmann. Rudolph's Verdienste um die Welt waren sehr klein, als er zum Könige der Deutschen gewählt wurde; seine sechs Töchter und das Pferd, welches er einem Priester geschenkt, wogen am schwersten in der Wagschaale, welche die Curfürsten in Händen hielten.

Die Schmeichler des österreichischen Kaiserhauses führen den Stamm der Habsburger in's graue Alterthum zurück, bis auf Herzog Ethiko, der noch in heidnischen Zeiten im Elsaß herrschte [660]. Gewiß ist, daß Rudolph im siebenten Gliede von dem Grafen Ratbod abstammte, welcher in der ersten Zeit der salischen Kaiser mit seinem Bruder, dem Bischoffe Werner von Straßburg, die Habichtsburg im Aargau erbaute, wovon seine Familie den abgekürzten Namen Habsburg führte. Rudolph's Vater war [1243] auf einer Kreuzfahrt zu Akkon gestorben. Friedrich II. hatte Rudolph über die Taufe gehoben. In seinem achtzehnten Jahre war ihm der junge Graf nach Italien gefolgt, wo er den Ritterschlag empfing. Als Konradin in den Städten am Bodensee wohnte, pflegte Rudolph von Habsburg freundliche Beziehungen mit ihm, so daß derselbe ihm [11. Januar 1267] zu Engen die Versicherung gab, sobald er zum römischen Könige erwählt sein würde, dem Rudolph die Reichslehen zu verleihen, welche der jüngere Graf Hartmann von Kyburg besessen. Ungeachtet aller dieser Beziehungen zu den Hohenstaufen berichtet die Geschichte weder von Heldenthaten, welche er verübt, noch von Opfern, welche Rudolph in dem großen Kampfe zwischen Kaiserthum und Pabstthum gebracht hätte. Dennoch galt er, nach seiner ganzen Vergangenheit, für einen Anhänger der Hohenstaufen. Den Grundsätzen und den Bestrebungen dieses Herrschergeschlechtes blieb Rudolph von Habsburg aber nicht treu. Wie er früher in einem kleineren Kreise nur dahin gestrebt hatte, den Wohlstand und das Ansehen seines Hauses zu vermehren, so verfolgte er dasselbe Ziel jetzt auf einem weiteren Felde. Die beiden Curfürsten: Ludwig von der Rheinpfalz und Albrecht von Sachsen, empfingen zum Lohn für ihre Stimmen aus der Hand des Königs seine Töchter Mechtilde und Agnes zu Gemahlinnen. Dem Burggrafen Friedrich von Hohenzollern, welcher ihm in Betreff der weltlichen Wahlfürsten dieselben Dienste geleistet hatte, wie Werner von Mainz gegenüber den Geistlichen, verlieh Rudolph die Burggrafschaft Nürnberg als ein gemischtes Lehen. Dem Erzbischoffe Werner von Mainz und allen anderen Bischöffen bestätigte er die Besitzungen und Vorrechte, welche sie von den vorigen Kaisern erhalten hatten. Seine pfäffische Gesinnung that er am Tage seiner Krönung [am 28. Oktober 1273] schon kund, als er, da das Reichsscepter nicht zur Hand war, ein Kruzifix vom Altar nahm, es küßte und sprach: „Dieses Zeichen, in welchem wir und die ganze Welt erlöset sind, wird wohl auch die Stelle des Scepters vertreten." Bisher war das Kruzifix nur ein Zeichen der geistlichen Herrschaft gewesen. Doch willig ordnete sich Rudolph der geistlichen Macht, ohne Widerstreben das Kaiserthum dem Pabstthume unter. Vor ihm hatten Otto IV. und Friedrich II., als sie sich feindlich gegenüberstanden und das Reich gespalten war, dem Pabste bedeutende Versprechungen gemacht, um sich seines Beistandes zu versichern. Rudolph von Habsburg hatte keinen Gegenkönig, welcher ihm Besorgnisse einflößen konnte. Dessenungeachtet wiederholte er nicht nur alle jene übertriebenen Zusagen, welche der welfische und der hohenstaufische König als unverträglich mit ihrer königlichen Würde selbst wieder umgestoßen hatten, sondern ging noch über dieselben hinaus, indem er schwor, nicht nur die Güter der römischen Kirche, sondern auch die Güter ihrer Vasallen, selbst wenn diese sich ihm freiwillig unterwerfen wollten, [wie die Städte in der Mark Ancona und im Herzogthum

Spoleto zum Theil schon gethan] nicht einzunehmen und ohne Erlaubniß des Pabstes, auch wenn sie ihm angeboten werden sollte, keine Würde im Kirchenstaate, oder in Rom anzunehmen. In seiner kriechenden Unterwürfigkeit unter die Kirche ertheilte er seinen Gesandten volle Gewalt, dem Pabste alles zu versprechen, nicht nur was seine Vorfahren geleistet, sondern auch anderes, „was der heilige Vater ohne Zerstückelung des Reiches von Gott und Rechtswegen für nützlich erachten werde." Dem Wunsche des Pabstes zufolge hielt Rudolph nicht blos Frieden mit Karl von Anjou, dem Mörder Konradin's, sondern er gab auch dessen Sohne Karl Martell seine jüngste Tochter, Clementia, zur Gattin.

Wir machen dem Kaiser Rudolph von Habsburg keinen Vorwurf daraus, daß er von den sieben Kronen seines Vorgängers, Friedrich's II., fünf [die römische, die lombardische, die sicilische, die sardinische und die Krone von Jerusalem] thatsächlich aufgab. Die Geschichte hatte den Beweis geführt, daß dieselben nicht sicher auf dem Haupte eines deutschen Königs ruhen könnten. Allein daß Rudolph zu allen diesen Opfern noch dasjenige der Selbstständigkeit des deutschen Reiches hinzufügte, daß er sich in den kriechendsten Formen dem Pabste unterwarf, daß er allen Grundsätzen der Partei, zu der er sich bekannte, der Hohenstaufen, Hohn sprach und der Vergrößerung seiner Hausmacht jede andere Rücksicht unterordnete, — dieses beweist, daß Rudolph von Habsburg, wenn wir ihn mit den Hohenstaufen vergleichen, eine erbärmliche Person war. Herrschsucht und Habsucht waren ebensowohl die leitenden Beweggründe Rudolph's I., als der Hohenstaufen. Rudolph opferte seinen Bestrebungen auf, was, nach den Ansichten seiner Zeit, die unbestrittenen Rechte des römischen Kaiserthums und der deutschen Nation waren. Er brachte dieses Opfer nur, um seine persönlichen Zwecke, die Vergrößerung seiner Hausmacht, ungestörter verfolgen zu können. Der Kampf der Hohenstaufen mit den Päbsten hatte, weil er auf beiden Seiten mit Aufwand großer Kräfte geführt wurde, die wichtige Folge, die ganze Menschheit auf die Schrecknisse des weltlichen und des geistlichen Despotismus aufmerksam zu machen. Der eine und der andere wurden dadurch, so weit die Christenheit reichte, erschüttert. Die Hohenstaufen fühlten, gleich allen besseren Naturen ihrer Zeit, den unerhörten Druck, den das Pfaffenthum ausübte, und widerstrebten ihm. Rudolph von Habsburg empfand ihn nicht, weil er ein Pfaffenknecht war. Wenn die leitenden Beweggründe der Hohenstaufen auch nicht menschenfreundlich, sondern selbstisch waren, so hatte doch wenigstens Friedrich II. das Gewebe der pfäffischen Umtriebe klar erkannt. Rudolph von Habsburg, welcher sich als Knecht der Kirche bekannte, und selbst schriftlich „die seligen Füße des Pabstes küßte", war entweder ein vollendeter Heuchler, oder eine Sclavenseele, indem er den Kampf aufgab, den seine Vorfahren auf dem kaiserlichen Throne geführt hatten, und das Joch des Pabstthums auf sich nahm. An ihm bewährte sich am sprechendsten die geschmeidige Staatskunst der Päbste. Friedrich II., ihr mannhafter Gegner, wurde in die Acht erklärt, weil er um kurze Zeit zu spät den gelobten Kreuzzug nach Palästina unternahm. Rudolph von Habsburg versprach nicht minder, als Friedrich II., nach Palästina zu ziehen, und that es im Laufe einer achtzehnjährigen Regierung nicht. Die Gründe, welche Friedrich II. abhielten, den Kreuzzug in den ersten Jahren seiner Regierung anzutreten, waren wenigstens ebenso dringend, als diejenigen, welche Rudolph I. verhinderten. Dieser wurde aber nicht in den Bann gethan, ja die Päbste vergaßen freundlicherweise ganz und gar denjenigen Bann, welchen sich Rudolph wegen Einäscherung eines Klosters in der Vorstadt von Basel zugezogen hatte. Dieser Bann wurde niemals zurückgenommen. Nach päbstlichem Rechte war daher Rudolph von Habsburg unfähig, zum deutschen Kaiser erwählt zu werden, und unfähig, Herr-

scherrechte auszuüben. Doch die Päbste hatten immer ein verschiedenes Recht für ihre Freunde und ihre Feinde.

Die erste Sorge, welche Rudolph von Habsburg hatte, und welcher er den größten Theil seiner Kraft widmete, war die Gründung einer bedeutenden Hausmacht. Vorwand und Gelegenheit dazu bot ihm die Widerspenstigkeit des Königs Ottokar von Böhmen, mit welchem sich der Herzog Heinrich von Baiern verbunden hatte. Der Herzog schloß, als er sich von zwei Seiten angegriffen sah, am 29. Mai 1276 Frieden. Rudolph verlobte dessen Sohne Otto seine Tochter, Katharina, und versprach dieser Oberösterreich zum Brautschatz. Der König Ottokar, welcher auf baierische Hülfe gerechnet hatte, unterwarf seine Ansprüche einem Schiedsgerichte, demzufolge er Oesterreich, Steier, Kärnthen, Krain, die windische Mark, Eger und Portenau an das Reich zurückgab, dagegen mit Böhmen und Mähren belehnt wurde. Bald änderte jedoch Ottokar seinen Sinn. Der Kampf mit Rudolph brach von neuem aus. Am 26. August 1278 entschied die Schlacht auf dem Marchfelde den Streit zwischen beiden Fürsten. Ottokar wurde geschlagen und blieb auf dem Felde. Mit seinen Erben kam der Friede leicht zu Stande. Eine dreifache Ehe sollte den früher geschlossenen Vertrag besiegeln. Rudolph's Tochter, Juta, sollte seiner Zeit den jetzt erst achtjährigen König Wenzlaw, dessen Schwester Agnes Rudolph's zweiten Sohn, gleichen Namens, endlich Hedwig, die letzte der sechs Töchter Rudolph's, des Markgrafen Otto von Brandenburg, des Vormundes über Wenzlaw, Bruder, Otto den Kleinen, ehelichen. Zwei Curfürsten waren Rudolph's Schwiegersöhne, der dritte der Bruder eines Schwiegersohns. Drei andere mächtige Fürsten Deutschland's waren gleichfalls durch seine Töchter an Rudolph gebunden. Die Bischöffe hatte er von vornherein für sich gehabt. Es trat ihm daher kein Widerstand entgegen, als er auf der Reichsversammlung von Augsburg (1282) verlangte, daß Oesterreich, Kärnthen, Steiermark, Krain und die windische Mark seinen Söhnen Albrecht und Rudolph zugesprochen würden. Das Herzogthum Kärnthen verlieh Rudolph, mit Bewilligung seiner Söhne, dem Grafen Mainhard von Görz und Tyrol, dessen Gemahlin eine Enkelin des Bruders des letzten Herzogs vom babenbergischen Hause war, und in den Besitz der anderen Ottokar'schen Lande trat Albrecht, Rudolph's älterer Sohn, ein.

Nachdem Rudolph von Habsburg die wichtigste Bestrebung seines Lebens, die Gründung einer bedeutenden Hausmacht, verwirklicht hatte, suchte er den vielen Fehden ein Ziel zu setzen, durch welche Deutschland verwüstet wurde. In Schwaben und Burgund, in den Niederlanden, in Thüringen und Sachsen wirkte Rudolph mit Kraft und Nachdruck für die Wiederherstellung des Landfriedens und die Befestigung der kaiserlichen Macht. Doch vergaß er niemals seinen Hauptgedanken. Im letzten Jahre vor seinem Tode (1290) suchte er, das Königreich Ungarn an seine Familie zu bringen. Er erklärte dieses Land für ein erledigtes Reichslehen und verlieh es seinem Sohne Albrecht. Des Königs Bela von Ungarn Oheim, Andreas, bemächtigte sich jedoch des Reiches und vereitelte die habsburgischen Ansprüche, sowie diejenigen, welche der Pabst auf Ungarn machte. Auch die Wahl seines Sohnes Albrecht zum deutschen Kaiser vermochte Rudolph von Habsburg nicht durchzusetzen.

Als Greis von vierundsechzig Jahren (1284) vermählte sich Rudolph mit der vierzehnjährigen Isabella von Burgund. Zwei seiner Söhne, Rudolph und Hartmann, gingen ihm voran; am 15. Juli 1291 starb der Vater. Außer seinem ehelichen Sohne Albrecht hinterließ er einen unehelichen Sohn, Albrecht von Schenkenberg.

Rudolph I. von Habsburg kann als der Gründer zweier Monarchien bezeichnet werden. Die Päbste verdanken ihm den Kirchenstaat, welcher vor diesem Kaiser

niemals feste Grenzen und innere Selbstständigkeit gehabt hatte. Das Haus Habsburg erkennt in ihm den Stifter der österreichischen Herrschaft. Die zwei festesten Stützen des Despotismus sind das Werk Rudolph's I. Dessenungeachtet wird Rudolph von Habsburg von vielen Geschichtschreibern, welche dem Fortschritte zu huldigen vermeinen, als ein Herrscher geschildert, der sich große Verdienste um die Menschheit, die Christenheit und insbesondere Deutschland erworben habe. An den Früchten erkennt man den Baum. Die Früchte, welche an Rudolph's I. Lebensbaume wuchsen, haben sich erhalten bis auf unsere Tage. Wir sehen sie zu Wien und zu Rom.

§. 45. Deutsche Verfassung und Gesetzgebung.

Im Laufe der zwei Jahrhunderte, an deren Geschichte wir stehen, setzte sich die Verfassung des deutschen Reiches auf ein halbes Jahrtausend hinaus in ihren Grundzügen fest. Es gelang weder den fränkischen, noch den hohenstaufischen Kaisern, die Monarchie in Deutschland erblich zu machen. Unser Vaterland blieb ein Wahlreich und in Folge dessen erlangte das aristokratische Element ein immer steigendes Uebergewicht über das monarchische. Während des Kampfes zwischen den Kaisern und den Ständen wuchsen allmälig die Städte heran, welche die erste volksthümliche Kraft in das deutsche Verfassungsleben einführten. Die Regierung des deutschen Reiches beruhte am Ende unseres Zeitabschnittes wesentlich auf drei Trägern: dem Staatsoberhaupte, den Fürsten und den Städten. Das Staatsoberhaupt wurde von sieben Wahlfürsten, oder Curfürsten, gewählt. Während des Kampfes zwischen den Kaisern und den Päbsten war es zweifelhaft, ob die deutschen Fürsten, oder der Pabst das Recht hätten, über die römische Kaiserkrone zu verfügen. Die Einen behaupteten, die Kaiserkrönung sei nur eine Ceremonie, welche der Pabst keinem rechtmäßig gewählten deutschen Könige verweigern dürfe, indem die römische Kaiserkrone mit dem deutschen Reiche verbunden sei. Die Päbste bestritten den deutschen Fürsten nicht das Recht, einen König zu wählen, behaupteten aber, frei und unbeschränkt über die römische Kaiserkrone verfügen, dieselbe gewähren, oder verweigern zu können. Allmälig machten sie noch höhere Ansprüche geltend, sie behaupteten, ungeeignete Fürsten von der Wahl ausschließen, ungehorsame Könige und Kaiser absetzen und, falls die Wahlfürsten ihre Schuldigkeit nicht thun sollten, selbst für die Besetzung des Kaiserthrones Sorge tragen zu dürfen. Der Streit zwischen Päbsten und Kaisern bezog sich übrigens mehr auf den Titel, als auf die Würde. Jeder rechtmäßig gewählte deutsche König nahm sofort auch den Titel eines römischen Königs an nnd es war dann nur die Frage, ob er stark genug war, die Kaiserkrönung zu erzwingen. Stand ihm ein mächtiges Heer zur Seite, so setzte er immer die Kaiserkrönung zu Rom durch, wo nicht, so blieb er in Deutschland, konnte von dem mit der römischen Kaiserkrone verbundenen Rechte wenig oder nichts geltend machen und nannte sich nur römischen König deutscher Nation. In Betreff der inneren Verhältnisse Deutschland's war die Kaiserkrönung nur insofern von Bedeutung, als dieselbe gewöhnlich den deutschen König abhielt, sich mit den deutschen Angelegenheiten zu befassen. Ohne Zweifel wäre es auch den deutschen, gleich den meisten anderen europäischen Königen, gelungen, die Monarchie erblich zu machen, wenn die Römerzüge nicht ihre beste Kraft verzehrt hätten.

Nachdem Rudolph I. den Kampf mit den Päbsten aufgegeben und es versäumt hatte, sich in Rom krönen zu lassen, hatten sich die deutschen Fürsten schon so sehr in ihren Ländern, Lehen, Würden und Aemtern festgesetzt, daß es keinem deutschen Könige mehr einfiel, die deutsche Königswürde erblich und unumschränkt zu machen.

Das deutsche Staatsoberhaupt konnte, ohne die Stände, keine bleibende und entscheidende Verfügungen treffen. Alle Gesetze konnten nur von Kaiser und Reich ausgehen. Rudolph I. wagte es nicht, die dem Könige Ottokar von Böhmen abgenommenen Reichslehen, ohne Zustimmung der Stände, zu vergeben. In des Königs Namen wurde zwar Recht gesprochen, allein da alle Fürsten und freien Städte für die innerhalb ihrer Bezirke vorkommenden Rechtsfälle selbst Richter aufstellten, und die Kaiser nur selten persönlich zu Gerichte saßen, so war ihre richterliche Gewalt von keiner besonders hohen Bedeutung. Dagegen umfaßte die königliche Würde die gesammte vollziehende Gewalt, welche in den Händen eines kräftigen und kriegerischen Herrschers immer den Ausschlag geben konnte. Mit großer Eifersucht wachten aber die Fürsten über ihre Rechte. Die Reichsstände wurden in die geistlichen und weltlichen eingetheilt. Zur Zeit Rudolph's von Habsburg zählte man über hundert geistliche Stände: sechs Erzbischöffe, darunter drei Curfürsten, etwa vierzig Bischöffe, ohngefähr siebzig Prälaten und Aebtissinnen, und drei geistliche Ordensmeister. Ungefähr in gleicher Stärke waren die weltlichen Reichsstände, nämlich vier Curfürsten (ein König, ein Herzog, ein Pfalzgraf und ein Markgraf), sechs Herzoge (Baiern, Oesterreich, Kärntben, Braunschweig, Lothringen, Brabant-Limburg), dreißig gefürstete Grafen und beiläufig sechzig Reichsstädte.

Diese Verfassung war mehr das Werk des Zufalls und der Gewalt, als der Absicht und des Rechtes. In früheren Zeiten standen unmittelbar neben dem Könige die Herzoge, von welchen jeder seinen Stamm vertrat. Die fünf Hauptvölker waren zur Zeit der sächsischen Könige: die Lothringer, Franken, Schwaben, Baiern und Sachsen. Zur Wahl zogen die Herzoge an der Spitze der auserlesenen Mannschaften ihrer Stämme, welchen der Erkorene vorgestellt wurde. Im Laufe der Jahrhunderte hatte sich dieses sehr verändert. Die Wahlstimmen wurden nicht mehr mit den Hauptstämmen der deutschen Nation, sondern mit den Erzämtern des Reiches in Verbindung gebracht. Nach mannichfaltigen Wechseln wurde der König von Böhmen Erzschenk, der Herzog von Sachsen Kämmerer, der Pfalzgraf am Rheine Erzmarschall und der Markgraf von Brandenburg Truchseß. Der Erzbischoff von Mainz übte, als Erzkanzler Deutschland's, der Erzbischoff von Trier als Erzkanzler Lothringen's und der von Cöln als Erzkanzler der Lombardei seine Wahlstimme. Als die Lombardei und Lothringen sich mehr und mehr vom deutschen Reiche losmachten, hatten sich die Erzbischöffe schon in den festen Besitz ihres Wahlrechts gesetzt, so daß es Niemand mehr ihnen streitig machte.

Diese Verfassung war allerdings sehr mangelhaft. Sie räumte der Geistlichkeit, welche bemüht war, alle Lasten von sich abzuwälzen, ein allzu großes Gewicht ein und ließ die große Masse des Volkes, die meisten Städte und die ganze ländliche Bevölkerung unvertreten. Allein sie gestattete doch dem Volke eine Entwickelung, wie sie in den unumschränkten Monarchien nicht möglich war. Die schlimmste Seite dieser Staatsform war aber der geringe Schutz, den sie der Nation auswärtigen Feinden gegenüber gewährte.

Während die Päbste sich bemühten, das von ihnen gesammelte kanonische Recht über die ganze Christenheit zu verbreiten, beförderten die deutschen Kaiser die Einführung des römischen Rechtes. Zwar gelang es ihnen nicht, die staatsrechtlichen Grundsätze desselben in Deutschland einzubürgern, allein das Strafrecht, das bürgerliche Recht und das Rechtsverfahren der Römer setzte sich in Deutschland von Jahrhundert zu Jahrhundert immer fester und übte einen der Freiheit höchst nachtheiligen Einfluß auf das deutsche Volksleben. Neben dem römischen Rechte bestand das deutsche unausgesetzt fort und es wurde namentlich im Laufe unseres Zeitabschnittes besonderer Fleiß der Aufzeichnung deutscher Rechtsgewohnheiten gewidmet. Im dreizehnten Jahrhundert entstanden die unter dem Namen

des „Sachsenspiegels", „Schwabenspiegels", „Richtsteig des Landrechts und Lehenrechts" bekannten Sammlungen.

Es läßt sich denken, daß, während die deutschen Kaiser auf Leben und Tod mit den Päbsten kämpften, sie für die Gesetzgebung Deutschland's nicht viel zu leisten vermochten. Sie erkannten, daß zuerst der Selbsthülfe ein Ende gemacht sein müsse, bevor Gesetze wohlthätig wirken könnten. Die Aufrechthaltung des Landfriedens blieb aber ein frommer Wunsch, so lange die deutschen Kaiser den Bischöffen und Fürsten schmeicheln mußten, um die erforderlichen Hülfstruppen für ihre Römerzüge zu erhalten, und, wenn sie diese erlangt hatten, oft Jahre lang außer Landes blieben, oder, unter der Wucht des päbstlichen Bannes, mit den Ränken der Geistlichen und dem Aberglauben des Volkes zu kämpfen hatten. Doch verdient das Landfriedensgesetz, welches Friedrich II. auf dem Reichstage zu Worms (unterm 22. August 1235) erließ, besonders erwähnt zu werden. Die Selbhülfe wurde zwar im allgemeinen darin auf's strengste verboten, allein sie blieb, außer dem Falle der Nothwehr, auch in denjenigen des nicht erlangten Rechtes mit Beobachtung der gesetzlichen Ansage und der befreiten Tage erlaubt. Der Fall nicht erlangten Rechtes kam so häufig vor und war von so schwankender Bedeutung, daß die meisten Fehden durch diese Bestimmung des Gesetzes geschützt werden konnten. Die Einrichtung des Wehrgeldes erreichte übrigens durch dieses Gesetz ihr Ende, indem jeder erwiesene Landfriedensbruch mit der Acht, der Todschlag mit Strafe an Leib und Ehre bedroht wurde. Es war dieses ein Schritt in der Richtung besserer Ordnung, allein nur ein kleiner. Nicht dem Mangel an Gesetzen, sondern der schwachen Vollziehung derselben war die herrschende Verwirrung in Deutschland zuzuschreiben. Inmitten dieser Wirren entstanden die s. g. Femgerichte. Fem ist in altdeutscher Mundart gleichbedeutend mit Strafe. Unter Femgerichten versteht man aber jene Gerichte, welche in Westphalen während des dreizehnten Jahrhunderts entstanden, sich bald über einen großen Theil Deutschland's ausbreiteten, sich selbst Freigerichte nannten und unabhängig von Kaiser und Reich, wie von einzelnen Landesherren, richteten. An der Spitze des Femgerichtes stand der Stuhlherr, welcher gewöhnlich ein Fürst oder Graf war. Unter ihm standen mehrere Freigrafen in verschiedenen Sprengeln, welche unter Zuziehung von Beisitzern (Freischöffen) Gericht (Freiding) hielten. Die Zahl der Freischöffen soll in den verschiedenen Theilen Deutschland's 100,000 erreicht haben. Sie hatten gewisse Zeichen und Losungen, woran sie sich erkannten, und weil nur sie diese wußten, wurden sie die „Wissenden" genannt. Jeder Freischöffe schwor: „die heilige Feme halten zu helfen und zu verhehlen vor Frau und Kind, vor Vater und Mutter, vor Schwester und Bruder, vor Feuer und Wind, vor Allem, was die Sonne bescheint, der Regen netzt, vor allem, was zwischen Himmel und Erde ist."

Obgleich die Femgerichte sich ohne Zuthun der Kaiser gebildet hatten, erkannten sie den Kaiser als ihr Oberhaupt an und machten ihn gewöhnlich bei seiner Krönung in Aachen zum Mitwissenden. Die Sitzungen der Femgerichte wurden heimlich, im Dunkel der Nacht, im Dickicht des Waldes, oder in verborgenen Höhlen gehalten. Doch fanden bisweilen auch öffentliche „Freidinge" statt. Die Femgerichte beschäftigten sich mit Ketzerei, Zauberei, Nothzucht, Diebstahl, Raub und Mord. Daß unter diesen Verbrechen Ketzerei und Zauberei voran standen, beweist deutlich die Beschränktheit und den Aberglauben der Leute, welche sich Freischöffen, Freigrafen und Stuhlherren nannten. Jeder Freischöffe konnte Anklage erheben. Auf seinen Eid wurde der Angeklagte dreimal vor das heimliche Gericht gefordert. Der Ankläger blieb unbekannt und lieferte keine Beweise. Wenn der Angeklagte auf die dritte und vierte Ladung nicht erschien,

wurde er verfemt, d. h. den Freischöffen preisgegeben. Der erste Freischöffe, der ihm begegnete, mußte ihn aufknüpfen, und zwar zum Zeichen, daß das Urtheil eines Femgerichtes vollzogen worden sei, an einem Baume, und nicht an einem Galgen. Setzte sich der Verfehmte zur Wehre, so mußten die Freischöffen ihn niederstechen und zum Zeichen, daß kein gewöhnlicher Mord, sondern eine femgerichtliche Strafe vollzogen worden sei, legten sie ihre Messer neben die Leiche.

Bei einer solchen Gerichtsverfassung mußten sich nothwendig bald die abscheulichsten Mißbräuche einschleichen. Unter dem Denkmantel des Geheimnisses konnte Jeder, der einen Meineid nicht scheute, seine Feinde verfolgen. Die Aufnahme in das heimliche Gericht war nicht schwer zu erlangen, denn die Zahl der Freischöffen war groß. Wer der Ketzerei oder der Zauberei angeklagt wurde, war seiner Verurtheilung sicher. Aber auch die Anklagen, welche wirkliche und nicht blos eingebildete Verbrechen zu ihrem Gegenstande hatten, waren immer sehr gefährlich, weil der Angeschuldigte, welcher weder seinen Ankläger, noch die Gründe des Verdachtes kannte, nicht im Stande war, sich mit Nachdruck zu vertheidigen. Doch zu den Klöstern, den Bannflüchen, den Ketzerverfolgungen und der Inquisition paßten die Femgerichte vortrefflich. Wir wünschten, daß Alle, welche das Mittelalter rühmen und preisen, hintereinander diese seine Früchte zu genießen bekämen. Sie würden dann wahrscheinlich ihre Ansichten ändern.

§. 46. Die deutschen Länder und Fürsten.

In der alten heidnischen Zeit entschied fast aller Orten das Schwert und nur ausnahmsweise machten List und Betrug ihm den Sieg streitig. Im Mittelalter that sich das religiöse Bedürfniß der Menschen mehr hervor, die Geistlichen, namentlich die christlichen, bemächtigten sich desselben und beuteten es nicht blos zu geistlichen, sondern auch zu weltlichen Zwecken aus. Die Hälfte der deutschen Reichsstände waren Geistliche. Den vier weltlichen, standen drei geistliche Curfürsten zur Seite. Der Bischöffe waren mehr als der Fürsten und der Prälaten mehr als der Reichsstädte. Die größere Hälfte Deutschland's gehörte den Pfaffen an. Zwar stand an der Spitze des Reiches ein weltlicher Fürst, der Kaiser. Doch ihm hielt der Pabst, bei dem Rudolph von Habsburg demüthig um Bestätigung seiner Würde nachsuchte, die Wage. Die hundert geistlichen Stände begnügten sich keineswegs mit dem jenseitigen Reiche Christi, mit der Sorge für das „ewige Seelenheil" des Volkes, vielmehr machten sie, innerhalb ihrer Gebiete, auf alle Rechte weltlicher Herrscher Anspruch. Sie ließen, so gut als die Herzoge, Markgrafen und Fürsten, Steuern erheben, Zollstätten errichten, Münzen schlagen, und Verbrecher hinrichten. Die angeblichen Nachfolger Christi waren zu weltlichen Herrschern geworden, verbanden aber mit ihren weltlichen Rechten, ihre geistlichen Würden, welche ihre Macht um ein Bedeutendes hoben. Das arme deutsche Volk war aller Orten unter zwei Herrschaften: der geistlichen und der weltlichen, mußte beiden dienen, beiden gehorchen und beiden Abgaben entrichten. In den geistlichen Ländern hatten die Unterthanen außer den Bedürfnissen der Bischöffe und Prälaten, auch für diejenigen ihrer zahlreichen Kebsweiber und deren Kinder zu sorgen, von denen die Ersteren unter dem Namen heiliger Schwestern, die Letzteren unter demjenigen von Neffen und Nichten in den Palästen der geistlichen Würdenträger zu wohnen pflegten. In den weltlichen Ländern mußten die arbeitenden Klassen die Mittel zur standesmäßigen Unterkunft der herrschenden Familien herbeischaffen. Seitdem die Herzogthümer ihre ursprüngliche Bedeutung verloren, und die Kaiser kaum noch ein Oberaufsichtsrecht über die Länder der Reichsstände besaßen, hatte die Zahl der Herren, welche sich keiner Zucht und

keiner Ordnung fügen wollten, außerordentlich zugenommen. Die Ritter machten aus dem Raube ein förmliches Gewerbe und manche Fürsten sitzen heutzutage auf goldenen Thronen, oder werden doch den souveränen Herrschern ihrer Geburt nach gleich geachtet, deren Vorfahren im Laufe des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts das Gewerbe eines baierischen Hiesels oder schwarzen Peters mit Erfolg betrieben hatten. Was die Ritter im kleinen, pflegten die Grafen, Fürsten und Herzoge im größeren Maßstabe zu thun. Die Beweggründe waren da und dort dieselben. Gewalt war das Mittel und deren Ausdehnung der Zweck, nach dem sie strebten. Auf gleicher Höhe mit den weltlichen Herrschern standen die geistlichen. Auch sie verschmähten es nicht, mit dem Schwerte drein zu schlagen, wenn sie hofften, durch dieses ihr Gebiet zu erweitern. Ergiebiger und ungefährlicher war aber für sie das Feld des Aberglaubens, das sie trefflich zu bestellen verstanden. Zwei große Mächte, wie Oesterreich und Preußen in unseren Tagen, standen sich damals noch nicht gegenüber. Vor Rudolph von Habsburg war Ottokar von Böhmen der mächtigste Fürst in Deutschland. Nachdem Rudolph I. ihm Oesterreich, Steiermark, Kärnthen, Krain und die windische Mark abgenommen hatte, war seine Uebermacht gebrochen und die sieben Curfürsten standen sich an politischer Bedeutung ziemlich gleich. Die zahlreichen übrigen Reichsstände besaßen wiederum ansehnliche Landstrecken und bedeutende Streitkräfte, so daß immer derjenige, welcher die meisten und mächtigsten Verbündete hatte, der mächtigste Fürst in Deutschland war.

Das jetzt so mächtige Oesterreich war erst gegen Ende unseres Zeitabschnittes in der Bildung begriffen. Preußen gehörte nur theilweise zu Deutschland. Die Länder an der Ostsee waren von Slaven bewohnt. Deutsche, dänische und polnische Fürsten suchten, sie zu gewinnen. Außer dem Schwerte wirkten Missionen und Handelsbeziehungen, sie mit Deutschland zu verbinden. Deutsche Pflanzer setzten sich da und dort fest und verbreiteten deutsche Bildung um sich her. Sachsen und Friesen schifften sich zu Lübeck ein und gründeten an der Düna Riga. Der deutsche Orden der Schwertbrüder setzte sich im Anfange des dreizehnten Jahrhunderts in Liefland fest, von wo aus er sich, mit Hülfe deutscher Kreuzfahrer, über Esthland verbreitete. Pabst Cölestin III. ließ (1218), wie früher gegen die Liefländer, so gegen die Preußen das Kreuz predigen. Dauernde Fortschritte wurden jedoch erst gemacht, als der deutsche Orden unter der Führung seines Hochmeisters, Herrmann von Salza, mit Genehmigung Friedrich's II., die Unterwerfung und Bekehrung der Ostseeländer unternahm. Die Städte Thorn und Culm wurden gegründet. Nach ihm fochten der Hochmeister Konrad, Landgraf von Thüringen, und der Herzog Otto von Braunschweig, genannt das Kind, gegen die Preußen. In Folge eines entscheidenden über die Preußen und die Pommern errungenen Sieges schloß der Hochmeister, Heinrich von Hohenlohe, einen Frieden (1249), in welchem die Preußen das Heidenthum, die Vielweiberei, den Kauf der Frauen, das Verkaufen und Aussetzen der Kinder abschworen und das Christenthum anzunehmen versprachen. Doch wurde noch vierundzwanzig Jahre lang gekämpft, bevor Preußen gänzlich unterworfen wurde. Zweimal (1253 und 1254) zog König Ottokar von Böhmen gegen die Preußen; doch erst im Jahre 1273 wurden sie zu Paaren getrieben. Zuletzt [1284] ergaben sich die Sudauer. Nach dem Aussterben des ostpommer'schen Hauses, dessen Sitz zu Danzig war, eignete sich der deutsche Orden den größten Theil des Landes zwischen der Weichsel und der Netze zu [1295]. So wurden in derselben Zeit, da Rudolph von Habsburg im Süden und Westen alle Errungenschaften vergangener Zeiten aufgab, ohne sein Zuthun im Norden und Osten dauernde und bedeutungsvolle Erwerbungen gemacht. Wenn der zehnte Theil derjenigen Kräfte, welche im Kampfe mit den gebildeten Italienern vergeudet wurden, auf die

Bildung und die Unterwerfung der rohen Völker des Nordostens angewendet worden wäre, so reichte jetzt deutsche Kultur und das deutsche Gebiet bis an die äußersten Enden der Ostsee. Diese Landesstrecken waren in früheren Zeiten von deutschen Völkern bewohnt und erst später von slavischen Stämmen besetzt worden. Die Deutschen hatten also doppelten Grund, in dieser Richtung zu streben. Doch die Leidenschaften sind zu allen Zeiten blind gewesen. Während die Hohenstaufen in Italien kämpften, hätte Deutschland fast seine wichtigsten Provinzen im Norden der Elbe an Dänemark verloren. Nicht die sogenannten „Mehrer des Reiches" (die deutschen Kaiser) waren es, welche den Norden Deutschland's gewannen, im Gegentheile suchten Otto IV. und Friedrich II. die Freundschaft der Dänen durch Abtretung Nord-Albingiens zu gewinnen; den kleineren Fürsten und Grafen des nördlichen Deutschland's und insbesondere auch der Stadt Lübeck verdankt unser Vaterland die Erhaltung Nord-Albingiens. Uebrigens blieb Mecklenburg und Rügen bis zum Ende des vierzehnten Jahrhunderts unter dänischer Lehensherrlichkeit.

Gegen das Ende des dreizehnten Jahrhunderts erstreckte sich das deutsche Gebiet von den Alpen bis zur Ost- und Nordsee und von den Ardennen bis nach Esthland. Dänemark, Polen und Ungarn, welchen die deutschen Kaiser keinen lehensherrlichen Schutz angedeihen ließen, hatten sich von Deutschland losgerissen. Von Italien blieben nur kleine Ueberreste bei Deutschland. Burgund hätte erhalten werden können, wenn Rudolph I. mehr auf die Wahrung der deutschen Grenzen, als auf die Gründung einer Hausmacht bedacht gewesen wäre. Eine Herrschaft nach der andern kam im burgundischen Reiche aus deutschen in französische Hände. Die Hohenstaufen, welche mit den Päbsten kämpften, mochten entschuldigt werden, wenn sie bei ihren großartigen Bestrebungen die deutschen Grenzen zu wahren versäumten. Rudolph von Habsburg, welcher die kaiserlichen Rechte gegenüber dem Pabste und die Kronen der Lombardei, Sicilien, Sardinien und Jerusalem aufgab, während er stillschweigend auf die römische Kaiserkrone verzichtete, er, welcher Deutschland niemals verließ und keinen Gegenkönig hatte, zog sich gerechten Vorwurf zu, daß er nicht wenigstens Burgund unvermindert dem deutschen Reiche bewahrte.

Es war ein schlimmes Zeichen, daß von der Markgrafschaft Verona, welche der Herzog Berthold von Zähringen inne gehabt hatte, der Markgrafentitel auf das Haus Baden überging. Bald nachher zogen sich die Marken Deutschland's von der Südseite auf die Nordseite der Alpen zurück. Ueber die Grenzen des deutschen Vaterlandes, wie über diejenigen seiner einzelnen Bruchtheile entschieden, außer dem Schwerte, Käufe, mannichfaltige Verträge und der Erbgang der Familien. Der König Wilhelm verpfändete z. B. für 10,000 Mark Silbers die sämmtlichen Einkünfte des burgundischen Reiches an den Grafen Hugo von Chalons und legte damit selbst den Grund zu einer Hausmacht, welche die deutschen Grenzen in jener Gegend mehr und mehr einengte. Mit Friedrich, dem Sohne Leopold's von Oesterreich, starb im Jahre 1246 die babenbergische Familie aus, deren Länder nach einigen Wechselfällen an Ottokar von Böhmen übergingen, welchem sie Rudolph I. entriß.

Unter den deutschen Herrscherfamilien schwang sich die habsburgische bald auf die höchste Stufe irdischer Macht und weltlichen Glanzes. Um dieselbe Zeit, da Rudolph I. auf den deutschen Königsthron erhoben wurde, wanderte ein anderes Glied der habsburgischen Familie, Gottfried, der Sohn des Grafen Rudolph von Habsburg-Laufenburg und Neffe des deutschen Königs, nach England. Während die Nachkommen des einen Bruders (Habsburg-Laufenburg) in England in die Reihen des Volkes eintraten und den Namen Fielding annahmen, stiegen die Enkel

des anderen Bruders (Habsburg) auf die höchsten Stufen der Macht. Nur zu oft werden wir im Laufe unserer Geschichte die Schandthaten dieser verruchten Familie zu berichten haben. Der englische Zweig der Habsburger hat doch wenigstens einen Dichter hervorgebracht (Heinrich Fielding, geb. 1707, gest. 1754), der deutsche nur Tyrannen mit größeren oder geringeren Talenten, mehr oder weniger wilden Leidenschaften. Es war ein Hohenzoller, der Burggraf von Nürnberg, welcher die geheimen Unterhandlungen Rudolph's von Habsburg mit den weltlichen Curfürsten führte, und welchem dieser, nächst dem Erzbischoffe von Mainz und dessen Caplane, die deutsche Königskrone verdankte. Schwerlich hätte der Hohenzoller dem Habsburger diesen Dienst geleistet, wenn er die außerordentliche Geschicklichkeit der Habsburger in der Kunst des Ländererwerbs geahnt. Die Hohenzollern standen hierin den Habsburgern nicht gleich und konnten sie, im Laufe von sechs Jahrhunderten, nicht einholen. Das dritte unter den deutschen Fürstengeschlechtern unserer Tage stammt von jenen Wittelsbachern ab, deren einer seinen Kaiser,*) der andere seine Gemahlin ermordete.**) Gewöhnliche Menschen würden sich solcher Stammväter schämen, doch beim Adel ist das Alter wichtiger, als Verdienste und Reinheit des Lebenswandels. Wäre der Gattenmörder Ludwig von Baiern nicht ein Pfalzgraf gewesen, so hätte er ohne Zweifel auf dem Schaffotte geendigt, doch Rudolph I. machte ihn zu seinem Schwiegersohne und sagte ihm Verzeihung zu, um seine Wahl durchzusetzen. Otto von Wittelsbach, der Mörder Kaiser Philipp's, büßte zwar sein Verbrechen mit dem Leben, allein feile Schmeichler haben sich seit Jahrhunderten bemüht, die Frevelthat Otto's in ein weniger gehässiges Licht zu setzen. Philipp von Schwaben, welcher dem, mit Blute besudelten Wittelsbacher wegen seiner Rohheit und seiner Mordthaten die Tochter, Beatrix, die er ihm früher zugesagt hatte, verweigerte, handelte als Vater und als König edel und recht, während Rudolph von Habsburg, welcher dem Gattenmörder Ludwig von Baiern, ungeachtet ihm dessen Mordthat bekannt war, seine Tochter Mechtilde zusagte, allen besseren Gefühlen Hohn sprach. Wer den frechen und rohen Wittelsbacher damit entschuldigen will, daß König Philipp ihm Beatrix verweigerte, beweist nur, daß er die Pflichten eines Vaters nicht kennt. Uebrigens war Otto von Wittelsbach, als er Philipp ermordete, ohne Zweifel von ganz anderen Beweggründen getrieben, als dem Unmuthe wegen seiner getäuschten Hoffnung. — Von dem deutschen Stamme des Hauses Este leiten die Könige von Hannover, von England und die Herzoge von Braunschweig ihren Ursprung ab. Die berühmtesten Mitglieder dieser Familie waren Heinrich der Löwe, welcher gegen den deutschen Kaiser Friedrich I. Rothbart sich schwer verging, dessen Sohn Otto IV., welcher dem Könige von Dänemark ganz Nordalbingien abtrat, um ihn für sich zu gewinnen, und Otto das Kind, welcher bei dem Kampfe der deutschen Fürsten um Nordalbingien auf die Seite der Dänen trat und das ganze Gewicht seiner Streitkräfte in die Wagschaale des Königs Waldemar legte.

Auf den Trümmern der Besitzungen, welche Heinrich der Löwe besessen hatte, entwickelten sich außer dem Herzogthum Braunschweig-Lüneburg verschiedene andere Hausmächte. Schon zur Zeit Konrad's III. hatte Albrecht der Bär, als er das Herzogthum Sachsen zurückgeben mußte, erlangt, daß seine Erbgüter in der Mark zu einer, von dem Herzogthume unabhängigen gefürsteten Markgrafschaft erhoben wurden. Albrecht, der Sohn Otto's von Ballenstädt und Aschersleben und der Eilike, Tochter des letzten bilungischen Herzogs von Sachsen, hatte von seiner Mutter die bilungischen Allodien Soltwedel und Brandenburg ererbt. Aus dieser

*) Siehe §. 38 Seite 108.
**) Siehe §. 44 Seite 124.

Mark entwickelte sich nach und nach die Markgrafschaft Brandenburg und das Königreich Preußen. Zu derselben Zeit, als der erste Herzog von Oesterreich, Leopold, Graf von Babenberg, in der Nähe des alten Vindobana den Grund zu Wien, legte der erste unabhängige Markgraf von Brandenburg, Albrecht der Bär, denjenigen von Berlin (1162) und baute Heinrich der Löwe München. Albrecht's des Bären erstgeborener Sohn, Otto, verwaltete die Mark. Dessen zweitem Sohne, Bernhard, verlieh Friedrich I. Barbarossa das Herzogthum Sachsen, welches übrigens dermaßen beschnitten wurde, daß es wenig mehr, als den um Wittenberg belegenen Curkreis und die Ebene jenseits der braunschweig-lüneburgischen Lande um Lauenburg begriff. Durch Theilungen wurden aber bald die alten anhaltischen Stammlande, das Herzogthum Sachsen und Lauenburg getrennt. Wie im nördlichen Deutschland der Fall der Welfen, so brachte im südlichen der Sturz der Hohenstaufen mehrere, früher unmächtige, Herrschergeschlechter empor, indem diese, was sie irgend konnten, an sich rissen. Unter ihnen verdienen die Markgrafen von Baden und die Grafen von Würtemberg besonders genannt zu werden. Der Markgraf Rudolph von Baden wurde wegen seiner raubritterlichen Unternehmungen (1275) zu Freiburg im Breisgau durch königliche Truppen belagert. Fünfzehn schwäbische Grafen, welche die in der vergangenen dunkeln Zeit geraubten Reichsrechte nicht herausgeben wollten, verbanden sich unter Leitung des Markgrafen und der Grafen Eberhard und Ulrich von Würtemberg mit dem Herzoge Heinrich von Baiern und traten durch diesen mit dem Könige Ottokar von Böhmen in freundliche Beziehung. Rudolph von Habsburg hielt zwar zu Straßburg und Kempten Versammlungen ab, vermochte jedoch nichts Entscheidendes gegen die schwäbischen Grafen auszurichten. Sie leisteten ihm keinen Zuzug, als er gegen Böhmen aufbrach und bekümmerten sich überhaupt wenig oder nichts um König und Reich. Während Rudolph I. im Osten Deutschland's beschäftigt war, trieben die zahlreichen Grafen und Ritter des südwestlichen Deutschland's das größte Unwesen. Zwar zerstörte Rudolph I. (1284) mehrere Raubschlösser in Schwaben, doch war dieser Kaiser zu sehr mit den Angelegenheiten seiner Hausmacht beschäftigt, um gründlich aufräumen zu können. Die Grafen von Würtemberg standen an der Spitze der Unruhestifter. Ihr Haus stammte aus dem elften Jahrhundert. Bis zu der Zeit, da Innocenz IV. den Bann über Friedrich II. sprach, waren sie auf der Seite der Hohenstaufen gestanden. Dann aber hängten sie den Mantel nach dem Winde und gingen zu den Welfen über. Im Jahre 1286 schloß Rudolph I. zu Ulm mit dem Grafen Eberhard von Würtemberg und seinem Bundesgenossen, dem Grafen Ulrich von Helfenstein, Frieden. Dieser wurde aber bald gebrochen, worauf König Rudolph den Eberhard in Stuttgart belagerte. Nach zwei Monaten mußte er sich zwar unterwerfen, erneuerte aber bald schon wieder die Fehden, in Verbindung mit dem Markgrafen Herrmann von Baden. Graf Eberhard's Wahlspruch war: „Gottes Freund, aller Welt Feind." Zwar schwor er später (10. Nov. 1286), „dem Reiche getreu zu sein und demselben wieder zu erstatten, was er gegen dasselbige gethan und des Reiches Bürgern, Christen und Juden, ihre Forderungen nach dem Ausspruche der Schiedsrichter zu geben." Allein da in Schwaben kein Herzogthum mehr bestand und König Rudolph anderweitig viel beschäftigt war, so trieben die kleinen Grafen und Ritter des südwestlichen Deutschland's ihren Unfug ziemlich ungestört weiter fort. Sie raubten, führten Fehden, schlossen Heirathsund Erbverträge ab und brachten es am Ende dahin, daß sie ihr früheres Gewerbe als Raubritter auf einem größeren Fuße und unter den schützenden Formen des Rechtes betreiben konnten. Die Grafen von Würtemberg, welchen dazumal die Stadt Eßlingen noch die Spitze zu bieten vermochte, sind Könige, die Markgrafen von Baden, welche ihren Nachbarn von Würtemberg an Macht ohngefähr gleich

standen, Großherzoge geworden. — Durch das Schwert haben sich alle deutschen Fürsten ihre Kronen erobert. Nur mit dem Schwerte können sie ihnen wieder abgenommen, nur mit dem Schwerte können die Ketten zerrissen werden, mit welchen sie seit Jahrhunderten ihre Völker geschlossen halten.

§. 47. Die deutschen Städte.

Nach alter deutscher Sitte hatten nur die freien Männer im Staate und in den Gemeinden ein Wort mitzusprechen. Die Handwerker, obgleich sie in den Städten nicht als Leibeigene oder Sklaven betrachtet werden konnten, wurden doch von den herrschenden Geschlechtern als Menschen niederer Art verachtet, und als Hörige, d. h. nicht selbstständige und rechtsfähige Menschen behandelt. Die freien Städte Deutschland's wurden ausschließlich durch Beamte verwaltet, welche von den bevorzugten Geschlechtern gewählt wurden. Zu den bevorzugten Geschlechtern gehörten theils solche Familien, welche ihre ritterlichen Gewohnheiten beibehielten, theils solche, welche es für nützlicher erachteten, das Schwert mit der Feder, die Tourniere mit dem Rathhause und das Kriegshandwerk mit friedlichen Arbeiten zu vertauschen. Die Einen, wie die Anderen trieben keine bürgerlichen Gewerbe. Die Folge der Vorurtheile des städtischen Adels und ihrer Lebensgewohnheiten war, daß er auf rechtliche Weise nichts erwerben konnte, bedeutende Ausgaben hatte und daher durch seine verkehrte Stellung gedrängt wurde, sei es die Bürger, in deren Mitte er lebte, oder das Landvolk und andere schutzlose Personen in der Nachbarschaft zu drücken und zu berauben. Fleißige Handwerker und gewandte Kaufleute erwarben aber durch die Künste des Friedens oft mehr als die Patrizier durch das Kriegshandwerk und erlangten mit Hülfe ihrer Reichthümer einen Grad von Bildung und Bedeutung, welcher bald zu einem Zustande der Berechtigung führte. Bis zu den Zeiten Kaiser Heinrich's V. galten die gemeinen Bürger der Städte für Hörige und waren den Bedrückungen aller Mächtigen fast schutzlos preisgegeben. Wenn ein kaiserlicher oder bischöfflicher Beamter, Gesandter oder Diener reiste, hatte er, in Folge der Verordnungen Karl's I., das Recht, von Metzgern, Bäckern und anderen Bürgern zu nehmen, was er bedurfte. Daß Mancher das Maß seiner Bedürfnisse über die Gebühr erweiterte, versteht sich von selbst. Heinrich V. hob zuerst die Hörigkeit der Handwerker in der Stadt Speier auf und verfügte im Allgemeinen, daß sie Bürger und freie Leute sein, dieselben Rechte genießen und dieselben Lasten tragen sollten. In anderen Städten errangen Handwerker und Kaufleute dieselben Rechte, welche sie in Speier durch Kaiser Heinrich V. zugetheilt erhalten hatten. Allmälig hörte die Hörigkeit der nicht adeligen Städtebewohner auf, allein die Patrizier erhielten sich noch bis zum Ende des dreizehnten Jahrhunderts in alleinigem Besitze der städtischen Aemter.

Im Kampfe mit Bischöffen, Fürsten, Grafen und Rittern schwangen sich die Städte während des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts zu immer höherer Macht und größeren Reichthümern empor. Der Zwiespalt zwischen den Trägern der höchsten Gewalt in Staat und Kirche zog deren Aufmerksamkeit von dem stillen Wachsthum der Städte ab. So oft die geistlichen und weltlichen Machthaber später der Städte gedachten, war es nur, um sie unter ihr Joch zu beugen. Die Zeit der wildesten Kriege zwischen Päbsten und Kaisern war diejenige, da die Städte am kräftigsten gediehen. Ungeachtet aller Bestrebungen der Ritter und Grafen, welche unter mannichfaltigen Vorwänden die Flüsse und die Heerstraßen unsicher machten, breitete sich der Handel der deutschen Städte aus und den zahlreichen Fehden mit Bischöffen und Fürsten zum Trotze bewahrten sich die Städte ihre Unabhängigkeit. Der Grimm des Land-Adels, welcher mit Verachtung auf den Bürger herabsah,

that sich bei jeder Gelegenheit kund. Als er erkannte, daß er mit den Waffen nicht viel gegen die Städte auszurichten vermöge, versuchte er, sie durch die Gesetzgebung zu unterdrücken. Auf dem Reichstage zu Worms im Jahr 1231 wurde die Frage aufgeworfen: ob eine Stadt aus eigener Macht Innungen, Gilden, Eidgenossenschaften und dgl. Verbindungen errichten könne? Diese Frage verneinten die Fürsten und erklärten, daß auch der König nicht ohne Bewilligung des Grundherrn und dieser nicht ohne Zustimmung des Königs die Erlaubniß dazu geben könne. König Heinrich, welcher dazumal damit umging, sich gegen seinen Vater, Friedrich II., zu empören, und welcher daher um die Gunst der Fürsten buhlte, bestätigte diesen Spruch und stellte darüber dem Bischoffe von Worms eine besondere Urkunde aus. Da die Bahn zum Nachtheil der Städte gebrochen war, ging derselbe Reichstag noch weiter und beschloß ferner: 1) die Pfahlbürger sollen abgeschafft, 2) den Fürsten, Edlen, Ministerialen und Kirchen sollen ihre Güter und Lehen, welche die Reichsstädte in Besitz genommen, zurückgegeben werden; 3) das Geleit, welches Fürsten in ihrem Lande vom Reiche zu Lehen hätten, solle ihnen nicht geschmälert werden; 4) in den Reichsstädten solle kein Schädlicher, kein Verurtheilter oder Geächteter wissentlich aufgenommen werden; 5) die Reichsstädte sollen ihre Gerichtsbarkeit nicht über die dazu gehörigen Gebiete ausdehnen.

Durch diese Bestimmungen wurden die deutschen Städte in ihren wichtigsten Interessen angegriffen. Die Pfahlbürger, d. h. die außerhalb der Mauern der Städte ansässigen Bürger, waren für die Vergrößerung der Städte unentbehrlich, denn deren Mauern konnten erst erweitert werden, wenn eine hinreichende Anzahl von Pfahlbürgern, oder Vorstädtern, die Kosten eines solchen Werkes deckte. In manchen Städten war die Zahl der Pfahlbürger sehr bedeutend; durch deren Abschaffung würde daher die Volkszahl und der Reichthum derselben sehr gelitten haben.

Wenn die Fürsten, Edlen, Ministerialen und Kirchen verpflichtet worden wären, alles ungerechte Gut an die Beraubten zurückzugeben, so hätten die Städte auch ein Gleiches thun können. Die ärgeren Räuber waren jedenfalls die Fürsten, Edlen, Ministerialen und Kirchen. Allein daß nur die Städte zurückgeben sollten, was sie mit Unrecht besäßen, während von einer Rückgabe von Seiten der Ritter, Grafen und Fürsten nicht die Rede, war durchaus unbillig. Das Geleite, welches den Fürsten zu Lehen gegeben worden, war seit langer Zeit zu einer drückenden Abgabe ohne allen Nutzen geworden. Indem der Reichstag diesen Unfug bestätigte, zeigte er deutlich, daß er die Partei der Fürsten gegen die Städte vertrat, nicht aber als Richter zwischen Fürsten und Städten entschied. Diese letzteren hatten dadurch, daß alle Verfolgten und Mißhandelten in ihrer Mitte eine Zufluchtsstätte fanden, an Volkszahl und Macht außerordentlich zugenommen. Täglich wurden von herrschsüchtigen Fürsten und Pfaffen die tüchtigsten Menschen, welche ihnen widerstrebten, verfolgt. Selbst Ritter suchten, wenn sie in ihren Fehden unterlegen waren, den Umständen nach, in den Städten Schutz. Dadurch allein wurde das in Deutschland herrschende Unrecht erträglich, daß man sich ihm noch da und dort entziehen konnte, indem man in einer freien Stadt Zuflucht suchte. Auch dieser letzte Nothbehelf der Freiheit sollte aufhören. Eine Stadt kann nicht blühen, wenn sie auf ihre Mauern eingeschränkt ist. Sie bedarf eines gewissen Gebietes zu ihrem Bestande, und ist fremder Willkür preisgegeben, wenn sie auf ihrem Gebiete außerhalb ihrer Mauern einen fremden Gerichtsherrn anerkennen muß. Alle diese fünf Bestimmungen des Wormser Reichstages waren daher für die Blüthe der Städte durchaus verderblich. Dessenungeachtet ertheilte auch der Kaiser Friedrich II. ihnen seine Bestätigung, weil er ebenso sehr, wie sein Sohn Heinrich, die Fürsten für sich zu gewinnen wünschte, und überdies wegen des Widerstandes der lombardischen Städte der freien Entwickelung des Städtewesens überhaupt nicht wohl wollte.

Von den Beschlüssen des Reichstages ging übrigens nur so viel in das Leben über, als die Fürsten, Edlen und Bischöffe mit Gewalt durchzusetzen vermochten. Eine Stadt, welche sich kräftig genug fühlte, schaffte wegen eines Reichsgesetzes ihre Pfahlbürger nicht ab, gab ihre Güter nicht heraus, zahlte kein ungebührliches Geleite, trieb die Hülfe und Schutz suchenden Verfolgten, trotz des Widerspruches von Fürsten, nicht aus ihren Thoren, sondern nahm sie als Bürger bei sich auf, und behauptete ihre Gerichtsbarkeit auch auf ihrem außerhalb der Mauern gelegenen Gebiete. Allein sehr häufig waren die Städte schwächer, als die in ihrer Nähe wohnenden Bischöffe, Prälaten und Ritter und mußten sich dann gefallen lassen, daß diese verderblichen Reichstagsgesetze gegen sie zur Ausführung gebracht wurden. Da übrigens die Ritter und Bischöffe untereinander in zahlreichen Fehden verflochten waren, wodurch sie sich gegenseitig schwächten, während die Städte durch Handel und Gewerbe sich mehr und mehr ausbreiteten, so konnte das Wormser Reichsgesetz ihren Aufschwung nicht lähmen.

Gegen Ende des dreizehnten Jahrhunderts kam, namentlich in Folge der Bemühungen Kaiser Friedrich's II. und Rudolph's I., die lateinische Sprache mehr und mehr in dem Geschäftsleben ab. Die Gelehrten hörten auf, bei der Verwaltung der Städte unentbehrlich zu sein, der ungelehrte Bürger war jetzt nicht mehr schon wegen seines Mangels an Gelehrsamkeit von der städtischen Verwaltung ausgeschlossen und fühlte sich berufen, sie in die Hand zu nehmen. Bald schon fingen die Bürger verschiedener Gemeinwesen an, sich untereinander zu verbinden. Besondere Erwähnung verdienen der rheinische Bund und die Hansa. Im Jahre 1226 hatten sich sieben Städte unter der Leitung von Mainz gegen den Erzbischoff dieser Stadt verbündet. König Heinrich löste aber den Bund wieder auf. Später (1247) brachte ein Mainzer Bürger, Namens Watbod, einen größeren Bund von Städten zu Stande, der übrigens aus dem Grunde von keiner tief eingreifenden Bedeutung sein konnte, weil auch Fürsten und Herren in denselben aufgenommen wurden, welche ganz andere Bestrebungen, als die Städte, hegten. Im Jahre 1255 wurde dieser Bund, der sich den rheinischen nannte, durch den König Wilhelm bestätigt. Er umfaßte die Städte Basel, Freiburg i. B., Colmar, Speier, Worms, Oppenheim, Mainz, Boppard, Bonn, Cöln, Trier, Metz, Fulda, Frankfurt a. M., Gelnhausen, die Herzoge und Grafen von Baiern, Würtemberg, der Pfalz, Thüringen und mehrere andere Städte und Herren. Mit König Wilhelm's Erlaubniß stellte der rheinische Bund ein gemeinschaftliches Bundesheer auf, ernannte Befehlshaber und hielt Bundestage ab. Doch dauerte er kaum neun Jahre lang. Länger konnten sich die Fürsten und Herren mit den Bürgern nicht vertragen. Sie hielten es für drückend, daß sie die Städte und deren Handelsgüter nicht länger sollten berauben dürfen, auch schien es ihnen schimpflich, daß Kaufleute mit Rittern gleiche Rechte haben und, den Umständen nach, über sie zu Gerichte sitzen sollten. Das Zwischenreich bot ihnen zu viele angenehme Gelegenheiten zum Rauben. Bevor durch Rudolph von Habsburg wieder einige Ordnung in Deutschland hergestellt worden, war der rheinische Bund schon zerfallen.

Weit dauernder und wichtiger wurde die Hansa, oder der hanseatische Bund. Dieser ging von den Vereinen deutscher Kaufleute aus, welche in der Fremde Handel trieben. Wie das Land, so war auch das Meer gegen die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts voll von Räubern. Im Jahre 1239 schlossen die Hamburger mit den Ditmarsen und den Hadelern einen Bund zur Beschützung ihrer Schifffahrt auf der Elbe. Kurz darauf (1241) vereinigte sich Hamburg mit Lübeck zu einem Bündnisse, wodurch diese beiden Städte sich gegenseitig zum Beistande gegen alle Angriffe verpflichteten. Die dritte Stadt im Bunde wurde Braunschweig (1247). Bald mehrten sich die Glieder des Bundes. Lübeck wurde dessen Haupt, woselbst

von drei zu drei Jahren die Bundesversammlungen gehalten wurden. Der Namen Hansa, den der Bund später annahm, bedeutet in der altdeutschen Sprache einen zur wechselseitigen Beihülfe geschlossenen Bund. Die Zahl der Hansestädte, welche zu verschiedenen Zeiten wechselte, stieg auf fünfundachtzig. Sie waren in vier Bezirke eingetheilt, von denen jeder eine Haupt- oder Quartierstadt hatte. Lübeck war das Haupt der wendischen und überelbischen Städte; Cöln die Quartierstadt der clevischen, märkischen, westphälischen und der benachbarten Städte; Braunschweig das Haupt der sächsischen und brandenburgischen und Danzig das Haupt der preußischen und liefländischen Städte. Vier große Waaren-Niederlagen wurden zu London (1250), zu Brügge (1252), zu Nowogorod (1272) und zu Bergen in Norwegen (1278) begründet. Schon im Jahre 1284 trat dieser Städtebund als europäische Macht auf, indem er mit dem Könige Erich von Norwegen Krieg führte, und ihn zwang, die von ihm deutschen Kaufleuten weggenommenen Schiffe herauszugeben, Schadenersatz zu leisten, und die Handelsrechte der verbündeten Städte zu erweitern. In dem Vertrage von Calmar (1285) wurde sogar die Bestimmung getroffen, daß der Städtebund alle Streitigkeiten Dänemark's und Norwegen's schiedsrichterlich entscheiden solle. Doch erst im vierzehnten Jahrhundert erlangte die Hansa ihre ganze politische Bedeutung.

Lübeck, das Haupt der Hansa, war, nach Zerstörung der Stadt Bucu vom Grafen Adolph II. von Holstein-Schaumburg (1144) auf deren Trümmern erbaut worden. Als Heinrich der Löwe Bardewick, damals die bedeutendste Handelsstadt im Norden Deutschland's, verheerte, flohen viele Kaufleute nach Lübeck und brachten dahin Schätze und Betriebsamkeit. Heinrich der Löwe verbot zwar der Stadt, etwas anderes als Lebensmittel zu verkaufen, später brannte sie sogar ab. Doch erhob sie sich bald wieder und wurde endlich, nach mancherlei Wechselfällen, (1226) unabhängig von dem Könige von Dänemark und den Grafen von Holstein. Unter dem Schutze der Freiheit wurde Lübeck bald die Beherrscherin der Ostsee.

Hamburg soll schon im Anfange des neunten Jahrhunderts von Karl I. gegründet worden sein. Als Handelsplatz wurde es jedoch erst im zwölften Jahrhundert von Bedeutung. Um 1150 trieb diese Stadt schon Handel mit den Arabern. Ihre günstige Lage an der Elbe machte sie bald zu einem der bedeutendsten Handelsplätze des nördlichen Deutschland's. Was Lübeck für die Ostsee, wurde Hamburg für die Nordsee.

Braunschweig wird zuerst um das Jahr 1031 in Urkunden erwähnt. Als Heinrich der Löwe zur Regierung gelangte, lag diese Stadt ohne Mauern unter dem Schutze des Schlosses Dankwerderode. Zur Zeit, da Heinrich der Löwe hart bedrängt wurde, vertheidigten sich die Bürger Braunschweig's mannhaft gegen dessen Feinde und erwarben sich dadurch die Neigung des Herzogs, welcher ihnen mehrere werthvolle Rechte und Freiheiten einräumte. Eine der Bedingungen des Friedens, welchen Heinrich der Löwe mit Friedrich I. Barbarossa abschloß (1190), war, daß die Mauern Braunschweig's an vier Stellen niedergerissen werden sollten. Heinrich erfüllte jedoch diese Bedingung nicht. Die Stadt, welche sich ebenso sehr durch die Betriebsamkeit, als die Tapferkeit ihrer Bürger auszeichnete, stieg bald so hoch empor, daß sie sich Lübeck und Hamburg an die Seite reihen konnte.

Unter den zahlreichen anderen blühenden Hansestädten nennen wir noch Bremen, Dorpat, Krakau, Reval, Riga, Thoren, Venlo, Warberg in Schweden und Wisby auf Gothland. Im nächsten Buche werden wir mehr von den deutschen Städten zu berichten haben.

Fünfter Abschnitt.

Italien.

§. 48. Vorbemerkung.

Von dem Ende des elften bis zum Ausgang des dreizehnten Jahrhunderts war der Osten, Palästina und Jerusalem, das Ziel, nach welchem die Päbste die ganze Christenheit des Abendlandes trieben, um in ihrem Kampfe mit den weltlichen Machthabern freieres Spiel zu gewinnen. Es ist eine merkwürdige Thatsache, daß, während von den Päbsten die ganze Bewegung der Kreuzzüge ausging, und ein Pabst (Gregor VII.) der erste einflußreiche Mann des Abendlandes war, welcher öffentlich einen Kreuzzug zu unternehmen versprach, auch nicht ein Pabst wirklich das Kreuz nahm. Aus Schottland und Irland, aus dem fernen Scandinavien, aus allen Theilen der christlichen Welt wurden die Menschen nach dem s. g. heiligen Lande aufgeboten. Allein die Päbste, welche ohne große Gefahren und mit geringem Zeitverlust zur See nach Palästina hätten kommen können, blieben wohlweislich zu Hause. Sie theilten nicht die von ihnen angeregte Begeisterung, ebensowenig als den von ihnen gepredigten Aberglauben. Die Päbste waren es, welche der Geschichte Italien's ihren bezeichnenden Charakter gaben. Ihr Kampf mit den weltlichen Machthabern und insbesondere mit den deutschen Kaisern ist der leitende Faden, welcher durch sie hindurch geht. Die Päbste übten den mächtigsten Einfluß auf die Geschicke Europa's aus, indem sie an der Spitze der geistlichen Gewalt standen, und die christliche Kirche des Abendlandes, welche unter ihrer Herrschaft eine Anstalt der herabwürdigendsten Knechtschaft geworden war, beherrschten. Doch in die Geschichte Italien's gehören die Päbste nur als weltliche Herrscher, als Besitzer des Kirchenstaates und als mächtige Verbündete der lombardischen Städte, der Apulier und Sicilianer in ihrem Kampfe gegen die Deutschen. Die Beherrscher der römisch-katholischen Kirche gehören gleichmäßig der gesammten katholischen Christenheit an, deren Schicksale sie bestimmten.*) Daß die Päbste in Rom ihren Sitz hatten, und gewöhnlich Italiener waren, übte auf die Kirchenregierung einen ebenso großen Einfluß, als die Thatsache, daß die römischen Kaiser des Abendlandes in Deutschland wohnten und, mit Ausnahme der traurigen Figuranten des Zwischenreiches, alle deutschen Ursprungs waren. Die Italiener fühlten die ganze Schwere des Druckes, welchen fremde weltliche Herrscher ihnen auferlegten, allein sie hatten keine Ahnung von derjenigen Tyrannei, welche ihre Landsleute, die Päbste, über die gesammte Christenheit verhängten. Wenn der Mann der Freiheit die lombardischen Städte, die Römer, die Apulier und die Sicilianer rechtfertigt, daß sie das Joch fremder Gebieter abzuwerfen strebten, so muß er sie tadeln, insofern die Päbste nur durch ihre Beihülfe und ihre Unterwerfung in den Stand gesetzt wurden, die ganze Christenheit in Ketten und Banden zu schlagen. Die Italiener, welche ihrem Landsmanne, dem Pabste, im Kampfe gegen ausländische Fürsten, und zumal die deutschen Kaiser, Hülfe leisteten, standen auf gleicher Höhe mit den Deutschen, welche ihren Kaisern Schwerter und Fäuste liehen, um deren weltliche Herrschaft über Italien auszudehnen.

Palästina, das Land, wohin die Kreuzfahrer wallten, Deutschland, der Sitz der römischen Kaiser, und Italien, das Gebiet der Päbste, waren die drei Länder, von deren Schicksalen, Kämpfen und Bestrebungen das zwölfte und dreizehnte

*) S. §§. 83. 84 unten.

Jahrhundert ihren Charakter erhielten. Die italienischen Päbste drangen auf die Einheit der Kirche, und setzten diese mehr und mehr durch; allein nicht im Sinne der Freiheit, sondern im Geiste des schrankenlosesten Despotismus. Es mochte den Italienern wohl thun, die ihnen verhaßten deutschen Kaiser die Dienste von Stallknechten ihrer Päbste verrichten zu sehen. Allein sie bedachten nicht das dasselbe geistliche Joch, welches die Päbste den Ausländern auferlegten, zu gleicher Zeit auch auf ihre Schultern geladen wurde. Die Päbste waren größtentheils Italiener und zogen daher die italienischen Interessen den ausländischen vor; allein sie waren mehr Geistliche und mehr Tyrannen, als Italiener. Die Einheit der Kirche war ihnen wichtiger, als die Einheit Italien's. Mit der größten Grausamkeit bekämpften die Päbste die Freiheitsbewegungen der Bürger Rom's. Wenn sie die lombardischen Städte in ihrem Kampfe gegen die deutschen Kaiser förderten, so thaten sie dieses nicht im Interesse der Freiheit, sondern lediglich, weil ihnen die Kaiser furchtbarere Gegner waren, als die italienischen Städte. Die Päbste gingen aus ihrem Kampfe als Sieger hervor, die Frucht ihres Sieges war aber für alle weltlichen Machthaber, die italienischen mit eingeschlossen, ein schmählicher Druck und für Italien insbesondere eine innere Zerrissenheit, wie sie seit anderthalb Jahrtausenden nicht so schlimm bestanden hatte. Italien wurde das Land der schroffsten Gegensätze. Der päbstliche Despotismus, die herabwürdigendste aller Tyranneien und städtische Freiheit, die schönste Blüthe des Mittelalters, entwickelten sich nebeneinander auf dem fruchtbaren Boden Italien's. Innocenz IV., der Pabst, dessen Leben von Gift und Blut, von allen Lastern und Verbrechen besudelt war, und Arnold von Brescia, der begeisterte Freiheitskämpfer, entsprossen in einem Jahrhundert seinem Schooße. Italien gab der gesammten Christenheit die päbstliche Herrschaft. Dafür zerrissen Deutsche, Franzosen nnd Spanier das unglückliche Land um die Wette und beherrschten mit eiserner Faust dessen zerstückelte Glieder. So rächt sich jede Gewaltthat an Allen, die daran Theil nehmen. Die Italiener gaben auf geistlichem Gebiete das Unrecht zurück, das ihnen auf weltlichem geboten wurde. Wer Gewalt nicht mit Gewalt vertreiben kann, setzt ihr den Trug entgegen und wer keine anderen Waffen hat, erstickt den übermächtigen Feind im Genusse.

§. 49. Rom.

Seit Rom aufgehört, die Hauptstadt weltbeherrschender Kaiser zu sein, hatte es unter gothischen, griechischen und longobardischen Einflüssen mannichfaltige, oft sehr herabwürdigende, Schicksale erlebt. Der Mann der Freiheit muß es für die größte Demüthigung erkennen, daß diese, einst von so tapferen Männern bewohnte Stadt der Sitz der fluchwürdigsten Despoten der Erde wurde. Oft sind muthige Bürger von übermächtigen Siegern mit dem Schwerte in der Hand überwunden worden und mußten dann deren Joch auf sich nehmen; doch die römischen Päbste konnten mit dem Eisen keine bedeutenden Siege erfechten, ihre Stärke bestand nicht in kriegerischer Tapferkeit, sondern in der Kunst des Betruges. Sie errangen ihre Siege nicht über die Feigheit, sondern über die Dummheit der Menschen. Seit das römisch-Kaiserthum im Abendlande wieder hergestellt war, stritten sich Volk, Adel, Kaiser und Pabst um den vorherrschenden Einfluß in Rom. Wenn ein gewaltiger römischer Kaiser mit zahlreichem Heere in der Stadt einzog, huldigte ihm gewöhnlich das römische Volk und der Adel. Doch seine Macht zog meistentheils zugleich mit den Bannern seines Heeres aus Rom ab. Volk, Adel und Päbste stritten dann wieder um die Wette. Das Talent eines Führers, die Gunst des Schicksals und mannichfaltige Verhältnisse gaben bald diesem, bald jenem das Uebergewicht. Im Anfange des zwölften Jahrhunderts galt Rom als die Hauptstadt

des Abendlandes. Die Krönung der Kaiser und die Wahl der Päbste waren Feierlichkeiten, welche nicht blos für die Stadt, sondern auch für die ganze übrige Christenheit von hoher Bedeutung waren. Wenn der gewählte römische König an der Spitze seines Heeres sich der Stadt näherte, zog ihm Volk und Geistlichkeit mit Palmstengeln und Kreuzen entgegen. Der König leistete dreimal: an der Tiberbrücke, dem Thore und der Treppe des Vaticans den Eid, die Freiheiten Rom's aufrecht erhalten zu wollen. In der Peterskirche fand die Krönung statt, welcher das Volk durch den Zuruf: „Langes Leben und Sieg unserem Herrn, dem Pabste! Langes Leben und Sieg unserem Herrn, dem Kaiser! Langes Leben und Sieg den römischen und deutschen Heeren!" seine Zustimmung zu geben pflegte. Doch häufig wurde die Krönung durch Volksaufstände gestört oder unterbrochen, und gewöhnlich fand sie erst statt, nachdem der Pabst den deutschen König bestimmt hatte, ihm Versprechungen zu machen, welche mit der Würde seiner Stellung unvereinbar waren. Obgleich die Römer häufig in bitteren Kämpfen mit den Päbsten befangen waren, standen diese ihnen doch näher, als die deutschen Kaiser, denen es, mit alleiniger Ausnahme Friedrich's II., niemals gelang, den italienischen Volkscharakter richtig aufzufassen. Die Parteien der Kaiser (Ghibellinen) und der Päbste (Welfen) bildeten den großen Gegensatz, welcher ganz Italien in zwei feindliche Lager zertheilte. Wie die Päbste ihre mächtigsten Verbündeten im Herzen Deutschland's, so hatten auch die Kaiser die ihrigen in Italien. In jeder Provinz, in jeder Stadt fanden sich die feindlichen Parteien wieder. Nicht blos in der Lombardei und in Unteritalien, auch im Herzen Rom's hatten die Kaiser zahlreiche Anhänger und die Päbste eifrige Gegner. Als der Pabst Paschalis II. am Gründonnerstag (1118) vor dem Altare stand, drang das Volk gewaltsam in die Kirche ein, verlangte von ihm die Bestätigung des erwählten Bürgermeisters, und als er ihrem Ungestüm Stillschweigen entgegensetzte, wurde er mit Flüchen und Drohungen überladen. Am folgenden Ostertage wurde der Pabst an der Spitze der Prozession, als er mit der Geistlichkeit barfuß die angeblichen Gräber der Märtyrer besuchte, zweimal, bei der Brücke von St. Angelo und vor dem Capitole, angegriffen. Mit Mühe entzog er sich der Gefahr durch die Flucht. Er führte mit den Römern Krieg bis zu seinem Tode. Seinem Nachfolger, Gelasius II., ging es noch schlimmer. Cencio Frangipani drang in die Versammlung der Cardinäle ein, packte den Pabst am Halse, mißhandelte ihn mit seinen Fäusten und seinen Sporen und legte ihn in Ketten. Zwar wurde Gelasius bald befreit, doch schon wenige Tage darauf wieder und zwar am Altare angegriffen. In seinen priesterlichen Kleidern entfloh er aus der Stadt, deren Bürger in ihm nicht zugleich ein weltliches und geistliches Oberhaupt anerkennen wollten. Rom bot im Anfange des zwölften Jahrhunderts das Bild einer Mehrzahl sich gegenseitig bekämpfender Gemeinwesen. Die Kirchen und Paläste waren befestigt. Die geistlichen und die weltlichen Großen pochten auf die Gewalt des Schwertes. Bernhard von Clairvaux gibt von dem römischen Volke seiner Zeit in einem Briefe an den Pabst Eugenius III. folgende Beschreibung: „Wer kennt nicht die Eitelkeit und die Anmaßung der Römer, jenes aufrührischen und halsstarrigen Volkes, welches nur dann gehorcht, wenn es sich zu schwach zum Widerstande fühlt? Wenn sie versprechen, zu dienen, streben sie nach der Herrschaft; wenn sie Gehorsam schwören, suchen sie die Gelegenheit, abzufallen. Sie lassen ihrer Unzufriedenheit in lautem Geschrei freien Lauf, wenn Eure Thore oder Eure Entschlüsse ihnen verschlossen sind. Sie sind geschickt im Uebelthun, aber haben nie gelernt, das Gute zu üben. Dem Himmel und der Erde sind sie verhaßt, ohne Ehrfurcht vor Gott, ohne Ordnung untereinander, neidisch auf ihre Nachbarn, unmenschlich gegen Fremde, lieben sie Niemanden und werden von Niemanden geliebt

und während sie wünschen, Furcht einzuflößen, leben sie in niedriger und fortgesetzter Angst. Sie wollen sich nicht fügen und verstehen es nicht, zu herrschen; treulos gegen ihre Vorgesetzten, unverträglich mit ihren Gleichen, undankbar gegen ihre Wohlthäter, sind sie gleich unverschämt in dem, was sie fordern und was sie verweigern. Hochtrabend sind sie in ihren Versprechungen, ärmlich in deren Ausführung. Schmeichelei und Verläumdung, Treulosigkeit und Verrath sind die gewöhnlichsten Mittel ihrer Staatskunst."

In dieser Schilderung des Mönches Bernhard liegt einige Wahrheit. Sie paßt aber weit besser auf die römischen Päbste, als auf die römischen Bürger. Zu Rom, das hatte Bernhard von Clairvaur nicht bedacht, wurden die meisten Päbste, wenn nicht geboren, so doch entwickelt und gebildet. Rom war nicht blos die Wiege des römischen Volkes, sondern auch der römischen Geistlichkeit und des römischen Glaubens. Ohne es zu wollen, hat der Mönch von Clairvaur ein getreues Bild der Menschen entworfen, welche im Laufe der Jahrhunderte aus der Religion der Liebe ein System der Knechtschaft, der Verdummung und der Verfolgung, und aus der Kirche Christi eine Mördergrube und eine Diebshöhle machten.

Die Römer hatten die Einfachheit, die ruhige Kraft, den Muth und die Ausdauer früherer Zeiten verloren, allein sie rangen doch nach besseren Zuständen. Sie empfanden das Joch, welches die Päbste ihnen auferlegten und, wenn sie auch nicht aufgeklärt genug waren, das Netz der geistlichen Herrschaft zu zerreißen, in welchem die Päbste sie gefangen hielten, so bemühten sie sich doch, in ihren städtischen Angelegenheiten die verlorene Selbstständigkeit wieder zu gewinnen. Arnold von Brescia, ein Schüler Abälard's, fachte den glimmenden Funken der Freiheit zur lodernden Flamme an. Er erinnerte die Römer daran, daß Christus ausdrücklich erklärt habe: „Mein Reich ist nicht von dieser Welt." Die geschichtliche Wahrheit dieser Erklärung Christi wagten die Päbste nicht anzugreifen, denn sie stand klar und deutlich in dem Buche, welches sie für göttlich erklärt hatten, in der Bibel. Gestützt auf jenen Bibelspruch behauptete Arnold von Brescia kühn: das Schwert und das Scepter seien dem bürgerlichen Beamten, die zeitlichen Ehren und Besitzthümer den weltlichen Gewalthabern zugewiesen. Die Aebte, die Bischöffe und selbst der Pabst müßten entweder auf ihre irdischen Reichthümer oder ihr ewiges Seelenheil Verzicht leisten. Falls sie ihre Schätze und ihre Einkünfte aufgeben, würden die freiwilligen Zehnten und Gaben der Gläubigen zwar nicht die Bedürfnisse ihrer Ueppigkeit und ihres Geizes, wohl aber diejenigen eines einfachen, den geistlichen Arbeiten gewidmeten Lebens, befriedigen. Arnold von Brescia hatte die römische Kirche nicht in ihrer ganzen Schlechtigkeit erkannt. Er wußte nicht, daß seit langer Zeit das Christenthum nur eine Larve gewesen war, unter welcher die Päbste ihre Herrschsucht und Habsucht versteckt hatten; er bedachte nicht, daß die Päbste, nachdem sie sich an die Spitze der abendländischen Kirche hinangeschwungen hatten, dahin trachteten, mit ihrer unumschränkten geistlichen Herrschaft eine möglichst ausgedehnte weltliche Gewalt zu verbinden. Gerade zur Zeit Arnold's von Brescia stritten sich die Päbste um die Güter der Gräfin Mathilde von Tuscien, um ihre oberlehensherrlichen Rechte in Apulien und Sicilien und um ihre weltliche Gewalt in der Stadt Rom. Der ganze Streit, welchen sie, seit Heinrich IV., mit den deutschen Kaisern führten, bezog sich nur auf die weltlichen Rechte, auf die s. g. „Temporalien" der Geistlichen. Die römischen Priester des zwölften Jahrhunderts wollten, gleich denjenigen des neunzehnten, weit lieber Christum, Gott und jedwede Religion, als ihren Mammon lassen. Sie dienten dem letzteren und nicht Gott, und sahen daher in Arnold von Brescia nicht einen wohlmeinenden Freund, welcher die ursprüngliche Reinheit des Christenthums wiederherstellen, sondern ihren bittersten Feind, der ihnen ihr Theuerstes, den Mammon, rauben wollte. Doch das

römische Volk hörte auf Arnold's Reden und wurde durch ihn, freilich nur auf kurze Zeit, zu einem höheren Streben angetrieben. Im Jahre 1144 wurde der Senat Rom's wieder hergestellt, eine neue Verfassung eingeführt, der Stand der Ritter und die Volkstribunen aus den Gräbern der Vergangenheit emporbeschworen. Durch einige Worte und Formen der republikanischen Vorzeit konnte aber der unbändige Freiheitsmuth der alten Römer nicht ersetzt werden. Zwar stand noch der kapitolinische Hügel, allein die Tempel Jupiter's und der alten Götter Rom's waren in Trümmer zerfallen, aus welchen die Römer nichts besseres, als Klöster und elende Häuser zu erbauen gewußt hatten. Von den Kunstwerken der alten Weltstadt waren nur wenige übrig geblieben. Das römische Volk war in die Einwohnerschaft einer Stadt zusammengeschrumpft, hatte seine heidnischen mit christlichen Göttern vertauscht, besaß aber weder die Kraft der ursprünglichen Römer, noch die Begeisterung der ersten Christen. Allein sie strebten nach Freiheit. Sie befestigten das Capitol, um, von da aus, durch Rathsversammlungen und, wenn es sein müßte, durch Gewalt, ihre Selbstherrlichkeit geltend zu machen. Der römische Senat ließ wieder Münzen schlagen, doch es war von übler Vorbedeutung, daß auf einer derselben Peter einem knieenden Senator das Banner reichte. So zweifelhaft die Verbindung zwischen den römischen Päbsten und dem Apostel Petrus auch war, sie stand, jedenfalls in der Meinung des Volkes, fester, als die Verbindung zwischen ihm und dem römischen Senate. Der kaiserliche Präfect hatte bis dahin die oberste Gerichtsbarkeit in bürgerlichen und Strafsachen gehandhabt. Er wurde abgesetzt und an seine Stelle trat ein Erwählter des Volkes. Die Päbste mußten der Gewalt weichen und diesen Neuerungen ihre Zustimmung geben. Im Stillen arbeiteten sie aber daran, ihre Macht wiederherzustellen und an ihren Feinden Rache zu nehmen. Mehr als zehn Jahre lang war Arnold von Brescia mächtig in Rom, während zwei Päbste, Innocenz II. und Anastasius IV., im Vaticane zitterten, oder in den benachbarten Städten als Flüchtlinge umherirrten. Der Pabst Lucius II. (1144 und 1145) wurde, als er mit Waffengewalt das Capitol angriff, von einem Steine getroffen und starb. Hadrian IV. ergriff die Gelegenheit eines Volksaufstandes (1154), Rom mit dem Interdicte zu belegen. Die Römer waren so tief im Aberglauben versunken, daß sie die gewohnten Ceremonien nicht länger, als von Weihnachten 1154 bis Ostern 1155 entbehren konnten. Sie erhielten erst Ablaß, nachdem sie ihren Befreier, Arnold von Brescia, verbannt hatten!

Hadrian IV. ruhte aber nicht, bis Arnold ermordet war. Friedrich I., der Rothbart, reichte dem Pabste dazu willig seine Hand. Er zwang die Grafen von Campania, welche den Apostel der Freiheit bei sich aufgenommen hatten, ihn auszuliefern. Dasselbe römische Volk, welches so oft ihm Beifall zugejauchzt hatte und welches noch immer stolz war auf die durch ihn begründete Wiederherstellung der republikanischen Formen Rom's — dieses Volk sah ihn lebendig verbrennen und seine Asche in die Tiber werfen (1155)!

Nachdem die Römer Zeugen dieses empörenden Schauspiels gewesen waren, schickten sie eine Gesandtschaft an den deutschen König, welcher sein Lager zu Sutri hatte, aus deren Rede wir folgende Worte entnehmen: „Neige Dein Ohr," so redete der Sprecher der Gesandtschaft den deutschen Kaiser an, „der Königin der Städte zu; nähere Dich mit friedlichem und freundlichem Gemüthe den Ringmauern Rom's, welches das Joch der Geistlichkeit abgeworfen hat, und ungeduldig ist, seinen gesetzmäßigen Kaiser zu krönen. Du weißt, daß in früheren Zeiten Rom, durch die Weisheit des Senates und die Tapferkeit und Zucht des Ritterstandes, seine siegreichen Waffen über den Osten und Westen, jenseits der Alpen, und über die Inseln des Oceans ausdehnte. Unsere Sünden haben, in Abwesenheit unserer

Fürsten, die edle Einrichtung des Senates in Vergessenheit gebracht; und mit unserer Klugheit hat auch unsere Stärke abgenommen. Wir haben den Senat und den Ritterstand wieder hergestellt. Die Rathschläge des Einen und die Waffen des Andern sind Deiner Person und dem Dienste des Reiches gewidmet. Hörst Du nicht die Sprache der römischen Mutter? Du warst ein Gast und ich habe Dich als einen Bürger angenommen, ein Fremder von jenseits der Alpen, und ich habe Dich zu meinem Fürsten auserkoren und Dir mich und alles das Meinige gegeben. Deine erste und heiligste Pflicht ist, zu schwören und zu unterschreiben, daß Du Dein Blut für die Republik vergießen willst, daß Du in Frieden und Gerechtigkeit die Gesetze der Stadt und die Freibriefe Deiner Vorfahren aufrecht erhalten willst und daß Du mit 5000 Pfund Silber die getreuen Senatoren belohnen willst, welche Deine Titel auf dem Capitole verkünden werden. Mit dem Titel nehme die Herrschaft des Augustus an!"

Diese Anrede bezeichnet am sprechendsten die Gesinnungen der damaligen Bürger Rom's. Sie glaubten, dem deutschen Könige durch hochtönende Redensarten ein Geschenk von 5000 Pfund Silber abdringen zu können und täuschten sich darin vollkommen. Friedrich I. hätte, ohne Zweifel, den Römern nachgeben müssen, wenn sie noch vom Geiste Arnold's von Brescia beseelt gewesen wären, denn dann wären sie im Stande gewesen, ihm den Einzug in Rom zu verwehren. Friedrich I., welcher wußte, daß die Römer ihren Führer aufgeopfert, und welcher ihn selbst dem Henker überliefert hatte, antwortete den Gesandten in derben Worten und zog in Rom, allerdings heimlich und im Stillen, ein, ohne ihre Bedingungen erfüllt zu haben. Die Römer konnten die Kaiserkrönung nicht verhindern. Friedrich I. vermochte aber nicht, seine kaiserlichen Rechte in Rom geltend zu machen. Zwölf Jahre später (1167) rückte Friedrich I. ein zweitesmal gegen Rom, ohne jedoch die Stadt einzunehmen. Die Streitigkeiten zwischen der Bürgerschaft und den Päbsten dauerten, mit geringen Unterbrechungen, fort. Zur Zeit des Pabstes Lucius III. (1181—1185) nahmen die Römer mehrere Geistliche bei einem Volksaufstande gefangen, blendeten sie, krönten sie mit nachgemachten Bischofsmützen, setzten sie, mit dem Gesichte gegen den Schwanz gerichtet, auf Esel und zwangen sie zu schwören, sich in diesem Zustande dem Pabste zum warnenden Beispiel zu zeigen. Nur Einem ließen sie das Augenlicht, um seine Gefährten zu führen. Den Römern kamen die Streitigkeiten zwischen Päbsten und Kaisern zu statten. Die Ersteren schonten sie, um nicht zwischen zwei Feuer zu kommen. Als Innocenz IV. Italien verließ und seinen Sitz in Lyon aufschlug (1244), mußten die Bürger Rom's ihre städtischen Angelegenheiten selbst besorgen. Friedrich II. hatte seit langer Zeit eine bedeutende Partei in dieser Stadt gehabt, mit deren Hülfe er es verstand, die Päbste in Schrecken zu versetzen. Republikanische Tugend fand sich aber so wenig in Rom, daß die Bürger, um den Einfluß zahlreicher Verwandten und Anhänger zu vermeiden, das Auskunftsmittel ergriffen, das Haupt ihrer Verwaltung, den Podesta (Bürgermeister), im Schooße einer anderen Stadt zu wählen. Einer der berühmtesten dieser Bürgermeister Rom's war der Bologneser Brancaleone (1252—1258), welcher übrigens, ohne die Hülfe seiner Vaterstadt, schon in der ersten Zeit seiner Herrschaft das Leben verloren hätte, weil er den herrschenden Mißbräuchen kräftig entgegentrat. Hintereinander sahen die Römer Karl von Anjou und Konradin von Schwaben durch ihre Stadt nach dem Süden ziehen. Beiden jauchzten sie zu. Doch als der junge Konradin nach verlorener Schlacht bei ihnen Zuflucht suchte, fand er sie nicht. Dem herrschsüchtigen Karl von Anjou verliehen sie die Würde eines Senators (1281). Auch der Pabst, Martin IV., erhielt dieselbe, nicht in seiner Eigenschaft als Pabst, sondern in derjenigen des

„edlen und getreuen Martinus", mit dem Rechte, dieselbe durch Abgesandte versehen zu lassen.

Alle diese Thatsachen beweisen, wie wenig die Römer vom Geiste der Freiheit beseelt waren. Freie Männer hätten niemals, aus eigenem Antrieb, einem Tyrannen, wie Karl von Anjou, oder einem Pabste, ein obrigkeitliches Amt anvertraut. Doch sie hatten Arnold von Brescia, ihren größten Wohlthäter, verbannt, warum sollten sie nicht Leuten von entgegengesetzter Geistesrichtung Vertrauen schenken?

§. 50. Der Kirchenstaat.

Wo die Päbste am besten gekannt waren, zu Rom, besaßen sie, im Laufe des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts, am wenigsten Macht. Während sie Könige und Kaiser in Deutschland, Frankreich und England absetzten, wurden sie selbst aus ihrer gebietenden Stellung in der Hauptstadt der Christenheit verdrängt. Doch auch zu der Zeit, da der römische Boden unter ihren Füßen wankte, gaben die angeblichen Nachfolger Christi ihre weitumfassenden Pläne nicht auf. Sie erhoben ein großes Geschrei gegen die Eingriffe der weltlichen Gewalt in das Gebiet der Kirche, waren aber selbst keineswegs mit den ihnen nach und nach eingeräumten geistlichen Rechten zufrieden. Wie die Bischöffe und Aebte da und dort großen Grundbesitz und mannichfaltige landesherrliche Befugnisse an sich brachten, so arbeiteten die Päbste mit unermüdlichem Eifer daran, zu der geistlichen Herrschaft, die sie errungen hatten, auch noch eine entsprechende weltliche hinzuzufügen. Die christliche Lehre hatte längst aufgehört, die Grundlage der päbstlichen Gewalt zu sein. Der ausdrückliche Ausspruch Christi, sein Reich sei nicht von dieser Welt, hielt daher dessen anmaßliche Nachfolger nicht ab, ein irdisches Reich zu gründen, mit Land und Leuten, Burgen und Schlössern, Reisigen und Fußknechten, ganz gerade so wie die übrigen weltlichen Gewalthaber damaliger Zeit ihre Herrschaften besaßen. Es klingt wie bitterer Hohn, daß die Päbste dieses, ihr weltliches Reich, das Erbvermögen Peter's (patrimonium Petri) nannten, da doch Jedermann weiß, daß der Apostel dieses Namens ein armer Fischer war. Ungeachtet der gefälschten Schenkung Constantins*) und der Schenkungen Pipin's und Karl's I. war es den Päbsten im Anfange des zwölften Jahrhunderts noch nicht gelungen, einen eigentlichen Kirchenstaat zu bilden. Die Schenkung der Markgräfin Mathilde von Tuscien wurde von den römischen Kaisern nicht anerkannt, und, wenn es auch den Welfen gelang, den Kaisern die Mathildischen Besitzungen streitig zu machen, so thaten sie dieses doch nicht zu Gunsten der Päbste, sondern zu ihrem eigenen Vortheile. Die mannichfaltigen Verträge, welche Päbste und Kaiser über ihre gegenseitigen Rechtsverhältnisse abschlossen, die Kriege, welche sie mit geringen Unterbrechungen fast zwei Jahrhunderte mit einander führten, hatten, seit dem Wormser Concordate, weit mehr die weltlichen, als die geistlichen Rechte der Päbste zu ihrem Gegenstande. Durch den Wormser Vertrag hatten die Päbste auf geistlichem Gebiete alles erlangt, was sie nur wünschen konnten. Die Hohenstaufen dachten nicht daran, in das geistliche Gebiet einzugreifen. Die Päbste traten ihnen nicht aus geistlichen, sondern aus sehr weltlichen Gründen feindlich entgegen. Die angeblichen Stellvertreter Christi auf Erden erkannten wohl, daß sie niemals eine bedeutende weltliche Macht in Italien gründen könnten, so lange die römischen Kaiser Herren des Landes waren. Sie bekämpften daher gleichmäßig den Welfen, Otto IV., und die Hohenstaufen, welche ihre weltliche Herrschaft in Italien den angeblichen Nachfolgern Christi nicht aufopfern wollten, und schlossen erst mit Rudolph von

*) Siehe Buch IV. §. 46 Seite 142.

Habsburg einen dauernden Frieden, welcher die Rechte der deutschen Nation auf Unteritalien und Sicilien gänzlich aufgab und die Mark Ancona, die Romagna (das alte Exarchat von Ravenna) und alle anderen Lehen der Gräfin Mathilde an die Päbste abtrat (1278). Rudolph I. ist daher der eigentliche Begründer des Kirchenstaates. Vor seiner Zeit hatten die Päbste niemals ein zusammenhängendes und abgerundetes Gebiet, niemals zugleich Besitz und Recht in unbestrittener Anerkennung. Rudolph von Habsburg, welcher die Gründung einer Hausmacht als die wichtigste Angelegenheit seines Lebens betrachtete, erkannte ohne Mühe den eigentlichen Zweck aller päbstlichen Bestrebungen zur Zeit der Hohenstaufen. Er, und nach ihm sein ganzes Haus, war stets bereit, seine persönlichen Zwecke durch Opfer, die er der deutschen Nation auferlegte, zu erkaufen. Er wollte keinen Krieg mit den Päbsten und hatte von seinem Standpunkte durchaus keinen Grund, denselben feindlich entgegenzutreten. Den Gedanken einer Weltherrschaft des Kaisers, welche in gleicher Reihe stünde mit der geistlichen Herrschaft des Pabstes, faßte Rudolph nicht. Ihm genügte es, sein, mit Gütern nur schwach ausgestattetes, gräfliches Haus zu einer mächtigen deutschen Fürstenfamilie zu erheben. Die Freundschaft der Päbste konnte Rudolph I., welcher sich nicht im Süden, sondern nur im Norden der Alpen ausdehnen wollte, dabei von großem Nutzen sein. Die Päbste nahmen die Länder, welche ihnen Rudolph abtrat, willig an, wurden dadurch zu mächtigen weltlichen Herrschern, aber gaben darum ihre geistlichen Pläne keineswegs auf. Die Menschen des Mittelalters waren in so tiefe Unwissenheit und in so finsteren Aberglauben versunken, daß sie, ungeachtet aller der bitteren Vorwürfe, welche die römischen Kaiser öffentlich den Päbsten gemacht hatten, nicht einsahen, daß diesen das Christenthum nur ein Mittel zur Befriedigung ihrer maßlosen Herrschsucht und Habsucht sei. Der Widerspruch zwischen Pabstthum und Christenthum, zwischen den Beherrschern der christlichen Kirche und Christus mußte noch schlagender werden, als er schon war, um die Christen endlich auf den Gedanken zu bringen, die Päbste seien nicht Nachfolger Christi, sondern die von ihm so deutlich bezeichneten Pharisäer, Schriftgelehrten und weltlichen Großen, welche Alle seiner Lehre so eifrig widerstrebten. Der Kirchenstaat ist unzweifelhaft der beste Beweis, daß der Pabst, welcher ihn beherrscht, kein Nachfolger Christi und kein Stellvertreter Peter's ist.

§. 51. Toscana.

Im Anfange unseres Zeitabschnittes (1095) stand Toscana unter der Regierung der Markgräfin Mathilde, der innigen Freundin Gregor's VII. Sie war eine Tochter des Markgrafen Bonifacius, geboren im Jahre 1046, und Nichte des Königs Heinrich III. von Deutschland. In erster Ehe stand sie mit Gottfried dem Buckeligen, dem Sohne des Herzogs von Lothringen, zog aber die Gesellschaft Gregor's VII. derjenigen ihres Mannes vor. Im Alter von dreißig Jahren wurde Mathilde Wittwe. Sie überließ sich jetzt ihrer Neigung zu dem Pabste Gregor VII. noch schrankenloser, als zuvor. Hatte sie früher alle ihre Pflichten gegenüber ihrem Gatten mit Füßen getreten, indem sie nicht einmal die Wohnung mit ihm theilte, so brach sie später ihre Pflichten gegenüber ihrem Lehensherrn, dem römischen Kaiser, und ihren Unterthanen, indem sie (1077 oder 1079) der römischen Kirche ihre gesammten Güter und Besitzungen vermachte. Diese bestanden in Toscana, Mantua, Parma, Reggio, Piacenza, Ferrara, Modena, einem Theile von Umbrien, dem Herzogthum Spoleto, Verona, Viterbo, Orvieto und einem Theile der Mark Ancona. Durch dieses Vermächtniß brachte sie unsägliches Elend über Deutschland und Italien. Ihr zweiter Gatte, der achtzehnjährige Welf V., trennte

sich wieder von ihr (1095), weil diese Schenkung ihm natürlich nicht angenehm sein konnte. Sehr bezeichnend ist es übrigens, daß Mathilde erst nach ihres Freundes, Gregor's VII., Tode, im dreiundvierzigsten Jahre ihres Lebens (1089) zu ihrer zweiten Ehe schritt und kurz nach dem Tode ihres ersten Gemahls, während sie mit Gregor zusammen lebte, der römischen Kirche ihren Nachlaß vermachte. Nach Mathilden's Tode (1115) wurde mehr als anderthalb Jahrhunderte über ihren letzten Willen gestritten. Weder der Kaiser, noch der Pabst, vermochten es, sich in den Besitz aller ihrer Länder zu setzen. Ein bedeutender Theil derselben fiel an den Pabst und bildet bis zum heutigen Tage den Kirchenstaat. Andere Gebiete erkämpften sich, während des Streites zwischen Päbsten und Kaisern, ihre Unabhängigkeit. Dahin gehören namentlich Pisa, Pistoja, Florenz, Sienna und andere blühende Städte. In den Kriegen Friedrich's I. standen Sienna, Lucca und der ländliche Adel Toscana's auf Seiten des Reiches, Florenz und Pisa auf derjenigen der Kirche. Unter allen Städten Toscaña's hatte Pisa sich zuerst durch Macht und Reichthum hervorgethan. Schon vor dem Ende des zehnten Jahrhunderts war sie eine bedeutende Handelsstadt. Ihre Galeeren wagten zuerst, den saracenischen Corsaren, welche die westlichen Küsten Italien's verheerten, einen offenen Krieg zu machen. Sie entriß nach einem langen Kampfe Sardinien den Arabern, welche diese fruchtbare Insel erobert hatten (1050), und zertheilte sie in vier große Lehen, welche den bei dem Kampfe besonders betheiligten Adeligen ihrer Stadt gegeben wurden. Im Jahre 1115 eroberten die Pisaner sogar die balearischen Inseln, welche sie übrigens nicht lange behaupten konnten. Pisa, Genua und Venedig waren längere Zeit die großen Seemächte, welche namentlich zur Zeit der Kreuzzüge dadurch eine so hohe Bedeutung gewannen, daß nur sie im Stande waren, ansehnliche Truppenmassen nach Palästina überzuschiffen, und den Verkehr zwischen dem Osten und dem Westen aufrecht zu erhalten. Die Eifersucht, welche die Verhältnisse dieser drei Städte störte, übte auch auf die Bestrebungen der Kreuzfahrer einen sehr nachtheiligen Einfluß. Schon bei dem ersten Kreuzzug fochten zweihundert Schiffe der Venetianer gegen die Flotte der Pisaner, ungeachtet beide denselben Zweck hatten: die Unternehmungen der Kreuzfahrer zu fördern. Bis gegen das Ende des zwölften Jahrhunderts stand Pisa auf Seiten der Welfen. Im Jahre 1192 gelang es dem Kaiser Heinrich VI., durch großartige Versprechungen die Stadt für die Hohenstaufen zu gewinnen. Im Jahre 1197 brachte der Pabst, Innocenz III., einen Bund der toscanischen Freistädte zu Stande, an welchem Pisa jedoch keinen Antheil nahm. Der angebliche Zweck desselben war: die Erhaltung ihrer Rechte. Darauf kam es aber dem Pabste gar nicht an, vielmehr war es ihm nur darum zu thun, seine eigene Macht zu vergrößern und diejenige des Kaisers zu schwächen. Innocenz III. wurde an die Spitze dieses Bundes gestellt, die Städte verpflichteten sich, die Kirche zu schützen und keinen Kaiser ohne Zustimmung des Pabstes anzuerkennen. Später als Pisa schwang sich Florenz empor. In der Mitte des zwölften Jahrhunderts machte diese letztere Stadt sich von der kaiserlichen Lehensherrschaft frei und in dessen zweiten Hälfte brachte sie die Adeligen der Umgegend unter ihre Oberherrschaft. Florenz war die Hauptstadt des toscanischen Bundes. Natur und Kunst eiferten um die Wette, sie mit ihren schönsten Gaben zu schmücken. Zuerst zeichnete sich Florenz durch seine trefflichen Tuchfabriken, später durch seinen Handel mit Seidenzeugen aus. Bis zum Anfange des dreizehnten Jahrhunderts stand Florenz unter frei gewählten Consuln und einem Senate, bis dahin hatte sie wenig Theil genommen an den Kämpfen zwischen Welfen und Ghibellinen. Im Jahre 1215 brachte ein Streit zwischen den adeligen Häusern Buondelmonti und Uberti die ganze Stadt in

Bewegung. Das erstere gehörte der welfischen, das zweite der ghibellinischen Partei an. Nach dreiunddreißig-jährigem Kampfe gewannen die Ghibellinen einen vorübergehenden Sieg (1248), doch schon zwei Jahre später wurde der ghibellinische Bürgermeister abgesetzt und statt seiner ein Volkshauptmann erwählt. Die ganze Stadt wurde in zwanzig Miliz-Compagnien getheilt und die höchste Gewalt einem, aus zwölf Mitgliedern zusammengesetzten, frei gewählten Rathe der Alten anvertraut. Kurz darauf starb Kaiser Friedrich II., wodurch die Niederlage der Ghibellinen in ganz Toscana vollendet wurde. Pisa mußte um Frieden bitten (1255). Um diese Zeit schlug Florenz zuerst ihre Guldenstücke, welche von ihrer Stadt den Namen florin trugen. Mit Hülfe einer Reiterabtheilung, welche Manfred ihnen zuschickte, gewannen die Ghibellinen wieder die Oberhand in Florenz (1260). Die Stadt kam damals in große Gefahr, vollständig zerstört zu werden. Die flüchtigen Welfen schlossen sich der Fahne Karl's von Anjou an und trugen vieles zu seinem Siege in der Schlacht von Grandella bei (1266). In Florenz gewannen die Welfen dauernd die Oberhand. Die Gewerbe wurden zu politischen Körperschaften vereinigt und die Adeligen, welche zum größten Theile ghibellinisch gesinnt waren, von aller Theilnahme an der Gewalt ausgeschlossen. Die Güter der Ghillellinen wurden eingezogen. Pisa konnte den Kampf gegen die vereinte Macht Karl's von Anjou und der Toscaner nicht fortsetzen. Es erkaufte den Frieden durch Zurückberufung ihrer welfischen Verbannten (1276), welche der Stadt neue Kräfte und neue Schätze zuführten. Pisa besaß dazumal reiche Colonien in Constantinopel und Ptolemais (Acre). Sardinien, Elba und ein großer Theil von Corsica standen unter seiner Botmäßigkeit. Prachtvolle Bauwerke zierten die Stadt und ihre Reichthümer gründeten sich zugleich auf großen Landbesitz, Gewerbe, Handel und Schifffahrt. Der Krieg mit Genua, in welchen sich dieser blühende Freistaat ohne alle genügende Veranlassung einließ, stürzte ihn schnell von seiner Höhe herab. Die Seeschlacht bei Meloria (1284) entschied über das Schicksal Pisa's. Seine Macht wurde gebrochen. Um deren Trümmer zu retten, ernannten die Pisaner den Grafen Ugolino zu ihrem Dictator (1285). Durch schwere Opfer erkaufte dieser zwar den Frieden mit den verbündeten welfischen Städten, welche nach jener unglücklichen Schlacht über Pisa herfielen; doch Ugolino warf sich nun selbst zum Tyrannen der Stadt auf. Nach drei Jahren (1288) wurde er aber, nebst seinen zwei jüngsten Söhnen und zwei Enkeln, in den Thurm geworfen, welcher den Namen Hungerthurm erhielt, nachdem Ugolino und die Seinigen den Hungertod darin erlitten hatten.

In Florenz herrschte mittlerweile ein unausgesetzter Kampf zwischen den von der Herrschaft ausgeschlossenen, aber dennoch mächtigen, Adeligen und der Bürgerschaft. Die Gerichte besaßen keine hinreichende Gewalt, um die Ritter, welche täglich, von ihren befestigten Wohnungen aus, Raub, Mord und Verbrechen jeder Art begingen, zur Strafe zu ziehen. Endlich gelang es dem wackern Giano della Bella, der Bürgerschaft kriegerischen Geist und Ordnung einzuflößen und den widerspenstigen Adel zu bändigen. Siebenunddreißig der bedeutendsten adeligen Familien wurden aus Florenz vertrieben (1292). Doch auch der Freund des Volkes, auch Giano della Bella, hatte dasselbe Schicksal. Schon nach zwei Jahren einer ausgezeichneten Wirksamkeit wurde auch er in die Verbannung getrieben, worin er starb (1294). Mit ihm verlor das Volk seine festeste Stütze. Die Regierung ging in die Hände der Reichen über, welche den Staat zu ihrem Vortheile ausbeuteten.

§. 52. Die lombardischen Städte.

Der Kampf der lombardischen Städte mit den römischen Kaisern haben wir bereits oben*) bei der deutschen Geschichte geschildert. Doch es wäre irrig, anzunehmen, daß die Kriege der Lombarden gegen die Deutschen den einzig wichtigen Theil ihrer Geschichte bildeten. Die Städte der Lombarden führten Kriege untereinander und entwickelten sich während des Kampfes und im Frieden zu einem Zustande der Blüthe, welcher, außerhalb Italien's, in damaliger Zeit nicht wieder vorkam. Die Thaten der Lombarden, die Entwickelung ihrer Verfassung und ihre Geschicke verdienen um so mehr beherzigt zu werden, als sie, nach einer tausendjährigen Zeit der Knechtschaft, zuerst wieder der Freiheit eine feste Stütze bereiteten. Unstreitig waren Friedrich I. und Friedrich II. die mächtigsten christlichen Herrscher des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts. Doch waren sie den lombardischen Städten nicht gewachsen. Friedrich I. wurde von ihnen vollständig aus dem Felde geschlagen, Friedrich II. kämpfte mit ihnen vergebens. Wenn er auch von ihnen nicht, wie sein Großvater bei Legnano, auf's Haupt geschlagen wurde, so wurde er von ihnen doch dermaßen in die Enge getrieben, daß sein Tod hinreichte, den Einfluß der Hohenstaufen in Oberitalien auf immer zu brechen. Wiederholt hat man die Freistaaten Oberitalien's mit denjenigen des alten Griechenland's verglichen; doch dieser Vergleich bietet sehr wenige Haltpunkte. Die Lombarden waren keine Griechen und die Deutschen keine Perser. Friedrich I. und Friedrich II. standen eben so hoch über Darius und Xerres, als die lombardischen Feldherren unter Miltiades und Themistocles. Deutschen Ursprungs waren die besten Kräfte der Lombarden. Doch ungeachtet aller dieser Verschiedenheiten trafen die lombardischen Gemeinwesen des Mittelalters mit den griechischen der Vorzeit darin zusammen, daß beide republikanische Verfassungen hatten, untereinander sehr uneinig waren, dessenungeachtet aber übermächtigen Feinden gegenüber außerordentliche Erfolge errangen. Die Griechen erkannten weder Pabst noch Kaiser über sich. Sie kämpften um vollständige Freiheit. Die Lombarden bestritten weder das kaiserliche, noch das päbliche Joch überhaupt, trugen das letztere willig und kämpften nur gegen die allzugroße Härte des ersteren. Der Streit zwischen Päbsten und Kaisern war für die lombardischen Städte eine gute Gelegenheit, sich von der königlichen Herrschaft unabhängig zu machen und sich den, innerhalb ihrer Gebiete wohnenden Adel zu unterwerfen. Bevor Heinrich V. durch das Wormser Concordat (1122) die erste Abtheilung des Kampfes mit den Päbsten abschloß, hatten sich die lombardischen Städte schon ihre freien Verfassungen gebildet. Die ganze Lombardei zerfiel in eine Mehrzahl von Städten, welchen das um sie herliegende Land gehorchte. Der Adel mußte einen Theil des Jahres innerhalb der Ringmauern der Städte, deren Bürgerrecht er gewonnen hatte, zubringen, und setzte seinen Ehrgeiz darein, die höchsten Würden der Städte, denen er angehörte, zu erwerben. Die oberste Verwaltung der lombardischen Freistädte war gewöhnlich zweien, bisweilen mehreren, Consuln anvertraut, welche jährlich gewählt wurden und im Frieden Richter, im Kriege Heerführer waren. Ihnen zur Seite stand ein geheimer Rath und ein Senat, während in wichtigen Fällen Volksversammlungen berufen wurden. Alle Bürger mußten sich in den Waffen üben und auf den Ruf der Consuln unter die Fahnen treten. Die Consuln ernannten die höheren, die Bürger die niederen Offiziere. Die Städte zerfielen gewöhnlich in eben so viele Quartiere, als sie Thore hatten. An der Spitze jedes Quartiers stand der Bannerträger (gonfaloniere). Die Handwerker dienten zu Fuß, der Adel zu Pferde. Eine wichtige Stelle in

*) Siehe §§. 36. 42 Seite 99 ff. 118 ff.

dem Kriegswesen der Lombarden nahm der s. g. Bannerwagen der Mailänder ein. In dessen Mitte erhob sich ein Mast mit einer goldenen Kugel, von welchem herab das Banner des Freistaats wallte. Vor dem Maste standen die Vertheidiger des Banners, auf dem hinteren Theile des Wagens eine Musikbande. Vier Ochsenpaare zogen den vierräderigen, schweren Wagen. Um ihn schaarten sich die Kämpfer. Er ersetzte häufig die Befehle der Vorgesetzten und die mangelnde Kriegszucht, indem sich auf ihn die Fliehenden zurückzogen, und zu seiner Rettung, wenn er bedrängt war, die frischen Streitkräfte sich drängten. Diesen Bannerwagen in die Macht der Feinde fallen zu lassen, war für alle Bürger eine furchtbare Schmach.

Pavia und Mailand waren lange Zeit die mächtigsten Städte der Lombardei. Außer ihnen blühten Cremona, Lodi, Crema, Como, Tortona, Brescia, Novara, Bergamo, Modena, Parma, Verona, Reggio, Placenzia, Ferrara und Bologna. Doch lebten diese Städte nicht friedlich miteinander. Keine gemeinschaftliche Organisation vereinigte ihre Streitkräfte gegen äußere Feinde, kein Richter schlichtete friedlich die zwischen ihnen ausbrechenden Streitigkeiten. Die Gewalt gab den Ausschlag. Nur die Noth brachte vorübergehende Bündnisse zwischen ihnen herbei, welche niemals sämmtliche Städte umfaßten. Im Anfange des zwölften Jahrhunderts ließ Mailand die minder mächtigen Nachbarn seine Hand schwer empfinden. Die übermüthige Stadt zerstörte nach einem vierjährigen Kriege Lodi und zertheilte dessen Bewohner in sechs offene Dörfer (1111). Nicht viel später unterjochten die Mailänder Como (1128). Früher schon (1099) hatte Cremona Crema, und einige Jahre später Pavia Tortona unterworfen. Die besigten Städte trugen mit Unwillen die ihnen auferlegte Herrschaft. Crema fand an den Mailändern Verbündete, welche ihm gegen Cremona beistanden, während Pavia, Placenzia, Novara und Brescia auf der entgegengesetzten Seite standen. Konrad von Franken ließ sich zwar (1128) die italienische Krone aufsetzen, konnte sie aber nicht behaupten, so wenig als sein Gegner Lothar II.

Die Kämpfe, welche die lombardischen Städte mit den Hohenstaufen führten, haben wir schon oben geschildert. Der Friede von Constanz sicherte den Lombarden Alles zu, was sie, von Anfang an, verlangt hatten. Allein die Lombarden waren weit entfernt von jenen Tugenden, welche die festesten Stützen der Staaten sind. Die Bürger hegten gegeneinander finsteren Argwohn und hatten häufig nur zu guten Grund dazu. Daher kam bei ihnen die Sitte auf, an die Spitze ihrer Gemeinwesen keinen Mitbürger, sondern den Bewohner einer anderen italienischen Stadt zu setzen, welcher dadurch von Begehung aller Ungerechtigkeiten abgehalten werden sollte, daß er von der geselligen Verbindung mit den Bürgern der von ihm beherrschten Stadt abgeschnitten wurde. Der Glanzpunkt des lombardischen Ruhmes war unstreitig die Zeit des Kampfes mit Friedrich I. und Friedrich II. von Hohenstaufen. Als die Gefahr von Außen her aufhörte, ließ der heldenmüthige Aufschwung und der Freiheitssinn der Bürger nach. Während sie den mächtigen Kaisern einen unüberwindlichen Damm entgegengesetzt hatten, unterwarfen sie sich später selbstgewählten Tyrannen. Im Jahre 1257 schwang sich, auf den Schultern des Volkes, Martino della Torre an die Spitze der Stadt Mailand. Hintereinander folgten ihm fünf Glieder seiner Familie in der Herrschaft nach. Lodi, Novara, Como, Vercelli und Bergamo ahmten das von den Mailändern gegebene Beispiel nach und stellten sich unter die Gewalt einzelner Adeliger, welche ihrerseits wieder von den Beherrschern Mailand's abhängig waren. Der Markgraf von Pelavicino war Herr von Cremona, von wo aus er seine Macht über alle, von Mailand nicht unterworfenen Städte der Lombardei ausdehnte. Die Familie della Torre wurden Welfen, die Pelavicino's Ghibellinen genannt, doch der eigentliche Unterschied dieser beiden Parteien hatte mit dem Tode Friedrich's II. seine Bedeutung verloren. Ein

grundsätzlicher Unterschied hatte eigentlich niemals zwischen Ghibellinen und Welfen stattgefunden. Die Einen hatten nur Vorliebe für die Deutschen und für die kaiserliche Herrschaft, die Anderen für die Italiener und den päbstlichen Despotismus. Nachdem der Kampf zwischen Päbsten und Kaisern, zwischen Italienern und Deutschen aufgehört hatte, bildete auch jene Vorliebe kein unterscheidendes Merkmal der Parteien mehr. Dessenungeachtet erhielten sich diese Gegensätze schon aus dem Grunde, weil sie herrschsüchtigen Menschen Gelegenheit boten, die Leidenschaften der Massen rege zu machen und sich auf deren Rücken an die Spitze der Bethörten zu schwingen.

In Mailand hielt sich die Familie della Torre bis zum Jahre 1277, und wurde dann durch Otto Visconti, einen mailändischen Domherrn, den der Pabst zum Erzbischoffe ernannt hatte, gestürzt. Der „fromme" Erzbischoff ließ seinen Gegner Napoleon della Torre und fünf seiner Anhänger in eiserne Käfige sperren und sie in Como dem Volke öffentlich zeigen. Im Jahre 1287 gesellte sich Otto Visconti seinem Neffen, Mathäus Visconti, bei und erhob dadurch sein Geschlecht an die Spitze Mailand's.

Es ist häufig die Frage aufgeworfen worden, welches die Ursachen des so schnellen Verfalles der lombardischen Freiheit gewesen sei? Einige Geschichtschreiber haben sie in den Veränderungen zu finden geglaubt, welche die Kriegskunst gegen Ende des dreizehnten Jahrhunderts erlitt, indem die schwerbewaffnete Reiterei um diese Zeit immer bedeutender wurde, während die Stärke der Bürgerheere auf dem Fußvolke beruhte. Diese Annahme ist jedoch durchaus unbegründet. Um dieselbe Zeit, in welcher die lombardischen Städte ihre Freiheit verloren, gründeten die Hansestädte die ihrige. Wenn die lombardischen Bürger gegen Ende des dreizehnten Jahrhunderts noch dieselbe Aufopferungsfähigkeit und denselben Freiheitsmuth besessen hätten, der sie in ihren Kämpfen mit Friedrich I. und Friedrich II. auszeichnete, so wäre es ihnen ein Leichtes gewesen, in ihrer Mitte schwerbewaffnete Reiter zu finden. Warum sollte ein Bürgerlicher nicht eben so wohl im Stande gewesen sein, ein Panzerhemd zu tragen, eine Lanze zu schwingen und ein mit Eisen geschütztes Roß zu tummeln? An Geld fehlte es ihnen dazu ebensowenig, als an Körperstärke. Doch die Bürger gingen lieber in ihre Werkstätten, ihre Geschäftszimmer und auf ihre Börsen, sie wollten lieber Geld verdienen, als sich in den Waffen üben, lieber genießen, als kämpfen. Der Adel, welcher kein anderes Geschäft kannte, als das Kriegshandwerk, gewann bald das Uebergewicht, da die Bürger unkriegerisch wurden. Nur der Starke kann seine Freiheit behaupten. Die Freiheit der lombardischen Städte ging aus denselben Gründen unter, aus welchen die Griechen, die Römer und alle übrigen Völker der Erde ihre Freiheit verloren: weil die sittliche Kraft und mit ihr die kriegerische Stärke ihrer Bürger abnahm. Auf dieser Erde ist alles wandelbar. Gewöhnlich treffen die anregendsten äußeren Verhältnisse mit dem Höhepunkt innerer Kraft zusammen. Auf die äußerste Anstrengung folgt Erschlaffung, auf Anspannung Abspannung. Den Höhepunkt der lombardischen Städte bildeten die Kriege mit den deutschen Kaisern, wie den Höhepunkt der griechischen der Kampf mit Persien gebildet hatte. In demselben Maße, als der Aufschwung der Griechen denjenigen der Lombarden an innerer Kraft, übertraf er ihn auch an Dauer.

§. 53. Die Städte der Mark Treviso.

Während des zwölften Jahrhunderts wurde in den Ebenen der Lombardei der Adel allmälig von den Städten besiegt, und in ein Verhältniß bürgerlicher Unterordnung gebracht. In den gebirgigen Gegenden der Mark Treviso be-

hauptete er dagegen weit länger eine gebietende Stellung. In der Umgegend der Städte Verona, Padua, Vicenza und Treviso wurden die Burgen der Ritter nicht gebrochen, im Gegentheile erbauten sich die Adeligen dieser Bezirke feste Schlösser in den Städten selbst und verbanden mit dem ungesetzlichen Raubritterthum der Landstraßen das gesetzliche Raubritterthum der städtischen Aemter. Feste Mauern umschlossen die städtischen Wohnungen des Adels. Eiserne Gitter und mit Eisen beschlagene Thore schlossen jede Oeffnung nach Außen hin ab. In der Mitte des befestigten Raumes erhob sich ein hoher Thurm, welcher noch vertheidigt werden konnte, wenn die Außenwerke schon genommen waren. Zahlreiche Bewaffnete hielten jeden Ausgang besetzt. Selten wagten es die Gerichte, mit den Rittern dieser Burgen anzubinden, noch seltener gelang es ihnen, den Opfern ihrer Verbrechen Sühne zu verschaffen. Unter dem Adel der Mark von Treviso zeichneten sich, gegen Ende des zwölften Jahrhunderts, die Geschlechter Romano und Este besonders aus. Die Ersteren stammten von Ezzelino, einem deutschen Ritter, ab, welcher den Kaiser Konrad II. nach Italien begleitet und von diesem die Lehen Romano und Onaro erhalten hatte. Mit Hülfe der dem Ritterthume damaliger Zeit eigenen Künste vergrößerten die Romano's schnell ihre Besitzungen. Gegen Ende des zwölften Jahrhunderts war Ezzelino I., mit dem Beinamen der Stammler, an der Spitze des Hauses Romano. Ihm vertraute sein Freund Tisolino von Campo San Pietro, daß er seinen Sohn mit Cäcilia, der Erbin von Manfred Ricco, Herrn von Abano, zu verheirathen gedenke. Ezzelino wünschte das Erbe in Abano sich zuzueignen, brachte die Braut des Sohnes seines Freundes in seine Gewalt und verehelichte sie mit seinem Sohne Ezzelino II. Die Familie Campo San Pietro rächte sich zwar, indem Gerard, Tisolino's Sohn, die ihm bestimmte Braut Cäcilia raubte und schändete (1190). Doch die Familie Romano behielt die Besitzungen der unglücklichen Cäcilia. Ezzelino II. ließ sich von ihr scheiden, heirathete eine zweite reiche Erbin und vermehrte auf diese Weise die Reichthümer seines Hauses. Doch eine blutige Fehde mit der Familie Campo San Pietro, welche in Padua wohnte, setzte, mehrere Menschenalter hindurch, die ganze Umgegend in Blut und Flammen.

Das Haus Este hatte ausgedehnte Besitzungen in der Gegend von Padua, Verona, Vicenza und Ferrara. Eine Heirath, welche der Markgraf Obizzo von Este mit einer reichen Erbtochter von Ferrara schloß, brachte ihn an die Spitze einer der Parteien der Stadt (1180). Auch diese Ehe, wie diejenige Ezzelino's II., war durch Verrath und Schandthat zu Stande gebracht worden und hatte daher langjährige, verderbliche Fehden in ihrem Gefolge. Doch die Macht der Markgrafen von Este nahm immer zu, so daß, gegen Ende des zwölften Jahrhunderts, ihr Haus und dasjenige der Romano die mächtigsten der Mark von Treviso waren. Die Romano standen vermöge ihrer Abkunft und ihrer Familienverhältnisse auf der Seite der Ghibellinen, die Este aus gleichen Gründen auf derjenigen der Welfen. Im Jahre 1208 wählte die Stadt Ferrara, oder vielmehr die welfische Partei derselben, den Markgrafen Azzo VI. von Este zum Herrn ihrer Republik. Die entgegengesetzte Partei erkor in Verona Ezzelino III. von Romano, unter dem Titel eines Volkshauptmanns, zu dem ihrigen. Bald darauf fiel auch Padua in die Gewalt Ezzelino's, welchen Friedrich II. zu seinem Stellvertreter ernannte. Mit furchtbarer Grausamkeit wüthete dieser Tyrann, so weit seine Gewalt reichte. Die angesehensten Bürger, selbst der ghibellinischen Partei, warf er in seine Kerker. Die Häuser Derjenigen, welche ihm entflohen, ließ er zerstören. Der entfernteste Verdacht der Anhänglichkeit an seine Feinde genügte schon dem kaiserlichen Stellvertreter und Eidam, ein Todesurtheil auszusprechen. Ezzelino's III. Bruder, Alberich, herrschte in ähnlicher Weise über Treviso, und Vicenza verlor gleichfalls seine Freiheit, indem es von kaiserlichen Truppen besetzt wurde. So ging die Freiheit der

Mark von Treviso zu Grabe. Nach Friedrich's II. Tode herrschte Ezzelino III. über Verona, Padua und andere Städte der Mark von Treviso mit unumschränkter Machtvollkommenheit. Männer und Frauen, Erwachsene und Kinder litten gleichmäßig unter seiner, zur Wuth gesteigerten Grausamkeit. Der Pabst Alexander IV. ließ (1255) gegen ihn das Kreuz predigen. Unter dem Befehle des päbstlichen Legaten verbanden die welfischen Städte von Nord- und Mittel-Italien ihre Streitkräfte mit denjenigen des Markgrafen von Este und anderer Ritter der Mark von Treviso. Die Flüchtlinge von Padua hauchten ihnen die gerechte Entrüstung ein, von der sie beseelt waren. Die Kriegsmacht, welche ihrem Tyrannen gegenüberstand, gab den Bewohnern Padua's neuen Muth. In Abwesenheit Ezzelino's erbrachen sie die Gefängnisse. Der Anblick der verstümmelten und abgehärmten Opfer dieses fluchwürdigen Tyrannen, zumal zahlreicher Kinder, welche er hatte blenden lassen, erfüllte das Volk mit solchem Abscheu, daß es sich endlich gegen Ezzelino erhob. Elftausend Paduaner, welche in des Tyrannen Heere dienten, büßten dafür. Das Schwert des Henkers und der Hunger ließ nur zweihundert derselben übrig. Alle Anderen opferte Ezzelino seiner Rache. Ungeachtet des Verlustes von Padua vertheidigte er sich noch zwei Jahre hindurch und trieb sogar das Kreuzheer auseinander [1258]. Brescia öffnete ihm seine Thore. Doch er hatte seine eigene Partei, die Ghibellinen, so furchtbar mißhandelt, daß sie sich endlich von ihm abwandte. Mehrere ghibellinische Ritter, welche ihm bis dahin gehorcht hatten, verbanden sich mit den Welfen zu seiner Vernichtung. Bei Cassano wurde Ezzelino geschlagen, verwundet und gefangen genommen. Er wies die Hülfe der Aerzte zurück, riß den Verband seiner Wunde ab und starb, nachdem er vierundzwanzig Jahre lang in der Mark Treviso gewüthet hatte (1259). Sein Bruder, Alberich, dessen Gattin, sechs Söhne und zwei Töchter starben alle unter dem Henkerbeile. Die Tyrannen aus dem Hause Romano endeten auf diese Weise. Doch die Tyrannei kann nur verdrängt werden, wenn an die Stelle der getödteten Tyrannen freiheitsliebende Bürger treten. Der Freiheitsmuth der Trevisaner war aber, gleich demjenigen der Lombarden, gebrochen. Wo früher das Geschlecht Romano seinen blutigen Scepter geschwungen hatte, herrschte später das Haus Este und Della Scala, von denen das eine zu Ferrara, das andere zu Verona seinen Sitz hatte.

§. 54. Venedig und Genua.

Schon in den ältesten Zeiten waren die Inseln im Norden der Etsch-Mündung bewohnt. Eine höhere Bedeutung erhielten sie jedoch erst, als zahlreiche Flüchtlinge das italienische Festland aus Furcht vor Alarich dem Gothen verließen und (421) die kleine Stadt Rialto, den Mittelpunkt des heutigen Venedig, bauten. Dreißig Jahre später wurden Aquileja und andere benachbarte Städte von den Hunnen verwüstet. Nur die Inseln gewährten eine sichere Zuflucht. Immer wachsende Massen strömten ihnen zu, und es entstanden auf den Inseln um Rialto die Städte Grado, Caorlo, Palestrina und Malamocco. Die verschiedenen Gemeinwesen verbanden sich bald untereinander. Die Bewohner jeder Insel wählten je einen Tribunen als obersten Beamten. Die sämmtlichen Tribunen bildeten die oberste Regierung der verbündeten Inseln. Allmälig traten sie sich näher, und behaupteten ihre Freiheit, obgleich sie abwechselungsweise den Ostgothen, den Griechen, den Lombarden und den römisch-deutschen Kaisern vorübergehend huldigen mußten. Frühzeitig hatten die Venetianer mit den Sclavoniern, welche sich in Dalmatien niederließen, und von da aus das adriatische Meer unsicher machten, Kriege zu führen. Um denselben mehr Nachdruck geben zu können, wurde (697)

der erste Doge (Dux, zu deutsch Herzog) auf Lebenszeit erwählt. Paolo Luca Anafesto war sein Name. Er schlug die Sclavonier und zwang die Longobarden, die Unabhängigkeit Venedig's anzuerkennen. Im Kriege mit Karl I. (809) wurde die fränkische Flotte, welche des Kaisers Sohn, Pipin, befehligte, vollständig geschlagen. Angelo Participazio, dessen Muthe und Tapferkeit die Venetianer hauptsächlich ihren Sieg verdankten, wurde zum Lohne dafür zum Dogen erhoben. Während seiner achtzehnjährigen Herrschaft wurde Rialto der Sitz der gemeinschaftlichen Regierung. Sechzig Inseln wurden durch Brücken mit dem Hauptorte verbunden und mit neuen Wohnungen bedeckt. Der herzogliche Palast erstand auf derselben Stelle, die er jetzt noch einnimmt, und die gesammte Stadt erhielt den Namen Venedig. Kämpfe mit den dalmatischen Seeräubern und den Saracenen wechselten ab mit den friedlichen Bestrebungen des Handels und der Schifffahrt und kräftigen Volkserhebungen, durch welche tyrannische Dogen von ihren Herrschersitzen herabgestürzt wurden. In Folge eines Versuchs, welchen ein Mitglied der Familie Ursеolo machte, sich der Herrschaft zu bemächtigen, wurde (1032) den Dogen verboten, jemals einem Sohne Theil an der Regierung einzuräumen. Zugleich wurde er in allen wichtigen Angelegenheiten an die Zustimmung der einflußreichsten Bürger, und immer an die Bewilligung zweier ihm beigegebener Räthe gebunden. Jahrhunderte hindurch ruhte die höchste Gewalt in der Versammlung sämmtlicher Bürger, welche ihre Beamten, und namentlich den Dogen, wählten. Später [1172] wurde an die Stelle der Volksversammlung ein aus 480 Mitgliedern bestehender, von den Tribunen der sechs Bezirke Venedig's erwählter Rath gesetzt. Aus diesem ging der kleinere Rath von sechs Männern, welchen, unter der Leitung des Dogen, die Verwaltung des Staates zunächst oblag, und der Senat, eine von dem großen Rathe gewählte und sechzig Glieder zählende Behörde, hervor. Durch diese Veränderungen der Verfassung wurde das volksthümliche Element, welches früher überwiegend gewesen war, vollständig durch das aristokratische beseitigt.

Bei Gelegenheit der Geschichte der Kreuzzüge haben wir bereits erwähnt, wie die Republik Venedig, im Bunde mit den Kreuzfahrern, Constantinopel eroberte und einen ansehnlichen Theil [drei Achtel] des oströmischen Reiches an sich brachte.*) Alle Inseln des jonischen und die meisten des ägeischen Meeres, ein großer Theil der Küsten Griechenland's, mehrere Häfen der Propontis, die Stadt Adrianopel und der vierte Theil von Constantinopel wurden Venedig zugewiesen. Die Insel Candia kaufte dieser Freistaat von dem Markgrafen von Montferrat. Der Staat übernahm jedoch auf seine Rechnung nur den ihm zugewiesenen Theil von Constantinopel, die Inseln des ägeischen Meeres und Candia, während er die übrigen Ländereien den großen Familien der Lagunenstadt überließ, welche durch Lehenspflicht an die Republik gebunden wurden. Mit den Angelegenheiten Italien's befaßte sich Venedig nur wenig. Um so großartiger waren dagegen seine Beziehungen zum Osten. Sein Handel nahm durch die glückliche Unternehmung Heinrich Dandolo's einen außerordentlichen Aufschwung. Eine fortlaufende Kette von Seeplätzen verband Venedig mit den Küsten des schwarzen Meeres. Candia erleichterte seine Verbindungen mit Egypten und Syrien. Die Republik traf ihre Maßregeln so wohl, daß die Wiederherstellung des griechischen Reiches [1261] ihr keinen wesentlichen Schaden brachte. Die Venetianer verloren zwar einige Inseln des ägeischen Meeres, behielten jedoch ihre Vorrechte in Constantinopel, woselbst ihnen, gleich den Genuesern und Pisanern, ein besonderes Stadt-Quartier eingeräumt wurde, welches unter ihren eigenen Beamten stand, und die

*) Siehe oben §. 10 Seite 27 ff. §. 26 Seite 73 ff.

meisten der ihnen bei der Theilung des oströmischen Reiches zugewiesen Besitzungen, während die Kreuzfahrer, mit deren Hülfe sie diese Erfolge gewannen, vollständig aus dem Osten vertrieben wurden.

Von allen Städten Italien's stand Genua, was Handel und Schifffahrt, Kriegsmacht und friedliche Gewerbe betraf, Venedig am nächsten. Wie die eine die Westküste, so beherrschte die andere die Ostküste Italien's. Doch Genua wurde mehr, als Venedig, in die Angelegenheiten des Festlandes verwickelt. Die Lombarden und die Franken ketteten Genua fester an ihr Reich, als Venedig. Dennoch wußte diese Stadt die Gunst der Zeiten zu benützen und das ausländische Joch allmälig abzuwerfen. Früher, als Venedig, trieb Genua Handel im Osten. Auch hatte Genua früher, als Venedig, bedeutende Besitzungen auf dem Festlande an sich gebracht. Im Jahre 1174 besaß Genua Montferrat, Monaco, Nizza, Marseilles, fast die ganze Küste der Provence und die Insel Corsica. Dieselben Feinde der Freiheit, welche die Städte der Lombardei und der Mark Treviso zu Grunde richteten, die Adeligen, brachten auch Genua an den Rand des Abgrunds. Dadurch, daß sie sich in acht Gesellschaften, oder Compagnien, theilten, gewannen sie allmälig einen überwiegenden Einfluß im Staate. Sie bildeten einen besonderen Rath, welcher unter der scheinbaren Leitung eines auswärtigen Bürgermeisters [Podesta] alle Gewalt an sich riß und alle städtischen Aemter ausschließlich mit Adeligen besetzte. Die Familien Doria, Spinola, Fiesko und Grimaldi beherrschten den Adel, wie dieser die Bürgerschaft. Bisweilen brach das Volk das Joch der Aristokraten, allein die Führer, welche es befreit hatten, legten ihm gewöhnlich ein schwereres auf, so Guilelmo Boccanegra, welcher fünf Jahre lang [1257—1262] Genua beherrschte. Ungeachtet dieser inneren Kämpfe nahm Genua zu an Reichthümern und Kriegsmacht. Seine Kriege mit Pisa haben wir oben schon geschildert.*) Bedeutungsvoller waren seine Kriege mit Venedig. Als Constantinopel von den Kreuzfahrern und den Venetianern eingenommen wurde, suchten auch die Genueser, einen Theil der Beute an sich zu reißen, namentlich hatten sie es auf die Inseln des ägeischen Meeres abgesehen. Doch eine Niederlage, welche der Admiral Trevisani ihrer Flotte beibrachte [1205], zwang die Genueser, diese Bestrebungen aufzugeben. Der Grimm darüber rankte im Stillen fort, gab sich in der Feste Acre [Ptolemais] und Constantinopel bei manchen Gelegenheiten zu erkennen, und brach endlich [1258] in einen blutigen Krieg aus. Elf Jahre lang erlitt Genua unausgesetzt schwere Niederlagen, ohne daß ein Friede dem unnützen Blutvergießen ein Ziel gesetzt hätte. Ludwig IX., welcher zu seinem Kreuzzuge der Flotten beider Seestädte bedurfte, brachte endlich [1269] den Frieden zu Stande, welcher abgeschlossen ward, ohne daß einer der beiden streitenden Theile irgend einen Vortheil erlangt hätte. Venedig hatte zwar das Bewußtsein, viele Siege errungen zu haben, doch zahlte es dasselbe theuer mit Menschenleben, Schiffen und Schätzen, die es verloren. Genua hatte, außer größeren Verlusten, die demüthigende Erinnerung an erlittene Niederlagen.

Wenn wir die beiden nebenbuhlerischen Seestädte Italien's mit den Idealen freier Staaten vergleichen, an denen wir uns unter dem Drucke von Despoten so gerne aufrichten, bleiben sie allerdings hinter diesen weit zurück. Doch übertrafen sie, gleich ihren Schwesterstädten der Lombardei, bei weitem alle gleichzeitigen Königreiche, wie an Wohlstand und Bildung, so auch an Freiheit und, im Verhältnisse zu ihrer Volkszahl, an Macht und politischem Einflusse. Wir dürfen, wenn wir gerecht sein wollen, keine zu großen Ansprüche machen an die Menschen einer Zeit, da der finsterste Aberglauben auf allen Gebieten des Lebens, in Kirche, Staat und Wissen-

*) Siehe oben §. 51 Seite 148 f.

schaft waltete. Trotz allen ihren Mängeln waren die freien Städte Italien's die funkelnden Sterne, welche fast allein das Dunkel des Mittelalters erhellten.

§. 55. Unteritalien und Sicilien.

Ungeachtet der Völkerwanderung und aller Stürme des Mittelalters blieb die große Masse der Bevölkerung Italien's romanischen Ursprungs. In Oberitalien waren die fremden Bestandtheile der Nation am stärksten. Gothen, Lombarden und Franken führten den Provinzen am Fuße der Alpen sehr bedeutende neue Kräfte zu und dieser Theil des Landes war es auch, welcher in jener unglücklichen Zeit die schönsten Triumphe der Freiheit feierte. In Mittelitalien war die Beimischung fremder Nationalitäten weit geringer. Dort gelangten die Republiken des Mittelalters niemals zu gleicher Stärke, als im Norden. Nach Unteritalien waren zwar auch die Gothen und die Longobarden vorgedrungen, allein sie konnten sich daselbst niemals so festsetzen, als in den oberen Theilen der Halbinsel. Das germanische Element war in keiner Gegend Italien's so schwach vertreten, als in Unteritalien und auf den Inseln. Die Saracenen, welche sich hier niederließen, vermochten den Italienern nicht dieselben frischen Lebenssäfte und nicht denselben Freiheitsmuth einzuimpfen, welchen die germanischen Völker den anderen Theilen Italien's zuführten. Corsica und Sardinien schwangen sich daher nicht zu selbstständigen Reichen empor, sondern wurden die Beute kräftiger Gemeinwesen (der Städte Pisa und Genua). In Unteritalien und Sicilien schlug die republikanische Staatsform keine festen Wurzeln. Diese, von der Natur so reich begabten Provinzen vermochten nicht, ihre eigenen Angelegenheiten zu führen. Abwechselungsweise herrschten dort die Griechen, Saracenen, Normänner, Hohenstaufen und die Häuser Anjou und Aragonien. Nationalunabhängigkeit und Freiheit waren zwei Güter, welche in Unteritalien und Sicilien wenig geschätzt wurden.

Nach dem Tode Robert Guiscard's (1085) stritten sich dessen Söhne, Bohemund und Roger, um die Herrschaft der von ihm besessenen Länder, bis Bohemund, wie wir oben erzählt,*) Italien verließ, um in Palästina unter dem Vorwande einer Kreuzfahrt sich eine neue Herrschaft zu gründen. Nach Bohemund's Abzug blieb Roger im unbestrittenen Besitze Unteritalien's. Auf Roger folgte dessen Sohn Wilhelm, mit welchem (1127) die directe Linie Robert Guiscard's auf dem Festlande Italien's ausstarb. Robert Guiscard's jüngerer Bruder, Roger, welcher sich ganz Sicilien unterworfen hatte, vererbte diese Insel auf seinen Sohn Roger II., welcher nach Wilhelm's Tode Calabrien und Apulien mit Sicilien unter seinem Scepter vereinigte. Roger II. machte den Republiken, die sich bis zu seiner Zeit in Campanien erhalten hatten, ein Ende. Amalfi, Neapel und Gaeta verloren die Ueberreste ihrer Freiheit. Zwar trieb der Kaiser Lothar (1137) Roger II. von Neapel, das er belagerte, hinweg, doch gleich nach dem Abzuge Lothar's aus Italien (1138) unterwarf sich die Stadt, welcher Roger nur die Formen ihrer Verfassung ließ, aber für immer ihrer Selbstständigkeit und Unabhängigkeit beraubte. Im Jahre darauf nahm Roger den Pabst, Leo IX., gefangen, welcher ihm den Königstitel, den ihm früher der Gegenpabst Anaklet gewährt hatte, unter der Bedingung bestätigte, das Königreich beider Sicilien als ein päbstliches Lehen anzunehmen. Roger II. hinterließ bei seinem Tode (1153) nur einen Sohn, Wilhelm, der ihm nachfolgte, und eine Tochter, Constanze, welche nach des Vaters Tode zur Welt kam. Wilhelm erhielt den Beinamen des „Bösen", sein Sohn, Wilhelm II., denjenigen des „Guten". Constanze, welche Friedrich's I. Sohn, Heinrich (den nach-

*) Siehe §. 3 Seite 9.

maligen VI.), ehelichte, brachte Neapel und Sicilien (1189) an das Haus der Hohenstaufen. Bei Gelegenheit der deutschen Geschichte haben wir bereits die auswärtigen Beziehungen des Königreichs der beiden Sicilien besprochen.*) Seit dem Tode Wilhelm's des „Bösen" hatte der Bürgerkrieg in Apulien und Calabrien nicht aufgehört. Jeder Adelige, welcher eine Stadt oder eine Burg beherrschte, suchte sich von der königlichen Gewalt unabhängig zu machen. Wilhelm der „Böse" hatte allgemeine Unzufriedenheit durch seine Herrschsucht erregt, Wilhelm der „Gute" besaß nicht die Kraft, den widerspenstigen Adel in Ordnung zu halten. Heinrich VI. regte durch seine Grausamkeit alle Stände gegen sich auf. Doch Friedrich II. gelang es, durch List und Gewalt, die Ruhe auf beiden Seiten der Meerenge von Messina wieder herzustellen. In Sicilien machten ihm eine Zeit lang die Sarazenen zu schaffen, welche von ihren Brüdern in Afrika Unterstützung erhielten. Doch Friedrich II. besiegte sie in mehreren Treffen, schwächte sie dadurch, daß er einen Theil derselben in der Provinz Neapel, in dem lieblichen Thale von Nocera, ansiedelte, beruhigte sie, indem er ihnen volle Glaubensfreiheit gestattete, verstand es, sie für sich zu gewinnen und aus ihrer Mitte die zuverlässigsten Truppen seines Heeres zu ziehen. Friedrich II. führte zuerst eine systematische Verwaltung in Neapel und Sicilien ein. Zu einer Zeit, da die Völker noch nirgends bedeutende Abgaben an die Könige entrichteten, wußte er den Neapolitanern und Sicilianern unermeßliche Summen regelmäßig abzupressen. Neapel wurde durch Friedrich II. zu einer bedeutenden Hauptstadt erhoben. Er baute daselbst einen prachtvollen Palast und gründete eine Universität, welche er derjenigen von Bologna entgegensetzte, indem er auf ihr die Grundsätze des weltlichen Despotismus lehren ließ, während dort der kirchliche Despotismus vertheidigt wurde. Nach Friedrich's II. Tode [1250] und seines Sohnes, Konrad's IV., Ableben [1254] hielt Manfred die Zügel der Regierung in fester Hand, bis er in der Schlacht von Grandella von Karl von Anjou geschlagen, Krone und Leben verlor [1266]. Zwei Jahre später [1268] endete der sechzehnjährige Jüngling Konradin von Hohenstaufen sein Leben auf dem Schaffotte zu Neapel.**)

Die Päbste hatten das Haus der Hohenstaufen gestürzt und Karl von Anjou auf den Thron beider Sicilien gehoben. Von allen Verwandten der Hohenstaufen konnte nur Constanze, Manfred's Tochter, welche an den König Peter von Aragonien vermählt war, dem französischen Beherrscher beider Sicilien die Krone streitig machen. Doch Karl's Macht nahm von Jahr zu Jahr zu. Er dehnte seinen Einfluß über einen großen Theil Mittelitalien's aus und bereitete sogar einen Kriegszug gegen das oströmische Reich vor, da ihm seine Eroberungen in Italien noch nicht genügten. Bald wurde Karl von Anjou den Päbsten nicht minder verhaßt, als es früher die Hohenstaufen gewesen waren. Doch im Augenblicke, da sein gefährlichster Gegner, der Pabst Gregor X., anfing, gegen ihn zu wirken, starb dieser [1276]. Es gelang dem listigen Tyrannen, eines seiner Geschöpfe, Martin IV., auf den päbstlichen Thron zu erheben [1280]. Nun glaubte Anjou, seine großartigen Pläne ungestört vollziehen zu können. Doch während er immer weiter zu greifen bemüht war, wurde der Boden unter seinen Füßen ausgehöhlt. Johann von Procida, ein neapolitanischer Adeliger, treuer Anhänger und vertrauter Freund Friedrich's II. und Manfred's, welcher auch Konradin seinen Beistand geleistet hatte, war nach dessen Hinrichtung aus Italien entflohen und hatte bei Constanzen und ihrem Gemahle Peter von Aragonien freundliche Aufnahme gefunden. Diese überhäuften ihn mit Beweisen ihrer Zuneigung und Achtung. Doch Procida war

*) Siehe oben §§. 37. 42 Seite 103, 118.
**) Siehe oben §. 43 Seite 122.

nicht ein Mensch des Genusses, sondern ein Mann der That. Er verband mit seltener Klugheit einen Muth und eine Ausdauer sonder Gleichen. Unter allen Verschwörern der Weltgeschichte nimmt Procida die erste Stelle ein. Mit Recht kann er nicht als Mann der Freiheit dargestellt werden. Friedrich II. und Manfred waren, so wenig als Peter von Aragonien, Vertreter der Freiheit. Ihnen allen diente Procida ohne Widerstreben. Ein Mann der Freiheit würde bei den Päbsten und den Königen seiner Zeit kein Gehör gefunden haben. Procida verabredete aber seine Pläne mit Peter von Aragonien, dem Pabste Nikolaus III. und dem griechischen Kaiser Michael Paläologus. Der König von Aragonien stellte ihm eine Flotte in Aussicht, der griechische Herrscher gab ihm eine Beisteuer von 25,000 Unzen Goldes, und der Pabst übertrug die Belehnung des Königreiches beider Sicilien, auf Procida's Ansuchen, insgeheim, von Karl von Anjou auf Peter von Aragonien. In dem Gewande eines Franziskaners war Johann von Procida selbst in das Land seines Todfeindes Karl gereist (1279) und hatte sich überzeugt, daß, wenn auch in Neapel dessen Macht fest begründet sei, sie in Sicilien wanke. Nur in den Städten und an den Küsten der Insel übten die Franzosen eine wirkliche Herrschaft aus, welche das Volk mit Widerstreben trug. Im Inneren aber hatten sich Adelige und Bauern ihre Unabhängigkeit vom französischen Joche erhalten. Procida, welcher zahlreiche und mächtige Freunde auf der Insel hatte, ermuthigte sie und versprach ihnen, für den Fall eines Aufstandes, auswärtige Hülfe. Unter seiner Leitung breitete sich eine furchtbare Verschwörung über ganz Sicilien aus. Mehr als zwei Jahre lang, während welcher Procida von Sicilien nach Constantinopel, von da nach Rom und Aragonien, dann wieder zurück nach Rom und Constantinopel reiste, wurde das Geheimniß bewahrt. Weder die Schwankungen Peter's von Aragonien, noch die Unentschiedenheit des griechischen Kaisers, weder der Tod des Pabstes Nikolaus III., noch die Feindschaft, welche zwischen dessen Nachfolger, Martin IV., und dem griechischen Kaiser ausgebrochen war, erschütterten Procida's Entschluß. Mit dem griechischen Gelde rüstete Peter von Aragonien ein Heer von 10,000 Mann und eine Flotte aus, welche nach der afrikanischen Küste unter dem Vorwande eines Feldzuges gegen die Saracenen segelte und sich bereit hielt, den Sicilianern zu Hülfe zu kommen.

Am Ostermontage 1282 brach endlich die lang gehegte Verschwörung in offenen Flammen aus. An jenem Tage wurde, als die Bewohner von Palermo in die Kirche von Montreal zogen, um den Abendgottesdienst zu feiern, ein junges Mädchen von einem französischen Soldaten mißhandelt. Dieser wurde sofort niedergestochen. Die wenigen Landsleute desselben, welche in der Nähe waren, hatten ein gleiches Schicksal. Wuthentflammt stürzte das Volk in die Stadt zurück und fiel über alle Franzosen her. Viertausend derselben wurden am gleichen Tage ermordet. Nicht ein Franzose kam lebend aus Palermo. Alle Städte der Insel folgten dem Beispiele der Hauptstadt. Achttausend Franzosen verloren ihr Leben, die übrigen wurden vertrieben. Johann von Procida und seine Genossen bemächtigten sich der Bewegung und luden Peter von Aragonien ein, die Zügel der Regierung zu ergreifen. Doch die fremde Hülfe kam nicht so schnell, als die ungeduldigen Sicilianer gehofft hatten. Erschreckt über ihre eigene That flehten sie Karl von Anjou um Gnade an, und erboten sich, unter seine Herrschaft zurückzukehren, falls er ihnen Verzeihung und die Aufrechterhaltung ihrer s. g. „Freiheiten" zusagen wollte. Der Tyrann kannte aber keine Milde. Rache war seine Losung. Die Streitkräfte, welche er zu seinem Zuge nach Constantinopel gesammelt hatte, warf er auf Sicilien. Peter von Aragonien zögerte, bis er seines Sieges gewiß zu sein glaubte. Als er erkannte, daß die Sicilianer zu einem Kampfe auf Tod und Leben entschlossen seien

und während Messina den Franzosen einen muthigen Widerstand entgegensetzte, ließ er seine Flotte nach Sicilien segeln. Karl wagte nicht, den Kampf mit ihr aufzunehmen. Bevor er jedoch seinen Rückzug ausführen konnte, überfiel ihn Roger di Loria, welcher die aragonische Flotte befehligte, und, gleich Procida, ein neapolitanischer Flüchtling war, nahm den Franzosen neunundzwanzig Galeeren ab, verfolgte die übrigen bis an die Küste von Calabrien und verbrannte sie vor den Augen des Tyrannen. Dieser Sieg vernichtete auf immer die Herrschaft Karl' von Anjou in Sicilien. An dessen Stelle trat Peter von Aragonien. Die Sicilianer gewannen nicht viel bei dem Wechsel. Doch ein Tyrann hatte wieder eine Lehre empfangen. Nachdem Karl von Anjou Sicilien verloren hatte, wurde sein ältester Sohn von Roger di Loria gefangen genommen, und bevor er neuen Muth und frische Kräfte gesammelt hatte, starb der einst so stolze und freche Mörder Konradin's (1285).

Sechster Abschnitt.

Frankreich.

§. 56. Philipp I., Ludwig VI. und Ludwig VII.

Während in Deutschland und Italien zwischen Kaisern und Päbsten Kämpfe geführt wurden, die das Schicksal der ganzen Christenheit auf Jahrhunderte hinaus feststellten, beschränkten sich die Könige von Frankreich darauf, ihre Gewalt im Innern zu befestigen und nach Außen hin zu erweitern. Wenn die Päbste mit ihnen anbanden, so pflegten sie den Streit sich weit weniger zu Herzen zu nehmen, als die deutschen Könige. Philipp I. wurde vom Pabste Urban II. (1094) zuerst in den kleinen Bann gethan, weil er, statt mit seiner Gemahlin Bertha, mit der Frau des Grafen Fulko von Anjou, Bertrade, lebte. Um den Pabst zu versöhnen, versprach ihm Philipp I., sich von Bertraden zu trennen, hielt aber nicht Wort, wurde zwar (1095) in den großen Bann gethan, bewirkte jedoch, daß er schon im folgenden Jahre [1096] auf der Kirchenversammlung zu Tours losgesprochen ward. Nach wie vor lebte er indeß mit Bertraden. Der Pabst that ihn hierauf, im Jahre 1100, wieder in den Bann, sprach ihn jedoch [1105], nachdem sich der König gedemüthigt und viel Geld gezahlt hatte, wieder frei. Nach Bertha's Tode ehelichte Philipp I., im schreiendsten Widerspruche mit dem Kirchenrechte, welches die Ehe zwischen einem Ehebrecher und dem anderen verbietet, dieselbe Frau, mit welcher er viele Jahre lang die Ehe gebrochen hatte. Bertrade war ein ränkesüchtiges und herrschsüchtiges Weib, welches sogar dem ältesten Sohne Philipp's, Ludwig, Gift beibrachte, um ihren Kindern die Bahn zum Throne zu brechen. Mit Mühe wurde Ludwig gerettet. Bis an seines Lebens Ende [1108] blieb Philipp I. aber in den Netzen Bertraden's. Wäre es den Päbsten, wie sie vorgaben, darum zu thun gewesen, die Kirchengesetze aufrecht zu erhalten, so hätten sie Philipp's Zusammenleben mit der Gräfin Bertrade von Anjou ebensowenig nach, als vor Bertha's Tode dulden dürfen. Allein diesen herrschsüchtigen Priestern waren die von ihnen selbst gegebenen Gesetze, gleich den Lehren Christi, nur Mittel, ihren Leidenschaften zu fröhnen. Das anstößige Leben Philipp's I., seine Trägheit und seine Ausschweifungen schwächten das, ohnedies geringe, Ansehen des Königthums in Frankreich

noch mehr. Das Herzogthum Burgund weigerte nach Philipp's Tode den Gehorsam. Die Normandie und die Bretagne standen unter den Königen von England. Die Herzoge von Aquitanien und die Grafen von Poitou und von Toulouse hatten sich, innerhalb ihrer ausgedehnten Gebiete, ganz unabhängig gemacht. Die Dauphine und die Provence, die Länder von der Saone bis nach Montpellier standen theils unter selbstständigen Herren, theils unter dem deutschen Reiche. Frankreich war damals auf sehr enge Grenzen beschränkt. Die Länder Artois, Picardie, Isle de France, Champagne, Orleanais, Touraine, Berry, Nivernois, Bourbonnais, Auvergne, und die Grafschaften Maine und Anjou waren die einzigen Provinzen, in welchen die Könige ihr Ansehen behaupteten; und diese beiden letzteren Grafschaften gingen, unter Philipp's I. zweitem Nachfolger, auch noch an England verloren. Philipp's I. ältester Sohn, Ludwig VI., der Dicke, welcher in der letzten Zeit seines Vaters Mitregent gewesen war, fand das Land in einer sehr traurigen Lage. In Heinrich I. von England hatte er einen gefährlichen Gegner, dessen Besitzungen, diesseits und jenseits des Canales, eine zusammenhängende Ländermasse bildeten, in welcher er gleichmäßige Herrscherrechte ausübte. Ludwig VI. konnte nur über die Gebiete von Paris, Orleans, Etampes, Compiegne, Melun und Bourges, welche ihm eigenthümlich gehörten, vollständig gebieten. Diese Bezirke waren jedoch durch die Herrschaften mehrerer Adeliger unterbrochen, welche nicht blos unter sich oft in Fehden begriffen waren, sondern auch häufig eine feindliche Stellung den Königen gegenüber einnahmen. Die Unordnung hatte unter Philipp I. ihren Höhepunkt erreicht. Alle Vernünftigen erkannten, daß das Reich zu Grunde gehen müsse, falls die königliche Macht noch weiter geschwächt würde. Das Landvolk und die Geistlichkeit, welche am meisten unter den Kriegen mit dem Auslande und den inneren Fehden litten, sahen in dem Königthume ihre einzige Stütze gegen auswärtige und innere Feinde. Der Wahnsinn der Kreuzfahrer schwächte die Macht des Adels, indem viele der tapfersten Ritter aus dem Lande zogen und nicht wieder zurückkehrten. Manche Lehen fielen an die Krone zurück, außerdem konnte sie, zu niederen Preisen, viele werthvolle Besitzungen an sich bringen. Die Städte, welche zu jener Zeit in Frankreich, wie in Deutschland und Italien, eine erhöhte Bedeutung gewannen, schlossen sich inniger an die entfernt wohnenden Könige an, weil sie von diesen weniger zu befürchten hatten, als von den benachbarten Raubrittern. Besondere Vortheile zogen aber die Könige von Frankreich aus der Verfolgung der unglücklichen Albigenser, von welcher wir in einem besonderen Paragraphen sprechen werden. Im Kampfe mit dem widerspenstigen Adel, welcher von dem Könige von England aufgewiegelt und unterstützt wurde, war Ludwig VI. glücklich. Zwar wurde er (1119) in der Ebene von Brenneville von den Engländern geschlagen, doch hatte das Gefecht keine weiteren nachtheiligen Folgen für ihn, indem der Tod der zwei Söhne Heinrich's I., welche bald darauf ertranken, die Unternehmungen der Engländer lähmte.

Zur Zeit Ludwig's VI. kam das berühmte Banner Frankreich's, die Oriflamme, zuerst zum Vorscheine. Es war eine rothe Fahne an vergoldeter Lanze, welche den Mönchen von St. Denis gehörte, die sich ihrer bei feierlichen Umzügen bedienten. Ludwig VI., als er einen Einfall der Deutschen unter Heinrich V. befürchtete, ließ sich, um den Beistand des s. g. „heiligen Dionysius" zu gewinnen, diese Fahne vorantragen. Die späteren Könige folgten seinem Beispiele, und so gelangte die Fahne der Mönche von St. Denis zu der Ehre, neben dem Banner von Frankreich (banniere de France) zu wehen, bis sie von den Motten verzehrt wurde. In den letzten Jahren Ludwig's VI. stand ihm der Abt Suger von St. Denis als Rathgeber zur Seite, ein Mann von großer Klugheit und Arbeitskraft, welcher vieles zur Stärkung der königlichen Macht in Frankreich und zur Ordnung

des Staatshaushaltes beitrug. Der s. g. „heilige" Bernhard, von dem wir später*) ausführlicher berichten werden, war mit Suger nicht zufrieden, und warf ihm vor, daß er sich zu viel mit weltlichen Dingen beschäftige. Der s. g. „Heilige" glaubte für den Himmel zu wirken, indem er Hunderttausende, diesseits und jenseits des Rheines, beredete, nach Palästina zu ziehen, woselbst die Meisten ihren Tod fanden. Treu dem Plane, den Adel zu schwächen, um die königliche Macht zu stärken, begünstigte Suger die Städte und befreite den Bauernstand, so weit es in seiner Macht war, d. h. auf den königlichen Gütern, von der Leibeigenschaft, welchem Beispiele viele Große des Reiches folgten. Abt Suger brachte die Ehe zwischen Ludwig's VI. ältestem Sohne, dem späteren Könige Ludwig VII, mit Eleonoren, der Tochter und Erbin von Guienne, oder Aquitanien, zu Stande, in der Hoffnung, dadurch diese Provinz und die Grafschaften Poitou und Saint Onge, welche der Herzog gleichfalls besaß, mit der französischen Krone zu vereinigen. Kurz darauf starb Ludwig VI. (1137). Unter der Regierung Ludwig's VII. wurde Suger noch einflußreicher, als er früher gewesen war. Künste und Wissenschaften fingen, nachdem sie Jahrhunderte unter dem Drucke heidnischer Barbaren und christlicher Pfaffen geschlummert hatten, wieder zu erwachen an. Abälard lehrte, Heloise liebte und Bernhard, der s. g. „Heilige", trieb seinen Pfaffenspuck. Suger, obgleich ein Mönch, gab doch den Päbsten nicht in allen Beziehungen nach. Innocenz II. bestätigte einen Erzbischoff von Bourges, Peter de la Chartres, welchen Ludwig VII. verworfen hatte. Darüber geriethen Pabst und König in Streit. Das arme Land wurde mit dem Interdicte belegt, d. h. der ihm zur Gewohnheit gewordenen und für das „Seelenheil" für nothwendig erachteten Ceremonien beraubt. Drei Jahre lang währte dieser Zustand. Hätten die Menschen damaliger Zeit einigen Verstand besessen, so müßten sie erkannt haben, daß sie auch ohne Pfaffen glücklich sein könnten. Allein der Aberglaube war stärker, als die Vernunft, die Knechtschaft des Geistes war den Menschen zur Gewohnheit geworden, so daß, wenn ihnen die Gunst des Augenblickes einige Freiheit gewährte, sie in dieser das größte Unglück sahen. König Lud einigrlor auch bald den Muth, setzte Peter de la Chartres in das Erzbisthum Bourges ein, d. h. gab dem Pabste in dem einzigen Streitpunkte, den sie miteinander hatten, nach, worauf er Verzeihung erhielt und das Interdict dem Lande wieder abgenommen ward. Später nahm Ludwig sogar, aus übel verstandener Reue über die von seinen Leuten in einer Fehde mit dem Grafen von Champagne begangenen Gräuelthaten, das Kreuz, welches Bernhard von Clairvaur, der s. g. „Heilige", predigte. Vergebens widerstrebte Suger, welcher der Ansicht war, ein König habe die heiligsten Pflichten gegenüber seinem Volke. Bernhard verpfändete die Heiligkeit seiner Sitten und seines Amtes für den guten Erfolg seines Kreuzzugs und bewies dadurch am besten deren Unheiligkeit, indem, wie wir oben bereits sahen,**) der Kreuzzug Ludwig's VII, gleich allen übrigen, mit Jammer, Elend und dem Tode der meisten Theilnehmer endigte. Zwar suchte sich Bernhard später dadurch zu rechtfertigen, daß er den Sünden der Kreuzfahrer die Schuld an ihrem unglücklichen Feldzuge beimaß. Allein wenn der s. g. „Heilige" die Prophetengabe, deren er sich rühmte, besessen, hätte er auch diese Sünden vorher sehen müssen.

Schlimmere Folgen, als der verfehlte Kreuzzug, hatte der Zwiespalt, welcher, im Laufe desselben, den König von seiner jungen Gemahlin trennte. Eleonore war mit ihrem Gatten nach Palästina gezogen. Ludwig glaubte überzeugt

*) S. unten. §. 60.
**) S. §. 7.

zu sein, daß sie ihm die Ehe gebrochen habe und drang auf Scheidung. Eleonore, welche Ludwig VII. unumwunden einen Mönch nannte, war damit gern einverstanden, und da beide Theile mit der Geistlichkeit auf gutem Fuße standen, fand diese in der Blutsverwandschaft, welche bei Eingehung der Ehe durchaus kein Hinderniß gewesen war, einen genügenden Grund zur Aufhebung des angeblichen „Sakramentes" der Ehe (1152). Mit der Gattin mußte übrigens Ludwig VII. auch alle Güter derselben herausgeben, welche, da Eleonore kurz darauf den Herzog der Normandie, Heinrich Plantagenet (den späteren Heinrich II.,) ehelichte, durch diesen an die Krone England's kamen. Ludwig führte Kriege mit dem Gemahle seiner früheren Frau, konnte jedoch nichts gegen ihn ausrichten, bevor Heinrich König von England geworden (1155), und auch später nicht, nachdem er von dem Pabste in die Acht erklärt war, obgleich sich Ludwig mit dessen Söhnen gegen ihn verband. Um so glücklicher war Ludwig bei dem Kampfe zwischen Friedrich I. Barbarossa und den Päbsten, welcher ihm Gelegenheit bot, im Trüben zu fischen und mehrere Bezirke, welche bis dahin zu Deutschland gehört hatten, an sich zu reißen. Der deutsche Kaiser konnte es nicht hindern, da er in Italien über seine Kräfte beschäftigt war.

Im Jahre 1162 hielt der Pabst eine Kirchenversammlung zu Tours, bei welcher die Könige von England und Frankreich ihm Stalldienste leisteten, indem jeder von ihnen einen Steigbügel an seinem Pferde hielt, während der anmaßliche „Nachfolger Christi" mit unterdrücktem Hohngelächter nach einem prachtvollen Zelte trabte, das für ihn in dem französischen Lager errichtet worden war.

Mit den Königen, welche sich selbst so tief erniedrigten, können wir kein Mitgefühl hegen, aber die Völker müssen wir beklagen, welche durch das Beispiel ihrer weltlichen Herrscher veranlaßt wurden, den größten Betrügern der Erde göttliche Ehren zu erweisen und den Unsinn, den sie als Wahrheit verkündigten, zu glauben. Dieselben Könige, Ludwig VII. und Heinrich II., der Gemahl Eleonoren's, welche in Tours sich gleichmäßig herabwürdigten, wurden durch ihre Religion nicht abgehalten, sich gegenseitig auf's blutigste zu bekämpfen. Im Jahre 1174 kam endlich ein Friede zu Stande, nicht sowohl, um dem Blutvergießen Einhalt zu thun, als um demselben eine andere Richtung zu geben. Die Pfaffen waren nämlich der Ansicht, daß Engländer und Franzosen, zum größeren Ruhme der Kirche, in Palästina abgeschlachtet werden könnten. Nach geschlossenem Frieden übernahmen beide Könige zu Nonancourt die förmliche Verpflichtung, nach Palästina zu ziehen. Ludwig VII. und Heinrich II. fanden übrigens zu Hause so viel zu thun, daß sie ihr Gelübde nicht zur Ausführung brachten. Ludwig VII. starb 1180, sein Gegner, Heinrich II., 1189.

§. 57. Die Könige Philipp II. [August] und Ludwig VIII. [1180—1226].

Philipp II., der Sohn und Nachfolger Ludwig's VII., welchen feile Schmeichler Gottesgabe (dieu-donne), großmüthig, sieghaft und August (Erhabener) genannt haben, begann seine Regierung damit, daß er alle Schalksnarren und Possenreißer von seinem Hofe und die Juden, angeblich wegen ihres Wuchers, aus Frankreich verwies. Da Philipp der größte Schalksnarr und Schauspieler seiner Zeit war, und sich auch auf den Wucher gar wohl verstand, ist diese Maßregel sehr erklärlich. Wer in irgend einer Kunst die Meisterschaft besitzt, schaut gewöhnlich mit Ungunst auf seine minder begabten Genossen herab. Philipp ließ den Juden alles Gold und Silber abnehmen und sprach ihre Schuldner von der Verbindlichkeit, sie zu bezahlen, los. Daß sich der König dadurch bei allen Schuldenmachern und bei dem

gedankenlosen Volke in große Achtung setzte, versteht sich von selbst. Philipp II. war mehr, als irgend einer seiner Vorgänger, darauf bedacht, um jeden Preis, nur nicht um denjenigen der Beschränkung seiner Lieblingsleidenschaften, die königliche Gewalt in Frankreich zu vergrößern. Er besaß dazu alle Eigenschaften. Er war durchaus gewissenlos, listig und geschäftig und wußte den Aberglauben seiner Zeit trefflich zu seinem Vortheile auszubeuten. Den Päbsten gegenüber spielte er die Rolle eines Gläubigen, und um die dummen Massen für sich zu gewinnen, erklärte er sogar einmal, er wolle Mönch in Clügny werden. Seine Vorgänger hatten ihre abgelegten Kleider den Comödianten geschenkt. Er spielte Comödie, indem er sie den Armen geben ließ. Fürwahr, es klingt wie bitterer Hohn, wenn ein König den Armen, welche Brod und einfache Kleider bedürfen, seine königlichen Gewänder schenken läßt. Aber freilich wird durch eine solche Gabe die ganze Welt auf den Schenker aufmerksam gemacht. Philipp's eifrigstes Bestreben war, den Königen von England die Provinzen zu nehmen, welche diese in Frankreich besaßen. Zu diesem Behufe pflog er geheime Verhandlungen mit den Söhnen Heinrich's II. und mit verschiedenen englischen Großen. Um seinem Feinde einen Schrecken einzujagen, machte sich Philipp II. kein Gewissen daraus, ihm sogar das Verzeichniß seiner englischen Bundesgenossen, an deren Spitze der Name des Sohnes Heinrich's II., Johann, stand, zu zeigen. Aus Kummer über diese That, welche Philipp für einen glänzenden Beweis seiner Freundschaft ausgab, starb der alte König von England. Dessen Sohn und Nachfolger, Richard, war dem Könige der Franzosen ebenso sehr an kriegerischer Tapferkeit, als dieser ihm an Schlauheit überlegen. Philipp II. glaubte, unter diesen Umständen, am besten zu thun, mit Richard einen gemeinschaftlichen Kreuzzug zu verabreden. Er entfernte dadurch seinen gefährlichen Gegner aus Europa und war um Ausflüchte nicht verlegen, selbst bald wieder zurückzukehren und dann den Krieg gegen England unter den günstigsten Verhältnissen fortzusetzen. Den Kreuzzug beider Könige haben wir bereits beschrieben.*) Auf dem Rückwege von Palästina bemühte sich Philipp vergebens, bei dem Papste Cölestin III. die Lossprechung von seinem Gelübde zu bewirken. In Frankreich streute er das Gerücht aus, Richard habe Assassinen gedungen, ihn zu ermorden. Wenn Philipp August, während der Abwesenheit Richard's, Frieden mit England gehalten hätte, so könnte ihm mit Recht kein Vorwurf über seine Rückkehr gemacht werden. Allein Philipp II. benützte seines Gegners Abwesenheit zu einem Angriffe auf die Normandie (1193), bot sogar dem Kaiser Heinrich VI. von Deutschland eine große Geldsumme, falls er Richard's Gefangenschaft verlängern würde, und ließ sich, wie früher gegen den englischen König Heinrich II., so jetzt auch gegen dessen Sohn Richard, in treulose Verbindungen mit englischen Großen, namentlich mit Richard's Bruder, Johann, ein. Unter diesen Umständen wurde es dem „großmüthigen" Philipp nicht schwer, die ganze Normandie, mit alleiniger Ausnahme der Stadt Rouen, an sich zu bringen. Richard lebte nach seiner Loskaufung nicht lange genug, den König Philipp für seinen Treubruch zu züchtigen. Im Inneren seines Landes drückte Philipp das Volk durch schwere Abgaben und Lasten, die er ihm auferlegte, und um darüber keinen Zweifel zu lassen, daß er die Juden nur vertrieben habe, um Geld von ihnen zu erpressen, gestattete er ihnen, um eine hohe Geldsumme, später die Rückkehr. In seinen Familienverhältnissen war Philipp August ebenso gewissenlos, als in seiner Staatsverwaltung und seinen Kriegen. Seine erste Gattin war Isabella von Artois, welche ihm bedeutende Ländereien als Brautschatz zubrachte. Sie starb, während Philipp August auf dem Kreuzzuge war. In zweiter Ehe vermählte er sich mit

*) Siehe oben §. 8.

Ingelburge, der Tochter des dänischen Königs Waldemar (1192), welche er schon am Tage nach der Hochzeit, ohne allen Grund, da sie eine schöne und liebenswürdige Frau gewesen sein soll, verstieß. Er ließ sie in ein Schloß sperren und heirathete (1196) Agnes, die Tochter des Herzogs Berthold IV. von Meranien. Der König von Dänemark, Ingelburgen's Bruder, beschwerte sich deßhalb beim Pabste, welcher, da Philipp II. Agnes nicht aufgeben wollte, das Land mit dem Interdicte belegte (1200). Auf der Kirchenversammlung zu Soissons kam diese Angelegenheit noch einmal zur Sprache. Da Philipp II. aber merkte, daß er seinen Willen nicht durchsetzen könnte, nahm er Ingelburge aus dem Kloster, in welchem sie zuletzt gehalten worden war, setzte sie hinter sich auf sein Pferd und führte sie als seine Gemahlin nach Paris. Agnes starb vor Gram. Der Kirchenversammlung ließ Philipp melden, ihre weitere Untersuchung sei unnöthig.

Nach Richard's Löwenherz Tode stand dem französischen Könige sein früherer Bundesgenosse, der erbärmliche Johann, gegenüber. Diesem nahm Philipp II. die Stadt Rouen ohne Mühe ab (1204), und eroberte gleich darauf den größten Theil von Anjou, Touraine und Poitou. Als ächter Comödiant ließ er aber zuvor seinen Feind des Hochverraths schuldig und seiner Besitzungen in Frankreich verlustig erklären. Mit derselben Frechheit verfuhr Philipp auch gegen die Großen seines eigenen Landes. Sein Meisterstück der Schändlichkeit machte er aber bei Gelegenheit des Albigenserkrieges, dessen Scheußlichkeiten er ruhig zuließ, um sich am Ende des ganzen Raubes bemächtigen zu können.*) Als der König Johann von England (1211) von dem Pabste in Bann gethan wurde, ließ sich Philipp II. mit Vergnügen von Innocenz III. mit der Urtheilsvollstreckung gegen ihn beauftragen. Der feige Johann schloß aber seinen Frieden mit dem Pabste. Philipp II. mußte den Plan, England zu erobern, aufgeben, um so mehr, als seine Nachbarn durch seine Herrschsucht mehr und mehr gegen ihn aufgebracht wurden. Die Grafen von Flandern, Boulogne und Namür, die Herzoge von Limburg, Brabant und Lothringen, und viele andere deutsche Fürsten unter Kaiser Otto's IV. Befehl trafen mit Philipp II. bei Bouvines zusammen (1214), mußten ihm jedoch das Feld räumen. Die Engländer, welche mit ihrem Könige Johann im höchsten Grade unzufrieden waren, boten Philipp's Sohn, Ludwig, die englische Krone an (1215). Philipp II. hatte aber unter päbstlicher Vermittelung dem Könige Johann von England, gegen Zahlung von sechzigtausend französischen Pfunden, einen fünfjährigen Waffenstillstand bewilligt. Er half sich diesesmal, wie sonst in seinem Leben so häufig, durch eine Comödie, die er aufführte. Im Beisein des päbstlichen Legaten mußte Ludwig erklären, wegen seiner französischen Besitzungen sei er allerdings seines Vaters Lehensmann, aber, setzte er hinzu, indem er seinen Vater anredete: „über England können Sie nicht befehlen, und ich bin entschlossen, dieses Erbtheil meiner Gemahlin bis in den Tod zu vertheidigen." Umsonst verbot der Legat, welcher dieses Possenspiel durchschaute, Vater und Sohn ihre Unternehmungen gegen England. Philipp II. lieh seinem Sohne eine Flotte und ein Heer, mit welchem Ludwig (1216) in Kent landete. Der französische Prinz benahm sich jedoch so ungeschickt in England, daß er nichts ausrichten konnte und noch im selben Jahre nach Frankreich zurückkehrte. Mittlerweile waren Vater und Sohn vom Pabste in den Bann gethan worden. Philipp II. spielte wieder eine Comödie, indem er sich weigerte, seinen Sohn öffentlich vor sich zu lassen. Ludwig ließ sich dadurch nicht abhalten, im folgenden Jahre (1217) wieder nach England zu schiffen, mußte aber bald Frieden machen, seine Ansprüche an England dem Urtheile der Kirche unterwerfen und versprechen, die Normandie, sobald er König in Frankreich sein würde,

*) Siehe §. 59.

dem Könige von England zurückzugeben. Darauf thaten Ludwig und alle seine Anhänger Buße und wurden von dem Banne wieder losgesprochen. Die letzte Zeit seines Lebens beschäftigte sich Philipp II. hauptsächlich mit den Angelegenheiten der Albigenser. Er starb, nachdem er viel unschuldiges Blut vergossen, viel gelogen und betrogen hatte, als getreuer Sohn der Kirche im 59. Jahre seines Lebens und dem 44. seiner Regierung [den 14. Juli 1223].

Ludwig VIII., der Sohn Philipp's und Isabellen's von Artois, war seines Vaters würdig. Er setzte fort, was Philipp begonnen hatte. Der Vertrag, welchen er mit England abgeschlossen, wurde von ihm gleich beim Antritte seiner Regierung gebrochen, indem er nicht blos erklärte, denselben nicht halten zu wollen, sondern auch einen Einfall in die englischen Besitzungen diesseits des Canales machte. Der Krieg mit den Albigensern rief ihn nach dem Süden, woselbst er in einem baldigen Tode den wohlverdienten Lohn seiner Frevel fand [1226].

§. 58. Ludwig IX. und Philipp III. [1226—1285].

Ludwig's VIII. Sohn und Nachfolger, Ludwig IX., welcher, gleich den übrigen großen Narren oder Knechten der Kirche für „heilig" erklärt wurde, haben wir schon weiter oben*) kennen gelernt. Er stand anfangs unter der Vormundschaft seiner Mutter, Blanca von Castilien, welche ihrerseits unter dem Einflusse ihres Freundes, des Cardinals Romanus von St. Angelus, stand. Die Bischöffe von Sens, Chartres und Beauvois leisteten einen, ohne Zweifel falschen Eid, daß der verstorbene König auf dem Todbette seine Gemahlin zur Vormünderin und Regentin bestellt habe. Blanca ergriff sofort die Zügel der Regierung und bekämpfte die Großen, welche an ihrem Verhältnisse zu dem Cardinale Romanus Anstoß nahmen, und sich die Herrschaft dieses Paares nicht gefallen lassen wollten. An Blanca's Festigkeit und ihres Rathgebers Schlauheit scheiterten alle Pläne ihrer Gegner. Im Jahre 1236 wurde Ludwig IX. zwar volljährig, blieb jedoch auch später in der Gewalt seiner Mutter und des Cardinals. Blanca war so abergläubisch, daß sie z. B. da einst ein Nagel von dem s. g. heiligen Kreuze verloren ging, Maßregeln traf, als wenn das Wohl des Reiches auf dem Spiele stehe, während doch jedes alte Stück Eisen dieselben Dienste geleistet hätte und es überdies ein Leichtes gewesen wäre, von den vielen Tausend Nägeln, welche dem Kreuze zugeschrieben wurden, Dutzende zu erlangen. Blanca war übrigens nicht minder eifrig, wenn ihr irdischer Vortheil in Frage stand, als wenn sie vermeinte, für ihr Seelenheil Sorge zu tragen. Ludwig IX. wird gewöhnlich nicht blos von Pfaffenknechten heilig, sondern auch von aufgeklärten Schriftstellern fromm, verständig, gerecht und edel genannt. Fromm können wir aber einen Menschen nicht nennen, der dem abgeschmacktesten Fetischdienste huldigte, welcher seinem Aberglauben nicht blos unermeßliche, seinen Unterthanen erpreßte Summen, sondern auch das Leben Hunderttausender zum Opfer brachte, welcher duldete, daß, unter seiner Regierung, das verruchte Gericht der Inquisition eingeführt wurde und welcher einem Andersglaubenden gegenüber keinen anderen Gedanken hatte, als ihm den Degen durch den Leib zu stoßen.**) Der Verstand Ludwig's IX. war in religiöser Beziehung vollständig zu Grunde gerichtet worden. Zu einer Zeit, da, außer ihm, alle Fürsten Europa's von dem Wahnsinne der Kreuzzüge zurückgekommen waren, da eine fast zweihundertjährige Erfahrung alle verständigen Menschen eines Besseren belehrt hatte, unternahm Ludwig IX. nicht blos einen, sondern sogar zwei Kreuzzüge. Insofern die

*) Siehe §. 12. §. 26.
**) Siehe oben §. 12 und unten §. 59

Religion nicht in Frage kam und es sich blos um seinen persönlichen Vortheil handelte, war Ludwig nicht unverständig, allein diese Art von Verstand ist sehr gering anzuschlagen. Man findet sie bei den gewöhnlichsten Menschen. Gerecht konnte Ludwig IX. schon aus dem Grunde nicht sein, weil er alle Andersglaubenden mit furchtbarer Wuth haßte. Eine Gerechtigkeit, welche durch das, namentlich im Mittelalter, so bedeutende Gebiet des Glaubens beschränkt war, verdient diesen Namen nicht. Als Beweis des Edelmuthes Ludwig's IX. werden gewöhnlich die Verhandlungen angeführt, welche er als Gefangener mit den Saracenen pflegte. Wir können nichts Edles darin sehen, wenn ein gefangener König, um sich und die Seinigen aus der Gefangenschaft zu befreien, um die Loskaufssumme nicht markte. Edel scheint uns nur die That, welche andern Vortheile bringt, während sie den Thäter entweder Anstrengung, oder doch wirkliche Opfer kostet. Indem Ludwig IX. die von ihm verlangte Loskaufssumme bewilligte, leistete er sich selbst den größten Dienst. Die Opfer brachte sein Volk und die Anstrengung fiel auf die französischen Bürger und Bauern zurück. Allerdings hatte Ludwig IX. nicht die wilden Leidenschaften, wie Philipp II. und Ludwig VIII., auch besaß er nicht deren Verstellungskunst; allein sein religiöser Fanatismus wog in der Schale des Unrechts nicht leichter, als die Habsucht Philipp's und die Herrschsucht Ludwig's VIII. Wir machen Ludwig IX. keinen Vorwurf daraus, daß er die von seinem Vater, Ludwig VIII., den Engländern gegebenen Zusicherungen nicht erfüllte, denn es mag, nach der Moral der damaligen Zeit, in der That die Behauptung wahr gewesen sein, die Großen Frankreich's würden die Zurückgabe der von Philipp II. eroberten Provinzen niemals gut heißen. Ein Mann, welcher aber auf Gerechtigkeit, im höheren Sinne des Wortes, Anspruch machen will, muß Schwierigkeiten zu überwinden verstehen. Wenn es Ludwig IX. mit der Rückgabe des von ihm als ungerecht anerkannten Besitzes ernst gewesen wäre, so hätte er sie wohl durchgesetzt. Statt dessen führte er Kriege mit England. Der erste begann im Jahre 1242, endete aber schon bald mit einem fünfjährigen Waffenstillstande. Fanatiker, wie Ludwig IX., sind häufig in Beziehungen, bei welchen ihre Leidenschaft nicht betheiligt ist, gewissenhafter und genauer, als andere gewöhnliche Menschen. Eine derartige Gewissenhaftigkeit und Genauigkeit hat aber sehr wenig Werth. Die schlimmsten Despoten sind oft in Fragen, welche ihre Launen nicht berühren, gerecht. Eine so beschränkte Gerechtigkeit ist von Ungerechtigkeit kaum zu unterscheiden, da sie nur ein Mittel ist, im großen Maßstabe um so sicherer Unrecht üben zu können. Ludwig's IX. Gerechtigkeit reichte nicht einmal so weit, daß er auch außerhalb des Gebietes seines Fanatismus das von ihm selbst anerkannte Unrecht, welches Philipp II. und Ludwig VIII. an der Krone England's begingen, wieder gut machte. Den Kreuzzug, welchen Ludwig IX. (1248) unternahm, haben wir schon oben geschildert.*)

Die Wunden, welche er durch denselben seinem Lande schlug, bluteten viele Jahre lang. Ein ganzes Leben reger und aufopfernder Thätigkeit wäre erforderlich gewesen, sie zu heilen. Statt dessen bereitete Ludwig bald schon einen zweiten Kreuzzug vor. Zum Verdienste gereicht es ihm allerdings, daß er dem Faustrechte steuerte und das Volk gegen die übermüthigen und raubsüchtigen Adeligen schützte. Er handelte in dieser Beziehung ganz im wohlverstandenen Interesse des Königthums seiner Zeit, welches weit mehr von dem kriegerischen und reichen Adel, als von dem waffenlosen und schwer gedrückten Volke bedroht war. Ludwig IX. schaffte in seinen Privatbesitzungen den gerichtlichen Zweikampf ab und entzog seine Gerichte der geistlichen Obergewalt. Häufig entschied er selbst Rechtsstreitigkeiten. Sein

*) Siehe §. 12.

religiöser Fanatismus machte sich aber auch dabei in empörender Weise fühlbar. Wegen bloßer Worte, welche im Zorne oder im Unwillen ausgestoßen und für Gotteslästerung ausgegeben wurden, ließ Ludwig IX. Menschen verstümmeln, oder sogar tödten. Er begünstigte die gehässigsten und wüthendsten Mönche der damaligen Zeit, die Dominikaner und Franziskaner, verbrauchte viele Zeit mit „gottesdienstlichen" Verrichtungen und machte sich in Palästina und in Paris lächerlich durch die Verehrung, welche er den Fetischen der katholischen Kirche, den s. g. Reliquien erwies. Den Vorwurf, daß er zu viel Zeit auf das Beten verwende, glaubte Ludwig abzulehnen, indem er sagte: „Wenn ich doppelt so viel Zeit auf das Würfelspiel, auf die Jagd und auf den Vogelfang verwendete, so würde mich Niemand darüber tadeln." Diese Vertheidigung beweist nur, daß in der Umgebung Ludwig's IX. viele Menschen waren, welche mehr Zeit auf Würfelspiel, Jagd und Vogelfang verwendeten, als auf das Beten, allein keineswegs, daß Ludwig nicht zu viele Zeit auf das Beten verwendete. Die Zeit, welche Ludwig seinen religiösen Liebhabereien widmete, hätte Frankreich schon entbehren können, wenn er sie in stillem Gebete, ungesehen und unbeachtet von der Menge, hingebracht hätte. Doch Ludwig IX. gab dem ganzen Volke und der Welt ein sehr schlimmes Beispiel, indem er den Pfaffen bei jeder Gelegenheit öffentlich huldigte, die abgeschmacktesten Ceremonien mit Hintansetzung alles Schicklichkeitsgefühls und aller menschlichen Würde vor den Augen der Welt mitmachte und das ganze Gewicht seiner Person und der königlichen Gewalt von Frankreich in die Wagschale des Pfaffenthums legte. Würfelspiel, Jagd und Vogelfang sind für einen König weit harmlosere Unterhaltungen, als Kreuzzüge, Glaubensgerichte und die Bestrafung angeblicher Gotteslästerer. Würfelspieler, Jäger und Vogelfänger haben keinem Könige so viel Zeit, Geld und Verstandeskraft geraubt, als die Pfaffen Ludwig IX. entzogen. Kurz vor seinem zweiten Kreuzzuge [1269] erließ Ludwig eine pragmatische Sanction, durch welche er den Mißbräuchen in der Besetzung geistlicher Stellen und den Anmaßungen der Päbste zu steuern suchte, alle Gelderhebungen derselben, zu denen der König nicht seine Einwilligung gab, verbot und die s. g. Vorrechte der französischen Kirche bestätigte. Kurz darauf verkündete er die unter dem Namen etablissements de St. Louis gekannte Gesetzsammlung, welche auf das Herkommen und das alte Recht Frankreich's gegründet war, manche Härten milderte und Zweifel löste.

Ludwig IX. war der Bruder des verruchtesten Tyrannen seiner Zeit, Karl's von Anjou,*) mit dem er, bis zu seinem Tode, auf dem besten Fuße stand, und an dessen Verbrechen Ludwig insofern Theil nahm, als er ihm die Streitkräfte lieh, mit deren Hülfe Anjou sie beging. Nur einmal trat Ludwig seinem Bruder mit Entschiedenheit entgegen, als dieser das Hennegau an sich reißen wollte. Doch die Ermordung Konradin's und die an den Sicilianern verübten Grausamkeiten ließ Ludwig ungerügt. Mit den Engländern suchte Ludwig IX. Frieden zu halten. Seine beiden Vorfahren, Philipp II. und Ludwig VIII., hatten denselben mit Hülfe des Verraths und des Treubruchs den größeren Theil der Provinzen, die sie in Frankreich besessen, geraubt. Die Engländer betrachteten es als ein großes Unrecht, daß ihnen dieselben, dem Versprechen Ludwig's VIII. gemäß, nicht zurückgegeben wurden. Die Lobhudler Ludwig's IX. rechnen es ihm zur Ehre an, daß er zu jenem Unrechte nicht noch ein zweites hinzufügte und den Engländern die wenigen Provinzen ließ, welche sie damals noch in Frankreich behaupteten. Nur Limousin, Perigord, Agenois, Quercy und ein Theil des Landes St. Onge waren ihnen geblieben.

Lange Jahre hindurch beschäftigte sich Ludwig IX. mit den Vorbereitungen zu

*) Siehe §. 43. §. 55.

seinem zweiten Kreuzzuge. Der französische Adel war durch bittere Erfahrungen zu einem starken Widerwillen gegen derartige unsinnige Unternehmungen gelangt. Diesen zu überwinden, arbeitete Ludwig IX. mit Anstrengung und bediente sich dabei nicht immer erlaubter Mittel. Die Kunststückchen, welche er übte, hatte er ohne Zweifel bei seinen Lieblingen, den Pfaffen, gelernt. Wenn alle Worte nichts halfen, einen Adeligen zu bestimmen, ihn auf dem Kreuzzuge zu begleiten, so suchte ihn Ludwig dadurch zu fangen, daß er ihm Kleider zum Geschenke gab, auf welchen Kreuze angebracht waren; legte dann der Beschenkte eines dieser Gewänder an, so wurde es gedeutet, als habe er das Kreuz genommen. Derartige Künste, welche in einer abergläubischen Zeit immer bedenklich sind, haben, wenn sie von Königen geübt werden, eine doppelt ernste Bedeutung. Doch bei der Pfaffenpartei galt schon vor der Zeit der Jesuiten der Grundsatz, daß jedes Mittel gerecht sei, welches ihre verruchten Zwecke fördern könnte. Wie Ludwig IX., auf seinem zweiten Kreuzzuge, mit Tausenden, welche er seinem Fanatismus opferte, selbst den Tod fand (am 25. August 1270), haben wir oben mitgetheilt.

Sein Sohn, Philipp III., welcher die Regierung antrat, erhielt den Beinamen des „Kühnen" mit nicht mehr Recht, als sein Vater den Titel des „Heiligen". Er gab den Kreuzzug sofort nach Ludwig's IX. Tode auf und eilte nach Frankreich zurück. Nach dem Beispiele seiner Vorfahren, Philipp's II., Ludwig's VIII. und Ludwig's IX., fuhr auch Philipp III. fort, die Großen Frankreich's unter das königliche Joch zu beugen und die Grenzen des Landes zu erweitern. Während in Deutschland die königliche Macht gebrochen wurde, befestigte sie sich von Jahr zu Jahr mehr im Lande der Franzosen. In Deutschland verband sich das Königthum mit dem Adel und der Geistlichkeit, um das Volk in der Unterwerfung zu erhalten, in Frankreich stützte der König seine Macht auf die Massen, und brachte, mit ihrer Hülfe, den Adel in eine untergeordnete Stellung. Während des Kampfes zwischen Königthum und Adel entwickelte sich diesseits und jenseits des Rheines das Selbstbewußtsein und die Kraft des Volkes. Dem Bunde, den das Königthum in Frankreich mit dem Volke schloß, ist es wohl zuzuschreiben, daß dort der dritte Stand früher, als in unserem Vaterlande, seine ewigen und unveräußerlichen Menschenrechte geltend machte. Das deutsche Volk, welches der vereinten Macht des Adels, des Königthums und der Geistlichkeit entgegentreten mußte, hatte einen schwereren Kampf. Durch den Tod seines Oheims, Alphons, ward Philipp III. Erbe der Länder Toulouse, Rouergue, Agenois, Quercy, Venaissin, Aunis und Theile von Abbigeois, Poitou, Auvergne und St. Onge. In Gemäßheit eines zwischen seinem Vater und Heinrich III. von England geschlossenen Vertrages, trat Philipp (1279) Agenois an den englischen König, Eduard I., und, um mit dem Pabste in gutem Einvernehmen zu verbleiben, die Grafschaft Venaissin im Norden der Durance und im Osten der Rhonne an diesen ab. Auch das Königreich Navarra unterwarf Philipp III. mit bewaffneter Hand, nachdem sein Sohn, Philipp, die Erbtochter des Königs von Navarra, Johanna, gegen den Willen der Stände geehlicht hatte. Durch alle diese Erwerbungen wurde die Macht der Könige von Frankreich, namentlich im Süden, sehr erweitert, allein die Provinzen, welche ihr unterworfen wurden, verloren dabei manche Freiheiten, welche sie bis dahin bewahrt hatten. Kriege mit Castilien und Aragonien waren die Folgen der französischen Eroberungen im Süden. Philipp III. nahm die Stadt Girona in Catalonien ein und starb bald darauf (1285).

§. 59. Die Kriege mit den Albigensern.

Unter den schwachen Karolingern der letzten Zeit mußten die meisten Provinzen Frankreich's, namentlich diejenigen des Südens, für sich selbst Sorge tragen, da die Könige ihnen weder Schutz noch rechtliche Sicherheit zu geben vermochten. Die von der Natur so reich begabten Gegenden zwischen den Pyrenäen und den Alpen gewannen dadurch eine fast vollständige Unabhängigkeit von dem Königthume. Die altrömische Bildung war in jenen Ländern noch nicht ganz untergegangen. Begünstigt durch freiere Verhältnisse schwang sie sich aus ihren Trümmern von neuem auf. Wissenschaften und Künste blühten. Dort war es, wo Ritterthum und Minne*) ihre schönsten Triumphe feierten. Edle Frauen saßen zu Gerichte und stellten, in Verbindung mit strebenden Männern, die Grundsätze reiner Liebe, begeisterten Gesanges und hoher Ritterlichkeit fest. Während in allen übrigen Theilen Europa's nur die Gelehrten und zwar in fremder Sprache schrieben und steife Verse, nach veralteten Mustern, machten, entwickelte sich an den Ufern der Garonne eine eigenthümliche Dichtkunst in der Sprache des Volkes, die Quelle unserer gesammten neueren Poesie, aus welcher Dante und Petrarca schöpften. Der Adel konnte dort ein höheres Streben, als auf Raub auszuziehen und dem Kaufmann Hinterhalte zu legen; und die Städter, welche im Genusse freier Verfassungen einen hohen Grad von Bildung und Wohlstand errungen, hatten Sinn für die ernsten Fragen des Lebens und den Muth, ihre Ueberzeugung geltend zu machen. Ungeachtet aller Glaubenskriege früherer Zeiten und der päbstlichen Schreckensherrschaft hatten sich doch hin und wieder richtigere Ansichten von Christenthum und ein gerechter Abscheu gegen den sittenlosen Wandel, die Habsucht und die Herrschsucht der katholischen Geistlichkeit erhalten. Wie im Gebiete der Dichtkunst, so wollten die Bewohner des südlichen Frankreich's auch auf dem Felde der Religion ihre Sprache in das natürliche Recht einsetzen. Die Evangelien wurden in die Landessprache übertragen. Das Volk las sie mit Eifer und erkannte bald den furchtbaren Betrug, den die katholische Geistlichkeit mit dem Christenthume trieb. Schon im Anfange des zwölften Jahrhunderts bildete sich im Süden Frankreich's eine Glaubensgemeinschaft, welche die Bibel als die einzige Quelle ihrer Religion erkannte und in Uebereinstimmung mit den klaren Worten Christi die Befolgung der Vorschriften, die er gegeben, d. h. ein reines, liebevolles Leben und eine gerechte Handlungsweise, als die einzigen Prüfsteine der christlichen Religion betrachtete. Die leeren Aeußerlichkeiten des katholischen Gottesdienstes, unter diesen die sogenannten „Sakramente", wurden verworfen, dagegen die Aufnahme in die Gesellschaft der Gläubigen in ernster Weise, obgleich ohne Besprengung mit Wasser, gefeiert. Schon im Jahre 1119 traf der Pabst, Calixtus II., auf einer, in Toulouse gehaltenen Kirchenversammlung Maßregeln zur Ausrottung des neuen Glaubens, und derselbe Bernhard von Clairvaux, welcher den größten Philosophen seiner Zeit [Abälard] so bitter verfolgte, richtete, wie gegen die ersten Keime einer besseren Philosophie, so auch gegen diejenigen einer reineren Religion seinen Verfolgungseifer. Auf der Kirchenversammlung zu Lombers wurden wiederholt die strengsten Beschlüsse gegen die s. g. „Ketzer" gefaßt [1165]. Doch im Jahre 1176 waren die Bekenner des gereinigten Glaubens noch immer zahlreich und mächtig. Der größte Theil des Adels und der Geistlichkeit von Languedoc hatte sich ihm zugewendet. Ludwig VII. von Frankreich und Heinrich II. von England hofften, bei Gelegenheit eines Glaubenskrieges ihres Besitzungen ausdehnen zu können und verabredeten, im Jahre 1178, einen gemeinschaftlichen Feldzug gegen die s. g. „Ketzer". Doch dieses Geschäft gehörte

*) Siehe §. 93.

von Rechtswegen dem Pabste. Dieser sandte zuerst eine, aus Mönchen und Pfaffenknechten bestehende Commission, welche nichts ausrichten konnte, da ihr keine entsprechende Waffengewalt zur Seite stand. Einzelne Verhaftungen wurden vorgenommen und ein allgemeines Verdammungsurtheil über das ganze Land ausgesprochen. In den Gebieten von Beziers, Carcassone, Alby und Nasez herrschte damals der Graf Roger II. Dieser nahm sich der Verfolgten an, wurde von dem Pabste in den Bann gethan und mit Krieg überzogen. Von der Stadt Alby, in deren Umgegend der neue Glaube die stärksten Wurzeln gefaßt hatte, wurden die Anhänger desselben Albigenser genannt. Ungeachtet aller Bemühungen der Pfaffen und ihrer Knechte behielten die Albigenser auf ihrem Gebiete dennoch die Oberhand. Die katholischen Geistlichen wagten es nicht mehr, sich öffentlich zu zeigen und suchten durch Ueberkämmen der Haare die Tonsur zu verbergen. Als Innocenz III. (1198) Pabst wurde, ernannte er Peter von Castelnau und einen anderen Mönch des Cistercienser-Ordens zu seinen Legaten und ertheilte ihnen eine schriftliche Vollmacht, in welcher alle Grundzüge der später eingeführten „Ketzergerichte" enthalten waren. Die päbstlichen Legaten reisten im Lande herum. Der sogenannte „heilige" Dominicus, der Stifter des Dominicaner-Ordens, und andere, von Glaubenswuth und „Ketzerhaß" erfüllte Pfaffen schlossen sich ihnen an. Bald entwickelte sich aus diesen Bestrebungen ein furchtbarer Glaubenskrieg. Der Graf Raimund VI. von Toulouse wurde in den Bann gethan (1207), und obgleich er durchaus keine Lust hatte, ein Märtyrer zu werden, sich daher, unter leidlichen Bedingungen, gerne dem Pfaffenthume unterwerfen wollte, zum Aeußersten getrieben, indem ihm Peter von Castelnau die herabwürdigendsten Zumuthungen machte. Einige Monate später (1208) wurde Peter, welcher das ganze Land in Verzweiflung gebracht hatte, von unbekannter Hand getödtet. Der verruchte Feind der Menschheit hatte den Tod zehnmal verdient. Doch den Despoten der Erde gab dieses Ereigniß einen vollkommenen Vorwand, ihre aus Glaubenshaß, Herrschsucht und Habsucht hervorgehenden Bestrebungen mit größerer Keckheit kund zu thun. Der Pabst ließ aller Orten gegen die s. g. „Ketzer" das Kreuz predigen. Der Graf Raimund von Toulouse beugte sich, im Juni 1209, unterzeichnete eine Urkunde, in welcher er sich der Entscheidung der Kirche im Voraus fügte, gelobte Reue und Besserung und gab sieben Burgen zum Pfande des Versprechens, seinen Unterthanen und Freunden keinen Schutz und Beistand gegen die Glaubensrichter leisten zu wollen. Sechzehn seiner angesehensten Lehensleute folgten seinem Beispiele. Das Volk war durch den Frieden, welchen seine Ritter geschlossen hatten, entwaffnet. Nur der junge Graf Raimund Roger von Beziers stand noch in Waffen. Auch er bot seine Unterwerfung an; vergeblich, er sollte vernichtet werden. Unter Anführung des wüthenden Abtes, Arnold von Citeaux, beging das Kreuzheer die furchtbarsten Gräuelthaten. Mord und Brand, Plünderung und Schändung war die Losung dieser Menschen, welche im Namen des Pabstes, des angeblichen Vertreters Christi, auftraten. Beziers wurde mit Sturm genommen, zerstört und die zahlreiche Bevölkerung der blühenden Stadt ermordet. Narbonne kaufte sich durch Geld und die Auslieferung der Flüchtlinge von Beziers los. Carcassonne ergab sich nach heldenmüthigem Widerstande, unter der Bedingung, daß seinen Bewohnern das Leben gesichert bliebe. Dessenungeachtet ließ das Ungeheurr, welches, an des Pabstes Stelle, befehligte, Arnold von Citeaux, vierhundert Bürger der Stadt verbrennen, weil sie ihren Glauben nicht abschwören wollten. Der Graf Raimund Roger von Beziers wurde in den Kerker geworfen. Dessen Besitzungen übergab Arnold dem Grafen Simon von Montfort, welcher versprach, dieselben, zum Vortheile der Kirche, mit drückenden Abgaben zu belasten. Die vorgeblichen „Ketzer" wurden massenweise verbrannt und das Land verheert. Das nannten die päbst-

lichen Diener: „die Gegend von Ketzern" reinigen. Nach dem Grafen von Beziers kam die Reihe an den Grafen von Toulouse. Umsonst machte dieser seinen, mit dem Legaten Milo geschlossenen Unterwerfungsvertrag geltend. Auch er wurde mit Krieg überzogen. Während Simon von Montfort diesen führte, hielt Arnold von Citeaux in Avignon eine Kirchenversammlung ab, durch welche er alle seine Schandthaten für heilig und gut erklären ließ. Der Graf Raimund Roger von Beziers wurde, auf Simon von Montfort's Befehl, ermordet, der Abt Arnold aber, zum Lohne für seine Gräuelthaten, zum Erzbischoffe von Narbonne erhoben. Auch Philipp August von Frankreich suchte jetzt im Trüben zu fischen. Sein Sohn, der nachmalige König Ludwig VIII., nahm (1213) das Kreuz gegen die Albigenser. Peter von Aragonien, Raimund von Toulouse und die Grafen von Foix und Cominges, welche sich nicht ihre Besitzungen abnehmen lassen wollten, wurden bei Müret auf's Haupt geschlagen. Noch zwei Jahre lang dauerte der Krieg. Dem Grafen von Toulouse und seinem Sohne wurde ihr Land genommen. Eine Kirchenversammlung zu Rom (1215) wies ihnen nur einen ärmlichen Jahresgehalt an. Im Jahre 1217 kehrte aber der alte Graf Raimund nach Toulouse zurück, und als Simon von Montfort ihn im folgenden Jahre (1218) in der Stadt belagerte, verlor dieser durch einen Steinwurf sein Leben. Bald darauf starb der alte Graf Raimund. Sein Sohn, der junge Raimund, hatte sich mittlerweile in den Besitz des größten Theils der väterlichen Länder gesetzt.

Philipp August nahm [1219] gleichfalls Theil an dem Kreuzzuge; sein Sohn, Ludwig VIII., setzte denselben mit größerem Eifer fort. Amalarich, des Grafen Simon von Montfort ältester Sohn, entsagte zwar [1224], gegen eine Summe von 10,000 Mark, allen Besitzungen, welche sein Vater erobert hatte, zu Gunsten des Grafen von Toulouse, allein die Lage der Dinge nahm, nach Simon von Montfort's Tode, plötzlich eine ganz andere Wendung. Die unglücklichen Albigenser hatten aufgehört, im Felde furchtbar zu sein. Ein Krieg gegen sie war nicht mehr möglich. Allein Simon von Montfort hatte gezeigt, daß bedeutende Besitzungen erworben werden könnten; auf diese waren die Könige von Frankreich lüstern. Der junge Graf Raimund von Toulouse hatte sich mit Amalarich Montfort verständigt und war bereit, sich der Kirche vollständig zu unterwerfen. Es fehlte nur noch an der Bestätigung des Pabstes. Auf Betreiben Ludwig's VIII. wurden jedoch diese Friedensverhandlungen umgestoßen [1225]. Ein neuer Kreuzzug ward gepredigt, in welchem der König Ludwig VIII. die schimpfliche Stelle Simon's von Montfort übernahm. Er belagerte die Stadt Avignon, in welche sich zahlreiche Albigenser geflüchtet hatten. Sie gehörte damals zum deutschen Reiche. Allein Friedrich II. war zu sehr in Italien beschäftigt, um die Grenzen Deutschland's schirmen zu können. Die Bürger waren bereit, sich zu ergeben, wofern Ludwig ihnen ihr Leben zusichern wollte. Allein der König wagte dieses nicht, weil er unter päbstlichem Banner den Krieg führte. Er verlor darüber sein Leben, indem die große Menge todter Körper, welche die ganze Umgegend bedeckten, eine Seuche erzeugte, an welcher auch Ludwig VIII. starb [1226]. Durch den Meineid der päbstlichen Legaten kam das Kreuzheer bald darauf in die Stadt. Während der Minderjährigkeit Ludwig's IX. wurde der Krieg im Süden fortgesetzt. Der Graf Raimund von Toulouse mußte den größten Theil seiner Besitzungen an die französische Krone abtreten, seine Tochter Johanna dem Bruder des Königs, dem Grafen Alphons von Poitou, zur Gemahlin geben, dieser den Rest seiner Länder vermachen und sich den schimpflichsten Kirchenbußen unterwerfen. Dem Sohne des Grafen Raimund Roger von Beziers, Trencavel, entriß die französische Krone das ganze Erbe seines ermordeten Vaters. Die Universität Toulouse wurde unter die Obhut

des Papstes gestellt und, im Jahre 1229, die Inquisition*) eingeführt, welche die „Ketzer" aufspüren, den Kirchengesetzen gemäß verurtheilen, und dem weltlichen Arme zur Bestrafung übergeben sollte. Alle diese Schandthaten, der letzte Act des blutigen Albigenser Trauerspiels, wurden zur Zeit Ludwig's IX. begangen, nachdem dieser angebliche „Heilige" schon den Ritterschlag empfangen hatte und folgeweise für einen Mann galt. Ludwig IX. eignete sich die Beute eines zwanzigjährigen Verheerungskrieges ganz allein zu. Wenn er die Verantwortlichkeit der von seinen Vorgängern verübten Grausamkeiten nicht auf sich nehmen wollte, durfte er nicht, deren Handlungen gut heißen und die von ihnen, ungerechterweise gemachten, Erwerbungen behalten. Ein unauslöschlicher Schandfleck ruht aber auf Ludwig IX, weil er die verabscheuungswürdigste aller Anstalten, welche unter christlichem Aushängeschilde gegründet wurden, die Inquisition, in seinen Landen duldete und schützte. In Toulouse und Carcassonne wurden die obersten „Glaubensgerichte" abgehalten. Die Dominicaner, der blutdürstigste aller Mönchsorden, übernahm die Vertilgung der s. g. „Ketzer" (1232). Jedes seiner Klöster ward bald zu einem Glaubens-Femgerichte, in welchem systematisch gemordet wurde. Die Pfarrer wurden zu Polizeibeamten und Angebern in Glaubensangelegenheiten herabgewürdigt. Selbst die Bischöffe durften sich in die Mordthaten der Dominicaner nicht einmischen. Ab und zu erhob sich das Volk gegen seine pfäffischen Mörder. Unter dem Schutze Ludwig's IX., des „Heiligen" blieben die Ketzermeister Herren des Landes. Graf Raimund von Toulouse starb im Jahre 1219, seine Tochter Johanna und ihr Gemahl Alphons von Poitou auf eine höchst zweideutige Weise kurz nach einander, (1271) worauf Philipp III. das ganze Land in Besitz nahm. Damit endigten die Albigenserkriege. Die Krone Frankreich hatte die schönsten Provinzen zwischen den Alpen und den Pyrenäen ihrer weltlichen, die Päbste ihrer geistlichen Herrschaft, unterworfen. Außerdem wußten sich die Letzteren noch die Grafschaft Venaissin zu verschaffen, welche sie bis zur französischen Revolution behielten. Die Albigenser wurden besiegt, doch die Ideen, welche sie gehegt hatten und denen sie Leib und Leben zum Opfer brachten — gingen nicht unter. Von Jahrhundert zu Jahrhundert haben sie größere Ausdehnung und erhöhte Kraft gewonnen, und werden, im Bunde mit den geistigen Errungenschaften auf dem Gebiete des Staates und der Gesellschaft, dem Pfaffenthume früher oder später sein Ende bereiten.

§. 60. Heloise, Abälard und Bernhard von Clairvaux.

Wir haben, im Laufe dieses Buches, die Kriege beschrieben, welche Päbste und Kaiser, Könige und Fürsten miteinander führten und sind den Veränderungen gefolgt, welche an dem Verfassungsleben der Völker eintraten. Doch auch die kleineren Kreise des Lebens und die weniger in die Augen fallenden Bewegungen auf dem Gebiete der Wissenschaft und der Religion verdienen unsere Beachtung. Diese treten uns in den Geschicken dreier hochbegabter Menschen, welche miteinander, in theils freundlicher, theils feindlicher Berührung standen, näher. Diese drei Menschen sind: Heloise, unstreitig die größte Frau, Abälard, der größte Gelehrte und Bernhard, der größte Pfaffe ihrer Zeit. In den Erlebnissen dieser drei hervorragenden Charactere spiegeln sich die Ansicheen und Gewohnheiten der damaligen Zeit am klarsten ab, während umgekehrt deren Anschauungsweise und die Anregung, welche von ihnen ausging, einen überwiegenden Einfluß auf ihre Mitwelt und auf spätere Geschlechter ausübten. Die Ansichten der Menschen gehen hervor aus dem Wechselverhältnisse ihres Geistes und der äußeren Beziehungen ihres Lebens. Mir

*) Siehe §. 88 unten.

dürfen daher Niemanden ausschließlich, oder auch nur hauptsächlich, nach seinen Ansichten beurtheilen. Derselbe Mensch, welcher unter dem Einfluß des Islam die Grundsätze Mohamed's als wahr annahm, würde, hätte er eine christliche Erziehung empfangen, die Lehren der Evangelien sich angeeignet haben. Eine ganz andere, weit höhere Bedeutung hat die Anregung, welche ein Mensch seinen Zeitgenossen und der Nachwelt gibt. Diese hängt allein ab von der Kraft und der inneren Beschaffenheit seiner Seele. Sie ist der wahre und alleinige Ausdruck seines Lebens. Das schwache Geschöpf, der Altagsmensch, treibt nicht einmal seine nächsten Umgebungen vorwärts. Er dreht das Mühlrad des Lebens und wird früher oder später, von dessen Speichen selbst ergriffen, zermalmt und der Vergessenheit übergeben. Der große Geist, der schöpferische Mensch, erschüttert die Mitwelt, und drängt sie, selbst wider ihren Willen, voran. Oft fällt er als Opfer der von ihm aufgeregten Leidenschaften der Gegner, gewöhnlich wird er erst von der Nachwelt verstanden und richtig gewürdigt. Doch die Wirkung seines Geistes bleibt. Keine feindliche Macht kann sie zerstören und der Kampf gegen die Anhänger des Meisters rettet die von ihm ausgestreuten Saamenkörner, indem er sie von der Oberfläche der Erde, wo jeder Windhauch sie verwehen könnte, in ihren befruchtenden Schooß drückt.

Auch Abälard dürfen wir nicht nach seinen Ansichten beurtheilen. Er konnte, als Sohn des elften Jahrhunderts, noch weniger, als in unseren Tagen, sich der Macht der Verhältnisse seiner Zeit entziehen. Das christliche Dogma stand, gleich einem Medusenschilde, welches alle widerstrebenden Gedanken und Gefühle versteinerte, ihm gegenüber. Der Christ, der es gewagt hätte, an dem geringsten Sätzchen desselben zu rütteln, wäre nicht blos vor dem Richterstuhle der geistlichen und weltlichen Herrscher, sondern auch vor demjenigen der öffentlichen Meinung verloren gewesen. Er mochte gleich den Stedingern und Albigensern, mit dem Schwerte in der Hand seine Ansichten vertheidigen. Auf einen geistigen Kampf ließ sich die Kirche mit ihm nicht ein. Doch auch innerhalb der Schranken des christlichen Glaubens, so eng diese gezogen waren, konnte eine gewisse Lebensthätigkeit angeregt werden. Die Schreckensherrschaft, welche die sogenannten „rechtgläubigen" Geistlichen seit acht Jahrhunderten (seit der Kirchenversammlung von Nicäa 325) ausgeübt, hatte allen Forschungsgeist aus dem Gebiete der Kirche getrieben, und nichts zurückgelassen, als den blinden, an Worte geketteten, Glauben. Jede Abweichung von der Formel der Kirche brachte Gefahr. Ein Buchstabe hatte früher Völker gegen einander in die Schranken geführt, doch dieser Buchstabe vermittelte den Gegensatz zwischen dem Glauben an die gottähnliche, oder gottgleiche Natur Christi. Derartige bedenkliche Streitigkeiten konnten unter dem erstarrenden Despotismus der Päbste nicht mehr statt finden. Allein mit dem besten Willen, an den Glaubenssätzen der Kirche fest zu halten, lief der Christ des zwölften Jahrhunderts, sobald er aufhörte, dieselben gedankenlos herzuplappern, sobald er sich bemühte, mit deren Worten Begriffe zu verbinden, Gefahr, vor dem Richterstuhle verfolgungssüchtiger oder neidischer Pfaffen, als Ketzer verurtheilt zu werden. Dieser Gefahr bot Abälard mit kühnem Muthe Trotz. Wo vor ihm, Jahrhunderte hindurch, Niemand es gewagt hatte, eine Ansicht zu äußern, oder eine Meinung zu geben, da sprach der begeisterte Redner mit der Sicherheit des Propheten, und mit der Gewandheit des Dialectikers zur Bewunderung und zum Erstaunen aller seiner Zuhörer.

Der Prior Fulko von Neuilly beschreibt den Zulauf, welchen Abälard's Lehrvorträge hatten in einem an diesen gerichteten Briefe, wie folgt: „Rom schickte Dir seine Kinder zum Unterrichte; und die Stadt, welche alle Wissenschaften gelehrt hatte, bewies, indem sie Dir ihre Schüler zusandte, daß Dein Wissen noch das ihrige übertreffe. Keine Entfernung, keine Höhe der Berge, weder die Tiefe der

Thäler, noch die Schwierigkeit der von Gefahren und Räubern wimmelnden Heerstraßen konnten die Schüler abhalten, zu Dir zu dringen. Die englische Jugend ließ sich weder durch das Meer, noch dessen Stürme, abhalten, in Menge zu Dir zu eilen. Die ferne Bretagne schickte Dir ihre Bewohner und von Anjou kamen die Halbwilden Deine Lehren zu hören. Poitou, die Gascogne, Iberien, die Normandie, Flandern, die Teutonen und die Schweden streuten Dir Weihrauch und rühmten ohn' Unterlaß Deinen hohen Geist. Ich sage nichts von den Bewohnern der Stadt Paris und den entferntesten und nächsten Theilen Frankreich's, Alle waren gierig, Deine Lehren zu hören, als ob sie nur von Dir allein Unterricht empfangen könnten." Aus Abälard's Schule gingen ein Pabst, (Cölestin II.), neunzehn Cardinäle und mehr als fünfzig Bischöffe hervor; doch nicht blos Diener, auch die gefährlichsten Gegner der Kirche, unter ihnen Arnold von Brescia, der Wiederhersteller der römischen Republik. Die bedeutendsten und erschütterndsten Lehren Abälard's sind schwerlich auf uns gekommen. Sie sprühten aus seinem Munde zu der Zeit, da er mit ungebrochener Kraft und ungebeugtem Muthe zu der Jugend sprach, die ihn vergötterte. Er hütete sich wohl, sie zu Papier zu bringen. Doch sind einzelne Funken seines Geistes uns erhalten worden. „Die Gesinnung ist es", so lehrte Abälard, „welche die That zum Verbrechen stempelt. Die Annahme, daß Gott die Unschuldigen strafe, ist ungerecht und empörend." Die Versöhnung und die Leiden Christi betrachtete Abälard von einem ganz anderen Gesichtspuncte, als die „Gottesgelehrten" seiner Zeit, indem er behauptete, „Gott habe das Gesetz der Liebe an die Stelle des Gesetzes der Furcht treten lassen wollen, und darum Christum in die Welt gesandt." Der Standpunkt, auf welchem sich Abälard der Religion gegenüber stellte, ergiebt sich am klarsten aus folgenden Worten desselben: „Man kann nichts glauben, was man nicht zuvor vernünftig begriffen hat, und es ist lächerlich, Anderen zu predigen, was weder der Prediger, noch der Zuhörer begreifen kann." So stellte Abälard die Vernunft über den Glauben, und wenn er auch selbst die Glaubenssätze der Kirche anerkannte, stellte er doch den Grundsatz fest, mit dessen Hilfe allein sie erfolgreich angegriffen werden konnten. Vergebens suchten verschiedene Kleinmeister, unter ihnen Wilhelm von Champeaur, Abälard entgegen zu wirken. Wer es wagte, mit ihm in die Schranken zu treten, wurde durch seinen überlegenen Geist niedergeschmettert. Als ihm verboten wurde, in Paris Vorträge zu halten, lehrte er zu Melun und auf dem Berge St. Genevieve, welchen damals die Ringmauern der Hauptstadt noch nicht umschlossen. Endlich wurde Abälard auf den Lehrstuhl der bischöfflichen Kirche von Paris erhoben. Das Recht zu lehren, konnte ihm jetzt nicht mehr, wie früher oft geschehtn war, streitig gemacht werden. Abälard stand auf dem Höhepunkte seines Glückes. Er war acht und dreißig Jahre alt, (1117), ausgezeichnet durch die Lebhaftigkeit seines Geistes, die Reinheit seiner Sitten, seine edle Gestalt und den geistvollen Ausdruck seiner Züge.

Um dieselbe Zeit lebte zu Paris, im Hause des Domherrn Fulbert, Heloise, dessen Nichte, eine Jungfrau, welche mit achtzehn Jahren schon, außergewöhnliche Kenntnisse und dadurch einen, für ihr Alter und ihr Geschlecht seltenen Ruhm erworben hatte. Abälard lernte sie kennen. Ihr Oheim Fulbert nahm ihn mit Freuden in sein Haus auf, theils um des ansehnlichen Kostgeldes willen, welches Abälard bezahlte, theils weil er hoffte, seine Nichte würde durch die Nähe dieses großen Gelehrten in ihrer weiteren Ausbildung gefördert werden. Er vertraute sie ihm mit unumschränkter Machtvollkommenheit an, gestattete ihm Zutritt zu ihr bei Tag und bei Nacht und gab ihm selbst das Recht, sie zu züchtigen, wenn sie nachläßig in ihren Studien sein sollte. Je fleckenloser Abälard's Leben gewesen, desto weniger war er im Stande, einer Versuchung zu widerstehen, wie sie ihm Fulbert,

in seiner Verblendung, selbst betreitete. Heloise verband mit allen Reizen jugendlicher Schönheit eine nimmer ruhende Wißbegierde und eine hohe Bewunderung für die Verdienste Abälard's. Zum erstenmale in seinem Leben sah sich der Gelehrte unter solchen Verhältnissen einem solchen Weibe gegenüber! Bald verbanden sich die Herzen. Der Unterricht verwandelte sich in Liebe. Mehr Worte der Zärtlichkeit, als der Gelehrsamkeit, mehr Küsse, als Grundsätze wurden ausgewechselt. Der Gelehrte wurde zum Dichter und die Lieder, die er, zum Ruhme seiner Geliebten, sang, hallten in Paris, in ganz Frankreich, wieder. Doch wurden die Wissenschaften nicht ganz vernachlässigt. Heloise opferte sich den Wünschen ihres Geliebten, in jeder Beziehung, auf. Allein sie bewahrte sich die Selbstständigkeit ihrer Ansichten. Abälard gibt iht folgendes Zeugniß:

„Sie war nicht, wie die Pythagoräer geneigt, auf die Worte ihres Meisters blind zu schwören. Ihr hoher Verstand, ihr forschender Geist vertrugen sich nicht mit einem blinden Glauben an die Unfehlbarkeit meiner Urtheile. Sie überwachte den Meister durch ihre Vernunft, prüfte das Ganze und alle Einzelheiten und ich fühlte, daß meine Schülerin im Stande war, mich zu beurtheilen. Schnell vergingen dem Paare die Tage, welchen die Wissenschaft ihre Würze und die Liebe ihren Gehalt gab. Zuletzt von allen Bewohnern der geräuschvollen Hauptstadt erhielt Fulbert Kenntniß von der Liebe Abälard's und Heloisen's. Abälard mußte das Haus der Geliebten verlassen, doch sie war ihm schon für immer verbunden. Heloise fühlte, daß sie Mutter sei, Abälard brachte sie zu seiner Schwester nach der Bretagne, wo sie einem Sohne das Leben gab, den sie Astrolabius nannte.

Wären die Ansichten des zwölften Jahrhunderts, natürlich und menschlich gewesen, so hätten sich Vater und Mutter in der Ehe vereinigt und wären ohne Zweifel, sammt ihrem Sohne, glückliche Menschen geworden. Doch die Ehe eines Gelehrten galt damals nicht blos für ein Hemmniß, sie wurde als eine Schande betrachtet. Heloise, welche für Abälard's Ruhm und seine große Zukunft lebendiger fühlte, als für eheliche Freuden und ihren Ruf, widerstrebte dem Gedanken der Ehe. Sie wollte lieber Abälard's Geliebte, als des mächtigsten Kaisers Gattin sein. Sie bedurfte der äußeren Bande nicht, um sich ihres Geliebten zu versichern. Ihr genügte der Bund ihrer Seelen. Doch gab sie nach, als Abälard darauf drang, sie, wenn auch nur im Beisein weniger Freunde, zu ehelichen. Dadurch wurde jedoch der Grimm ihres Oheims nicht besänftigt, um so weniger, als Heloise den geschlossenen Ehebund wiederholt sogar in Abrede stellte. Fulbert gewann durch Gold Abälard's Diener, erlangte durch diesen Einlaß in dessen Zimmer, während der Geliebte Heloisen's schlief und rächte sich, dadurch, daß er ihn des Genusses sinnlicher Liebe unfähig machte. Abälard's hochstrebender Geist fühlte sich dadurch in seiner männlichen Ehre auf's tiefste gekränkt. Er fürchtete den Spott seiner Feinde und sah keine andere Zufluchtsstätte, als das Kloster. Heloise nahm seinem Wunsche zufolge, den Schleier, indem sie die Worte Lucan's aussprach: „O edler Gatte, mein unheilvolles Lager sollte Dich nicht empfangen! doch hatte ich ein Recht auf ein so erhabenes Haupt? Welche unselige Wuth hat mich in Deine Arme getrieben, da ich die Ursache Deines Unglücks werden sollte? Nun sollst Du aber Sühne empfangen, doch mein Herz wird zuerst geopfert!"

Zu gleicher Zeit wurden Abälard Mönch in der Abtei von St. Denys, und Heloise Nonne im Kloster von Argenteuil, (1119). Abälard, der freieste Mann seiner Zeit, Mönch! Heloise die liebendste Frau der ihrigen, Nonne! Wer erkennt hierin nicht die finstere Macht der äußeren Verhältnisse? Heloise machte kein Hehl daraus, daß nicht die Neigung ihrer Seele, nicht freie Wahl, sondern die Ergebung in den Willen ihres Geliebten sie dazu bestimmte, der Welt und allen ihren erlaubten

Freuden zu entsagen. Nimmermehr aber würde Abälard die Mönchskutte angelegt haben, wenn der Aberglauben und die ganze gesellschaftliche Einrichtung des Mittelalters ihn nicht mit Gewalt dazu gedrängt hätten. Abälard fühlte das Bedürfniß, in großen und kleinen Dingen seine Meinung unverblümt auszusprechen. Das zwölfte Jahrhundert gestattete aber keinem Menschen eine selbstständige Ansicht. Geschichtliche Thatsachen wurden nicht minder, als Glaubenssätze, nach dem Vortheile der Machthaber festgesetzt. Durch die Ränke seiner Feinde wurde Abälard, wegen seiner Ansichten über die Dreieinigkeit, auf der Kirchenversammlung zu Soissons (1122) verurtheilt, seine eigenen Schriften zu verbrennen und lebenslänglich eingesperrt zu werden. Abälard war nicht gehört worden. Seine Feinde, unter welchen der Abt Bernhard von Clairvaux oben an stand, gestattetem ihm nicht, sich zu vertheidigen. Die Entrüstung über dieses ungerechte Urtheil war so groß, daß die lebenslängliche Einkerkerung bald wieder aufgehoben werden mußte. Kaum war Abälard in sein Kloster St. Denys zurückgekehrt, so gerieth er in Streitigkeiten mit den Mönchen seines Ordens, indem er, dem Zeugnisse Beda's zufolge, behauptete, Dionysius der Areopagite, sei Bischoff von Corinth und nicht von Athen gewesen. Darüber geriethen die Mönche der Abtei des Dionysius in die furchtbarste Wuth. Sie brüllten und schrien, wie wilde Thiere und warfen Abälard vor, er raube nicht blos ihrem Kloster, sondern dem ganzen Lande der Franzosen seinen größten Ruhm, indem er läugne, daß ihr Schutzpatron der Areopagite gewesen sei. Vergebens erklärte Abälard: der „heilige" Dionysius könne ja später auch Bischoff von Athen geworden sein, jedenfalls sei es gleichgültig, ob er von Athen, oder irgend einem anderen Lande stamme, da er von Gott die „Heiligenkrone" empfangen habe. Abälard wurde gefangen gesetzt, entfloh und erhielt später, mit Mühe, die Erlaubniß, in der Einsamkeit leben zu dürfen. Unweit Nogent, an der Seine, baute er sich, mit Hülfe eines Freundes, der ihm gefolgt war, eine Kapelle von Baumstämmen, welche er mit Stroh deckte. Kaum war die Zufluchtsstätte Abälard's bekannt geworden, als die Einöde sich belebte. Aus Städten und Schlössern eilte schaarenweise die wißbegierige Jugend herbei, baute sich Hütten und lagerte sich auf den Rasen. Abälard war seinem Berufe zurückgegeben. Er lehrte wieder. Seine Schüler erbauten eine größere Kapelle, welcher Abälard den Namen Paraclet (Tröster) gab, weil er dort Trost gefunden hatte. Diesen Namen, den er aus der Tiefe seiner Seele dem Gebäude gegeben hatte, machten ihm seine Feinde, zum schweren Verbrechen. Der herrschsüchtige und ehrgeizige Bernhard von Clairvaux konnte es nicht ertragen, daß, zumal in der Nähe seines Klosters ein Mann höher, als er selber und nicht von den verdummten Massen, sondern von den strebenden Geistern seiner Zeit verehrt und bewundert wurde. Abälard, dessen Gesundheit erschüttert war, konnte nicht mehr, wie früher, den Angriffen seiner Gegner mit ruhiger Kraft entgegnen. Das Vertrauen in seine Zeitgenossen war durch die Verhandlungen der Kirchenversammlung von Soissons gebrochen worden. Er hatte erfahren, daß es auf dieser Erde eine größere Macht, als die Wahrheit, die Gewalt der Pfaffen, wenigstens für den Augenblick gäbe. Er konnte nicht mehr, wie früher, unbefangen und unbesorgt seine Ueberzeugung aussprechen. Jedes Wort, das aus seinem Munde ging, konnte ihm zum Verbrechen gemacht werden. Jede Versammlung von Geistlichen, welche in seiner Nähe stattfand, flößte ihm Schrecken ein, indem er fürchtete, sie möchte Gericht über ihn halten. Die Ränke seiner Feinde lößten von ihm seine besten Freunde los, oder schüchterten sie wenigstens in dem Maße ein, daß sie es nicht mehr wagten, ihn als Freund anzuerkennen. Abälard gerieth darüber in solche Verzweiflung, daß er auf den Gedanken kam, bei den Heiden eine Zufluchtsstätte zu suchen, überzeugt, daß diese ihn nicht mit derselben Wuth, wie die Genossen seines Glaubens, verfolgen könnten.

Gerade in der Zeit seiner trübsten Stimmung erhielt er den Ruf der Mönche von Gildas de Ruris, ihr Abt zu werden. Dieses Kloster lag in der Diöcese Vannes, an der Küste des Oceans. Die Gegend war wild und der Sprache des Volkes war Abälard nicht mächtig. Die Mönche von Gildas verhehlten nicht, daß sie ein zügelloses Leben zu führen gewohnt seien. Dennoch nahm Abälard die Wahl an. War er früher unglücklich inmitten der Abtei St. Denys, was mußte er fühlen in Gildas! Als Abt sollte er den Ausschweifungen der Mönche steuern; doch die Mönche wollten sich ihm nicht fügen. Er sollte für ihre Bedürfnisse sorgen, allein das Vermögen des Klosters war zerrüttet. Die Mönche hatten Frauen, Söhn und Töchter zu ernähren. Abälard sollte die Mittel dazu herbei schaffen. Jeder griff zu, wo er etwas fand, und als der Abt dem wüsten Leben Einhalt thun wollte, wurde er mit Gift und Dolch verfolgt; statt seiner starb ein junger Mönch, der das ihm gemischte Gift verschluckte. Oft bereute Abälard, den Paraclet verlassen zu haben. In seiner gefährlichen und unglücklichen Lage, kehrten seine Gedanken mit doppelter Innigkeit in frühere, bessere Zeiten zurück. Zehn Jahre waren vergangen, seit er mit Heloisen, das dreifache Gelübde abgelegt hatte, als er vernahm, daß seine Gattin, mit den übrigen Nonnen, aus Argenteuil vertrieben worden sei. Mit Freuden eröffnete Abälard ihr und ihren Schwestern eine Zufluchtsstätte im Paraclet.

Heloise nahm sie an und die Gatten sahen sich wieder — unter trüben Verhältnissen! Ewig denkwürdig ist der Briefwechsel, den sie zusammen führten. Sieben Jahrhunderte sind vergangen, seit Heloise ihre Empfindungen dem Gatten, von dem das Schicksal sie getrennt hatte, mittheilte, doch sind sie frisch und lebenskräftig, als wären sie heute erst dem Boden der Natur entsprungen. Abälard hatte mehr verloren und mehr entbehrt, als Heloise. Wir dürfen daher ihm keinen Vorwurf daraus machen, daß sein Geist nicht so kräftig geblieben war, als die Seele seiner Gattin, und daß er nicht mit derselben Wärme schrieb, wie sie. Seine Splitterrichter vergessen ganz, daß er zwanzig Jahre älter war, als Heloise, daß sein Körper furchtbar gelitten hatte, und daß seine Feinde, ohnedies über die Beziehungen, in denen er zu Heloise stand, ihren Geifer gossen, er daher Grund hatte, auf seiner Hut zu sein. Heloise beherrschte, durch die Großartigkeit ihres Wesens, alle Menschen, in deren Kreis sie sich bewegte. Der Jugend war sie eine treffliche Lehrerin, wie es in damaliger Zeit, keine Zweite gab; die Bischöffe liebten sie, wie ihre Tochter, die Laien, wie ihre Mutter; alle bewunderten ihre unvergleichliche Sanftmuth, ihre Geduld und ihre Weisheit. Sie lebte in tiefster Zurückgezogenheit und bildete ihren Geist zu immer höherer Kraft, und größerer Reinheit heran. Doch wenn Heloise aus ihrer Einsamkeit heraustrat, ruhte ein Zauber auf ihren Lippen und in jeder Bewegung ihres Körpers, welchem Niemand, selbst der Abt Bernhard von Clairvaur, nicht, wiederstehen konnte. Heloise war vom Schicksale nicht zu großen Thaten bestimmt. Die eine That ihres Lebens war die Liebe, die sie dem größten Manne ihrer Zeit widmete. Dieser einen That blieb sie treu in kalten Klostermauern bis zum Tode. Die tiefen Gefühle und die erhabene Kraft ihrer Seele sprachen sich gleichmäßig in allen Handlungen ihres Lebens und in den Briefen aus, welche sie an ihren Gatten richtete. Das zwölfte Jahrhundert hatte für Menschen, wie Abälard und Heloise waren, nur Scheiterhaufen und Kerker. Der selbstgewählte Kerker des Klosters bewahrte Beide vor dem Feuertode, dem sie schwerlich entgangen wären, wenn die Schwingen ihres Geistes sich frei entfaltet hätten. Doch das Schwert des Damocles hing unausgesetzt über dem Haupte Abälard's und seine Neider ruhten nicht. Sein unversöhnlicher Feind, Bernhard von Clairvaur, der ihm die Demüthigung vor der Kirchenversammlung von Soissons zugezogen hatte, bereitete ihm durch diejenige von Sens (1140)

eine noch schwerere Kränkung. Den Vorwand dazu lieferte Abälard's Schrift, welche den Titel „Christliche Theologie" führte. Beranger von Poitiers, der Schüler Abälard's, gibt uns von den Verhandlungen dieser Versammlung folgende Beschreibung: „Nach dem Mahle brachte man das Buch Peter Abälard's und befahl einem der Gehülfen es vorzulesen. Voll von Haß gegen Peter und trunken von Rebensaft, las dieser lärmender vor, als ihm aufgegeben worden war. Die Bischöffe springen, stampfen und scherzen, so daß man leicht wahrnehmen konnte, sie huldigten nicht Christus, sondern Bachus. Sie grüßen sich, das Glas in der Hand, rühmen ihre gefüllten Becher, preisen den Wein und begießen sich die Kehle. Wenn irgend ein scharf ausgedrückter, göttlicher, aber ihnen ungewöhnter, Satz, an ihre bischöfflichen Ohren schlug, bebten sie in ihrem Herzen, blöckten sie die Zähne gegen Peter und sagten, indem sie ihre Maulwurfsaugen auf den Philosophen richteten, „„wir sollten dieses Ungeheuer leben lassen!"" schüttelten das Haupt wie die Juden, und fügten hinzu: „„Da ist derjenige, welcher den Tempel Gottes zerstört!"" So urtheilen Blinde über die Worte des Lichtes, Trunkenbolde verdammen einen nüchternen Mann, Hunde zerreissen einen Heiligen, Schweine fressen die Perlen. Die Hitze des Weines drang in das Gehirn der Bischöffe und verbreitete die Schlafsucht über ihre Augen. Während der Leser schreit, schnarcht der Zuhörer. Der Eine stützt sich auf den Ellbogen, um ungestört die Augen schließen zu können; der Andere dehnt sich schlaff auf einem Kissen, um seine schweren Augenlieder ausruhen zu lassen, ein Dritter läßt seinen Kopf auf die Knie fallen, und schläft unbekümmert. Wenn der Vorleser in den Werken Peter's etwas Dorniges fand, schrie er den tauben Ohren der Bischöffe die Frage zu: „Damnatis?" (Verdammt Ihr?) Einige wachten, bei der letzten Sylbe, halb auf und antworteten, mit wankendem Kopfe und schlafender Stimme: „Damnamus" (Wir verdammen.) Andere, welche beim Lärmen derjenigen, die so verdammten, plötzlich aufwachten, stotterten, indem sie die erste Sylbe verschluckten: „Namus" (Wir schwimmen.) Ja wahrhaft, Ihr schwimmt — im Wirbel der Trunkenheit, Ihr leidet Schiffbruch im Weine!"

Mag diese Schilderung eines begeisterten Verehrers Abälard's auch in starken Farben gegeben sein, sie trägt das Gepräge der Wahrheit, und die Verhandlungen der Kirchenversammlung von Soissons, welche, wo möglich, noch unregelmäßiger waren, als diejenigen zu Sens dienen der Darstellung Beranger's zur Bekräftigung. Unläugbare Thatsache ist es, daß weder auf der Kirchenversammlnng zu Soissons, noch auf derjenigen zu Sens Abälard die Erlaubniß erhielt, sich zu rechfertigen. Da und dort saßen seine Feinde über ihn zu Gerichte. Die Kirchenversammlung von Soissons war schon beendigt, der Beschluß, die Angelegenheiten Abälard's auf einem größeren Concile zu verhandeln, war schon gefaßt, als die Feinde des Philosophen den Legaten des Pabstes bestimmten, nachträglich sein Verdammungsurtheil über ihn auszusprechen. Keine der durch die Kirchengesetze vorgeschriebenen Formen wurde zu Soissons und zu Sens beobachtet. Die Verdammung der Lehren Abälard's, welche von dem Concile schon beschlossene Sache war, blieb nicht aus. Als der Verurtheilte Berufung an den Pabst einlegte, verläumdete ihn Bernhard von Clairvaur bei dem höchsten Richter der Kirche, indem er dem Pabste schrieb, Abälard verläugne den Glauben des heiligen Petrus." Der Pabst, welcher gerade um die damalige Zeit durch Arnold von Brescia, Abälard's Schüler, schwer bedrängt wurde, war ohnedies gegen ihn aufgebracht. Er bestätigte das Verdammungsurtheil der Kirchenversammlung von Sens, verurtheilte seine Schriften zum Feuer, excommunicirte ihn und sprach die Strafe lebenslänglicher Einkerkerung gegen ihn aus, (1140). Diese Nachricht erhielt Abälard auf seinem Wege nach Rom, in der Nähe von Clügny. Peter der Ehrwürdige, welcher damals Abt des Klosters

war, nahm Abälard freundlich auf und bewirkte die Aufhebung der Excommunication. Doch die Kräfte Abälard's schwanden zusehens dahin. Er starb in dem Priorate St. Marcel zu Cha'ons a. d. Saone, am 21. April 1142, im Alter von dreiundsechzig Jahren. Seine Gebeine sandte der wohlwollende Abt, nach dem Kloster Paraclet an Heloisen, von welcher Peter sagte: Ihre glänzenden und tiefen Studien haben sie über alle Frauen erhoben, und es sind wenige Männer zu finden, welche sie nicht übertroffen hätte."

Das Leben der Gattin Abälard's tritt nicht so klar, als dasjenige ihres Geliebten aus dem Dunkel des Mittelalters hervor. Ihr Wirken innerhalb der Klostermauern wird uns nur bezeichnet durch die Achtung ihrer Klosterschwestern, welche sie schon zu Argenteuil an die Spitze ihrer Gemeinschaft, als Aebtissin, stellten, durch die Verehrung, welche ihr die ausgezeichnetsten Männer der damaligen Zeit, namentlich Peter der Ehrwürdige, Abt von Clügny zollten und durch ihren Briefwechsel mit Abälard, welcher theilweise auf uns gekommen ist.

Wir heben einige Stellen aus diesen denkwürdigen Schreiben Heloisens hervor:

„Du allein kannst mich betrüben, Du nur mich erfreuen oder meine Leiden besänftigen. Du bist allein dazu verpflichtet, denn ich habe das Maß Deines Willens gefüllt und ich hatte den Muth, mich selbst um Dir zu gefallen, zu verderben, um Dir in nichts zu widerstreben. Ich bin noch weiter gegangen; durch eine wunderbare Anstrengung hat sich meine Liebe in ihrem Wahnsinn verirrt und hat, ohne Hoffnung der Wiederkehr, den einzigen Gegenstand ihrer brennenden Wünsche geopfert. Deinem Wunsche zufolge habe ich mit einem anderen Herzen ein anderes Gewand angelegt, Dir durch dieses strahlende Opfer zu zeigen, daß Du der einzige Herr meines Körpers und meines Herzens seiest. Habe ich nicht um Deinen Willen zu thun, meine Sinne mit dem Interdict belegt? Gott weiß es, niemals habe ich in Dir etwas anderes gesucht, als Dich; Dich, Dich allein, nicht Deine Güter, liebte ich. Ich habe nicht nach den Rechten der Ehe, dem Witthum, meinem Vergnügen und meinen Wünschen gefragt; nur die Deinigen, Du weißt es wohl, habe ich gesucht zu erfüllen. Gott weiß, daß ich mein ganzes Leben hindurch mehr befürchtete, Dich, als ihn, zu beleidigen, und daß ich Dir lieber, als Gott gefallen will. Deine Wünsche, nicht des Himmels Stimme, haben mich unter das klösterliche Joch gebeugt und meine Augen, als ich den Schleier nahm, blickten nicht auf das Kreuz, sondern auf Dich!

Wie weit ist mein Gemüth von der Ruhe des Deinen entfernt! Das Ungestüm der Sinne und der Leidenschaften, eine feurige Jugend, welche brennt und bebt — die süßen Erfahrungen in der Liebe, die ich gemacht — — — Alles dies, mein Vater, mein Bruder mein Geliebter, mein Abälard — stachelt mich ohne Unterlaß und beugt mich nieder. Man sagt, ich sei keusch, und sieht nicht, daß ich eine Heuchlerin bin. Die Reinheit des Fleisches nimmt man für Tugend, als ob die Tugend Sache des Körpers, und nicht der Seele sei! Es ist leicht, seine Fehler zu beichten und sich deren anzuklagen oder seinen Körper durch äußere Schmerzen zu peinigen, aber was unendlich schwer, — ist, seine Seele dem Schmerze über den Verlust eines unsäglichen Glückes zu entreißen. Ist das Buße gethan, wenn das Herz seine Sünden mit Liebe und Entzücken an sich preßt und nicht lassen will!"

Ihre Ansichten über die Ehe spricht Heloise in folgenden, bedeutungsvollen Worten aus:

„Die Frau, welche lieber einen Reichen, als einen Armen ehelicht, und welche in einem Gatten mehr seinen Rang, als ihn selbst sucht, sie mögte es wissen, — diese Frau ist käuflich!! Diejenige, welche eine solche Berechnung zur Ehe führt, kann gewiß den Kaufpreis verlangen, nicht aber zärtliche Gegenliebe; denn sie folgt dem Glücke und nicht der Person

ihres Gatten und sie bedauert, daß sie sich nicht einem reicheren Käufer preisgeben kann."

So wechseln in Heloisen's Briefen die erhabensten Wahrheiten mit den ergreifendsten Empfindungen ab. Während einer dreiundvierzigjährigen, klösterlichen Einsamkeit hat diese glühende Seele viele Ergüsse ihres Herzens, hat dieser erhabene Geist viele Wahrheiten niedergeschrieben. Doch ihre Werke hatten im kleineren Kreise des Klosters dasselbe Schicksal, wie die Schriften ihres Gatten auf den großen Versammlungen der Kirche. Vergebens bemühten sich mehrere Forscher, die hinterlassenen Papiere Heloisen's aus den Händen ihrer Nachfolgerinnen zu retten. Sie konnten nichts erhalten. Wie in Argenteuil so stand Heloise auch im Paraclet, ihrem Kloster als Aebtissin vor. Sie gründete eine Schule für Theologie, griechische und hebräische Sprache, welche im zwölften Jahrhunderte nicht ihres Gleichen hatte und bis auf die neuesten Zeiten in ihrer Art nicht übertroffen wurde. Der Raum des Paraclets faßte nicht alle Diejenigen, welche von Heloisen's Lehrvorträgen angezogen wurden. Mehrere ähnliche Klöster erstanden um das von ihr beseelte Gebäude her, wie früher um das von Abälard errichtete erste Gebäude, die Hütten seiner Jünger. Bis nach Italien und zum Haupte der römischen Kirche drang Heloisen's Ruhm. Was in der That schon bestand, erkannte der Pabst einige Jahre nach Abälard's Tod, ausdrücklich an, indem er Heloise als Vorsteherin des gesammten, in diesen mehreren Klöstern vertheilt lebenden, Ordens bestätigt. Gleich Abälard starb Heloise im Alter von dreiundsechzig Jahren, einundzwanzig Jahre nach ihrem Gatten, den 17. Mai 1163. Die Geschichte sagt uns nicht was aus ihrem unglücklichen Sohne Astrolabius geworden, wahrscheinlich wurde auch er Mönch.

Bernhard von Clairvaux, der bittere Feind des Philosophen, war 1091 zu Fontaines in Burgund geboren. Im Alter von zweiundzwanzig Jahren ward er Mönch in Citeaux und gründete von da aus in einer wilderen Gegend das Kloster Clairvaux bei Langres, dessen Abt er 1115 wurde. Er besaß keinen Forschungsgeist, um so mehr Wunderglauben, keine Wahrheitsliebe, aber einen mächtigen Haß gegen alle Andersglaubenden. Wie er zuerst den Feuereifer der Verfolgungssucht gegen Abälard, so regte er ihn auch gegen die Albigenser an. Er war der fanatischste Mensch seiner Zeit und vielleicht aller Zeiten. Wenn es nach seinem Willen gegangen wäre, so hätte die ganze Welt sich in Männer- and Frauenklöster aufgelöst, und wäre, mit Ausnahme der natürlichen Kinder, vor Ablauf eines Jahrhunderts ausgestorben. Er überredete seinen Vater und seine Mutter, fünf seiner Brüder und unzählige andere Menschen, das dreifache Gelübde abzulegen. Die Ehe, welche Bernhard, als Katholik, für unauflöslich hätte halten sollen, löste er täglich auf, indem er die Eheleute überredete, sich zu trennen und ins Kloster zu gehen. Die Bande der Familie zerriß er so oft er konnte, er entzog die Kinder den Eltern, die Väter den Söhnen, die Frauen den Gatten und die Schwestern den Brüdern, um sie in Klostermauern einzusperren. Bernhard von Clairvaux, verstand es, wie kein anderer Redner seiner Zeit, den, in Aberglauben und Dummheit versunkenen, Menschen, die Hölle heiß zu machen und sie in seinen Schlingen zu fangen. Die Mütter sperrten ihre Söhne ein, die Frauen hielten ihre Gatten zu Hause, wenn Bernhard predigte, aus Furcht, sie möchten ihm in's Kloster folgen. Mehr, als einmal kam es vor, daß Gatten und Söhne nicht wieder nach Hause zurückkehrten, sondern geraden Weges aus der Kirche, in der sie Bernhard's Predigt vernommen hatten, in's Kloster zogen. Seine Lebensweise war so unnatürlich, daß er die gewöhnlichsten Dinge nicht mehr unterscheiden konnte. Er trank Oel für Wasser und aß gestandenes Blut für Butter. Seine Gesundheit litt dadurch so sehr, daß er fast nichts mehr bei sich behalten konnte und die meisten Nah-

rungsmittel, die er zu sich genommen hatte, wieder von sich gab. Er wurde mager und schwach. Sein blondes Haupthaar und sein rother Bart vermischten sich mit weißen Haaren. Aber gerade diese äußere Erscheinung, welche alle Selbstpeinigungen des Mönches anschaulich machte, ergriff, bevor Bernhard noch sprach, die verdummten Massen und machte sie willig, statt einen bethörten Fanatiker zu bemitleiden, ihm als einem geistlichen Führer zu folgen. Dabei war er aber keineswegs frei von Tücke und Arglist, wie er namentlich, bei Gelegenheit der Kirchenversammlung von Sens, Abälard gegenüber bekundete. Dieser hatte ihn zu einer öffentlichen Streitverhandlung über die zwischen ihnen bestehenden Meinungsverschiedenheiten eingeladen. Der schlaue Mönch nahm die Einladung an, verwandelte aber die Streitverhandlung in eine Anschuldigung seines Gegners, setzte sich selbst mit seinen Anhängern zu Gerichte, und verurtheilte den Philosophen, ohne ihm Gehör geschenkt zu haben! Bernhard's Haß gegen die Philosophie erklärt sein Verfahren gegen Abälard nur theilweise. Neid gegen einen Mann, mit dem er sich, was Gelehrsamkeit, Redegewandtheit u. Geistesbildung betrifft, nicht vergleichen konnte, spielte auch dabei eine Rolle. Bernhard von Clairvaux war ein Mann des blinden Glaubens. Er schwärmte für jedweden Unsinn seiner Zeit: für Mönchswesen, Ketzergerichte und Kreuzzüge und weil er in dem Gebiete der Abgeschmacktheit das Außerordentliche leistete, wurde er schon von seiner Mitwelt als „Heiliger" verehrt. Er hinterließ zahlreiche Schriften, welche von den blinden Anhängern der katholischen Kirche noch immer hoch gepriesen werden. Selbst Luther hielt auf ihn große Stücke, indem er von ihm sagte: „Ist jemals ein gottesfürchtiger und frommer Mönch gewesen, so war es St. Bernhard, den ich allein viel höher halte, denn alle Mönche und Pfaffen auf dem ganzen Erdboden." Luther war selbst Mönch gewesen und konnte den Standpunkt des sechzehnten Jahrhunderts nicht verläugnen. Gewiß war übrigens Bernhard einer der einflußreichsten Männer seiner Zeit. Ihm allein verdankte der Pabst Innocenz II., daß er in Frankreich, England und, später auch in Deutschland als Pabst anerkannt wurde. Er brachte den Kreuzzug des Jahres 1146 zu Stande. Sein Wort gab den Ausschlag in allen kirchlichen Angelegenheiten Frankreich's, sein Rath galt fast einem Befehle gleich bei den Königen von Frankreich und bei den Päbsten. Doch je höher er bei seiner Mitwelt in Ehren stand, weil er nicht über ihr, sondern, wenn auch mit größerer Kraft, neben ihr stand, desto niederer steht er, wenn wir ihn vor den Richterstuhl der Vernunft ziehen. Seine Lobredner haben es Bernhard hoch angerechnet, daß er sich mit der Abtei von Clairvaux begnügte, da er doch Erzbischoff in Frankreich und vielleicht gar Pabst hätte werden können. Wir können darin nichts Verdienstliches erkennen. Das Leben in der frischen, freien Natur sagte dem Mönche besser zu, als dasjenige in Städten. Das Bewußtsein, oberster Glaubensrichter und Ketzermeister des Abendlandes zu sein, ohne das Gepränge und ohne die Verantwortlichkeit und die Gefahren hoher Kirchenwürden, mochte ihm genügen. Mangel an Herrschsucht und an Beifallsliebe waren es in der That nicht, welche ihn abhielten, nach äußerem Glanze zu streben, denn bei allen Gelegenheiten seines Lebens traten diese beiden Leidenschaften nur zu entscheidend hervor. Er starb am 20. August 1153 und wurde vom Pabste Alexander III. (1174) „Heilig" gesprochen.

Bis zum heutigen Tage reicht der Einfluß, welchen Bernhard, Abälard und Heloise ausübten. Bernhard wird von den blinden Massen als Heiliger verehrt. Weder Abälard, noch Heloise wurden von der großen Menge ihrer Zeit verstanden. Beide hatten es nur mit den strebenden Geistern, mit den Gebildetsten ihrer Tage zu thun. Noch heute, wie vor sieben Jahrhunderten, besteht der Aberglauben, welchen Bernhard von Clairvaux nährte und dem er diente. Doch auch die Ideenwelt, welche Abälard angeregt hat, ist unter uns vertreten. Die Macht des Aber-

glaubens, der Einfluß Bernhard's hat abgenommen. Das Licht der Wissenschaft, die Anregung, welche von Abälard ausging, hat an Glanz unermeßlich gewonnen. Abälard hatte nur eine, seiner würdige Anhänger, Heloise. Ohne sie und den Briefwechsel, den sie mit ihrem Gatten führte, würde Abälard uns nur in unbestimmten Umrissen vor Augen schweben. Tausende wallfahrten noch heute zu den Gräbern des berühmtesten aller unglücklichen Liebespaare, dem einzigen, welches in Liebe und Wissenschaft auf der höchsten Stufe stand. Doch gedankenlos ziehen die meisten an dem Denkmale der freien Geister vorüber und huldigen, oft noch in derselben Stunde, ihren erbittertsten Feinden, ohne zu erkennen, daß der Gegensatz, welcher vor sieben Jahrhunderten Heloise und Abälard von Bernhard von Clairvaur trennte, seither weit schroffer in das Leben getreten ist, daß die Anhänger des blinden Glaubens sich geschieden haben von den strebenden Geistern und daß, bevor diese Trennung vollkommen geworden, der Entscheidungskampf zwischen Freiheit und Knechtschaft nicht beginnen kann.

Siebenter Abschnitt.

England, Schottland und Irland

§. 61. Wilhelm II., Heinrich I., Stephan und Mathilde. (1087—1154).

Wilhelm der Eroberer, vermachte auf dem Todtenbette (1087) seinem ältesten Sohne Robert die Normandie und Maine, zu Gunsten seines zweiten Sohnes Wilhelm schrieb er einen Brief an den Erzbischoff Lanfranc von Canterbury, worin er diesen aufforderte, Wilhelm zum Könige von England zu krönen; dem jüngsten Sohne Heinrich hinterließ er nur die Besitzungen seiner Mutter Mathilde von Flandern. Mit dem Schreiben seines Vaters eilte Wilhelm, welcher bald den Beinamen der Rothe erhielt aus der Normandie nach England, bevor sein Vater gestorben. Er bemächtigte sich der wichtigsten Festungen und des königlichen Schatzes und ließ sich von Lanfranc krönen, ehe noch die Kunde vom Tode des Eroberers allgemein geworden war. Robert nahm Besitz von der Normandie. Die Großen dieses Herzogthums sowohl als Englands wünschten aber durchaus nicht eine Trennung beider Länder indem sie diesseits und jenseits des Canales Besitzungen hatten, welche, im Falle eines Krieges zwischen England und der Normandie gefährdet würden. Da Robert im unbestrittenen Besitze der Normandie war, einen wilden Character besaß, und als ältester Sohn die besten Ansprüche auf das gesammte Reich hatte, so vereinigten sich die normännischen Großen mit einer Anzahl einflußreicher Adeliger England's, die Kronen beider Reiche ihm zu verschaffen. Wilhelm II. erkannte die Gefahr, in der er sich befand, gab dem Volke die schönsten Versprechungen und griff rasch die Verbündeten in England an. Es gelang ihm bald, dieselben zu Paaren zu treiben. Seine Zusagen hielt er nicht, als er sich fest auf seinem Throne fühlte. Er bemächtigte sich der Einkünfte erledigter Bisthümer und Abteien, verschob deren Wiederbesetzung, verlieh Ländereien der Kirche an seine Söldner und Günstlinge, und verkaufte öffentlich solche Kirchenwürden, für die er Käufer zu finden hoffte. Nicht zufrieden mit dem Besitze England's, strebte er auch darnach, die Normandie an sich zu bringen. Durch Bestechung gewann er

mehrere Festungen der Normandie. Für dreitausend Mark Silbers hatte Robert seinem Bruder Heinrich den dritten Theil der Normandie übergeben und war darüber mit diesem in Streit gerathen. Als Wilhelm II. mit einem Heere in der Normandie erschien (1090), wirkten dieselben Beweggründe, welche früher die Großen des Reiches gegen ihn gestimmt hatten, zu seinen Gunsten. Zuerst versöhnten sich Wilhelm II. und Robert, wobei der Erstere den größten Vortheil zog, nachher mußte Heinrich Frieden schließen. Der Wahnsinn der Kreuzzüge, welcher bald schon Robert ansteckte, erleichterte dem rothen Wilhelm den Erwerb der Normandie. Robert verpfändete sie ihm für 10,000 Mark Silbers, welche der König von England in kurzer Zeit aus seinen Unterthanen preßte, worauf er in den Besitz der Normandie und der Grafschaft Maine trat, während sein älterer Bruder an der Spitze eines glänzenden Gefolges nach Palästina zog. Die Jämmerlichkeit der damaligen Zeiten erhellt am deutlichsten aus den Bestrebungen, welchen die einflußreichsten Männer oblagen. Der Erzbischoff Anselm von Canterbury predigte mit dem größten Eifer gegen das lange Haar und die Locken, und gegen die Schuhe, welche damals so lange getragen wurden, daß sie an der nach Oben gekehrten Spitze durch Ketten am Kniee festgehalten werden mußten. Die geistlosen Geistlichen sahen in dieser abgeschmackten Tracht der Schnabelschuhe einen der Bibel gezollten Hohn, da in dieser zu lesen ist: Niemand könne eines Fußes Länge seinen Körper hinzufügen. Mit weit größerem Rechte hätten die geistlichen Narren gegen die Helme und Sporen damaliger Zeit eifern können. Doch die Macht der Geistlichen, welche auf Unsinn beruhte, mochte wohl Unsinn und Abgeschmacktheit herbeiführen, sie konnte dagegen nichts ausrichten. Die Mode der langen Schuhe erhielt sich, der Geistlichkeit zum Trotze, noch Jahrhunderte lang. Ernstlicher war der Streit, in welchen der König mit Anselm gerieth. Als Besitzer bedeutender Kronländereien war dieser schuldig, dem Könige, wenn nicht in Person, doch wenigstens als Stellvertreter, Kriegsfolge zu leisten. Er schickte jedoch eine so übel ausgerüstete Mannschaft, zu dem Zuge, den Wilhelm II. gegen Wallis unternahm, daß dieser darüber sehr ungehalten wurde. Anselm verlangte dagegen von dem Könige die Herausgabe sämmtlicher Einkünfte des Erzbisthums, die er während dessen Erledigung bezogen hatte. Erzürnt darüber setzte Wilhelm den Erzbischoff dermaaßen in Schrecken, daß er aus England floh. Der König verlor sein Leben, bevor der Streit zwischen ihm und dem Erzbischoff sein Ende erreichte. Wilhem II. war ein seinem Vater nicht unähnlicher Sohn, gewaltthätig, raubsüchtig und betrügerisch, wie er. Doch wurde er augenscheinlich von den Geistlichen, welche er richtig würdigte und die ihn daher haßten, verläumdet. Als dauernde Zeugen seiner Herrschaft hinterließ Wilhelm II. den Tower, die Westminsterhalle und die Londonbrücke.

In den ersten Jahren seiner Regierung (1081—94) führte Wilhelm II. Krieg mit dem Könige Malcolm von Schottland, später (1097) schickte er Edgar Atheling nach Schottland, um Edgar, den Sohn des Königs Malcolm und der Margaretha, Edgar Atheling's Schwester, auf den schottischen Thron zu setzen, was ihm auch vollkommen gelang. Ueber dem Tode Wilhelm's II. ruht noch immer ein dichter Schleier. Er wurde mit einem Pfeile in der Brust, in dem Neuwalde gefunden, woselbst er gejagt hatte. Nach der Ursache seines Todes wurde nicht geforscht. Zwar wurde behauptet, Walther Tyrrel habe ihn aus Versehen erschossen, dieser läugnete jedoch eidlich an dem Tode des Königs irgend einen Theil zu haben. Es ist viel wahrscheinlicher, daß Wilhelm II. als Opfer der Rache seiner Feinde fiel (1100).

Sein Bruder Heinrich war mit Wilhelm II. auf der Jagd, als er die Nachricht von dessen Tode erhielt. Er eilte nach Winchester, um sich des königlichen Schatzes

zu versichern. Nicht ohne Mühe gelang es ihm, den Widerstand Wilhelm's von Breteuil, des Schatzmeisters, welcher Robert für den rechtmäßigen König erklärte, zu brechen und eilte darauf nach London, woselbst er sich drei Tage nach Wilhelm's II. Tode krönen ließ. Die Versprechungen, welche sein Bruder bei seiner Thronbesteigung dem Volke gab, waren von so guter Wirkung gewesen, daß auch Heinrich mit solchen nicht geizte. Er sagte zu: beim Tode eines Bischoffs oder Abtes die Einkünfte ungeschmälert deren Nachfolgern überlassen, niemals Kirchenpfründen verpachten oder verkaufen; den Erben der adeligen Vasallen die Lehen gegen eine billige Abfindung überlassen die Ernennung verantwortlicher Vormünder für die Mündeln der Baronen gestatten, über die Hand einer Erbin nur unter Beirath der Baronen verfügen, und die Genehmigung der Heirathen der Töchter des Adels an keine lästige Bedingungen knüpfen zu wollen. Heinrich gestattete ferner seinen Vasallen und Baronen das Recht, über ihr Fahrnißvermögen letztwillig zu verfügen und, falls sie dies unterließen, ihren Erben dasselbe zukommen zu lassen. Er bestimmte, daß die Lehensleute der Baronen dieselben Rechte, wie diese selbst genießen sollten und bestätigte im Allgemeinen die bei dem Volke beliebten Gesetze Eduard's. Ein Exemplar dieses Freibriefes ließ Heinrich in einer Abtei jeder Grafschaft niederlegen. Die Bestimmungen desselben sind von hoher Wichtigkeit, theils weil sie uns den Zustand der damaligen Gesellschaft deutlich schildern, indem sie deren lautesten Beschwerden abhalfen, theils weil sie die Grundlage des so berühmt gewordenen großen Freibriefes, Magna Charta, des Königs Johann ohne Land, bildeten. Um sich der Geistlichkeit und des abergläubischen Volkes zu versicheru, rief Heinrich I. den Erzbischoff Anselm aus der Verbannung zurück. Dieser herrschsüchtige Pfaffe, welcher sich den Schein großer Frömmigkeit zu geben bemühte, trug, da der König nicht auf die Leistung des üblichen Huldigungseides drang, kein Bedenken, sich offen zu dessen Gunsten auszusprechen, ungeachtet das Vorrecht des ältesten Sohnes des Eroberers auf den englischen Thron nicht bezweifelt werden konnte. Robert war um die Zeit des Todes seines Bruders Wilhelm II. aus Palästina woselbst er sich durch seine Tapferkeit großen Ruhm erworben hatte, zurückgekehrt. Er nahm ohne Widerstand Besitz von der Normandie und schiffte mit einem zahlreichen Heere nach Portsmouth hinüber. Die Großen des Reiches ververmittelten aber einen Frieden, durch welchen Robert ein zweitesmal die Krone England' verlor. Er hätte denken können, daß Heinrich, so wenig, als Wilhelm sich mit dem Besitze England's begnügen würde. Heinrich knüpfte, wie früher Wilhelm II. es gethan, Verbindungen mit den normännischen Adeligen an, eroberte (1106) die Normandie und nahm seinen Bruder Robert nebst dessen Sohne Wilhelm gefangen. Der unglückliche älteste Sohn des Eroberers wurde nicht wieder frei. Achtundzwanzig Jahre lebte er in dem Schlosse Cardiff in Glamorganshiere bis zu seinem Tode. Ein minder hartes Schicksal hatte Edgar Atheling, welcher mit Robert, nach Jerusalem gezogen und mit ihm in der Normandie gefangen genommen worden war. Er bezog einen kleinen Ruhegehalt von Heinrich, den er bis zu seinem hohen Alter in England genoß. Unzweifelhaft war Edgar Atheling, nach den Begriffen der damaligen Zeit, der eigentlich rechtmäßige König von England, in zweiter Linie war es Robert, des Eroberers ältester Sohn. Beide werden uns als tapfere Männer geschildert. Doch es fehlte ihnen jene ausdauernde Thätigkeit und Schlauheit, welche ihren Gegnern, dem Eroberer und dessen beiden jüngeren Söhnen, eigen waren. Sobald Heinrich I. sich auf seinem Throne fest fühlte, bekümmerte er sich nicht mehr um die von ihm dem Volke gegebenen Zusagen. Er ließ das Bisthum von Durham nicht besetzen und bezog dessen Einkünfte. Bald gerieth er mit dem Erzbischoffe Anselm in Streit, welcher, nach einigen Wechselfällen, in ähnlicher Weise wie in Deutschland zwischen Kaiser und Pabst

dahin entschieden ward, daß der König Heinrich I. die Bischöffe mit den weltlichen, der Pabst sie mit ihren geistlichen Rechten belehnen sollte. Ungeachtet die Kirchenversammlung von Bari es für abscheulich erklärt hatte, „daß reine Hände, welche einen Gott schaffen und ihn zum Heile der Menschheit opfern könnten, weltlichen, mit Raub und Mord besudelten, Menschen, huldigen sollten", waren die Pfaffen doch froh, diesen ersten entscheidenden Sieg über die weltliche Gewalt errungen zu haben. Noch abgeschmackter, als die Gründe jener Kirchenversammlung sind diejenigen, mit welchen der Pabst Paschalis II. seine Anmaßungen zu beschönigen suchte. Er erklärte: „es ist gräßlich, daß ein Sohn behauptet, seinen Vater zu zeugen, oder ein Mensch, Gott zu schaffen; die Priester werden in der Schrift Götter genannt, da sie die Vertreter Gottes sind: wollt Ihr durch Eure abscheuliche Anmaßung ihnen die Belehnung zu ertheilen, das Recht, sie zu schaffen, in Anspruch nehmen?" So abgeschmackt und mit einander unvereinbar diese pfäffischen Erklärungen auch waren, so entsprachen sie doch dem Geiste der damaligen Zeit. Niemand wagte es, darauf hinzuweisen, daß, wenn Past Paschalis II. bemerkte, es sei gräßlich, daß ein Mensch behaupte Gott zu schaffen, er obigem Ausspruche der Kirchenversammlung von Bari geradezu widerstrebe, indem diese den Priestern das Vermögen zuschreibe, Gott zu schaffen. Eben so wenig wurde es auffallend gefunden, daß später die Bischöffe und Aebte den weltlichen Fürsten wegen ihrer weltlichen Rechte Huldigung leisteten. Je größer der Unsinn und je unvereinbarer die Behauptungen der Pfaffen waren, desto dumpfer und stumpfer wurden die Menschen damaliger Zeit. Wie Mühlräder gingen die pfäffischen Lehren des Mittelalters den meisten Menschen in den Köpfen herum. Je dummer die große Masse dadurch wurde, desto freieres Spiel hatten die Gauner und Gaukler, welche sich Geistliche nannten. Sie wußten von allen Verhältnissen Vortheil zu ziehen und namentlich von Thronstreitigkeiten. Großen Gewinn brachte es ihnen, daß seit langer Zeit fast alle Könige Englands sich durch Gewalt empor schwangen und daher, im Bewußtsein ihres mangelhaften Rechtes, suchten, sich die Geistlichkeit geneigt zu machen. Heinrich I. durfte es nicht wagen, seinen Streit mit Anselm auf's äußerste zu treiben, weil seine zahlreichen Feinde mit Vergnügen sich der Geistlichkeit angeschlossen haben würden, sobald sie ihm offenen Krieg erklärt hätte. Heinrich strebte mir den ihm zu Gebote stehenden Mitteln, d. h. mit der weltlichen Gewalt, nach demselben Ziele, wie die Pfaffen, nämlich, nach der Befriedigung seiner persönlichen Leidenschaften. Er war, gleich seinen Vorgängern, ein leidenschaftlicher Jäger; er vermehrte und vergrößerte die königlichen Forsten, bestrafte die Tödtung eines Hirsches, wie Mord, beschränkte die Freiheit der Waldeigenthümer, auf ihrem eigenen Grund und Boden zu jagen und Holz zu fällen. Er zog die Verbrecher zweiten Ranges, Diebe, Falschmünzer u. dgl. zu strenger Strafe und bewies in dieser Rücksicht große Härte, denn er setzte zuerst die Todesstrafe auf den Diebstahl. Doch die großen Verbrecher, welche die Ruhe und den Frieden ganzer Grafschaften, ja des ganzen Reiches gefährdeten, gingen, wie gewöhnlich frei umher. Obgleich Heinrich sieben uneheliche Söhne und sechs uneheliche Töchter hatte, besaß er nur zwei eheliche Kinder, einen Sohn und eine Tochter, von welchen der Erstere frühe starb. Seine Tochter Mathilde war in erster Ehe mit dem deutschen Kaiser, Heinrich V., vermählt. Nach dessen kinderlosem Tode ließ der König von England (1126) in einer glänzenden Versammlung der Großen des Reiches, Mathilden die Nachfolge zusichern. Später verehelichte sie sich mit dem Sohne des Grafen Fulko V. von Anjou, Gottfried, welcher von dem Ginsterzweige (planta genest), den er auf seinem Helme zu tragen pflegte, den Beinamen Plantagenet erhielt. Mathilde, welche zehn Jahre älter, als Gottfried war, lebte mit diesem und auch mit ihrem Vater Heinrich I. nicht im besten Einvernehmen.

Ein anderer Verwandter der königlichen Familie, Stephan von Blois, der Sohn Adelen's, der Tochter Wilhelm's des Eroberers, der Gatte der Gräfin von Boulogne und reichste Mann von England machte sich diese Umstände zu Nutze. Zwar hatte er mit großem Eifer Mathilden den Eid der Treue geleistet. Als jedoch Heinrich I., während er mit seiner Tochter Mathilde in Streit befangen, war, starb (1135), folgte Stephan von Blois dem Beispiele Heinrich's I. und Wilhelm's II. Er eilte aus der Normandie, woselbst er in des Königs Nähe gewesen war, nach England und warf sich dort zum Herrscher auf. Sein Bruder, der Bischoff von Wincheſter, gewann die Geistlichkeit für ihn. Der Erzbischoff von Canterbury, welcher, gleich allen anderen Großen des Reiches, der Tochter Heinrich's I. den Eid der Treue geschworen hatte, ließ sich durch das falsche Zeugniß eines gewissen Hugo Bigod, welcher aussagte, Heinrich I. habe auf seinem Todtenbette die Absicht ausgesprochen, den Grafen von Boulogne zu seinem Erben einzusetzen, — bestimmen, Stephan die Krone aufzusetzen. Auch er begann, gleich seinen beiden Vorgängern, die Regierung mit Versprechungen, welche besonders die Geistlichkeit und den Adel für ihn gewinnen sollten. Die Folge dieses königlichen Freiheitsbriefes war, daß die englischen Bischöffe und Baronen vermeinten, fortan in vollständiger Selbstherrlichkeit leben zu können. Sie befestigten ihre Burgen und bauten neue. Doch da sich Stephan des königlichen Schatzes von Wincheſter bemächtigt hatte, besaß er die Mittel, zahlreiche Haufen roher Söldner, welche unter dem Namen Brabanzonen in Flandern und in der Bretagne ihr Handwerk trieben, in seine Dienste zu nehmen. Mit deren Hülfe schreckte König Stephan die Unzufriedenen. Der Pabst erkannte ihn mit Vergnügen an, da er denken mochte, Stephan werde bei der Schwäche seines Rechtes schwerlich im Stande sein, den Ansprüchen der Geistlichkeit einen kräftigen Damm entgegen zu setzen.

Heinrich's I. Tochter, Mathilde gab aber ihre Anspüche nicht auf. Nach mehreren Wechselfällen gelang es ihr, Stephan gefangen zu nehmen (1144). Sie ließ sich in der Cathedrale von Wincheſter zur Königin krönen; selbst London, die Stadt, welche Stephan am meisten Anhänglichkeit bewiesen hatte, mußte sich ihr unterwerfen. Bald darauf wurde ihr Halbbruder Robert von Glouceſter, welcher die Seele ihrer Partei war, von den Anhängern Stephans gefangen genommen. Beide wurden später gegen einander ausgewechselt.

Stephan's Bruder, der Bischoff von Wincheſter, spielte bei diesen Kämpfen eine zweideutige Rolle, indem er sich bald der einen, bald der anderen Partei anschloß. Der Zustand England's war im höchsten Grade elend. Die Städte wurden gebrandschatzt und angezündet, die Felder blieben großentheils unbebaut. Niemand war seines Lebens und seines Eigenthums sicher. Die fremden Söldner, welche, dem Beispiele Stephan's zufolge, viele Große des Reiches in ihre Dienste nahmen, kannten kein Erbarmen; ihre Grausamkeit wurde nur beschränkt durch ihre Raubsucht. Nach achtzehnjährigem Kampfe wurde endlich Friede geschlossen. (1153). Heinrich, der Sohn Mathilden's und Gottfried's von Anjou sollte Stephan nachfolgen, dieser bis zu seinem Tode König bleiben. Schon ein Jahr darauf (1154) starb Stephan. Die Krone hatte ihm viel Mühe und Noth gebracht. Nur die Geistlichkeit zog Vortheil aus den Leiden des Volkes. Sie dehnte ihre Ansprüche immer weiter aus. Berufungen an den Pabst, welche früher ungesetzlich gewesen waren, wurden immer häufiger, wobei der römische Stuhl mittelbar und unmittelbar, durch Sporkeln und Bestechungen an Gold und Einfluß gewann. Der glänzendste Zeitpunkt des Lebens Stephan's war der Krieg, den er (1138) mit den Schotten führte. In der s. g. Standartenschlacht gewann er einen entscheidenden Sieg über den König David I. von Schottland.

§. 62. Heinrich II. und Richard Löwenherz. (1154—1199.)

Seit langer Zeit war kein König unter so günstigen Verhältnissen auf den Thron gelangt, als der Sohn Mathildens, Heinrich II. Plantagenet. Er entließ sofort die mit Recht verhaßten, fremden Söldnerschaaren, zerstörte die neu errichteten Raubschlösser des Adels und stellte, im Laufe zweier Jahre, den inneren Frieden im englischen Reiche wieder her. Bis zu jener Zeit hatten sich die Könige von Wallis ihre Unabhängigkeit erhalten und dieselbe zu häufigen Einfällen in das englische Gebiet benützt. Heinrich II. bekriegte sie 1157 und zwang sie zur Unterwerfung. Doch die gefährlichsten Feinde der Könige damaliger Zeit waren nicht diejenigen, welche Schwerter und Streitkolben führten, sondern die Gleißner, welche unter der Außenseite der Diener Gottes die wildesten Leidenschaften verbargen.

Die Könige Wilhelm II., Heinrich I. und Stephan waren zu sehr mit inneren Kämpfen beschäftigt, als daß sie mit voller Kraft den Anmaßungen des Pfaffenthums hätten entgegen treten können. Sie Alle hatten kein anderes Recht auf den Thron von England, als welches ihnen die Gewalt gab. Heinrich's II. Ansprüche auf die Krone waren unbestritten. Kein König von England hatte vor ihm über ein so großes Reich geherrscht. Außer England gehorchte ihm fast der dritte Theil Frankreichs. Anjou, Touraine und Maine erbte er von väterlicher Seite, die Normandie und die Bretagne von seiner Mutter Mathilde; Guienne, Poitou Saintonge, Auvergne, Perigord, Angoumois und Limousin hatte ihm seine Gattin Eleonore*) zugebracht. Die Pfaffen waren aber doch mächtiger als Heinrich II. Um die Streitigkeiten zwischen Kirche und Staat dauernd zu schlichten und seine königlichen Rechte festzustellen, berief der König eine zahlreiche Versammlung seiner Barone und Bischöffe nach Clarendon (1164). Die Uebergriffe, welche sich die Geistlichen seit den Zeiten Wilhelm's II. erlaubt, hatten allgemeine Mißstimmung erregt. Heinrich II. fand daher nicht blos seine Barone, sondern auch einen großen Theil der Bischöffe geneigt, ihm die Hand zur Abstellung der eingerissenen Mißbräuche zu bieten. Heinrich dachte nicht daran, die Vorrechte der Geistlichkeit zu schmälern; er wollte nur den Mißbräuchen ein Ziel setzen, welche mit diesen getrieben wurden.

Die kirchlichen Gerichtshöfe ließen die Verbrechen ihrer Anhänger und derjenigen, welche sie bestachen, unbestraft. Im Bewußtsein, daß sie sich leicht mit ihren Richtern abfinden könnten, nahm die Zügellosigkeit der Geistlichen, von Jahrzehnd zu Jahrzehnd, immer zu. Ihre Reichthümer waren, zum Nachtheile der Gesammtheit, übermäßig angewachsen. Diesen und vielen anderen Uebelständen trat die Versammlung von Clarendon entgegen, indem sie bestimmte: „Kirchen, welche Kronlehen sind, dürfen, ohne des Königs Zustimmung, nicht auf immer weggegeben werden. In Strafsachen sollen die Geistlichen vor den weltlichen Gerichten, in kirchlichen Angelegenheiten vor den kirchlichen Gerichtshöfen, im Beisein eines weltlichen Gerichtsbeamten, zu Recht stehen. Geistliche sollen nur mit Erlaubniß der Krone das Reich verlassen, und wenn sie diese erhalten haben, Sicherheit geben, in ihrer Abwesenheit nichts zum Schaden des Königs oder des Reiches zu thun. Die Verhandlungen vor den geistlichen Gerichten sollen ordnungsmäßig geführt werden, im entgegengesetzten Falle soll der Sheriff, auf Betreiben des Bischoffs, einschreiten. Excommunicirte Personen sollen nicht gezwungen werden, an ihrem Wohnorte zu verbleiben, sondern nur das Urtheil der Kirche anzuerkennen. Kein unmittelbarer Lehensmann des Königs oder seiner Barone soll, ohne Wissen des

*) Siehe Oben §. 57.

Königs, excommunicirt werden. In allen kirchlichen Sachen findet die Berufung vom Erzdekan an den Bischoff, von diesem an den Erzbischoff und vom Erzbischoff an den König statt, welcher die endliche Entscheidung gibt. Alle Geistlichen, welche Lehen vom Könige besitzen, sind insoweit den Lehensgesetzen und Lehenshöfen unterworfen. Die von den Königen gegründeten Erzbisthümer, Abteien oder Priorate sollen, in Erledigungsfällen, auf Einladung des Königs, von den durch ihn dazu bestellten Personen durch Wahl besetzt werden. Der König verhilft den Geistlichen zu ihren Rechten wider die weltlichen Barone und Große. Diese haben umgekehrt jeden zu excommuniciren, welcher, als unverbesserlicher Verbrecher, die Rechte des Königs verletzt hat. Die Güter von Verbrechern, welche für verfallen erklärt wurden, dürfen nicht in Kirchen oder Kirchhöfen, dem Arm, der Gerechtigkeit entzogen werden. Alle Klagen wegen Schulden sollen vor die königlichen Gerichte gebracht werden, ohne Rücksicht auf die bei dem Vertrage stattgefundenen, Feierlichkeiten.

Diese Bestimmungen wurden von der gesammten englischen Geistlichkeit und namentlich auch von dem Erzbischoffe Becket unterzeichnet. Später bereute Becket, was er unter dem Einflusse der zahlreich besuchen Versammlung gethan hatte. Als Meister in der Heuchelei gab er sich den Anschein, eine schwere Sünde begangen zu haben, indem er die Beschlüsse der Kirchenversammlung unterzeichnete. Er suspendirte sich selbst auf vierzig Tage von seinem Amte, ließ sich von Alexander III. Absolution ertheilen und stellte sich, als wäre er, nachdem er dieses Possenspiel aufgeführt, vollkommen berechtigt, die, von der englischen Kirche und den englischen Baronen gefaßten, von dem Könige bestätigten und von ihm selbst unterzeichneten, Beschlüsse anzugreifen. Er trat mit dem Könige in offenen Widerstreit, nicht zum Besten des Volkes, sondern um die Macht des Pabstes, welche schon viel zu groß war, noch weiter auszubeeiten. Erregte das Volk, welches in damaligen Zeiten noch gedankenloser war, als in unseren Tagen und den Priestern williges Ohr lieh, gegen den König und die Beschlüsse der Versammlung von Clarendon auf und bereitete dem Staate Unruhen und Gefahren. Als der König mit Entschiedenheit dem widerspenstigen Pfaffen entgegentrat, floh er nach Frankreich, woselbst sich damals der Pabst Alexander III. aufhielt. Dieser und der König von Frankreich vermittelten, daß Heinrich dem Erzbischoffe verzieh und ihm gestattete, zurüzukehren. Durch seine eigenmächtige Flucht aus dem Lande hatte er eigentlich sein Amt verwirkt. In der Hoffnung, der übermüthige Prälat werde zur Besinnung kommen, gestattete der König, daß er sein Erzbisthum wieder übernahm. Doch kaum saß er von neuem auf seinem Stuhle zu Canterbury, so nahm er mit allen Künsten eines rebellischen Pfaffen seinen frühern Widerstand gegen die Gesetze des Landes zu dessen Verderben, aber zum Vortheil des unersättlichen Pabstthums wieder auf. In seinem gerechten Zorne über den heuchlerischen und herrschsüchtigen Priester, rief der König einst aus: „Bin ich nicht unglücklich, daß sich unter meinen vielen Anhängern und Dienern nicht Einer findet, welcher den Muth besitzt, die Beleidigungen zu rächen, die mir ein elender Priester unausgesetzt, zufügt?“ Diese Worte gingen nicht verloren. Vier Ritter von seinem Gefolge, Fitz-Urse, Tracy, Britton und Morville wußten zwischen dem Ausbruche eines augenblicklichen Zornes und einer reiflichen Erwägung, zwischen Worten des Unmuths und bestimmten Befehlen nicht zu unterscheiden. Mehr getrieben durch ihre eigenen gewaltthätigen Neigungen, als die ihnen von Heinrich II. gegebene Anregung, machten sie sich auf den Weg nach Canterbury. Vorher ließen sie einige Drohungen fallen, welche dem Könige hinterbracht wurden und diesen veranlaßten, ihnen einen Boten mit dem Befehle nachzusenden, nichts gegen die Person des Erzbischoffs zu unternehmen. Doch dieser kam zu spät. Die vier Ritter waren aus der Normandie, woselbst sich damals Heinrich II. aufhielt, eiligst nach Canterbury gereist, hatten den Erzbi-

schoss beim Abendgottesdienste in seiner Cathedrale überrascht und niedergestoßen (1170). Nach der That erst kamen sie zur Besinnung, erkannten, daß sie zu weit gegangen seien, um auf den Dank des Königs, oder nur auf dessen Verzeihung, rechnen zu können und kehrten nicht an dessen Hoflager zurück, sondern verbargen sich in Knaresborough in Yorkshire, einer Besitzung Morville's. Vergebens stellte der König jede Theilnahme an der Ermordung Becket's in Abrede, umsonst bekundete er dieses dadurch, daß er seinen vier Rittern weder Schutz noch Gunst, erwies. Dem herrschsüchtigen Oberpfaffen war es nicht darum zu thun, einige Ritter zu demüthigen, er wollte seine Macht und seinen Einfluß in England vermehren und darum die Gewalt des einzigen Mannes, der ihm widerstrebte, Heinrich's II., brechen. Dieser verstand es jedoch den drohenden Bannstrahl aufzuhalten und die erste Aufregung über die Tödtung Becket's verrauschen zu lassen. Er machte einen Kriegszug gegen Irland, welcher dem Pabste die Macht und die Entschlossenheit des Königs zeigte, Nichtsdestoweniger mußte er sich harten, ja schimpflichen Bedingungen unterwerfen, um den damals so sehr gefürchteten Bannstrahl von sich abzuwenden und die Aufhebung des auf seine Länder gelegten Interdictes zu bewirken. Heinrich II. erklärte eidlich, keine Schuld an dem Morde Becket's zu haben, verzieh allen Anhängern desselben, die sich gegen ihn vergangen hatten, zahlte eine bedeutende Geldsumme an die Templer zum Kriege, welcher in Palästina geführt wurde und versprach, selbst das Kreuz zu nehmen. Außerdem reiste er nach Canterbury zum Grabe des mittlerweile für „heilig" erklärten Thomas Becket, näherte sich barfuß den Gebeinen seines Feindes, warf sich vor denselben in den Staub und brachte einen ganzen Tag und eine ganze Nacht fastend und betend dort zu. Am folgenden Tage versammelte er die Mönche des Kapitels, entkleidete sich vor ihnen, reichte jedem eine Geißel und ließ sich von ihnen den Rücken zerbläuen. Dann erst erhielt er die Absolution. Zwar eroberte Heinrich II. Irland und Schottland, doch die Schmach dieser Kirchenbuße schnellte die Wagschaale seines Ruhmes hoch in der Luft. Seine Verwaltung war minder gewaltthätig und gerechter, als diejenige irgend eines der normännischen Könige. Sein Character war mild und sein Verstand so klar, als mit dem Unsinn vereinbarlich war, welchen damals jeder, der mit der Kirche in Frieden leben wollte, anerkennen mußte. Er war aber schwach im Verkehre mit dem weiblichen Geschlechte und gerieth dadurch in Mißverhältnisse mit seiner Gattin Eleonore, welche in ihrem vorgerückten Alter keine Entschuldigung für die Vergehungen ihres Gatten fand, und ihrem Unmuthe ihren Söhnen gegenüber Luft machte. Schon im Jahre 1173 hatte Heinrich mit seinem ältesten, gleichen Namens, und mit seinen jüngeren Söhnen Gottfried und Richard zu kämpfen. Der König Ludwig VII. von Frankreich, dessen Tochter Margaretha der englische Thronerbe geehlicht hatte, schürte das Feuer, welches der Vater mit Mühe erstickte. Im Jahre 1180 begann der Krieg in der Familie von neuem. Prinz Heinrich floh an den französischen Hof zu Philipp August, und Richard, welcher seinem älteren Bruder wegen Guienne, das er verwaltete, nicht huldigen wollte, führte Krieg gegen seine beiden Brüder Heinrich und Gottfried. Nach des Prinzen Heinrich Tode (1183) empörte sich Richard von neuem gegen seinen Vater. Kaum hatte Heinrich II. mit Hülfe seiner Gemahlin Eleonore diese Empörung erstickt, so griff Gottfried vom schlauen Feinde Philipp August aufgewiegelt zu den Waffen. Doch auch dieser Sohn verlor bald schon sein Leben in einem Tourniere zu Paris. Im Jahre 1189 schwang Richard die vom französischen Könige genährte Fackel des Krieges. Bevor er zur Ruhe gebracht werden konnte, starb Heinrich II. (6. Juli 1189). Er hinterließ außer Richard, welcher später den Namen „Löwenherz" erhielt, einen zweiten Sohn, der als Johann „ohne Land" in der Geschichte bekannt ist.

Richard's Thaten in Palästina und die Schicksale, welche er auf seinem Rückwege in Deutschland erlebte, haben wir schon Oben erzählt.*) Um seine Rüstungen für den Kreuzzug in großartigster Weise machen zu können, drückte er sein Volk mit schweren Lasten und Abgaben und verkaufte was nur verkäuflich war. Sein Benehmen bewies deutlich, daß er den Krieg im Osten nicht aus Frömmigkeit, sondern aus Ehrgeiz und Ruhmsucht unternahm. Nicht mit Unrecht rieth ihm Fulko, der Pfarrer von Neuilly, er möge sich seiner drei Lieblingstöchter, des Stolzes, der Habsucht und der Wollust entledigen. Doch Richard blieb ihm die Antwort nicht schuldig. Er entgegnete: ihr rathet gut, und ich vermache hierdurch die erste den Templern, die zweite den Benedictinern und die dritte meinen Prälaten. Die Geistlichen waren allerdings schwerlich besser, als der König. Bevor Richard nach Palästina abreiste, setzte er eine Regentschaft nieder und nahm seinem Bruder Johann das eidliche Versprechen ab, drei Jahre lang England nicht betreten zu wollen. Richard hatte sich selbst gegen seinen Vater zu schwer vergangen, um erwarten zu können, daß sein Bruder edler an ihm handeln würde. Hugo, Bischoff von Durham, und Longchamp Bischoff von Ely, welche in Richard's Abwesenheit das Land beherrschten, wurden bald unter sich uneinig. Longchamp ließ sogar seinen Amtsgenossen verhaften. Der herrische Character Longchamp's brachte die äußerste Mißstimmung im Lande hervor, welche dem rastlosen Johann eine erwünschte Gelegenheit bot, sich in die Regierung des Landes einzumischen. So lange Heinrich II. gelebt hatte, hütete sich der König Philipp August von Frankreich wohl, sich mit demselben in gefährliche Kriege zu verwickeln. Nach dessen Tode faßte er jedoch den Plan, die englischen Besitzungen in Frankreich ganz oder theilweise an sich zu bringen. Schon bei Lebzeiten Heinrich's II. war zwischen ihm und dem Könige von Frankreich die Verabredung getroffen worden, Richard solle die französische Prinzessin Alice ehelichen und diese war deßhalb an den Hof des Königs von England geschickt worden. Als Richard auf seinem Kreuzzuge zu Messina mit Philipp August zusammentraf, drang dieser darauf, daß Richard seine Schwester Alice heirathen sollte. Dessen weigerte sich der englische König und brachte so überzeugende Beweise von Alicen's Untreue, daß Philipp August nicht weiter in Richard drang. Alice hatte, außer anderen Liebesabenteuern, auch eines mit dem Vater Richard's dem alten König Heinrich II. gehabt, welchem sie sogar ein Kind gebar. Gegen derartige Schändlichkeiten schritt die Geistlichkeit niemals ein, schon aus dem Grunde nicht, weil sie in dem Kapitel der Fleischesvergehungen sich selbst sehr schwach fühlte und daher nicht wagen durfte, einen Gegner zu reizen, welcher den Mantel christlicher Liebe, oder vielmehr abergläubischer Verehrung von ihren nur zu sehr bekannten Ausschweifungen zurückschlagen konnte. Richard ehelichte sogar mit Philipp August's Zustimmung, Berengaria, die Tochter Sancho's von Navarra, welche ihm seine Mutter Eleonore nach Messina zuführte, worauf er nach Palästina absegelte. Philipp August eilte aus dem Osten nach Frankreich zurückzukehren, setzte sich mit dem Prinzen Johann in Verbindung, versprach diesem seine Schwester Alice, welche Richard verschmäht hatte, zur Frau und bot ihm sämmtliche in Frankreich belegenen Länder Richard's zum Lohne für seinen Verrath an. Mit Mühe gelang es der Königin Mutter Eleonore und der Regentschaft, Johann, schon im Jahre 1192, von offener Empörung abzuhalten. Als jedoch Richard auf seiner Rückkehr von Palästina in Deutschland gefangen genommen wurde, knüpfte Philipp August seine Unterhandlungen mit dem Prinzen Johann von neuem an. Johann versprach, einen Theil der Normandie an Philipp August abzutreten, wogegen dieser ihn mit allen übrigen festländischen Besitzungen Richard's

*) Siehe §. 8. und §. 30

belehnte. In der That gelangte Philipp August durch die Verrätherei Johann's in den Besitz mehrerer Festungen der Normandie. Johann reiste hierauf nach England zurück, gab vor, sichere Nachricht vom Tode Richard's erhalten zu haben und versuchte, sich zum Könige aufzuwerfen. Dies gelang ihm jedoch nicht; er versuchte dann sein Glück in Frankreich, woselbst er das mit Philipp August geschlossene Bündniß offen anerkannte. Ungeachtet aller Ränke Philipp August's und Johann's kehrte Richard, im März des Jahres 1194, nach England zurück. Der Jubel des Volkes, welches die Leiden des Königs und den von ihm bewiesenen kriegerischen Muth, ihm als höchstes Verdienst anrechnete und ihm den traurigen Zustand, in welchen das Land während seiner Abwesenheit verfiel, nicht zur Last setzte, war groß. Prinz Johann wurde öffentlich des Verrathes schuldig und aller seiner Besitzungen in England verlustig erklärt. Richard eilte nach der Normandie, woselbst Philipp August sich längst zum Kriege gerüstet hatte. Als dieser Kenntniß von Richard's Freilassung erhielt, schrieb er seinem Verbündeten Johann: „Sehe Dich vor, der Teufel ist losgebrochen!" Doch derselbe Richard, welcher in Palästina so große Heldenthaten verübt hatte, zeichnete sich nach seiner Rückkehr, sei es, daß seine Kraft gebrochen, oder sein Leben von zu kurzer Dauer war, durch keine Kriegsthaten mehr aus. Prinz Johann warf sich seinem Bruder zu Füßen, erhielt von ihm Verzeihung, und ließ, wahrscheinlich um diesem einen Beweis seiner Treue zu geben, die sämmtlichen französischen Offiziere der Citadelle von Evreux bei einem Gastmahle ermorden. Diese Schandthat hatte übrigens keine anderen Folgen, als daß sich Johann die Verachtung der ganzen Welt zuzog und daß Evreux wieder in den Besitz der Engländer gelangte. Im Jahr 1199 verlor Richard durch seine eigene Schuld, das Leben. Er bekriegte den Grafen Vidomer von Limoges, welcher ihm von einem Schatze, den er gefunden hatte, nur einen Theil und nicht das Ganze abtreten wollte und belagerte ihn in seinem Schlosse Chalos. Die Garnison wollte sich ergeben. Richard trieb sie auf's Aeußerste durch die Erklärung, er wolle den Platz nehmen und jeden einzelnen Mann der Besatzung aufhängen. An demselben Tage traf ihn ein Pfeil von der Hand Bertrand's de Gourdon, dessen Vater und zwei Brüder Richard mit eigener Hand getödtet hatte. Der König hielt das scheußliche Wort, das er gegeben hatte, nahm die Feste und ließ die ganze Besatzung mit Ausnahme Gourdon's aufhängen. Diesem wollte er die Freiheit geben, allein der Führer der Brabanzonen, welche in Richard's Dienst standen, Markadee, ließ ihm lebendig die Haut abziehen und dann hängen. Richard starb bald darauf an seiner Wunde, im zehnten Jahre seiner Regierung, dem 42. seines Alters, ohne Kinder zu hinterlassen.

§. 63. Johann ohne Land, Heinrich III. und Eduard I. [1199—1291].

Johann, welcher seinem Bruder Richard nachfolgte, hatte seinen Beinamen „ohne Land" (lackland) schon bevor er den Thron bestieg, erhalten, weil er zu einer Zeit, da seine drei Brüder schon bedeutende Provinzen beherrschten, noch kein Land hatte. Selten hatte der Erbe einer Krone durch eine solche Masse schändlicher Thaten die allgemeine Verachtung auf sich gezogen, wie Johann ohne Land. Richard hatte, als er nach Palästina zog, seines Bruders Gottfried Sohn Arthur zur Nachfolge bestimmt. Auf seinem Todtenbette hinterließ er jedoch seinem Bruder Johann die Krone. Während Richard's Abwesenheit war es Johann gelungen, sämmtliche englische Barone zu bestimmen, ihm zu schwören, daß sie seinen Anspruch auf die Thronfolge aufrecht erhalten wollten. Arthur, der Sohn eines älteren Bruders hatte, nach den Begriffen der damaligen Zeit, welche sich in allen europäischen

Herrscherfamilien erhalten haben, den Vorzug vor Johann. Der letzte Wille König Richard's, die eidliche Zusage der Barone und das jugendliche Alter Arthur's (er zählte erst zwölf Jahre) hatten aber zur Folge, daß Johann ohne bedeutende Schwierigkeiten diesseits und jenseits des Canales als Herrscher anerkannt wurde. Arthur machte zwar, in Verbindung mit dem Könige Philipp August von Frankreich, einen Versuch, sich in den Besitz der Provinzen diesseits des Canales zu setzen, allein Johann vereitelte denselben ohne Mühe. Im Jahre 1201 brach offener Krieg mit Frankreich aus. Arthur floh zu Philipp August, welcher von Johann verlangte, daß er sämmliche festländische Besitzungen an seinen Neffen abtreten sollte. Johann weigerte sich dessen, nahm (1203) Arthur gefangen und ermordete, wahrscheinlich mit eigener Hand, den Sohn seines Bruders. Um dieselbe Zeit ließ er sich von seiner Gemahlin, der Erbtochter des Hauses Gloucester, scheiden und vermählte sich mit Isabellen, der Tochter des Grafen von Angouleme, welche bereits an den Grafen de la Marche verehlicht, obgleich aus Rücksicht für ihr zartes Alter die Ehe noch nicht vollzogen worden war. Der Graf de la Marche und sein Bruder, der Graf von Eu, wüthend über die dem Ersteren angethane Schmach erregten einen Aufstand in Poitou und der Normandie gegen König Johann, um dieselbe Zeit, zu welcher Philipp August den Krieg gegen ihn begann. Johann ergab sich ganz seiner Neigung zu Isabellen, lebte in vollständiger Unthätigkeit zu Rouen und verlor eine Stadt und eine Provinz nach der andern, bis er endlich selbst Rouen nicht mehr halten konnte und nach England entfloh (1205). Mit Mühe verschaffte ihm der Pabst (1206) einen zweijährigen Waffenstillstand mit dem Könige von Frankreich, nachdem er fast alle festländischen Besitzungen an den Letzteren verloren hatte. In allen Beziehungen seines Lebens: gegenüber den Mitgliedern seiner Familie, dem Könige Philipp August von Frankreich und seinem Volke, das er mit Füßen trat, bedeckte sich Johann mit Schmach. Doch den größten Schandfleck seines Lebens bilden sein Benehmen gegen den Pabst Innocenz III. und die Bedingungen, welche er sich gefallen ließ, um die Gefahr eines Krieges mit Philipp August und der fortdauernden Feindschaft dieses Pabstes abzuwenden, Die Einzelnheiten seines Streites mit der Kirche werden wir unten mittheilen.*) Hier genüge die Bemerkung, daß König Johann, welcher den vom Pabste Innocenz III. ernannten Erzbischoff Langton nicht anerkennen wollte, durch diesen schlauen Pabst dahin gebracht wurde, nicht blos den ihm aus Rom gesandten Erzbischoff zu bestätigen, sondern auch den Pabst als seinen Oberherrn und das englische Reich als ein diesem tributpflichtiges Land anzuerkennen, die Waffen, mit denen Pabst und König sich bekämpften, verdienen hier etwas näher bezeichnet zu werden. Die schwere Artillerie des Pabstes bestand in dem Interdicte, welches er auf das Land Johann's legte. Der äußere Gottesdienst hörte plötzlich im ganzen Reiche auf. Die Altäre wurden ihrer Zierrathen entkleidet, die Kreuze, Reliquien, Bilder und Bildsäulen der s. g. Heiligen auf die Erde gelegt und zugedeckt. Alles Geläute hörte auf, die Glocken wurden von den Thürmen herabgenommen. Die Geistlichen lasen ihre Messe bei verschlossenen Thoren und nur Priester wurden dabei zugelassen. Von s. g. gottesdienstlichen Handlungen wurde nur die Taufe den neu gebornen Kindern und die letzte Oelung den Sterbenden gespendet. Die Todten wurden nicht in s. g. „heiliger Erde" beigesetzt, sondern in Gräben geworfen, oder auf Feldern eingescharrt, ohne daß die üblichen Ceremonien und Gebete von den Geistlichen verrichtet worden wären. Die Ehen wurden auf den Kirchhöfen eingesegnet und der Genuß des Fleisches dem Volke, wie in der Fastenzeit, verboten. Alle Vergnügen und üblichen Unterhaltungen wurden untersagt. Die Menschen sollten

*) Siehe §. 83.

sich gegenseitig nicht grüßen und ihrem Anzuge keine Sorge widmen, die Männer sollten sich den Bart nicht scheeren und überhaupt das ganze Leben den Anschein des größten Jammers und Elend's, oder, wie die Priester sich ausdrücken, göttlichen Zornes und himmlischer Rache an sich tragen.

König Johann zog dagegen das Vermögen aller Geistlichen ein, welche das Interdict in Ausführung brachten, verbannte die Prälaten, erlaubte den Mönchen nicht, ihre Klöster zu verlassen und bewilligte ihnen nur das nothwendigste zu ihrem Unterhalte und ihrer Kleidung. Was aber die Geistlichen am schmerzlichsten traf, war, das er ihre Beischläferinnen in das Gefängniß warf und nur gegen hohe Geldsummen wieder frei gab. Wäre der König Johann nicht ein eben so feiger, als übermüthiger Mensch gewesen, es wäre ihm ohne Zweifel gelungen, den Pabst und die gesammte Geistlichkeit aus dem Felde zu schlagen. Die päbstlichen Waffen waren, nachdem sie Jahre lang geschwungen, stumpf geworden. Das Volk gewöhnte sich daran, ohne Pfaffen zu leben. Johann selbst gab bei mehr als einer Gelegenheit zu erkennen, daß er an den Pfaffen-Hokus-Pokus nicht glaube. Als er einst einen sehr fetten Hirsch auf der Jagd fing, rief er aus: „Wie feist und wohlgenährt ist dieses Thier! und doch möchte ich darauf schwören, daß er niemals Messe hörte." Der König gab dadurch zu verstehen, daß er die Messe nur dafür gut hielt, diejenigen, welche sie oft hörten, feist und thierisch zu machen. Der Unglaube Johann's war aber keineswegs die Folge eines erleuchteten Verstandes, oder eines reinen Gefühles für Sittlichkeit, er beruhte vielmehr nur auf einer genauen Kenntniß der Lasterhaftigkeit der Geistlichen seiner Zeit und auf seiner Abneigung gegen einen Stand, welcher ihm auf's feindseligste gegenübertrat. Johann führte kein reineres Leben, als die Geistlichen, deren Beischläferinnen er gefangen setzte. Er entehrte viele angesehene Familien durch hochfahrendes und beleidigendes Benehmen und machte alle Classen des Volkes unwillig, indem er ihnen die schwersten Abgaben und Lasten auferlegte. Die Unzufriedenheit wuchs von Jahr zu Jahr. Es ist in der That ein sonderbares Zusammentreffen, daß derselbe Langton, welcher die Veranlassung der Demüthigung Johann's gegenüber dem Pabste war, auch bewirkte, daß der König sich und alle seine Nachfolger an eine, der Monarchie beschränkende Staatsverfassung binden mußte. Langton versagte Johann die Absolution, bis er, außer dem Eide der Treue und des Gehorsams gegenüber dem Pabste Innocenz III. und dessen Nachfolgern geschworen hatte, „die guten Gesetze seiner Vorgänger und namentlich diejenigen des sogenannten „heiligen" Eduard wieder herzustellen, die schlechten abzuschaffen und Recht und Gerechtigkeit innerhalb seines Reiches zu handhaben." Langton zeigte den Baronen eine Abschrift des Freibriefs Heinrich's I., veranlaßte eine Versammlung derselben zu St. Edmondsbury, und bewirkte, daß die Barone sich eidlich verbanden, auf ihren Forderungen zu beharren, und endlosen Krieg gegen den König zu führen, bis er sie gewähren würde. Am 6. Januar 1215 erschienen die Barone zu London und verlangten, der König solle ihnen den Freibrief Heinrich's I. und die Gesetze Eduard's (des Bekenners) bestätigen. Vergebens suchte Johann durch neue Zugeständnisse, welche er der Geistlichkeit machte, und durch den Einfluß des Pabstes die Forderungen der Barone niederzuschlagen. Am 27. April desselben Jahres rückten über zweitausend Ritter mit ihrem Gefolge nach Brackley, fünfzehn Meilen von Oxford, wo der König dazumal wohnte. Als Johann sich weigerte, ihre Forderungen zu erfüllen, erwählten sie einen Feldherrn, „den sie den Marschall des Heeres Gottes und der heiligen Kirche nannten" und begannen den Krieg wider ihn. Sie zogen nach London, luden von da alle übrigen Barone ein, sich ihnen anzuschließen, verwüsteten die Parke und Paläste des Königs und seiner Anhänger und zwangen dadurch diesen den unter dem Namen Magna Charta, berühmten Frei-

brief zu erlassen (10. Juni 1215). Derselbe enthält zunächst die von den früheren Königen, namentlich Heinrich I., gemachten Zugeständnisse zu Gunsten der Geistlichen und der Adeligen*) außerdem aber noch folgende Bestimmungen: Alle den Baronen bewilligten Rechte und Freiheiten wurden auf deren Vasallen ausgedehnt; gleiches Maß und gleiches Gewicht für das ganze Reich eingeführt; die Kaufleute erhielten die Erlaubniß, ihre Geschäfte zu führen, ohne willkürlichen Zöllen und Auflagen preisgegeben zu werden. Hierzu kamen noch mannichfaltige Zusicherungen in Betreff der Freiheiten der Städte, des Erbrechtes, des Eigenthums und der Rechtspflege. Die Geschworenengerichte wurden wieder hergestellt und zu Gunsten der Bauern verfügt, daß ihnen ihre Karren, Pflüge und landwirthschaftliches Geräthe nicht abgepfändet werden solle.

Wichtiger, als alle diese Zugeständnisse war es aber, daß der König den Baronen erlaubte, fünfundzwanzig Männer aus ihrer Mitte zu wählen, welche die öffentlichen Freiheiten aufrecht erhalten und das Recht haben sollten, im Falle der König den Freibrief nicht hielte, gegen ihn Gewalt zu brauchen. Die freien Grundbesitzer jeder Grafschaft sollten zwölf Ritter wählen, um wegen der herrschenden Mißbräuche und Uebelstände an die fünfundzwanzig Conservatoren zu berichten.

Ungeachtet aller seiner schönen Worte suchte König Johann sich bald der ihm angelegten Bande zu entledigen. Es enstand ein offener Krieg zwischen ihm und dem Volke. In ihrer Verzweiflung riefen die englischen Barone sogar den Sohn Philipp August's, den nachherigen Ludwig VIII., zu Hülfe und boten ihm die Krone Englands an. Während dieser inneren Kämpfe starb Johann (1216). Außer seiner Ehre hatte dieser König fast sämmtliche englische Besitzungen in Frankreich, mit Ausnahme von Guienne und Poitou und die Unabhängigkeit seiner Krone dem Pabste gegenüber, — verloren. Der Freibrief, den er ausstellte, machte aber obgleich ohne seinen Willen, zu Gunsten des Volkes alle diese Verluste wieder gut.

Johann's Sohn und Nachfolger, Heinrich III. war erst neun Jahre alt, als sein Vater starb. So lange er unter der Leitung des Grafen Wilhelm von Pembroke stand, nahmen die Angelegenheiten des Landes einen guten Gang. Der französische Prinz Ludwig mußte unverrichteter Dinge abziehen, nachdem der englische Adel sich überzeugt hatte, es sei besser, die Launen eines inländischen, als diejenigen eines ausländischen Tyrannen zu ertragen. Hubert von Burgh und Peter des Roches, welche, nach Pembroke's Tode, an die Spitze der Regierung gelangten, waren ihrer schwierigen Stellung nicht gewachsen. Im Jahre 1224 wurde Heinrich III. durch den Pabst für volljährig erklärt. Er blieb jedoch sein ganzes Leben lang unmündig, obgleich (1226) die Barone ihn für volljährig anerkannten. Heinrich III. gab zwar, den Wünschen der Barone zufolge, in einem die Forsten betreffenden Freiheitsbrief, **Charta forestarum**, die Rechte auf, welche sich die Krone seit Heinrich II. angemaßt hatte, allein ein fester Rechtszustand konnte sich bei dem wankenden Charakter des Königs nicht gestalten. Die Barone fürchteten, wieder unter das alte Joch der Willkür zu gelangen, falls sie ihre bewaffnete Stellung dem König gegenüber aufgäben, während dieser stets bemüht war, den verhaßten Freiheitsbrief seines Vaters Johann umzustoßen, oder in Vergessenheit gerathen zu lassen. In diesem Streben wurde Heinrich III. von Seiten der Päbste auf's kräftigste unterstützt, wofür ihnen der König wiederum gestattete, unermeßliche Geldsummen in England zu erheben. Zuerst stürzte Hubert seinen Nebenbuhler Peter des Roches; dann (1232) erwies dieser jenem denselben Dienst. Besonders

*) Siehe §§. 61 u. 62. S. 183 ff.

verhaßt machte sich Heinrich III. dadurch, daß er Ausländern die höchsten Würden des Staates und die reichsten Erbtöchter Englands verlieh. So wenig Anhänglichkeit Heinrich jedem einzelnen seiner Lieblinge zollte, die er abwechselungsweise mit Wohlthaten und Verfolgungen überschüttete, so treu blieb er allen seinen Launen und seinen, dem Volke verhaßten, Neigungen. Seine Verschwendungen brachten ihn sehr häufig in Geldnoth. Er mußte sich an seine Barone wenden, um ihr abzuhelfen und sich bei dieser Gelegenheit oft die bittersten Wahrheiten sagen lassen. Unter den Lieblingen, welche der König mit Gunstbezeugungen überschüttete, stand Simon von Montfort, Graf von Leicester, der Sohn des verruchten Henkers der Albigenser, obenan. Er gab ihm sogar seine Schwester, Eleonore, zur Frau und ließ sich eine Zeit lang von ihm leiten. Als Heinrich's III. Bruder, Richard von Kornwallis, an der Spitze der Mißvergnügten diesem Günstlinge entgegentrat, wandte sich Heinrich von ihm, wie früher von Hubert und Peter, ab. Nachdem der König lange Zeit die Erpressungen der Päbste geduldet, ja gefördert hatte, ließ er (1246) eine Reichsversammlung beschließen, „daß Niemand ferner zu einer päbstlichen Steuer beitragen, oder Geld nach Rom senden solle." So schnell Heinrich diesen Beschluß hervorgerufen, ganz eben so rasch gab er ihn wieder auf, als ihm der Pabst entgegentrat. Alle diese Schwankungen und Erbärmlichkeiten trug das Volk, wenn auch nicht mit Zufriedenheit, doch mit Geduld. Endlich (1248) brach der Unwille aus. Die geistlichen und weltlichen Stände warfen dem Könige vor, daß er die erledigten Bisthümer und Abteien unbesetzt lasse, um deren Einkünfte zu beziehen, daß er alle seine Beamte nicht als Diener der Nation, sondern seiner Person betrachte, daß er die Sicherheit der Person und des Eigenthums habe untergehen lassen und sein Richteramt dazu benütze, Geld zu erpressen. Ungeachtet dieser herben Vorwürfe änderte der König seine Regierung nicht. Die Ritter seiner Umgebung lebten offenkundigerweise vom Straßenraub. Obgleich Heinrich III. nicht im Stande war, sein angebornes Reich mit Würde zu behaupten, ließ er sich doch durch den Pabst verlocken, die Insel Sicilien, welche damals noch im Besitze der Hohenstaufen war, für seinen Sohn Eduard zu kaufen. Der Pabst erpreßte unermeßliche Summen von dem englischen König unter dem Vorwande, daß er diese auf die Eroberung Sicilien's zu dessen Gunsten verwendet habe. Am gefährlichsten wurde aber Simon von Montfort, Graf von Leicester dem Könige. Als Heinrich, durch seine Geldverlegenheiten gezwungen, (1258) eine Versammlung der Barone nach Oxford berief, erschienen diese daselbst in Waffen und zwangen, unter Simon von Montfort's Anführung, Heinrich III., seine auswärtigen Umgebungen zu entlassen und die ganze Regierungsgewalt in die Hände vierundzwanzig Großer des Reiches zu legen, deren eine Hälfte der König, die andere der Adel ernannte. In jeder Grafschaft wurden vier Ritter zur Untersuchung der Beschwerden bestellt und beschlossen, daß die Parlamente regelmäßig dreimal des Jahres gehalten werden sollten. Die Versammlung des Jahres 1258, von welcher alle diese Neuerungen ausgingen, erhielt später, von den Anhängern des Königthums, den Namen des „tollen Parlamentes." Doch ist es unstreitig, daß sie es allein war, welche den Uebergang von dem schwankenden Freiheitsbriefe Johann's „ohne Land" zu der parlamentarischen Verfassung Englands vermittelte. Aus freien Stücken hätte sich niemals ein König des geringsten seiner Herrscherrechte begeben; er mußte dazu gezwungen werden, sei es durch ein bewaffnetes Parlament, oder durch ein parlamentarisches Kriegsheer. Karl I. wurde durch das letztere, Heinrich III. durch das erstere bezwungen. Bald entwickelte sich ein offener Kampf zwischen König und Volk. Der Graf von Leicester schwang sich an die Spitze der Barone und ließ sich, weder durch den Pabst, noch durch den König von Frankreich, Ludwig IX., abhalten, Heinrich III. auf's eifrigste zu bekriegen. In der Schlacht bei Lewes (i. J. 1264)

wurde Heinrich's Heer auf das Haupt geschlagen und er selbst nebst seinem Bruder, dem deutschen Kaiser Richard von Kornwallis, gefangen genommen. Auch Eduard, Heinrich's III. Sohn, welcher durch seine allzu große Hitze den Verlust der Schlacht herbeiführte, mußte sich den Siegern ergeben. Der Graf von Leicester wurde nun der eigentliche Beherrscher Englands, und entwickelte in kurzer Zeit, eine Herrschsucht, welcher die Fehler Heinrich's III. schnell in Vergessenheit brachte. Doch eine Handlung seines Lebens hat seinen Namen unsterblich gemacht. Er berief nämlich in das Parlament, außer den geistlichen und weltlichen Großen, auch zwei Abgeordnete der freien Grundbesitzer jeder Grafschaft und eine Anzahl Abgeordneter aus den Städten. Dadurch legte Leicester den eigentlichen Grund zu den englischen Parlamenten, welche bis zum heutigen Tage sich erhalten haben.

Im Jahre nach der Schlacht bei Lewes, wandte sich, bei Evesham das Kriegsglück gegen Leicester. Prinz Eduard, welcher aus der Gefangenschaft entkommen war, (August 1265) gewann die Schlacht und Leicester verlor heldenmüthig kämpfend, sein Leben.

Eduard leitete, an seines unfähigen Vaters Stelle, den Staat. Er legte dem Fürsten von Wales, der sich mit den Baronen verbündet und der Stadt London, welche sich am eifrigsten und wildesten im Kampfe gegen den König er wiesen hatte, Geldstrafen auf, vertrieb die Familie des Grafen Simon, und stellte bald wieder die Ruhe im Reiche her. Doch theilte er den Wahn seiner Zeit, unternahm einen Kreuzzug, half Ludwig IX. Tunis belagern und schiffte nach dessen Tode nach Palästina. Bevor er nach England zurückkehrte, starb sein Vater (1272) im Alter von vierundsechzig Jahren nach einer sechsundfünfzigjährigen Schein-Regierung.

Eduard erhielt die Nachricht von dem Tode seines Vaters, auf dem Rückwege von Palästina, in Sicilien. Er eilte nicht, nach England zu reisen, vielmehr brachte er ein ganzes Jahr in Frankreich zu, bevor er über Guienne in die Heimath zog. Eduard's Regierung (1272—1309) fällt nur zum Theil in diesen Zeitabschnitt. Er war ein kräftiger Herrscher, welcher aber die meisten Irrthümer und Leidenschaften seiner Zeit theilte. Den räuberischen Richtern und beutelustigen Baronen trat er mit Nachdruck entgegen. Gegen die Juden erwies er sich eben so grausam, als ungerecht. Er ließ an einem Tage 280 Juden in London aufhängen angeblich wegen Falschmünzerei. Doch ist es nicht wahrscheinlich, daß sie dieses Verbrechens überwiesen wurden. Jedenfalls ist eine derartige massenhafte Hinrichtung eine haarsträubende Schandthat. Die Häuser und Grundstücke der Juden ließ Eduard verkaufen, behielt die eine Hälfte des Erlöses für sich und bestimmte die andere solchen Israeliten, welche zum Christenthum übergehen wollten. Die Schlußmaßregel Eduard's beweist übrigens am deutlichsten, welches seine Beweggründe und Absichten den Juden gegenüber waren. Nachdem er sie lange unter mannichfaltigen Vorwänden beraubt und gequält hatte, nahm er ihnen ihr sämmtliches Eigenthum ab, schickte sie aus dem Lande und ließ ihnen nur die nothdürftigen Reisekosten, welche ihnen von den Bewohnern der fünf Häfen zum Theil noch abgenommen wurden.

Im Jahre 1277 unternahm Eduard einen Kriegszug gegen Wales, welches bis dahin immer noch eine gewisse Unabhängigkeit bewahrt hatte. Er unterwarf das Land zuerst in zwei Feldzügen durch seine Kriegsmacht und später dadurch, daß er vielen Engländern Lehen daselbst ertheilte, englische Beamte dahin schickte und englische Gesetze einführte. Den König der Walliser David ließ er (1283) viertheilen. Seine Grausamkeit bewies Eduard auch darin, daß er alle Walliser Barden zusammen kommen und niedermachen ließ, um mit ihnen zugleich die Nationalgesänge und die Erinnerungen der Vorzeit auszurotten. Als Eduard sich in Wales aufhielt berief er eines Tages eine Versammlung des Volkes und versprach diesem

einen Fürsten von untadelhaftem Wandel, einen gebornen Walliser, der keine andere Sprache sprechen könne, zum Herrscher zu geben. Die Walliser nahmen dies Versprechen mit großer Freude auf und gelobten Gehorsam, worauf der König ihnen seinen kurz zuvor zu Karnarvon gebornen, zweiten Sohn Eduard vorstellte. Nach dem Tode seines ältesten Sohnes Alphons, wurde Eduard Erbe des Reiches, welcher seit dieser Zeit immer den Namen eines Prinzen von Wales führt.

Eduard war zwar kein Verschwender im gewöhnlichen Sinne des Wortes, aber seine Vorliebe für kriegerische Spiele und wirklichen Krieg verschlang große Summen. Er war daher oft in Geldverlegenheiten und mußte sich an sein Volk wenden, um von diesem Abgaben zu erhalten. Da er, seit den Zeiten seines Vaters her, mit den Baronen nicht auf dem besten Fuße stand, suchte er in den Städten und den freien, nicht adeligen Grundbesitzern neue Stützen zu gewinnen. Im Jahre 1283 berief er zu dem in Schrewsbury versammelten Parlamente, außer den geistlichen und weltlichen Großen, auch die Abgeordneten der Städte und Grafschaften, und erkannte dadurch den von dem Grafen Leicester zuerst berufenen dritten Stand gewissermaßen an. Eine regelmäßige Berufung des Parlamentes, fand übrigens noch nicht statt, indem Eduard bisweilen zehn Jahre vergehen ließ, bevor er dasselbe berief. Auch waren dessen Rechte noch sehr schwankend. Eduard erhob auf eigene Faust nicht blos die bestehenden Abgaben fort, sondern erhöhte sie auch und vermehrte sie durch neue. Die Parlamente waren für ihn nur Werkzeuge, mit deren Hülfe er dem Volke außerordentliche Lasten und Steuern auferlegte.

Die Beziehungen, in welchen Eduard zu Schottland stand, lassen sich am besten bei Gelegenheit der Geschichte dieses Landes mittheilen.

§. 64. Schottland.

Bis gegen das zwölfte Jahrhundert hin ist die Geschichte Schottland's in dichte Nebel gehüllt. Doch wissen wir, daß zur Zeit Wilhelm's des Eroberers Malcolm III. (1057—1093) herrschte und unglückliche Kriege mit den Engländern führte. Auf ihn folgte Donald VIII., und auf diesen noch im gleichen Jahre Duncan II. (1093—1100). Edgar (1100—1107) und Alexander I., der Strenge (1107—1124) sind uns fast nur dem Namen nach bekannt. David I. (1124—1153) erwarb durch Heirath die, an Schottland gränzende, Grafschaft Northumberland. Im Jahre 1138 drang er an der Spitze eines Heeres nach England vor, um die Rechte seiner Nichte Mathilde zu vertheidigen. Er übte aber dabei so furchtbare Verheerungen, daß er die ganze Bevölkerung des Landes gegen sich aufregte. Am 22. August wurde bei North — Allerton eine Schlacht geliefert, welche den Namen der Standartenschlacht trägt, weil die Engländer auf einem Wagen einen Mastbaum mit einem Cruzifire und einer Fahne bei sich führten, welcher ihnen zum Vereinigungspuncte diente. Der König der Schotten wurde geschlagen und er sowohl, als sein Sohn Heinrich entrannen mit Mühe der englischen Gefangenschaft. Die bürgerlichen Kriege, in welche der englische König Stephan verwickelt war, erlaubten diesem nicht, von seinem Siege dauernde Vortheile zu ziehen. Auf Malcolm IV. [1153—1165] folgte Wilhelm der Löwe [1165—1214]. Er machte [1173] einen Einfall nach Northumberland und beging, gleich seinem Vorfahren David I., daselbst die rohesten Verwüstungen. Richard von Lucy, welchen Heinrich II. als Reichsverweser während seiner Entfernung zurückgelassen hatte, trat dem Schottenkönige mit Macht entgegen, worauf dieser sich in sein Land zurückzog und einen Waffenstillstand abschloß. Allein schon im folgenden Jahre [1174] kehrte Wilhelm der Löwe nach England zurück. Er wurde zwar von dem Schlosse Prudhow und anderen befestigten Plätzen zurückgeschlagen, verheerte jedoch furchtbar

die nördlichen Provinzen. Bei Alnwick kam es zur Schlacht. Wilhelm der Löwe wurde in seinem Lager überfallen, geschlagen und gefangen genommen. Sein ganzes Heer wurde zerstreut und auf dem Rückwege größtentheils todtgeschlagen. Der Angriff des Königs von Schottland war Heinrich II. um so empfindlicher, als er gerade damals mit seinem Sohne Heinrich in Krieg verwickelt war. Wilhelm der Löwe wurde daher nicht wieder frei gelassen, bis er versprochen hatte, dem Könige Heinrich II. von England wegen Schottland und aller seiner anderen Besitzungen zu huldigen. Die Festungen Edinburg, Stirling, Berwick, Norborough und Jedborough wurden dem Könige von England als Pfänder der Erfüllung des von Wilhelm dem Löwen ertheilten Versprechens übergeben. Am 10. August 1175 leistete Wilhelm mit allen seinen Baronen, Prälaten und Aebten in der bischöfflichen Kirche von York die zugesagte Huldigung, und der König von England brachte es dahin, daß der König und die Stände von Schottland ihm die Festungen Berwick und Norborough für immer abtraten und gestatteten, daß das Schloß von Edinburg noch einige Zeit in seinen Händen bliebe. Doch nicht lange dauerte dieser für Schottland demüthigende Vertrag. Richard Löwenherz wünschte, bevor er nach Palästina zog, seinen Rücken zu decken und suchte sich die Freundschaft des Schottenkönigs dadurch zu erwerben, daß er dessen Reiche wiederum volle Unabhängigkeit gewährte. Er leistete gegen 10,000 Mark, welche dieser ihm zahlte, Verzicht auf die Huldigung Wilhelm's, erklärte ausdrücklich, daß diese von seinem Vater erzwungen worden sei und hielt nur diejenige Huldigung aufrecht, welche die schottischen Fürstrn wegen ihrer in England belegenen Länder zu leisten pflegten. Alexander II. [1214—1249] nahm einigen Antheil an dem Kriege, welchen Philipp August von Frankreich, gegen Konig Johann von England führte; doch hatte er genug in seinem eigenen Lande zu thun, um etwas ausrichten zu können. Alexander III. war der letzte männliche Sprosse aus dem Hause Kenneth's. Er hatte die Schwester des englischen Königs Eduard geehlicht und starb, im Jahre 1289, mit Hinterlassung einer Enkelin, der Tochter des Königs Erich von Norwegen und der Margaretha, seiner, (Alexander's III.) Tochter. Diese Enkelin, welche gleich ihrer Mutter Margaretha, hieß, sollte Schottland beherrschen und den ältesten Sohn Eduard's von England heirathen. Allein sie starb, als Kind, auf ihrer Reise von Norwegen nach Schottland [1291]. Die Verwickelungen, welche der Tod Margaretha's zur Folge hatte, werden wir im nächsten Buche erzählen.

§. 65. Irland.

Im Anfange dieses Abschnittes bestanden in Irland noch die fünf Königreiche, deren wir im vorigen Buche*) Erwähnung gethan. Zur Zeit des englischen Königs, Heinrich's II. war Roderich O'Connor König von Connaught und der einflußreichste Mann in Irland. Seine Macht war übrigens nicht groß. Denn weder in Connaught, noch in den anderen vier Königreichen Irland's bestand eine geregelte Staatsverwaltung. In seinem eigenen Gebiete konnte Roderich kaum auf Gehorsam zählen und die Bewohner und Könige der vier übrigen Reiche standen zu sehr unter dem Einfluß roher Leidenschaften und kleinlicher Bestrebungen, als daß es möglich gewesen wäre, sie auch bei den dringendsten Gefahren zu einem kräftigen Zusammenwirken zu bestimmen. Heinrich II., welchem England und ein Drittheil Frankreich's noch nicht genügten, richtete frühzeitig seine Aufmerksamkeit auf Irland. Die Bewohner dieser Insel hatten ihm durchaus keinen Grund zu einer Klage gegeben, doch da zu seiner Zeit die Päbste für Inhaber nicht blos aller

*) Buch IV. §. 36. Seite 114 f.

himmlischen Gnaden, sondern auch aller irdischen Rechte galten, wandte sich Heinrich an Hadrian III., welcher (als geborner Engländer) ihm, kraft seiner göttlichen Gewalt auf Erden, mit Vergnügen [1156] durch eine Bulle Recht und Gewalt über Irland ertheilte. Er befahl allen Bewohnern der Insel Heinrich II., als ihrem Herrn, zu gehorchen. Ungeachtet dieser päbstlichen Schenkung ließ Heinrich viele Jahre vergehen, bevor er Irland mit Krieg überzog. Er wartete, bis ihm von einem Fürsten dieser Insel selbst die beste Gelegenheit zu deren Unterwerfung geboten wurde. Dermot Macmorrogh, König von Leicester, hatte ein lüsternes Auge auf Dovergilde, die Ehefrau Ororic's, Fürsten von Beffey geworfen, und sie mit Gewalt ihrem Gatten geraubt. Ororic verband sich mit O'Connor und da Macmorrogh sich durch seine Tyrannei in seinem Reiche verhaßt gemacht hatte, wurde es nicht schwer, diesen aus dem Lande zu treiben. Der verjagte König suchte bei Heinrich II. Zuflucht und erbot sich, ihm zu huldigen, falls er mit englischer Hülfe wieder in den Besitz seines Reiches gelangen sollte. Heinrich lehnte dieses Anerbieten nicht ab, ertheilte dem irländischen Tyrannen die Erlaubniß, in England Werbungen anzustellen, wurde aber dazumal durch seine französischen Provinzen und mit dem Pabste abgehalten, sich weiter mit Irland zu beschäftigen. Die königlichen Sendschreiben, welche Dermot von Heinrich II. erhalten hatte, bestimmten jedoch den Grafen Richard Strigul mit dem Beinamen Starkbogen, dem flüchtigen Könige Beihülfe zu versprechen unter der Bedingung, daß er ihm seine Tochter Eva zur Frau geben und ihn zum Erben erklären würde. Während sich Strigul zum Kriege rüstete, gewann Dermot zwei Barone von Wales, Robert Fitz Stephens, Connetable von Abertini und Moritz Fitz Gerald. Mit Hülfe dieser drei Edelleute eroberte Dermot sein Königreich Leicester [1172] und machte Anstalten, Roderich aus Connaught zu vertreiben und ganz Irland zu unterwerfen. Waterford und Dublin fielen in die Hände Dermot's und seiner Verbündeten. Nach Dermot's Tode warf sich Richard Strigul zum Könige von Leicester auf und setzte den Krieg gegen die übrigen Theile Irlands fort. Die Irländer waren damals außerordentlich wenig kriegsgeübt. Zehn englische Ritter und siebenzig Bogenschützen schlugen bei Waterford 3000 derselben zurück und Richard Strigul trieb mit 90 Rittern und deren Gefolge vor Dublin 30,000 in die Flucht. Als Heinrich II. sah, wie leicht die Eroberung Irland's sei, rückte er selbst mit 500 Rittern dahin, welche genügten, das ganze Volk ohne Anwendung von Waffengewalt zur Unterwerfung zu bringen. Er bestätigte den meisten irländischen Häuptlingen ihre Stellen und ließ sich nur von ihnen huldigen. Richard Strigul wurde zum Seneschal von Irland ernannt und mehrere andere englische Ritter erhielten Ländereien zu Lehen. Mit so leichter Mühe wurde Irland besiegt! Schwerer, als Irland zu erobern, war es aber, die Insel auf eine höhere Stufe der Bildung zu heben, deren Bewohner mit den neuen Verhältnissen, in welche sie gezwungen traten, zu befreunden, mit einem Worte den Sieg auf dem Schlachtfelde in einen Sieg auf dem Gebiete gesetzlicher Ordnung, menschlicher Bildung und gedeihlichen Wohlstands umzuwandeln. Die Gewaltherrschaft, mit welcher andere Eroberer begannen, änderte sich früher oder später in eine wenn nicht freiheitliche, doch erträgliche Staatsordnung um. In Irland blieb seit dem Jahre 1191 die Gewalt das einzige bestehende Recht. Das Land bot den Engländern nicht Reize genug, sich zahlreich daselbst niederzulassen und durch die Künste des Friedens sich die Irländer zu befreunden. Kleine Horden vermietheter Kriegsknechte, welche kein anderes Handwerk, als dasjenige der Waffen verstanden, wurden in das unglückliche Land geschickt, um es in Unterwerfung zu halten. Zwischen diesen und den Eingeborenen konnte nur Feindschaft bestehen. Die einen waren Bedrücker, die anderen Bedrückte. Keine milde Gabe, keine Idee, kein Beispiel des Kunstfleißes oder der Gewerbthätigkeit

glich den herben Gegensatz zwischen Sieger und Besiegten aus. Die Irländer verblieben in ihrer Verwilderung, die Engländer, welche unter ihnen wohnten, um sie zu knechten, in ihrem Uebermuthe, ihrer Herrschsucht und ihrer Habsucht. Das Christenthum hatte dort, wie aller Orten, nur leere Redensarten für die Gedrückten und setzte den Bedrückern keine Schranken. Das Licht der Vernunft leuchtete in Irland noch weniger, als in den übrigen Ländern Europa's.

Achter Abschnitt.

Die pyrenäische Halbinsel.

§. 66. Die mohammedanischen Reiche.

Der Verlust Toledo's der alten westgothischen und später maurischen Hauptstadt Spanien's [1085] bildete den Wendepunct in den Schicksalen der Mahommedaner der pyrenäischen Halbinsel. Die Christen waren im Laufe der Jahrhunderte von den Bergen Asturien's bis in die Nähe von Badajoz und der Gränzen Andalusien's vorgedrungen. Den Saracenen waren nur noch die südlichen Küsten der Halbinsel geblieben. Saragossa war zwar noch in ihrer Macht, allein von den Königen Aragonien's auf's schwerste bedroht. Die Mohammedaner fühlten zu sehr ihre Schwäche gegenüber der wachsenden Macht der Christen, als daß sie nicht auf außerordentliche Mittel, sich zu stärken, gesonnen hätten. Vielleicht wäre Toledo nicht gefallen, hätten die Christen Spanien's nicht kräftige Unterstützung von ihren Glaubensgenossen jenseits der Pyrenäen erhalten. Die Streitmacht des gesammten Islams war derjenigen der Christen, mehr als gewachsen. Die Saracenen Spanien's suchten daher Hülfe bei ihren Glaubensgenossen jenseits der Straße von Gibraltar. In Afrika besaßen die Morabethen*) [oder Almoraviden] ein mächtiges Reich. Trotz dem Widerstreben der ferner blickenden Staatsmänner unter den spanischen Mohammedanern wurde eine Gesandtschaft an Jusuff ben Teschfin nach Marocco abgeschickt, welche ihn einlud, mit einer bedeutenden Streitmacht dem gefährdeten Islam in Spanien zu Hülfe zu kommen. Jussuf verlangte und erhielt die Uebergabe der Festung Algesiras und erschien mit einem zahlreichen Heere in Spanien. Im October 1086 schlug Jussuf in der Ebene von Zalaca, ohnweit Badajoz, das christliche Heer. Allein er war mehr darauf bedacht, sich seine eigenen Glaubensgenossen in Spanien zu unterwerfen, als seinen Sieg gegen die Christen zu benützen. Auch mußte er schon [1087] nach Africa zurückkehren. Im Jahre 1088 kam er wieder nach Spanien und verkündete einen Glaubenskrieg gegen die Christen. Doch die Zeit religiöser Begeisternng war für die Saracenen Spanien's vorübergegangen. Die Eifersucht, mit welcher sich die verschiedenen mohammedanischen Herrscher Spanien's gegenseitig bewachten, ließ keine kräftigen gemeinsamen Maßregeln aufkommen. Nur die eiserne Ruthe eines Despoten mochte sie vielleicht zum Gehorsam zwingen. Ein solcher war Jussuf ben Teschfin. Als er [1091] zum drittenmal in Spanien landete, richtete er seine Streitkräfte zunächst gegen die mohammedanischen Fürsten. Der Erste, welcher seine Hand fühlte, war Abdallah ben Balkin, König von Granada. Bald darauf wurde

*) Siehe §. 17. Seite 45.

dessen Bruder Timur ben Balkin, Herrscher in Malaga, abgesetzt. Mohammed Almoateded, König von Cordova, kam dann an die Reihe. Nachdem diese drei mächtigsten Fürsten besiegt und als Gefangene nach Afrika geschleppt worden waren, unterwarf Jussuf ohne große Mühe die übrigen mohammedanischen Fürsten von Andalusien, Valencia, Algarbien und Badajoz. Der König Abu Dschiafar von Saragossa erhielt sich dadurch eine Scheinherrschaft, daß er dem mächtigen Jussuf Tribut zahlte.

Das Reich der Almoraviden in Spanien besaß zwar mehr Kraft, als die vielen kleinen mohammedanischen Fürstenthümer der früheren Zeit. Allein da es sich auf die rohen Horden der Afrikaner stützen mußte, litt die feinere Bildung, welche sich die Mauren in günstigeren Zeiten angeeignet hatten, unter dem rauhen Griffe der Despoten. Die Zwietracht, welche dazumal die christlichen Herrscher Spanien's trennte, gestattete Jussuf ben Teschfin Zeit, seine Herrschaft in Spanien zu befestigen. Im Jahre 1102 ließ er zu Cordova seinen Sohn Ali zum Erben seines weiten Reiches ernennen. Bald darauf kehrte er nach Marocco zurück, woselbst er [1106] starb. Ali begann ohne Verzug den Krieg mit den Christen, schlug [1107] die Castilianer bei Ucles, ohne jedoch bleibende Vortheile zu erringen. Abu Dschiafar's unfähiger Sohn Abd Almelik wußte sich der ihn umringenden Feinde nicht anders zu erwehren, als daß er sich mit seinem gefährlichsten Gegner, dem Könige von Aragon verband [1116]. Er rettete dadurch seine Herrschaft nicht. Schon nach zwei Jahren [1118] ergab sich Saragossa, diese letzte Vormauer im Norden Spaniens an den König von Aragon und Abd Almelik schämte sich nicht, ein kleines Gebiet als Lehensmann des Aragonischen Königs anzunehmen. Die Herrschaft der Almoraviden war den Mohammedanern Spanien's immer verhaßt gewesen. Im Augenblicke, da die Christen mehr und mehr die Mohammedaner bedrohten, brach [1120] ein bedenklicher Aufstand in Andalusien aus, welchen Ali nur mit Mühe und indem er sich die Bedingungen seiner Gegner gefallen ließ, unterdrücken konnte [1121]. Größere Gefahren bedrohten ihre Herrschaft in Afrika, indem dort die Almohaden (Mowaheddin*) ihnen feindlich entgegentraten. Gegen die Portugiesen verloren die Mohammedaner die Schlacht bei Urika [1138]. Der König Alphons Raimund von Castilien trat ihnen von Norden her mit Kraft entgegen, mehrere Städte Andalusien's empörten sich von neuem und schwächten die, schon in ihren Grundfesten erschütterte, Macht der Almoraviden. Ali starb [1142]. Sein Sohn Taschfin ben Ali, verlor, nachdem er vergeblich gegen die Almohaden gekämpft hatte [1144] sein Leben. Während die Mohamedaner in Afrika sich gegenseitig wüthend bekämpften, nahmen die Christen ihnen eine Stadt nach der andern ab. Doch nachdem sich Abdel Mumen in Afrika festgesetzt hatte, bot er die ganze Macht seines weiten Reiches auf, um Spanien wieder zu gewinnen. Mittlerweile waren jedoch Cordova, Malaga und Sevilla, Calatrava, Almeria und Lissabon in die Hände der Christen gefallen. Mit Mühe wurden diese Städte später von den Almohaden wieder erobert. Abdel Mumen, welcher auf den Schwingen des Fanatismus das Reich der Almohaden, wenn nicht begründet, doch befestigt und sicher gestellt hatte, versuchte denselben Eifer, welchen er und sein Freund Mohadi Mohammed gegen seine mohamedanischen Feinde entzündet hatten, nach deren Besiegung, gegen die Christen in Bewegung zu setzen. Er verkündete den Glaubenskrieg und sammelte ein Heer, welches auf 400,000 Streiter geschätzt wurde, um es auf Spanien zu werfen. Doch bevor er es dahin führen konnte, starb Abdel Mumen [1162]. Sein Sohn und Nachfolger, Jussuf Abu Yagur, entließ das Heer und bemühte sich, durch die Künste des Friedens, die Wunden zu heilen, welche die Kriege seines Va-

*) Siehe §. 17. Seite 45 f.

iers zwei Welttheilen geschlagen hatten. Erst im Jahre 1170 fand er Zeit, nach Spanien über zu setzen, welches dazumal ziemlich ruhig war. Nur Sad, der mohammedanische König von Valencia, welcher mit den Christen im Bunde stand, störte den herrschenden Frieden durch Einfälle in das Gebiet der Almohaden. Doch vermochte er nicht lange, Jussuf zu widerstehen. Er selbst wurde aus Valencia vertrieben und suchte in Mayorca eine Zufluchtsstätte. Seine drei Söhne, die Beherrscher von Denia, Alicante und Murcia erkannten die Oberlehensherrlichkeit der Almohaden an, welche von dieser Zeit an, das ganze mohammedanische Spanien unter ihrer Herrschaft vereinigten. Im Laufe eines Jahrhunderts [1085—1185] verloren die Mohammedaner, trotz aller ihrer Anstrengungen, ganz Catalonien und außer vielen kleineren Städten, die wichtigen Plätze Lissabon und Saragossa, welche die Christen dauernd behaupteten. Diese machten, ungeachtet wiederholter Siege welche sie über die Mohamedaner errangen, keine bedeutenderen Fortschritte, weil sie unter sich fast immer in Kriege verwickelt waren. Im Jahre 1187 verlor Jussuf, im Kampfe mit den Portugiesen, vor Santarem, das Leben. Sein Sohn Yakub ben Jussuf, welcher später den Beinamen Almansor erhielt, folgte ihm nach. Anfangs in Afrika zurückgehalten, landete er [1194] mit starker Heeresmacht in Spanien. In der Ebene von Alarcos schlug er den König Alphons VIII. von Castilien (1195), welcher die Schlacht annahm, bevor die Könige von Leon und Navarra sich mit ihm vereinigt hatten. Diese beiden Letzteren wurden dadurch dermaßen aufgebracht, daß sie mit Alphons in Krieg geriethen. Yakub rückte in Folge dieses Sieges in Castilien ein und eroberte die Städte Guadalarara, Calatrava, Madrid, Esalona, Salamanca nnd andere. Vergeblich belagerte er jedoch Toledo. Bald darauf kehrte er nach Afrika zurück und starb [1198]. Ihm folgte der Ruhm eines großmüthigen und tapfern Herrschers in das Grab nach. Sein Sohn Mohammed, Abu Abdallah, mit dem Beinamen Alnassir, welcher seinem Vater weder in den Tugenden des Friedens, noch in den Talenten des Krieges gleich kam, begann seine Herrschaft. Der Pabst Innocenz III. hatte einen Kreuzzug gegen die Saracenen Spanien's verkündigt, indem die Rüstungen Mohammed's so furchtbar geschildert wurden, daß man dieselben mit denjenigen Abd Errahman's verglich. Doch Mohammed vergeudete die besten Kräfte seines Heeres in unbedeutenden Unternehmungen. Zwar zogen sich bald schon die aus den Nachbarländern herbeigeeilten christlichen Freiwilligen von dem Kampfplatze zurück, dennoch gewannen die verbundenen Könige von Navarra, Aragon und Castilien die Schlacht von Tolosa [1211], in welcher die Mohammedaner 160,000 Mann verloren haben sollen. Mit Mühe rettete sich Mohammed Abu Abdallah durch die Flucht und starb nicht lange darauf [1213] in Afrika. Sein Sohn und Nachfolger Jussuf Abu Yakub war bei seines Vaters Tode erst elf Jahre alt. An seiner Stelle herrschten seine Oheime in Spanien und Afrika. Er selbst brachte sein Leben im Harem oder im Verkehre mit seinen Schäfern zu. Sein Tod (1223) gab allen ehrgeizigen und herrschsüchtigen Mitgliedern seiner Familie die erwünschte Gelegenheit, ihren Leidenschaften den Zügel schießen zu lassen. Abul Melik Abdelwahid, der Bruder Mohammed's Alnassir folgte ihm anfangs nach, wurde aber schon nach acht Monaten seines Reiches und der Herrschaft beraubt. Abdallah Abu Mohammed, mit dem Beinamen Aladel, der Statthalter von Valencia und Murcia warf sich an seiner Stelle zum Herrscher auf. Er hatte jedoch zu viel in Spanien zu thun, als daß er Afrika besuchen konnte. Sein Bruder, der Beherrscher von Baeza und Jaen in Andalusien, mußte sich dem Könige Ferdinand III. von Castilien unterwerfen. Er selbst glaubte dies auch thun zu müssen und wurde von den darüber aufgebrachten Großen des Reiches ermordet [1225]. Almamun Abu Ali, Aladel's Bruder, wurde darauf zum Könige von Maurita-

tanien und Spanien ausgerufen. Er hatte mit seinen widerspenstigen Großen zu kämpfen und wurde von den Christen in Spanien hart bedrängt. Im Westen verlor er Etwas und wurde Badajoz von den Christen zerstört. Im Herzen Andalusien's eroberten diese Lora und Alhambra, während Jaen belagert und Valencia verheert wurde. Durch furchtbare Grausamkeit stellte Almamun zwar in Afrika seine Gewalt wieder her, in Spanien wurde sie aber immer schwächer. Verschiedene Ehrgeizige suchten sich gegenseitig die Herrschaft streitig zu machen. Die balearischen Inseln gingen während dieser inneren Kämpfe an den König von Aragonien verloren [1231]. In gleichem Jahre starb Almamun. Mohammed Abu Abdallah, sein Neffe, folgte ihm in Spanien nach. Ungeachtet aller seiner Thätigkeit vermochte er nicht zu hindern, daß Cordova an die Christen verloren ging, während Murcia, Alicante, Orihuela, Lorca und andere Städte von unabhängigen kleinen mohammedanischen Fürsten [Wali's] beherrscht wurden. Mohammed Abu Abdallah erhob Granada zu der Hauptstadt seines Reiches, welches sich, wenn auch nicht ohne große Gefahren und Demüthigungen, doch bis zum Jahre 1492 erhielt. Mohammed mit dem Beinamen ben Alhamar mußte sein kleines Reich, das sich von Algesiras längs der Küste nur bis Almeria und landeinwärts nur bis Jaen und Huesca erstreckte, dem Könige Ferdinand von Castilien zu Lehen geben und als dessen Vasall seine eigenen Glaubensgenossen bekriegen. Nur die fortgesetzten Zwistigkeiten, welche die Christen unter sich hegten, retteten damals die geschwächten und führerlosen mohammedanischen Reiche Spanien's. Mohammed ben Alhamar war eines besseren Schicksals würdig. Er leistete mit seinen geringen Kräften Großes. Allein umringt von übermächtigen Feinden und herrschsüchtigen kleinen Tyrannen konnte er mit Mühe die letzten Reste der mohammedanischen Herrschaft in Spanien vor dem Untergange bewahren. Ihm folgte nach seinem Tode [1272] sein Sohn, Mohammed II., welcher ganz in die Fußtapfen seines Vaters trat. Anfangs suchte auch er, die Freundschaft der Christen zu gewinnen. Bald überzeugte er sich aber, daß von diesen alle Verlegenheiten ausgingen, welche ihm von seinen widerspenstigen Statthaltern bereitet wurden. Er wandte sich daher, im Jahre 1274, an Abn Jussuf, den Beherrscher Mauritanien's, welcher, nachdem ihm die beiden wichtigsten Festungen Andalusien's übergeben worden waren, Hülfe sandte. Im darauf folgenden Jahre [1275] kam Abn Jussuf selbst an der Spitze eines mächtigen Heeres nach Spanien; doch auch dieses konnte keinen Umschwung in den Angelegenheiten der spanischen Mohammedaner herbeiführen. Abn Jussuf zog sich [1276] nach Algesiras und vom Kampfplatze zurück. Mit Mühe erhielt Mohammed II. [1277] einen Frieden, welchen er, dazu verwandte, seine Hauptstadt Granada mit Bauwerken zu schmücken, Künste und Wissenschaften zu fördern und den Wohlstand seines kleinen Reiches zu heben. Doch schon 1279 begann der Krieg von neuem zu wüthen. Bald zeigte es sich, daß Abn Jussuf, so wenig als früher die Almohaden und Almoraviden Afrika's, aus Rücksicht für den Glauben nach Spanien übergesetzt war. Er verband sich zuerst mit Alphons von Castilien gegen dessen Sohn Sancho, welcher bei Mohammed II. Hülfe gefunden hatte, so daß Mohammedaner Mohammedanern und Christen Christen gegenüber standen. Später wiegelte Abn Jussuf die Statthalter Mohammed's gegen diesen auf und bestimmte einige derselben, ihn, statt Mohammed anzuerkennen. Ungeachtet aller ihrer Ränke konnten die Könige von Mauritanien, oder Maroco sich nicht in Spanien behaupten. Algesiras fiel zuerst, in die Hände Sancho's und dann Mohammed's II. Doch wurde durch die Zwistigkeiten im eigenen Lager die trübe Lage der Mohammedaner in Spanien immer trostloser.

§. 67. Leon und Castilien.

Im Anfange unsers Zeitabschnitts bestanden in der pyrenäischen Halbinsel drei Hauptgruppen christlicher Staaten deren eine in der Mitte Leon und Castilien nebst Asturien und Galizien umfaßte, Portugal, welches sich bald davon als selbstständiges Reich ablöste, bildete im Westen die zweite und die Länder der ehemaligen spanischen Mark, Aragon und Navarra im Osten die dritte. Obgleich diese drei Abtheilungen der christlichen Reiche oft mit einander stritten, und selten systematisch den Mohammedanern entgegentraten, so besassen sie doch eine gewisse kriegerische Ordnung, indem Leon und Castilien den Mittelpunkt, Aragon und Navarra den linken, Portugal den rechten Flügel der Angriffslinie der Christen gegen die Mohammedaner vorstellten. Diese Vertheilung der christlichen Streitkräfte war weit günstiger, als diejenige der Mohammedaner, deren Mittelpunkt in Andalusien belegen war, und daher im Osten sich zu weit (bis nach Saragossa und Huesca) von diesem entfernte, während im Westen Algarbien sich nicht weit genug ausdehnte. Der Tajo bildete die schwankende Gränze zwischen der Herrschaft der Christen und Mohammedaner, welche jedoch auf ihrer ganzen Länge bald schon überschritten wurde. Um dieselbe Zeit, da im Osten, in Palästina die Christen eine Niederlage nach der anderen erlitten, rückten sie im äußersten Westen der damals bekannten Welt, in Spanien immer weiter vor. Alle Völker führten im Mittelalter Glaubenskriege, keines aber so lange, als Spanier und Portugiesen. Diesem Umstande ist der religiöse Fanatismus, in welchem diese Völker mehr, als alle anderen befangen sind, in großem Maße zuzuschreiben. Von der Glaubenswuth, welche die Gesammtheit dieser beiden Nationen beseelt, sind auch ihre Geschichtschreiber mehr oder weniger alle durchdrungen. Wundergeschichten der abgeschmacktesten Art finden sich in spanischen und portugiesischen Geschichtswerken häufiger, als in ähnlichen Büchern anderer Völker. Engelserscheinungen sind bei ihnen an der Tagesordnung. Wie an den Kämpfen zwischen Griechen und Trojanern, so nahm auch an derjenigen zwischen den Christen und Mohammedanern der pyrenäischen Halbinsel der ganze Himmel Antheil. Die christlichen Götter unterscheiden sich von denjenigen der Griechen nur dadurch, daß sie ohne alle Gefahr mitkämpfen können, indem sie unverwundbar sind und mit übernatürlichen Waffen kämpfen, während der Ares der Griechen sich selbst seiner Haut wehrte und einmal sogar verwundet wurde.

Nachdem Alphons VI. von Leon und Castilien (1085) Toledo gewonnen hatte, war er hauptsächlich darauf bedacht, diese wichtige Eroberung für alle Zukunft sicher zu stellen. Dem Grafen Heinrich von Besancon, einem Verwandten seiner Gattin Constanze gab er seine uneheliche Tochter Thereſe zur Frau und seine portugiesischen Besitzungen zur Mitgift. Diese dehnten sich von Oporto bis zu den Gränzen des mohammedanischen Königsreiches Badajoz aus. Seine eheliche Tochter Elvira gab er dem Grafen von Toulouse. Früher schon hatte er seine älteste Tochter Urraca und die Statthalterschaft von Galizien dem Grafen Raimund von Burgund verliehen. Alle drei Grafen waren Franzosen von Geburt und hatten auf den Wunsch ihres Königs, Philipp's I. ihre Dienste dem Könige von Castilien gewidmet. Vor seinem Tode theilte Alphon's VI. sein Reich unter seine Nachkommen. Der Urraca, welche später Alphon's I. von Aragon und Navarra ehelichte, hinterließ er Leon und Castilien; deren Sohne Alphons Raimund Galizien. Portugal hatte er schon früher seiner Tochter Thereſe mitgegeben. Durch diese Zerreißung seines Reiches schwächte er mehr die Macht der Christen, als alle seine früheren Siege sie gestärkt hatten. Alphons starb 1109. Seine Tochter Urraca gerieth bald in offenen Streit mit ihrem Gatten Alphons. Sie war ein ausschweifendes Weib, welches damals

mit Diego Gomez zusammen lebte. Dessen ungeachtet nahmen sich die Castilianer ihrer an. In der Schlacht bei Sepulveda (1111) wurden die Truppen der Königin geschlagen; Diego verlor darin sein Leben. Urraca tröstete sich aber mit dem Grafen von Lara, dem sie mehrere Töchter gebar. Nach blutigen und verheerenden Kriegen wurde endlich [1114] die Ehe Urraca's und Alfonso's für nichtig erklärt, wodurch dieser alle seine Ansprüche auf Leon und Castilien verlor, und gezwungen, wurde sich nach Aragon zurück zu ziehen. Doch Ruhe und Frieden kehrten in Leon und Castilien nicht ein, so lange Urraca lebte. Bevor sie Königin geworden war, hatte sie an der Ermordung ihres Bruders Sancho von Zamora Antheil genommen. Nur über diese Leiche konnte sie sich Bahn zum Throne brechen. Nachdem sie von ihrem Gatten wegen Untreue verstoßen worden war, bekriegte sie ihn, und als er nach der Scheidung Castilien räumte, ihren Sohn, den Statthalter von Galizien, indem sie auch diese Provinz an sich reißen wollte. Endlich [1126] starb sie, ohne eheliche Kinder zweiter Ehe zu hinterlassen. Ihr Sohn erster Ehe Alphons VIII. vereinigte mit Galizien, das er schon inne hatte, Leon und Castilien. Zuerst kämpfte er mit dem Könige von Aragon, um den Besitz einiger Festungen. Später führte er mit den Mohammedanern Krieg. Als aber Alphons I. von Aragon [1134] gefallen war, suchte der König von Castilien ganz Spanien unter seine Botmäßigkeit zu bringen. Er zwang den König von Navarra und die Grafen von Barcelona und Toulouse ihm den Lehenseid zu leisten und gab die aragonischen Städte, in deren Besitz er sich als Bundesgenosse Ramiro's von Aragon gesetzt hatte, nur heraus, nachdem dieser seine Oberlehnherrlichkeit über dieselben anerkannt hatte. Im Vollgefühle seiner Wichtigkeit nahm er [1135] bei seiner Rückkehr nach Leon den Kaisertitel an und regte dadurch das Unabhängigkeitsgefühl der übrigen Könige der pyrenäischen Halbinsel im stärksten Grade auf. Die Beherrscher von Navarra und Portugal bekriegten ihn. Endlich [1144] wurde Friede gemacht. Garica von Navarra ehelichte eine uneheliche Tochter Alfonso's und Sancho Alfonso's Sohn eine Prinzessin von Navarra. Die Kriege, welche Alphons mit den christlichen Fürsten der Halbinsel führte, hatten keine andern Folgen, als Blutvergießen und Verheerung. Durch die Kämpfe dagegen, welche er im Bunde mit dem Könige von Aragon und dem Beherrscher von Portugal mit den Mohammedanern focht, wurden die Gränzen der christlichen Reiche vom Tajo bis zur Sierra Morena erweitert, und selbst mehrere mohammedanische Statthalter von Andalusien unterworfen. Auch Alphons theilte, gleich seinem Großvater, vor seinem Tode das Reich. Seinem ältesten Sohne Sancho verlieh er Castilien, dem zweiten Ferdinand Leon, Asturien und Galizien. Die Vergrößerung seines Reiches dankte er den günstigen Verhältnissen, in denen er lebte, die Zertheilung desselben in zwei Hälften war dagegeu ganz und gar sein Werk. Gegen das Ende seiner Regierung wurde der später so berühmt gewordene Orden von Alcantara gegründet. Zwei Ritter von Salamanca Don Suero und Don Gomez erbauten unter Beihülfe des Einsiedlers Amando in der Nähe des Flusses Coales das feste Schloß St. Julian. Mehrere Abentheurer verbanden sich mit ihnen und machten glückliche Einfälle in das Gebiet der Mohammedaner. Die Ritter, welche sich Anfangs von St. Julian und später von Alcantara nannten, erhielten vom Bischoffe ihres Sprengels die Regel des Benedict und wurden bald mächtig und reich.

Alphons starb 1157; sein Sohn und Nachfolger in Castilien Sancho III. schon 1158. Dessen Sohn Alphons VIII. war bei dem Tode seines Vaters erst drei Jahre alt. Die Häuser Bara und Castro stritten sich um die Vormundschaft. Ferdinand II. von Leon mischte sich in den Zwist der Castilianer, der König von Navarra suchte im Trüben zu fischen, indem er mehrere Plätze an der Gränze in Besitz nahm. Endlich [1170] wurde der junge König volljährig, ehelichte die

Tochter Heinrich's II. von England, Eleonoren und nahm die Zügel der Regierung in seine eigenen Hände.

Der König Ferdinand von Leon führte abwechselnd mit Portugal, Castilien und den Mohammedanern Kriege. Er gewann Badajoz, Caceras und schlug wiederholt die Feldherren des Almohaden Yussuf. Doch hatten die Christen Mühe, ihre Eroberungen gegen die Mohammedaner zu behaupten, was die Gründung der beiden anderen spanischen Ritterorden von Calatrava und Sant Jago zur Folge hatte. Der erstere wurde von zwei Cistercienser Mönchen Raimund, Abt von Fitero und Diego Velasquez, welche früher die Waffen geführt hatten, gestiftet. Als die Templer die Feste Calatrava, welche ihnen der s. g. Kaiser Alphons anvertraut hatte, der Regentschaft zurückgaben, weil sie nicht den Muth hatten, sie ferner zu vertheidigen, erboten sich jene beiden Männer, sie zu behaupten. Der Antrag wurde angenommen. Der Abt predigte das Kreuz und sammelte bald ein Heer von 20,000 Mann, welches er nach Calatrava führte. Dort gründete Raimund den Orden und gab ihm die Regel der Cistercienser. Der Orden von Sant Jago wurde von einigen Räubern gegründet, welche über ihre Sünden Gewissensbisse zu fühlen behaupteten. Don Pedro Fernandez erwog, daß er und seine Genossen ihren alten Gewohnheiten vollkommen treu bleiben könnten, wenn sie dieselben nur auf die Mohammedaner beschränken wollten, und daß diese Selbstbeschränkung reichlich aufgewogen würde durch den Schein der Heiligkeit, den sie dadurch gewönnen. Die Räuberbande nahm die Regel Augustin's an, wurde vom König Ferdinand bestätigt, erkor auf dessen Vorschlag Sant Jago zum Schutzheiligen, und setzte ihr altes Handwerk mit weit größerm Erfolge, als jemals zuvor gegen die Mohammedaner fort. Die Räuber verwandelten sich in Glaubenshelden und wurden mit Reichthümern überschüttet. So gering war damals, und ist am Ende auch noch in unsern Tagen der Unterschied zwischen einem von den Gesetzen verfolgten Straßenräuber und einem von denselben begünstigten Kämpfer für Gott und Vaterland.

Ferdinand von Leon starb 1188. Ihm folgte sein Sohn Alphons IX. Dieser ehelichte Theresen, die Tochter seines Oheims Sancho I. von Portugal, und verwickelte sich dadurch in einen Streit mit dem Papste Cölestin III., welcher zwar offene Verletzungen aller Vorschriften Christi, die schreiendsten Schandthaten, welche zu seiner Zeit statt fanden, nicht rügte, allein eine Verletzung des von den Päbsten gegebenen s. g. kanonischen Rechts nicht dulden wollte. Hätte sich Alphons vor Eingehung der Ehe an den Pabst gewendet, so hätte er ohne Zweifel, wie tausende früher und später, gegen die üblichen Gebühren Dispens erhalten. Da er es aber versäumt hatte, die göttliche Gewalt der Löhnschlüssel bei Zeiten anzuerkennen, sollte er dafür gezüchtigt werden. Seine Ehe wurde auf einer unter dem Vorsitze des päbstlichen Legaten zu Salamanca gehaltenen Kirchenversammlung für nichtig erklärt. Vier Bischöffe, welche die Ansicht der Mehrheit nicht theilten, wurden excommunicirt. Im Jahre 1193 wurde das Königreich Leon mit dem Interdicte belegt. Das verdummte Volk begann zu murren nicht gegen den tyrannischen Pabst, sondern gegen die Opfer seiner Herrschsucht, ihren König und ihre Königin. Beide besaßen nicht den Muth, das Joch des römischen Oberpfaffen zu brechen und kühn seiner Tyrannei entgegenzutreten. Sie unterwarfen nnd trennten sich (1195). In demselben Jahre erlitt Alphons VIII. von Castilien*) die schwere Niederlage bei Alarcos, und überwarf sich in deren Folge mit dem Könige von Leon. Mit Mühe brachten

*) Siehe im vorigen §. 66. S. 203.

(1197) die Großen beider Reiche einen Frieden zu Stande, welcher besiegelt werden sollte durch die Heirath Alfonso's von Leon mit Berengaria, der Tochter des Königs von Castilien, welche jedoch im gleichen Grade, wie Thereſe, des Königs von Portugal Tochter, mit ihm verwandt war. Die Hochzeit wurde feierlich in Vallodolid begangen. Kein Geistlicher that Einsprache. Doch der Pabst Innocenz III. setzte wiederum jede andere Rücksicht, als diejenige päbstlicher Herrschsucht außer Augen. König und Königin wurden excommunicirt, das Reich Leon mit dem Banne belegt, und obgleich einige Prälaten die Blitze des Vaticans, für tyrannisch und wirkungslos erklärten, gab das königliche Ehepaar (1204) nach, trennte sich und war damit zufrieden, daß ihre Nachkommenschaft als rechtmäßig anerkannt wurde. Die Trennung des Ehebundes, durch welchen die Häuser von Leon und Castilien in Frieden vereint werden sollten, hatte Streitigkeiten zwischen denselben zur natürlichen Folge, welche den Mohammedanern zu statten kamen. Dennoch erlitten diese bei Tolosa durch Alphons von Castilien eine furchtbare Niederläge.*) Der König von Leon ergriff die Gelegenheit und bemächtigte sich, während der Castilianer mit den Mauren kämpfte, der zwischen ihnen in Streit befangenen Festungen. Bald nach seinem glänzenden Siege starb Alphons VIII. von Castilien (1214). Sein Sohn und Nachfolger Heinrich I. war erst elf Jahre alt. Seine ältere Schwester, die von Alphons, König von Leon, geschiedene Berengaria führte anfangs die Regentschaft, vermochte jedoch nicht, den zügellosen Adel, namentlich des Hauses Lara in den Schranken der Ordnung zu halten. Schon im folgenden Jahre (1215) übergab sie die vormundschaftliche Regierung an Alvaro Nunnez de Lara, welcher sie in eigennützigster und gewaltthätigster Weise führte, bis Heinrich (1219) während er im Hofe des bischöfflichen Palastes zu Palencia spielte, von einem Dachziegel todt geschlagen wurde. Doch auch dann wollte Alvaro die Herrschaft noch nicht aus den Händen geben und mußte mit Gewalt dazu getrieben werden.

Berengaria wurde von dem Adel und der Geistlichkeit des Königreiches Castilien als rechtmäßige Königin anerkannt, worauf sie die Herrschaft ihrem Sohne Ferdinand III. abtrat. Sein eigener Vater, der König Alphons IX. von Leon fiel, während Ferdinand noch mit Alvaro kämpfte, in Castilien ein. Alphons war seinen zwei Frauen ein untreuer Gatte gewesen, und war seinem Sohne kein besserer Vater. Er mußte jedoch seine Pläne aufgeben, indem Adel und Geistlichkeit (von dem Volke ist in dieser trüben Zeit selten die Rede) ihm mit Nachdruck entgegentraten. Erst als Alvaro 1219 starb, kam das Land wieder zu Ruhe.

Nachdem der Friede im Innern hergestellt war, bereiteten sich die Könige von Castilien und von Leon zum Kriege gegen die Mohammedaner vor. Das Kreuz wurde im ganzen christlichen Spanien gepredigt. Zwar strömten Tausende beutelustiger Abentheurer und ablaßgieriger Sünder zusammen. Doch Ferdinand hatte wichtigeres im eigenen Lande zu thun: er ließ Ketzer verbrennen. Der Sohn des Ehepaares, welches von Pabst Innocenz III. so bitter und unnatürlich verfolgt wurde, gab sich frühzeitig als den wüthendsten Pfaffenknecht zu erkennen. So mächtig ist die Erziehung! Der Sieg, welchen die Päbste Cölestin und Innocenz über den gesunden Menschenverstand und das natürliche Gefühl davon trugen, als sie hinter einander die beiden Ehen Alphons IX. von Leon trennten, befestigte das Reich des Unsinns und des Aberglaubens in Spanien. Seine ersten Folgen waren die von Ferdinand geleiteten Ketzerverfolgungen. Nachdem der König sich mit dem Blute sogenannter ungläubiger Christen gesättigt hatte, wandte er sich gegen die Mohammedaner, um diese seinen Haß gegen die „Ungläubigen"

*) Siehe im vorigen §. 66 S. 203.

fühlen zu lassen. Der Glauben der Mohammedaner des Mittelalters konnte den Vergleich mit demjenigen der Christen ihrer Zeit sehr wohl aushalten. Kein vernünftiger Mensch glaubt in unsern Tagen mehr an den Unsinn, welcher damals unter dem Namen des Christenthums die Köpfe verrückte. Wenn der Unglaube gegenüber dem christlichen Pfaffenthume ein Vorwurf ist, so trifft er mit gleicher Stärke, als die Mohammedaner des Mittelalters die aufgeklärten Menschen aller Zeiten. Es ist daher sehr verkehrt, wenn Schriftsteller unserer Tage, dem Beispiele der glaubenswüthigen Schriftsteller des Mittelalters folgend, noch immer die Mohammedaner Ungläubige nennen. Mit weit größerm Rechte würden sämmtliche Christen des Mittelalters mit Ausnahme der von ihnen als Ketzer verfolgten Menschen von religiösem Freiheitsgefühle, Abergläubige genannt. Die Lage der Mohammedaner in Spanien war übrigens zur Zeit Ferdinand's III. von Castilien so ungünstig, daß sie erneute große Verluste erlitten. In den Jahren 1225 bis 1230 wurde die Macht der Mauren bis auf wenige Trümmer gebrochen. Ferdinand von Castilien eroberte einen Theil von Estremadura und Murcia und nahm Alhambra, Jakob von Aragon riß einen Theil von Valencia an sich, der König von Portugal Elvas und Alphons von Leon Badajoz. Durch den Tod des letztern (1230) wurden Leon und Castilien wieder vereinigt. Zwar hatte Alphons seine beiden Töchter gemeinschaftlich zu Erbinnen des Reiches, mit Ausschluß seines Sohnes eingesetzt. Allein mit Hülfe seiner Mutter Berengaria gelang es ihm, seine beiden Halbschwestern zu einem Vergleiche zu bestimmen, in welchem sie gegen geringe Entschädigung auf ihre Ansprüche verzichteten. Von dieser Zeit an blieben Castilien und Leon vereinigt. Ferdinand III. herrschte von dem biscayischen Meerbusen bis in die Nähe des Guadalquivir und von den Gränzen Portugal's, bis zu denjenigen von Aragon und Valencia. Im Besitze der reichen Hülfsquellen, welche diese Länder ihm boten, und im Frieden mit den übrigen christlichen Königen Spanien's besiegte Ferdinand III. (i. J. 1233) den König von Murcia, Aben Hud, zwang den König von Granada, sich seiner Oberlehnherrlichkeit zu unterwerfen und eroberte hintereinander Cordova, Merida, Sevilla, Jaen und ganz Murcia. Seine Regierung hatte Ferdinand III. mit der Verbrennung von „Ketzern" begonnen; er schloß sie, als wahrer Pfaffenknecht, mit allen Aeußerlichkeiten, welche dazumal für Beweise besonderer Frömmigkeit galten. Mit eigener Hand hatte er zu Palencia den Holzstoß angezündet, welcher mehreren s. g. „Ketzern" den Tod gab. Er fastete häufig und geißelte sich selbst. Wir dürfen uns daher nicht wundern, daß er (1671) heilig gesprochen wurde. Sein ältester Sohn, Alphons X., welcher den Beinamen El Sabio, der Gelehrte, erhielt, giebt uns einen Begriff von dem, was die spanischen Christen dazumal unter Gelehrsamkeit verstanden. Zuerst wollte Alphons Gascognien, welches damals im Besitze der Engländer war, erwerben, ließ sich jedoch gern bestimmen, seine Ansprüche in der Art aufzugeben, daß dieselben als Mitgift seiner Schwester Eleonore, welche den englischen Prinzen Eduard (1254) heirathete, angesehen werden sollten. Mit größerer Beharrlichkeit verfolgte Alphons seine weit weniger begründeten Ansprüche auf das ferne Herzogthum Schwaben, welches längst aufgehört hatte, ein wirkliches Dasein zu haben, indem die hohenstaufischen Hausgüter verkauft, verpfändet, zerrissen und vergessen worden waren, während die herzogliche Gewalt in ganz Deutschland, als solche, untergegangen war. Die Mutter des Königs Alphons, Beatrix, eine Tochter des deutschen Kaisers Philipp, mochte ihrem Sohne große Begriffe von dem Herzogthum Schwaben und der Würde eines römischen Kaisers beigebracht haben. Statt an die naheliegenden Bedürfnisse seines Reiches und an die Erweiterung der Gränzen desselben in der pyrenäischen Halbinsel zu denken, verschwendete er die besten Kräfte auf die Erwerbung zweier Schatten. Auch die deutsche Kaiserwürde war, gleich

dem Herzogthume Schwaben, keine Wirklichkeit mehr, wie der englische Nebenbuhler des Castilianers, Richard von Cornwallis, zu seinem Verdrusse erfuhr. Durch vieles Geld, womit er die deutschen Curfürsten bestechen ließ, setzte er nicht mehr durch, als daß er in ungültiger Weise zum deutschen Kaiser gewählt wurde. Er hielt es aber für sicherer, in Spanien zu verbleiben und hütete sich wohl, seine Person einzusetzen, um sein Ziel in Deutschland zu erreichen. Als Richard (1271) starb, glaubte Alphons, jetzt könne ihm die Kaiserkrone nicht mehr entgehen. Allein trotz aller seiner Bemühungen blieben seine Ansprüche gänzlich unberücksichtigt und als er, nachdem Rudolph von Habsburg seinen Frieden mit den Päbsten gemacht hatte, noch immer nicht aufhörte, sie zu behelligen, wurden seine wenigen Anhänger sogar von Gregor X. excommunicirt. Ungeachtet aller seiner Gelehrsamkeit hatte Alphons doch auch seine fleischlichen Schwächen. Eine der Früchte derselben war seine Tochter Beatrix von Guzman, welche er an den König Alphons II. von Portugal verheirathete, und der er Algarbien zur Mitgift schenkte. Der Adel und das gesammte Volk hatte allen Grund mit dem Könige unzufrieden zu sein. Das Volk trug seine Leiden mit Geduld. Der Adel aber ergiff die Gelegenheit, welche des Königs Fehlgriffe ihm boten, mit Vergnügen, um einen Aufstand gegen ihn anzuzetteln. An der Spitze der Unzufriedenen stand der Infant Don Philipp, des Königs Bruder und Don Nunno Gonsalez de Lara. An dem Könige Aben Alhamar von Granada fanden sie eine Stütze. Ihr kräftigster Bundesgenosse war aber der schwache und erbärmliche Character des Königs, welcher bat, wo er zu befehlen hatte, und unterhandelte, wo er die Gewalt besaß, Unterwerfung zu erzwingen. Nach dem Tode seines ältesten Sohnes Ferdinand de la Cerda (1275) entstand die Frage, ob in Gemäßheit des westgothischen Rechtes der Sohn Sancho, oder nach dem römischen, die Söhne des ältesten Sohnes dem Könige Alphons nachfolgen sollten? Die Stände des Reiches entschieden (1276) für Sancho. Blanca, die Wittwe Ferdinands floh mit ihren Kindern und der Königin von Castilien, welche deren Ansprüche begünstigte, nach Aragonien. Später kehrte die letztere zu ihrem Gatten wieder. Blanca zog sich aber zu ihrem Bruder, dem Könige Philipp von Frankreich zurück, und dieser verlangte, um den König Alphons in Verlegenheit zu setzen, die Herausgabe der Mitgift seiner Schwester. Mit Mühe verhinderte Pabst Nicolaus III. den Ausbruch eines Kriegs zwischen Frankreich und Castilien. Alphons erwies sich bei allen diesen Familien-Streitigkeiten eben so unfähig, als in seinen politischen Bestrebungen. Die ganze Scheußlichkeit seines Characters that sich aber in der Ermordung seines Bruders Don Fadrique kund, den er für schuldig hielt, die Flucht Blanca's und ihrer Kinder befördert zu haben. Thatsache ist, daß Don Fadrique in seinem Palaste zu Burgos, durch Mörder, welche der König gemiethet hatte, erdrosselt wurde. Neben diesem Verbrechen verschwinden seine kleineren Vergehungen, seine Raubsucht, die Verschlechterung der Münze, welche von ihm ausging, und seine immer zunehmende Launenhaftigkeit. Im Jahre 1282 empörte sich sein Sohn Sancho gegen ihn und Alphons fand keinen andern Verbündeten, der sich seiner annahm, als den Kaiser von Marocco*) In seinem Zorne enterbte er seinen Sohn Sancho und setzte die Söhne des Infanten Ferdinand de la Cerda als seine Erben im Reiche ein. Der Papst zwang endlich durch Bann und Androhung der Excommunication Sancho zur Unterwerfung. Bevor diese jedoch förmlich stattgefunden hatte, starb Alphons [1284], ohne seinen letzten Willen zurückgenommen zu haben. Der Ruf der Gelehrsamkeit, welchen Alphons mit in das Grab nahm, gründete sich theils auf die nach ihm benannten Alphonsischen Tafeln, welche er durch Stern-

*) Sieht oben §. 66 S. 204.

kundige von Granada berechnen ließ, auf die Geschichte, welche unter seinem Namen erschien und auf die Zusammenstellung westgothischer und römischer Gesetze, welche er verfertigen ließ. Schwerlich hatte er an allen diesen Werken persönlich gearbeitet, obgleich es schon Anerkennung verdient, daß er sie veranlaßte und Zeit und Kosten darauf verwendete.

Ungeachtet des Widerstrebens des Königs Alphons wurde Sancho IV. bald allgemein als König anerkannt. Da er über das Ende dieses Abschnitts hinaus lebte, geben wir die Geschichte seiner Zeit besser im nächsten Buche.

§. 68. Aragon und Navarra.

Der Ursprung der Reiche Aragon und Navarra ist in tiefes Dunkel gehüllt. Die Mohammedaner waren bis zum Fuße der Pyrenäen vorgedrungen und besaßen noch im elften Jahrhundert die Städte Jaca, Huesca und Saragossa. Im Jahre 1035 vertheilte der König Sancho el Mayor, sein Reich unter seine Söhne. Ramiro I. erhielt Aragon. Sein Nachfolger Sancho I. (Ramirez) wurde [1076], nach dem Tode Sancho's III. von Navarra, zum Könige auch dieses Reiches erwählt. Er verlor sein Leben bei der Belagerung von Huesca (1094). Sein ältester Sohn Petro I., wurde sofort im Lager zum Könige ausgerufen. Huesca mußte sich ergeben [1096], nachdem die Mohammedaner in einer offenen Feldschlacht, in der Ebene von Alcoraz, eine Niederlage erlitten hatten. Pedro I. starb 1104. Sein Bruder und Nachfolger war Alphons I., derselbe, welcher, wie wir im vorigen Paragraph erzählt, die Tochter des Königs Alphons von Leon und Castilien, die ausschweifende Urraca, ehelichte. Im Jahre 1114 belagerte Alphons Saragossa, welches er 1118 eroberte. Im folgenden Jahre verlegte dieser Fürst den Sitz seines Reiches dahin. Zwei Jahre später (1120) schlug Alphons die Almoraviden bei Daroca, nahm Taragona, Calatayud Tudela, Mequinencia und mehrere andere feste Städte ein, und machte furchtbare Raubzüge nach Valencia und Andalusien. Ohne Zweifel würde er auch dort bleibende Eroberungen gemacht haben, wenn er nicht in Leon und Castilien zu viel beschäftigt gewesen wäre. Seine Grausamkeit gegen die Bewohner der Stadt Fraga, welchen er keine Capitulation gestatten wollte, brachte Alphons I. aber Verderben und Tod. In der Nähe dieser Städt wurde er von den Almoraviden auf das Haupt geschlagen und verlor, entweder in der der Schlacht, oder wenige Tage darauf, sein Leben (1134). Wegen seiner kriegerischen Tapferkeit hatte er den Beinamen Batallador erhalten und zur Zeit, da er auch Leon und Castilien, als Gemahl Urraca's beherrschte, wurde er, wegen des großen Umfanges seiner Besitzungen, Emperador genannt. Alphons I. hinterließ keine Nachkommen, und vermachte, in seinem letzten Willen, sein Reich den Johannitern und den Templern. Natürlich beachteten weder Navarra noch Aragon eine so abgeschmackte Verfügung. Die Folge derselben war aber, daß die Aragonier den Bruder ihres verstorbenen Königs, den Mönch Ramiro, die Navarresen Garcia Ramirez erwählten. Ramiro II. verehelichte sich mit einer Prinzessin von Aquitanien, welche einer Tochter Petronella, das Leben gab. Bald darauf kehrte er in sein Kloster zurück. Raimund, Graf von Barcelona, welcher sich mit Petronella vermählt hatte, folgte ihm, unter dem Titel eines Prinzen von Aragon, nach. Ramiro II. starb 1157. Der letzte Wille Alphons I. kostete übrigens die Aragonier ansehnliche Opfer, welche sie dem Orden der Templer brachten, damit dieser auf dessen Erfüllung Verzicht leistete. Im Jahre 1140 erlitt Raimund, welcher, wie früher Ramiro II., gesucht hatte, Navarra zu unterwerfen, eine bedeutende Niederlage. Nachdem die christlichen Fürsten untereinander Frieden geschlossen hatten, richteten sie ihre Waffen gegen die Mohammedaner. Raimund

nahm Tortosa, im J. 1147, bald darauf Lerida und Fraga. Im Jahre 1153 vertrieb er die letzten Mohammedaner aus Catalonien. Von dem Kaiser Friedrich I., Barbarossa hatte Raimund die Provence als Lehen erhalten. Er starb, auf seiner Reise nach Turin, woselbst er dem Kaiser huldigen wollte (1162). Raimund hinterließ seinem ältesten Sohne, Alphons Aragon und Barcelona und seinem zweiten, Pedro die Herrschaft Cerdanna und das narbonnensische Gallien. Letzterer starb schon im Jahre 1167, worauf die Provence wieder mit Aragon vereinigt wurde. Bald darauf erbte Alphon II. auch Roussillon. Er führte wiederholt Kriege gegen die Mohammedaner, ohne jedoch bedeutende Vortheile zu erringen, indem seine Streitigkeiten mit dem Könige von Navarra seine Kräfte lähmten und die Niederlage des Königs von Castilien bei Alarcos*) den Muth der Mahammedaner wieder hob.

Alphons II. starb im Jahre 1196. Er hinterließ Aragon, Catalonien und Roussillon seinem ältesten Sohne Pedro, die Provence seinem zweiten Sohne, Alphons. Zu Alfonso's II. Zeiten wurde in Aragonien, unter allen christlichen Reichen der pyrenäischen Halbinsel, zuerst die christliche Zeitrechnung eingeführt. Pedro II. benahm sich eben so hart und übermüthig gegen seine Mutter, als unterwürfig und demüthig gegen den Pabst. Im Jahre 1203 schiffte er sich nach Rom ein, um dort gekrönt zu werden. Er ließ sich bei dieser Gelegenheit überreden, Aragon zu einem Lehen des römischen Stuhles zu machen und diesem einen jährlichen Tribut zu versprechen. Die Stände verwahrten sich aber 1205 gegen diese Entäußerung der Selbstständigkeit des Reiches. Pedro II. war ein launenhafter, schwankender und ausschweifender Mensch. Er hatte die Tochter und Erbin des Grafen von Montpellier, Maria, geheirathet. Die Bewohner dieser Grafschaft, welche wahrscheinlich seinen erbärmlichen Character kannten, ließen Pedro II. nicht in ihre Stadt. Aus Zorn darüber wollte er sich von Marien scheiden lassen, was ihm jedoch nicht gelang. Seit jener Zeit warf er aber einen bitteren Unwillen auf seine Gemahlin und wohnte ihr nicht mehr bei. Nur durch eine List, indem die Königin Maria ihren Gatten glauben machte, sie sei eine von ihm begehrte Ehrendame, konnte sie diesen bestimmen, bei ihr eine Nacht zuzubringen. Die Frucht derselben war Jakob, welcher später den Beinamen el Conquistador (der Eroberer) erhielt. Im Kriege mit den Mohammedanern gewann Pedro II. die Feste Montalvan, und wohnte der entscheidenden Schlacht von Tolosa bei.**) Es war zu seiner Zeit, daß im südlichen Frankreich die Albigenser so grausam verfolgt wurden. So pfäffisch Pedro II. auch gesinnt war, wollte er sich doch unter dem Vorwande der „Ketzerei" nicht seine blühendsten Provinzen zerstören und seine fleißigsten Unterthanen zu Tausenden abschlachten lassen. Vergeblich legte er jedoch Fürbitten zu deren Gunsten ein. Im Jahre 1211 verabredete Pedro II. eine Heirath zwischen seinem Sohne Jakob und einer Tochter des blutigen Simon von Montfort und überlieferte diesem selbst seinen jungen Sohn als Bürgen seiner aufrichtigen Gesinnung. Nicht lange darauf gab Pedro dem Grafen von Toulouse, dem Todfeinde Simon's von Montfort, eine seiner Schwestern zur Frau. Auf dessen Antrieb kam Pedro 1213 mit einem Heere nach dem südlichen Frankreich, wurde aber von Montfort bei Müret geschlagen und verlor sein Leben im Kampfe. Jakob I. war bei dem Tode seines Vaters erst sechs Jahre alt. Sein Onkel Don Sancho, Graf von Roussillon, welcher während der Minderjährigkeit des Königs das Reich verwaltete, suchte seinen Neffen zu verdrängen und selbst dessen Thron einzunehmen. Er mußte jedoch (1218) die Regentschaft niederlegen. Im Jahre

*) Siehe §. 66 Seite 203.
**) Siehe oben §. 66 Seite 203.

1220 vermählte sich der junge König mit Leonoren, der Tochter Alfonso's VIII. von Castilien. Noch immer besaß jedoch Jakob nicht seine volle Freiheit, indem er von aufständischen Großen stets umgeben und bewacht war. Er wußte sich zwar denselben zu entziehen, als er einen Kriegszug gegen die Mohammedaner unternahm, doch dauerten die inneren Wirren noch mehrere Jahre hindurch fort. Als Jakob I. im Jahre 1228 die ganze Kraft seines Reiches gegen die Mohammedaner richten konnte, nahm er ihnen die balearischen Inseln nach wiederholten und blutigen Kämpfen, von 1228—1235, ab. Nicht viel später begann er seine Kriegszüge gegen Valencia, welches sich ihm endlich unterwarf (1239). Jakob I. hielt dem maurischen Könige nicht das Versprechen, das er ihm bei der Uebergabe von Valencia ertheilt hatte: ihn in dem Besitze des Landes südlich vom Xucar ungestört zu lassen. Kaum hatte sich Jakob Valencia's bemächtigt, so griff er auch weiter um sich. Wiederholt erhoben sich zwar die betrogenen uud schwer bedrückten Mohammedaner gegen ihre Dränger, allein vergebens! Jakob vertrieb sie gänzlich aus Valencia und gestattete ihnen nur einen Monat Zeit, sich auf die Abreise vorzubereiten. Viele der Flüchtlinge suchten bei Mohammed ben Alhamar, andere in Murcia, welches damals noch mohammedanische Fürsten hatte, Unterkunft. Hätten die Mohammedaner zur Zeit ihrer Uebermacht auf der pyrenäischen Halbinsel dieselbe Verfolgungswuth die Christenfühlen lassen, so wären diese schwerlich jemals wieder zu Kräften gekommen. Die kriegerischen Gaben, welche Jakob bekundete, wurden durch seine Grausamkeit und Wortbrüchigkeit geschändet. In den Augen denkender Menschen und wirklicher Christen, wird ihm die Ausflucht: „man brauche den Ungläubigen nicht Wort zu halten, und die Ausrottung derselben sei eine Gott wohlgefällige Handlung", nicht zur Entschuldigung dienen. Auch in seinem Verhältniß zu den Frauen bewies Jakob einen höchst unedlen Charakter. Seine erste Ehe mit Eleonore von Castilien wurde, im Jahre 1229, angeblich wegen zu naher Verwandtschaft, für nichtig erklärt. Seine zweite Gemahlin, Jolante von Ungarn, die er 1235 ehelichte, starb 1253. Er heirathete insgeheim die Donna Theresa Vidaurre, deren er jedoch bald überdrüssig wurde, weil er mit einer anderen Frau verbrecherischen Umgang hatte. Vergeblich suchte Jakob eine Scheidung zu erwirken. Von seiner ersten Gattin hatte er einen Sohn, Namens Alphons, von der zweiten Pedro. Dem letzteren wollte er Catalonien hinterlassen, wogegen (1258) die Stände des Reiches und sein ältester Sohn, Alphons, Beschwerde führten. Nicht lange darauf (1260) starb Alphons, dem der König immer ungünstig gewesen war, eines plötzlichen Todes. Im selben Jahre vermählte er seinen Liebling Pedro mit Constanze, der Tochter Manfred's. Der Tod Alfonso's machte den Streitigkeiten ein Ende, welche die Furcht vor der Theilung des Reiches hervorgerufen hatten. Allein das regellose Leben Jakob's und seine Vorliebe für einen unehelichen Sohn Namens Fernando Sanchez führten bald zu neuem Hader. Mit Mühe konnten Pedro und Fernando Sanchez, den der König mit Reichthümern überschüttet hatte, eine Zeit lang abgehalten werden, sich gegenseitig zu bekriegen. Im Jahre 1272 griffen sie aber zu den Waffen. Pedro ließ einen der Vertrauten Fernando's, der in seine Gewalt gefallen war, ertränken und ging damit um, seinen Bruder ermorden zu lassen. Sein Anschlag gelang ihm jedoch nicht. Das Beispiel, welches die Söhne des Königs gaben, wirkte ansteckend auf den gesammten Adel. Während Jakob in Catalonien mit den aufständischen Großen des Reiches zu kämpfen hatte, bemächtigte sich Pedro seines Bruders Fernando Sanchez und ließ ihn ertränken. Der unnatürliche Vater, welcher in der letzten Zeit aufgehört hatte, seinen Sohn Fernando zu begünstigen, gab, als er die Nachricht von dieser Schandthat empfing, eine kannibalische Freude darüber zu erkennen. Jakob bekundete seine Grausamkeit nicht blos an Mohammedanern und den Mitgliedern

dern seiner eigenen Familie; er ließ sie sogar die Geistlichen fühlen. Dem Bischoffe von Gerona, welcher ihm 1246 wegen seines ausschweifenden Lebens Vorstellungen machte, ließ er die Zunge ausschneiden. Die catalonischen Bischöffe excommunicirten zwar den König für seine Schandthat; der Pabst gab ihm indeß bald wieder die Absolution unter der Bedingung, das Kloster des Bonifacius in der Nähe von Morella auf seine Kosten auszubauen. Noch ein Jahr vor seinem Tode (1275) entführte Jakob mit Gewalt eine verheirathete Frau, an der er Gefallen fand. Der Pabst machte ihm, Anstandshalber, darüber Vorwürfe, welchen der hart gesottene Sünder aber die Behauptung entgegensetzte, er habe ein Recht zu thun, was ihm beliebe. Jakob starb 1276. Sein Sohn Pedro III., hatte in den ersten Jahren seiner Regierung viel mit dem aufständischen Adel zu kämpfen. Als Gemahl Constanzens, der Tochter Mondfred's, betrachtete sich Pedro III., nach dem Tode Conradin's, als den rechtmäßigen Erben der Hohenstaufen und namentlich ihrer Besitzungen in Unteritalien und Sicilien. Bei der Geschichte von Italien*) haben wir den Antheil, welchen Pedro III. an der Vertreibung der Franzosen aus Sicilien hatte, bereits erzählt. Der Pabst Martin IV., that Pedro dafür in den Bann (1284), ließ ein Jahr darauf, sogar einen Kreuzzug gegen ihn predigen, erklärte ihn für abgesetzt und verlieh dessen Krone demselben Karl von Anjou, welcher Unteritalien besaß und auf Sicilien Ansprüche machte. Pedro's III. eigener Bruder, Jakob, welchem von seinem Vater die Insel Mayorca verliehen worden war, zog, unter dem Banner des Königs Philipp von Frankreich, gegen ihn zu Felde. Die französische Flotte wurde jedoch durch den, im aragonischen Dienste kämpfenden, Admiral Roger de Lauria vernichtet. Philipp rückte zwar bis Gerona vor und nahm diese Stadt ein, konnte sie aber nicht lange behaupten und starb auf seinem Rückzuge (1285). Im gleichen Jahre hauchte Pedro III. sein Leben aus. In seinem letzten Willen hinterließ er seinem ältesten Sohne, Alphons, Aragon und Catalonien und seinen zweiten Sohne, Jakob Sicilien. Alphons III., welcher zur Zeit des Todes seines Vaters gegen seinen Oheim Jakob im Felde stand, setzte seine Unternehmung gegen diesen fort und vertrieb ihn von den balearischen Inseln. Auch er hatte mit seinen meuterischen Adeligen viel zu kämpfen. Nach des Pabstes, Martin's IV., Tod (1288) wurden die Angelegenheiten Sicilien's ohne Mühe, jedoch nicht zur Ehre Alfonso's geordnet. Auf einer Versammlung zu Tarascon (1291) kam man überein, daß alle kirchlichen Strafen zurückgenommen, Alphons als König von Aragon und Mayorca anerkannt werden sollte; dagegen versprach Alphons III. seinem Bruder Jakob, König von Sicilien, nicht beizustehen, vielmehr, erforderlichen Falles, selbst zu dessen Vertreibung mitzuwirken. So opferte Alphons III. zugleich seinem Bruder Jakob und die Sicilianer auf und bedeckte sich dadurch mit Schmach und Schande. Sein Gegner, der Prinz Karl von Salerno, welcher in seine Gefangenschaft gerathen war, erwies sich nicht besser. Alphons hatte ihm die Freiheit gegeben unter der Bedingung, daß er seine Ansprüche auf Sicilien abtreten und für den Fall, daß der Friedensschluß vom Pabste nicht genehmigt werden sollte, in die Gefangenschaft zurückkehren würde. Der Pabst genehmigte diesen nicht, der Prinz von Salerno weit entfernt in die Gefangenschaft zurückzukehren, ließ sich mit dem Königreich Sicilien belehnen und beschwichtigte sein Gewissen damit, daß er unerkannt und unerwartet nach Aragonien reiste und dann erklärte, er habe sich wieder als Gefangener stellen wollen, Niemand habe in jedoch ihn Empfang genommen.

Mit der Geschichte Aragon's steht diejenige Catalonien's in der innigsten Verbindung. Seit dem Jahre 1137 bildeten beide Provinzen ein ungetrenntes

*) Siehe oben §. 55. Seite 158 f.

Reich. Raimund V., Graf von Barcelona, der mit seiner Grafschaft das Reich Aragon verband, stammte von einer Familie ab, deren Anfänge in das dunkle Zeitalter der spanischen Geschichte zurückgehen, da Franken, Spanier und Mohammedaner zwischen dem Ebro und den Pyrenäen sich die Herrschaft streitig machten. Barcelona war die einzige Stadt Catalonien's, welche frühzeitig selbstständig wurde. Von diesem Stützpuncte aus erweiterte sich allmählig die Herrschaft der Christen über ganz Catalonien. Im Anfange unseres Zeitabschnittes [1095] herrschte in Barcelona der Graf Raimund IV., oder vielmehr, in seinem Namen, den Graf Bernhard von Beziers. Mit Mühe entriß Raimund, nachdem er volljährig geworden war, seinem herrschsüchtigen Vormunde die Zügel der Regierung. Während Raimund im Norden der Pyrenäen mit dem Grafen Bernhard, hatte er im Süden derselben mit den Mohammedanern zu kämpfen. Es gelang ihm die Saracenen aus der ganzen Provinz zu vertreiben. Ansehnliche Besitzungen, welche Raimund in Frankreich hatte, vermehrten seine Macht. Im Jahre 1116 eroberte er Mayorca, welches damals eine Zufluchtsstätte der mohammedanischen Seeräuber war. Die Insel konnte übrigens nicht lange behauptet werden. Raimund IV. starb im Jahre 1131 und hinterließ zwei Söhne, von denen der eine, Raimund V. ihm in Catalonien, der andere, Berengar in der Provence nachfolgte. Dem Grafen Raimund V. gelang es, die Hand Petronellen's, der Tochter des Königs Ramiro II. von Aragon, zu erhalten, durch welche er [1137] in den Besitz dieses Reiches gelangte, das seither mit Catalonien verbunden blieb.

Nicht minder nebelhaft, als die Urgeschichte der übrigen christlichen Reiche der pyrenäischen Halbinsel, ist diejenige des Königreichs Navarra. Garcia I nahm vor seinem Tode, welcher im Jahre 891 stattfand, den Titel eines Königs von Navarra an. Seine Nachfolger kämpften Jahrhunderte lang mit den Mohammedanern und hatten mannichfaltige Fehden mit den christlichen Königen der pyrenäischen Halbinsel. Sancho I. [905—925] trieb die letzten Mohammedaner, welche in Navarra gewohnt hatten, aus dem Lande. Pampelona war seit den ältesten Zeiten die Hauptstadt des Reiches. Im Anfange unseres Abschnittes [1095] herrschte in Navarra Pedro I. Seit 1076, waren Navarra und Aragon vereinigt. Die Thaten Sancho's, Pedro's I. und Alfonso's haben wir bei der Geschichte Aragonien's geschildert. Das unsinnige Testament, welches dieser letztere König vor seinem Tode gemacht, hatte zur Folge, daß Navarra von Aragon wieder getrennt wurde. Die Navarresen erwählten, statt der von Alphons I. eingesetzten Johanniter und Templer, einen Abkömmling ihres königlichen Hauses, welcher unter dem Namen Garcia IV., den Thron von Navarra bestieg [1134]. Mit Mühe wurde der Ausbruch eines Krieges zwischen Garcia von Navarra und Raimund von Aragon verhütet. Der Bezirk Rioja bildete einen Streitpunct zwischen Navarra und Castilien. Alfonso's von Castilien Sohn Sancho ehelichte die Prinzessin Blanka von Navarra, wodurch der Friede zwischen beiden Reichen angebahnt wurde. Als wiederum ein Krieg auszubrechen drohte, heirathete Garcia IV. eine uneheliche Tochter Alfonso's von Castilien, starb aber wenige Tage darauf [1150]. Sein Sohn und Nachfolger, Sancho V., [1150—1194] hatte gleichfalls einige Fehden mit Aragon und Castilien. Was er in einem Jahre gewann, ging gewöhnlich im anderen wieder verloren. Im Jahre 1176 übertrugen die Könige von Castilien und Navarra die Entscheidung ihrer Streitigkeiten dem Könige Heinrich II. von England, welcher sie sich [1179], mit geringen Abänderungen, unterwarfen. Sancho V. war der Vater jener Berengaria, welche der König Richard I. von England [1191] ehelichte. Sein Sohn und Nachfolger, Sancho VI. [1194—1234] trat in Unterhandlungen mit Jakub ben Jussuf, dessen Tochter er ehelichen wollte, was ihm von den Christen zum schweren Vorwurfe ge-

macht ward. Später nahm Sancho VI. Antheil an den Kämpfen gegen die Mohammedaner und namentlich an der Schlacht von Tolosa. Während er übrigens um die Gunst des Afrikaners buhlte, nahm ihm der König Alphons von Leon Biscaja, Alava und Guipuscoa ab, welche Sancho el Major [970] mit Navarra vereinigt hatte. Mit Sancho VI. starb die männliche Linie des Grafen Sancho Innigo, welcher, gegen Ende des neunten Jahrhunderts, in Navarra geherrscht hatte, aus. Die Stände des Reiches wählten den Grafen Thibault I. von Champagne, den Sohn der Prinzessin Sancha, der Schwester Sancho's VI., zum Könige. Schon im zweiten Jahre seiner Regierung [1236] nahm Thibault I. das Kreuz und zog [1238] nach Palästina. Er wurde zum Oberfeldherrn gewählt, erreichte, während der größere Theil des Heeres auf dem Marsche zu Grunde ging, zur See glücklich Palästina, vermochte jedoch, bei der dort herrschenden Eifersucht und Verwirrung, nichts auszurichten, und kehrte bald wieder in sein Reich zurück. Thibault I. machte sich lächerlich durch einen Streit, den er mit dem Bischoffe von Pampelona anfing. Zuerst nahm er diesem, ohne Umstände, die dem Bisthum angehörige Feste San Estefan ab. Als er deshalb, wie er erwarten konnte, excommunicirt und sein Land mit dem Interdicte belegt wurde, erschrack er so gewaltig, daß er nicht nur zu Kreuze kroch, sondern auch, nachdem er Absolution erhalten hatte, noch nach Rom reiste, um vom Pabste eine allgemeine Absolution zu erhalten. Sie wird ihm jenseits nicht mehr genützt haben, als einem Buddhisten, welchem dieselbe von seinem Oberpriester, Dalai Lama, zu Theil ward. Thibault I. starb 1253. Ihm folgte sein Sohn Thibault II., der [1258] die Tochter Ludwig's IX. von Frankreich heirathete und dadurch veranlaßt wurde, an dessen Kreuzzuge (1270) Theil zu nehmen. Bevor Thibault II. heimkehrte, starb er zu Trepani, in Sicilien, an den Folgen der durchgemachten Strapazen. Nach einer kurzen Regierung (1270—1274) folgte auf Heinrich, Thibault's II. Bruder, dessen Tochter Johanna, um deren Hand, d. h. Königreich, sich die Prinzen von Castilien und Aragon bewarben, während die Mutter, Blanca, eine französische Prinzessin, entschlossen war, unbekümmert um den Willen der Narvarresen, ihre Tochter Johanna und das Reich einem französischen Prinzen zu geben. Der König Philipp III. von Frankreich schickte zuerst den Seneschal von Toulouse, Eustachius von Beaumarchais und als dieser den Widerwillen der Narvaresen gegen die französische Herrschaft nicht zu erdrücken vermochte, ein Heer über die Pyrenäen. Die Navarresen mußten sich unterwerfen. Pampelona wurde, während die Bedingungen der Uebergabe verhandelt wurden, von den Franzosen genommen und geplündert. Das Blutbad, welches die Franzosen unter den Bewohnern der Stadt anrichteten, verbreitete einen solchen Schrecken, daß aller Widerstand in Navarra aufhörte (1284). Von dieser Zeit an war Navarra, bis 1328, mit Frankreich verbunden. Dem Scheine nach war das Reich, so lange Johanna lebte, unabhängig, in der That herrschte aber, in ihrem Namen, ihr Gatte, Philipp IV. von Frankreich. Als sie starb (1305) ging auch dieser Schein verloren, indem ihr Sohn, der nachherige König Ludwig X. von Frankreich, Navarra mit seinen Ländern jenseits der Pyrenäen vereinigte.

§. 69. Portugal.

Während des neunten, zehnten und elften Jahrhunderts stand der nördliche Theil Portugal's in einem Abhängigkeitsverhältnisse von Galizien und wurde von verschiedenen Statthaltern verwaltet. Der Besitzstand war jedoch sehr unsicher, und wechselte, je nach dem Kriegsglücke, zwischen Christen und Mohammedanern. Coimbra, Viseu, und Lamego waren zwar von Alphons I. von Leon, im achten Jahrhundert, erobert worden, gingen aber (997) wieder an Almansor verloren.

Im Jahre 1027 fiel Alphons V. von Leon vor Viseu, aber 1057 eroberte sein Schwiegersohn, Fernando I. Viseu, Lamego, und im folgenden Jahre auch Coimbra. Alphons VI. von Leon gewann [1093] Santarem, Lissabon und Cintra. Im Jahre 1095 verlieh Alphons VI. ganz Portugal zwischen Minho und Tajo seinem Schwiegersohne, Heinrich von Besancon, mit dem Rechte, seinen Besitzstand bis zur Guadiana auszudehnen. Von welcher Art diese Verleihung war, bedarf keiner ausführlichen Erörterung. Genug, es entwickelte sich daraus das unabhängige Reich Portugal. Heinrich führte glückliche Kriege mit den Muselmännern. Er zwang [1107] den Almoraviden Ali ben Jussuf, die Belagerung von Coimbra aufzugeben. Heinrich starb 1112. Während der Minderjährigkeit seines Sohnes führte Theresa, die Schwester der castilischen Urraca, die Vormundschaft über ihren Sohn, Alphons I. Dieser mußte zu den Waffen greifen, um seiner Mutter die Regierung zu entreißen. Gedrängt durch den König Alphons VIII. von Castilien, erkannte Alphons I. die Oberherrlichkeit des Pabstes über Portugal an.

Nach langjährigen, bedeutungslosen Kämpfen mit Castilien begann Graf Alphons I. [1138] den Krieg mit den Mohammedanern. In den Ebenen von Urica errang er einen glänzenden Sieg über sie und wurde, nach demselben, von seinem Heere mit dem Königstitel begrüßt. Santarem, Lissabon und Cintra, welche mittlerweile in die Macht der Saracenen gefallen waren, eroberte Alphons I. wieder; Lissabon mit Hülfe deutscher und englischer Kreuzfahrer, die in der Nähe gelandet hatten. In den Jahren 1152—1166 machte Alphons verschiedene Eroberungen zwischen Tajo und Guadiana und namentlich in Estremadura. Die Einnahme von Badajoz, das damals unter der Oberherrschaft von Leon einen maurischen Statthalter hatte, kam Alphons theuer zu stehen. Er wurde, nachdem er sich schwer am Beine verletzt hatte, vom Könige Ferdinand II. gefangen genommen und konnte von dieser Zeit an, nicht mehr zu Felde ziehen, obgleich er bald seine Freiheit wieder erlangte. Er starb im Jahre 1185. Die portugiesischen Geschichtsschreiber haben die mannichfaltigsten Fabeln mit dem Leben dieses Königs in Verbindung gebracht, welche wir natürlich übergehen. Sancho I., der älteste Sohn, welcher Alphons I. überlebte, nahm Theil an den Leiden, die der Pabst über seine Tochter Theresa und deren Gatten Alphons IX, König von Leon, verhängte, weil sie nicht vor Eingehung ihrer Ehe die oberpriesterliche Genehmigung nachgesucht hatten. Auch Portugal wurde bei dieser Gelegenheit mit dem Interdicte belegt, und als am Ende die Ehe zwischen Theresa und Alphons IX. aufgelöst wurde, war die Folge davon ein Zerwürfniß zwischen den beiden Reichen, welches deren Kraft lähmte. Portugal litt daher furchtbar unter den Einfällen der Saracenen, und ungeachtet der Hülfe von Kreuzfahrern, welche dem Könige Sancho I. mehreremale unerwartet zugeflogen kam, verlor er doch viele Städte, während noch mehrere dem Boden gleich gemacht wurden. Sancho I. starb im Jahre 1211. Alphons II., gerieth anfangs mit seinen Geschwistern, wegen der Vermächtnisse ihres Vaters, und mit dem Könige von Leon, wegen gewisser Ländereien, in Streit. Seine ungewöhnliche Dicke machte ihm den Kriegsdienst schwer. Mit Hülfe einer tapfern Schaar Kreuzfahrer eroberte er aber im Jahre 1217, Alcazar do Sal und Mura. Gleich seinem Vater hatte auch Alphons mannichfaltige Kämpfe mit der Geistlichkeit zu bestehen. Es gefiel den Königen ganz wohl, den religiösen Fanatismus der Massen auf's äußerste zu entflammen, um, mit dessen Hülfe, die Mohammedaner zu besiegen. Sie bedachten aber nicht, daß derselbe Fanatismus, welcher ihnen in der Richtung gegen die Muselmänner treffliche Dienste leistete, auch gegen sie gebraucht werden könnte. Die Könige, welche die dunkle Macht des religiösen Fanatismus gründen halfen, mußten bald erfahren, daß nicht sie, sondern die Geistlichen und namentlich deren Oberste, die Päbste zu Rom, die religiösen Gefühle der

Katholiken beherrschten. Die Geistlichkeit Portugal's welche, gleich derjenigen der meisten übrigen Länder Europa's unermeßliche Schätze sammelte, bediente sich des Aberglaubens der verdummten Massen zu ihren Gunsten auch gegen die Könige. Alphons II., welcher seine königlichen Rechte den Pfaffen nicht zum Opfer bringen wollte, gerieth in offenen Streit mit denselben. Der Erzbischoff von Braga that Alphons II. in den Bann. Dieser vertrieb ihn von seinem Sitze. Das verdummte Volk stand, wie gewöhnlich, auf Seiten der Pfaffen. Der König versprach, in Zukunft die Vorrechte der Kirche zu achten, starb jedoch, bevor er die ihm auferlegten Bedingungen erfüllen konnte [1223]. Sein Sohn Sancho II. gerieth, gleich anfangs, dadurch in eine schlimme Lage, daß er ein s. g. Concordat mit dem Pabste abschloß, in welchem er, wie alle Fürsten vor und nach ihm, von den schlauen Pfaffen betrogen wurde. Volk und Geistlichkeit verbanden sich gegen Sancho und verklagten ihn bei Innocenz IV., dem gewaltthätigsten und ausschweifendsten aller Päbste. Mit Vergnügen ergriff dieser die Gelegenheit, dem Könige von Portugal seine Allgewalt fühlbar zu machen. Der Bruder Sancho's II., Alphons, war schlecht genug, sich als Werkzeug der Pfaffen gebrauchen zu lassen. Innocenz IV. erklärte den König, Sancho II., für abgesetzt, und übertrug die Verwaltung Portugals dessen Bruder Alphons III. Sancho II. mußte fliehen, als sein Bruder, Alphons III., in Portugal eintraf, und starb (1248) in Castilien. Der Krieg gegen die Mohammedaner machte, unter solchen Verhältnissen, keine großen Fortschritte. Alphons III. nahm denselben mit verdoppelter Kraft wieder auf. Er eroberte (1250) Algarbien, doch gerieth er auch in Streit mit der Geistlichkeit und ward in den Bann gethan, von dem er erst auf seinem Todtenbette gelöst wurde (1279). Sein Sohn Dionysius begann den Kampf mit den Pfaffen von neuem. Er gab keinen Zehnten von seinen Gütern, besteuerte die Besitzungen der Klöster, verbot, Geld nach Rom zu senden und suchte, zu verhindern, daß die Kirche noch größere Reichthümer sammelte. Dionysius erkannte zwar das von seinem Oheim Sancho I. abgeschlossene Concordat an (1289), umging die wichtigste Bestimmung desselben aber, indem er (1291) von den weltlichen Ständen ein Gesetz geben ließ, durch welches allen Portugiesen verboten ward, Grundstücke an Geistliche zu schenken, oder zu verkaufen. Dionysius, der erst im Jahre 1325 starb, gehört übrigens mehr dem nächsten, als diesem Zeitabschnitte, an. Wir werden daher im sechsten Buche noch auf diesen König zurückkommen.

Gegen das Ende dieses Zeitabschnitts (1291) hatte Portugal mit geringen Verschiedenheiten bereits diejenigen Gränzen inne, welche es seither im Laufe von fast sechs Jahrhunderten behauptet hat. Während des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts wurde der Grund zu seiner Selbstständigkeit so fest gelegt, daß sie, vorübergehende Unglücksfälle ausgenommen, bis auf unsere Tage dauerte. Das portugiesische Volk bildete sich eine eigene Sprache und Literatur, eigene Gesetze und Einrichtungen, welche übrigens sämmtlich mit den spanischen Errungenschaften sehr ähnlich sind. Den spanischen Ritterorden entsprach der portugiesische der Ritter von Evora oder, wie man dieselben später nach ihrer wichtigsten Burg nannte, von Avis. Erst im folgenden Zeitabschnitte, nachdem die Kämpfe mit den Mohammedanern aufgehört hatten, die ganze Kraft der Nation zu verschlingen, nahm dieselbe einen höhern Aufschwung.

Neunter Abschnitt.

Die nordöstlichen Reiche Europa's.

§. 70. Dänemark.

Von allen Reichen des Nordostens stand keines mit der übrigen Welt und namentlich mit Deutschland in zahlreicheren und bedeutungsvolleren Beziehungen, als Dänemark. Während des elften und im Anfange des zwölften Jahrhunderts wurde dieser Staat durch bürgerliche Kriege zerrüttet. Später aber entwickelte er sich mehr und mehr, erhielt eine feste Verfassung, breitete seine Schifffahrt aus und machte bedeutende Eroberungen längs den Küsten der Ostsee. Erich I Eyegod [1095—1103] begann die dänischen Eroberungen, indem er den Wenden die Handelsstadt Julin, in Pommern, entriß. Swen III. war nur zwei Jahre lang König, ihm folgte Niels [1105—1134], welcher fast unausgesetzt mit inneren Unruhen zu kämpfen hatte, denen er endlich erlag, indem er durch Erich II., Edmund vom Throne gestoßen ward. Schon nach drei Jahren folgte diesem Erich III. Hakeson (1137—1147). Nach dessen Tode kämpften Swen IV., Grathe und Kanut III. um den Thron. Sie ernannten Friedrich I. Barbarossa, zum Schiedsrichter, welcher zwar Swen IV. die Krone zusprach, jedoch sein Urtheil nicht aufrecht erhielt. Swen IV. wurde von Kanut III. vertrieben und als er später zurückkehrte, mußte er mit Kanut III. und Waldemar das Reich theilen. Waldemar ermordete ihn, herrschte [1157—1182] in Dänemark und erhielt sogar den Beinamen der „Große", weil er große Eroberungen machte. Er unterwarf sich fast ganz Holstein, Mecklenburg, Pommern und die Insel Rügen und Friedrich Barbarossa belehnte ihn sogar mit diesen Landen. Sein Rathgeber, der Erzbischoff Arel von Lund, half ihm sowohl ihm Frieden, als im Kriege, und führte eine gewisse Ordnung in die inneren Verhältnisse Dänemark's ein. Was aber im Mittelalter von den Herrschern „Ordnung" genannt wurde, war, wie in unseren Tagen, dem Despotismus sehr nahe verwandt. Aus einem festen Schlosse und einem Hafen für Kaufleute, welche Arel auf einem seiner Güter anlegte, entwickelte sich, im Laufe der Jahrhunderte, die Hauptstadt des Reiches Kiobmanshafen, Kaufmannshafen, oder Kopenhagen. Kanut VI. [1182—1202] vollendete die Eroberung der Küstenländer von der Elbe bis zur Weichsel und nahm von diesen neu gewonneuen Provinzen den Titel König der Wenden an. Die deutschen Kaiser damaliger Zeit, deren Streben hauptsächlich nach dem Süden ging, wahrten die Rechte Deutschlands nicht im Norden. Kanut's Bruder, Waldemar II. [1202—1241] ließ sich in der deutschen Stadt Lübeck, unter großen Feierlichkeiten, krönen und nahm zu dem Titel seines Bruders: König der Dänen und Wenden, noch denjenigen eines Herrn von Nordalbingien [des Landes im Norden der Elbe] an. Er brachte zuerst Lauenburg an sich und der Graf Adolph von Schauenburg mußte, um die Freiheit wieder zu erhalten, sein deutsches Reichslehen Holstein dem Dänenkönige abtreten. Waldemar dehnte darauf seine Eroberungszüge bis nach Esthland und Liefland aus, und setzte sich mehr und mehr in Pommern und Mecklenburg fest. Er ließ eine Brücke über die Elbe bauen, welche er auf der westlichen Seite befestigte, sicherte sich dadurch den Uebergang über diesen Fluß und suchte, sich bis gegen die Weser hin auszubreiten. Waldemar II. herrschte von der Mündung der Elbe bis zum finnischen Meerbusen. Seine Eroberungen gründeten sich auf die ausgezeichnete Kriegsverfassung Dänemark's, welche nicht blos die adeligen Lehensleute, sondern auch alle übrigen Grundbesitzer verpflichtete, nach

dem Werthe ihrer Ländereien, Schiffe und deren Bemannung zu stellen. In Pommern gründete Waldemar II. die Stadt Stralsund. Für sein gesammtes Reich ließ er die unter seinem Namen bekannten Gesetze verkünden. Er benützte die Zeit, da Friedrich II. noch mit seinem Gegenkönige Otto IV. im Kampfe lag und ließ sich (1214) von dem Hohenstaufen alle diejenigen Besitzungen, die er durch Gewalt an sich gerissen hatte, als Recht einräumen. In der Geschichte Deutschlands *) haben wir erzählt, wie es dem Grafen von Schwerin, in Verbindung mit anderen deutschen Fürsten gelang, dem Dänenkönige alle seine Eroberungen in Deutschland wieder abzunehmen. So groß Waldemar II. begonnen hatte, so klein endigte er. Um das Maß des Elends voll zu machen, das er, ungeachtet aller seiner anfänglichen Siege, über sein Land brachte, theilte er vor seinem Tode das Reich unter seine drei Söhne: Erich, Abel und Christoph. Der älteste sollte den größeren Theil des Landes und die Königswürde, die beiden anderen einzelne Provinzen als Lehensleute beherrschen. Die Folge dieser verkehrten Bestimmung war, daß Erich IV. [1241—1250] in einen blutigen Krieg mit seinem Bruder Abel verwickelt wurde. Das Land hatte natürlich die Lasten und Verwüstungen desselben zu tragen. Zudem wollte Erich IV., statt seine ganze Kraft auf die Sicherstellung seines wankenden Thrones zu verwenden, Esthland, das die dänische Herrschaft abgeschüttelt hatte, wieder unterwerfen. Er besteuerte zu diesem Behufe sogar die Pflüge und zog sich dadurch den Schimpfnamen Plugpennig zu. Bevor er jedoch seinen Kriegszug beginnen konnte, wurde er, auf Veranlassung seines Brudes Abel, ermordet [1250]. Der Mörder wurde zum Könige erwählt und fand ohne Mühe vierundzwanzig Ritter, welche, der ihm gemachten Bedingung zufolge, seine Unschuld beschworen. Die Lehren der Päbste hatten dazumal das Gefühl für Recht und den Sinn für Wahrheit vollständig erschüttert. Es wurde den Ritterbürtigen so leicht gemacht, Ablaß zu erhalten, wenn sie falsch geschworen hatten, und es war der ganzen Christenheit mit so viel Nachdruck das Recht des Pabstes und seiner Diener, für diese und jene Welt Absolution zu ertheilen, eingeschärft worden, daß wir uns über derartige Meineide nicht wundern dürfen. Abel genoß übrigens nicht lange die Früchte seines Mordes. Die Friesen, welche neben den Dithmarschen in Schleswig wohnten, ließen sich die vertragswidrigen Steuern nicht gefallen, die er ihnen auferlegen wollte. Der König zog gegen sie zu Felde, erlitt eine furchtbare Niederlage und verlor [1252] im Kampfe mit ihnen das Leben. Ein ähnliches Schicksal hatte vier Jahre später [1256] der deutsche Kaiser Wilhelm von Holland, welchen die Westfriesen erschlugen. Christoph I., Abels und Erich's Bruder [1252—1259] hatte mit aufständischen Adeligen und dem Erzbischoff von Lund, Jakob Erlandson, zu kämpfen. Die Päbste hatten dazumal ihre Anmaßungen in Dänemark noch nicht durchsetzen können. Jakob Erlandson wurde von Innocenz IV. dazu auserkoren, das päbstliche Joch Scandinavien aufzuerlegen. Der König, welcher sich dieses nicht gefallen lassen wollte, kündigte den Geistlichen den weltlichen Schutz auf. Die Bischöffe hetzten dagegen das verdummte Landvolk gegen die Ritter. Christoph I. ließ den Erzbischoff gefangen setzen. Zwar sprachen die anderen Bischöffe den Bann gegen ihn aus und legten das Interdict auf sein Reich, allein Christoph I. bekümmerte sich wenig um den Bann und die Bischöffe fanden nur theilweise Gehorsam bei den Pfarrern. Doch die Geistlichen waren niemals um die Mittel zu ihren Zwecken verlegen. Einer derselben vergiftete den König beim Abendmahle [1259], sei es mit dem Kelche, oder mit der Hostie. So tief war die Geistlichkeit damaliger Zeit gesunken! Das von Christo eingesetzte Liebesmahl war nicht blos dem Könige Christoph, es war der ganzen Christenheit

*) Siehe §. 42. Seite 119 f.

vergiftet worden, indem sich die Geistlichen dessen zur Befriedigung ihrer fluchwürdigen Leidenschaften bedienten. Mit dem von Christo eingesetzten Abendmahle hatten die Pfaffen die Ohrenbeichte, den Ablaß und alle erdenklichen Peinigungen in Verbindung gebracht. In der Vergiftung Christoph's I. trat nur die Vergiftung der Abendmahlslehre in die äußere Erscheinung. Christoph's Sohn, Erich VII. Glipping war noch minderjährig. Den Pfaffen und aufständigen Adeligen war dieses eine erwünschte Gelegenheit, im Trüben zu fischen. In einer Schlacht, welche Erich VII. auf der Lohaider Ebene, bei Schleswig lieferte (1261), erlitt er eine vollständige Niederlage und wurde nebst seiner Mutter Margaretha gefangen. Mit großen Opfern wurden endlich Beide wieder in Freiheit gesetzt. Sobald der König nach Dänemark zurückgekehrt war, begann der Streit mit der Geistlichkeit von neuem. Der Erzbischoff und drei Bischöffe mußten aus dem Lande fliehen. Der päbstliche Legat legte zwar wieder ein Interdict auf das Land, welches jedoch die gewünschte Wirkung nicht hatte. Das arme Volk wurde aber, während König, Adel und Geistlichkeit sich gegenseitig bekämpften, auf's furchtbarste mißhandelt und versank in vollständige Leibeigenschaft. Als die Geistlichkeit merkte, daß die Dänen das Interdict ganz anders aufnahmen, als Deutsche, Franzosen und besonders Spanier und Portugiesen, verständigte sie sich mit dem Könige Erich VII. Während die gleichzeitigen Herrscher von England sich bemühten, durch Begünstigung des dritten Standes, dem Adel und der Geistlichkeit Schranken zu setzen, gab Erich VII. seinen Großen einen Freiheitsbrief, durch welchen die Rechte des Bauern- und Bürgerstandes verletzt wurden. Einige hundert Personen wurden zu den einzig Berechtigten erhoben, das ganze übrige Volk dagegen wurde rechtlos. Erich war ein rauher, übermüthiger und grausamer Mann. Er beschimpfte die Gattin des Marschalls Stigo auf die empörendste Weise und wurde, zum Lohne dafür, von diesem, in Verbindung mit mehreren Genossen, ermordet [1286]. Mönved, war, beim Tode seines Vaters, erst zwölf Jahre alt. Da er bis 1319 in Dänemurk herrschte, werden wir seine Thaten und Schicksale im nächsten Buche schildern.

§. 71. Norwegen und Schweden.

Gleich allen anderen Staaten des Nordens hatten auch Norwegen und Schweden das Christenthum mit Widerstreben angenommen. Denn nicht die Religion der Liebe, der Gleichheit und der Brüderlichkeit predigten die Pfaffen des Mittelalters, sondern die Lehre des Pabstes, des Zehntens, der Klöster nnd mannichfaltiger Aeußerlichkeiten, für welche rohe Naturwesen eben so wenig Empfänglichkeit besitzen, als denkende und gebildete Menschen. Das Christenthum brachte in die gesammte, auf dem Heidenthum vergangener Zeiten beruhende Staatsverfassung und Staatsverwaltung eine vollständige Verwirrung. Mehr, als ein Jahrhundert verging, bevor sich die neuen s. g. christlichen Ansichten in Kirche und Staat Bahn brachen, welche in ihrem Gefolge das doppelte Joch der geistlichen und weltlichen Herrschaft hatten.

In Norwegen folgte auf Olaf III., König Magnus III. Barvot, welcher alle seine inländischen Feinde zu Paaren trieb, worauf er die Insel Man, die Hebriden und die Orkney-Inseln [1095] unterwarf und in Irland erschlagen wurde [1103]. Sigurd I. Jorsalafar [1103—1139] theilte das Reich mit seinen Brüdern Eystein und Olaf und ging nach Palästina. Die Folge dieser doppelten Thorheit war Bürgerkrieg. Magnus IV. wurde von Gillichrist verdrängt [1135]. Die inneren Kämpfe dauerten fort. Während derselben errichtete ein päbstlicher Legat das Erzbisthum Drontheim und that dadurch den ersten Schritt zur Unterwer-

fung des Landes unter die römische Herrschaft. Magnus V. [1162—1184] wurde von den Pfaffen so vollständig beherrscht, daß er ihnen sogar sein Reich übergab, um es im Namen des s. g. Heiligen Olaf zu verwalten. Im Jahre 1184 verlor aber Magnus gegen Suerrer eine Seeschlacht und sein Leben. Suerrer [1184—1202] wurde anfangs allgemein als König anerkannt. Doch bald wurden ihm Gegenkönige entgegengesetzt. Zuerst machte Jon, ein Mönch aus dem Kloster Hofudey, der sich für einen Sohn Königs Inge ausgab, ihm den Thron streitig. Suerrer besiegte ihn [1187]. Jon verlor sein Leben und ward sodann als ein Sohn eines Bürgers von Bergen, Namens Peter Orm erkannt, welcher von der Pfaffenpartei dem Könige entgegengesetzt worden war. Kurz darauf trat ein anderer Mönch als Kronprätendent auf. Dieser gab sich für einen Sohn Königs Eystein aus, wurde aber gleichfalls besiegt und getödtet [1191]. Suerrer brachte seine Streitigkeiten mit dem Erzbischoffe von Drontheim vor das Volk. Dieses sprach sich zu Gunsten des Königs aus. Der Erzbischoff, welcher sich dennoch nicht fügen wollte, floh nach Dänemark, woselbst ihn der Erzbischoff Arel freundlich aufnahm und mit allen Kräften unterstützte. Vergeblich ließen beide Pfaffen den König Suerrer in allen Kirchen Dänemark's excommuniciren, die Norweger kümmerten sich weder um Bann, noch Interdict. Allein die Pfaffenpartei setzte dem König [1193] Sigurd, Magnus Sohn entgegen, doch auch dieser wurde von Suerrer besiegt [1194] und verlor sein Leben auf der Flucht. Suerrer vereinigte die höchste Tapferkeit im Kampfe mit einer seltenen Milde gegen seine Feinde, die größte Klugheit mit der größten Rechtlichkeit. Er gab den Pfaffen nicht nach, wie alle gleichzeitigen Herrscher thaten, sondern bekämpfte und besiegte sie. Das war ihm aber nur möglich, weil er es redlich mit dem Volke meinte, weil er in diesem seine feste Stütze hatte und daher die öffentliche Meinung ihm nicht widerstrebte, vielmehr ihm zur Seite stand. Die Birkenbeiner, d. h. die Leute, welche Birkenrinden um die Beine trugen und die Goldbeiner, d. h. die Leute, welche goldene Beinschienen kaufen konnten, bezeichnen deutlich den Gegensatz der damaligen Parteien. Die Birkenbeiner, die Armen, waren mit Suerrer, die Goldbeiner, die Reichen, gegen ihn. Suerrer zeichnete sich namentlich auch durch die Reinheit seiner Sitten aus. Er trat dem Laster der Trunkenheit, welches in Norwegen zu den größten Mißständen führte, mit Wort und That entgegen und verbot sogar 1185 den deutschen Weinhändlern den Aufenthalt in Bergen.

Der Bischoff Nicolaus von Oslo hatte von ihm prophezeit, er werde wie ein Vieh todtgeschlagen und von Hunden und Vögeln gefressen werden. Um diese Vorhersagung zu Schanden zu machen, ließ er sich kurz vor seinem Tode auf den Thron setzen, auf welchem er, umgeben von zahlreichen Freunden, nachdem er sein Reich geordnet und die Oelung empfangen hatte, starb [1202]. Suerrer's Sohn und Nachfolger Hakon IV. starb schon am Neujahrstage [1204] an Gift. Gutthorm, Suerrer's Enkel, eine Knabe von sechs Jahren folgte ihm, zum Schein, nach. Die Geistlichen hatten, nach Suerrer's Tode wieder die höchste Macht im Lande. Sie schmiedeten Ränke und suchten ihre Günstlinge durch die üblichen Gaunerstücke zu fördern. Erling Steinweg versprach dem Bischoffe Nicolaus, falls er die Feuerprobe zu seinen Gunsten lenken würde, dessen Neffen Philipp zu seinem Jarle zu erheben. Die Feuerprobe gelang. Erling wurde König, Philipp Jarl. Bald darauf starb Gutthorm an Gift [1205]. Dem Könige Erling stand Inge II. gegenüber. Nach Erling's Tode [1207] setzte der Bischoff Nicolaus durch, daß sein Neffe Philipp zum König gewählt wurde, der sich [1208] mit Inge II. verständigte. Unter Hakon V., Suerrer's Enkel,

befestigte sich wieder die Ordnung im Reiche, d. h. der Despotismus. Er stützte seine Macht auf den guten Willen des Pfaffenthums, indem er diesem gleich anfangs, huldigte. Er ließ seine von der Pfaffenpartei bestrittene Abkunft durch die Feuerprobe, der sich seine Mutter unterwarf, entscheiden. Die Probe gelang, der Betrug, den der König in Uebereinstimmung mit dem Erzbischoffe von Drontheim beging, ist daher außer Zeifel. Statt dem Aberglauben und der Pfaffenherrschaft entgegen zu treten, huldigte Hakon V. denselben sein ganzes Leben lang. Mit Hülfe der Pfaffen wurde es ihm nicht schwer, die Parteien, welche sie allein bisher hervorgerufen hatten, zu beschwichtigen. Dem Pabste Innocenz IV. schickte er bedeutende Geldsummen. Dem päbstlichen Legaten machte er reiche Geschenke und dieser erpreßte außerdem noch von der Geistlichkeit 500 Mark Silber. Um die Pfaffen vollständig für sich zu gewinnen, nahm Hakon sogar das Kreuz. Gegen Schottland behauptete er seine Oberherrschaft über die Insel Man und die Hebriden. Island und Grönland gehorchten ihm und unter seinem Schutze errichtete die Hansa eine Handelsniederlage in Bergen. Als Hakon V. sein Reich antrat, beging er, wegen Mangels an einem geeigneten Hause, die übliche Feier auf einem Schiffe. Das Hochzeitsfest seines Sohnes Magnus konnte schon auf dem Lande begangen werden. Magnus VII. [1263—1281], Lagabätter, (Gesetzverbesserer) erhielt diesen Beinamen nicht vom Volke, sondern von den Pfaffen, zu deren Gunsten er die Gesetze des Landes verschlechterte. Er war übrigens ein Herscher, welcher Gewerbe, Handel und Schifffahrt, die zugleich sein Volk und seinen Schatz bereicherten, begünstigte. Er trat die Hebriden und die Insel Man für einen jährlichen Zins an Schottland ab (1266). Die Deutschen bauten einen ganzen Stadttheil in Bergen, erhielten von dem Könige bedeutende Vorrechte und bildeten, seit 1279, daselbst eine Art Staat im Staate, welcher freigewählte Beamte und eigene Gesetze hatte. Der Sohn Magnus VII., Erich II. (1281—1299) war seinem Vater durchaus nicht ähnlich. Die fremden Kaufleute und ausländischen Pfaffen, welche Magnus begünstigt hatte, bekämpfte Erich mit aller Macht. Er ließ die Waaren der deutschen Kaufleute in Bergen wegnehmen und ihre Schiffe mit Beschlag belegen, mußte aber am Ende die Schiffe herausgeben, einen Schadensersatz von 6000 Mark zahlen und die Vorrechte der deutschen Städte in Bergen auch auf die Städte Campen, Staveren und Gröningen ausdehnen (1285). Erich II. heirathete die Tochter des Königs von Schottland, Alexander's III. Als mit diesem (1286) der Mannesstamm des schottischen Herrscherhauses erlosch, wurde Erich's II. Tochter auf den Thron von Schottland berufen. Sie starb aber auf ihrer Ueberfahrt dahin (1290)*).

Schweden.

Im Anfange unseres Zeitabschnittes war Schweden noch in zwei Theile gespalten, wovon der eine christlich, der andere heidnisch war. Blot Swen herrschte in dem heidnischen Gothland und nach ihm sein Sohn Kol, während Stenkil's Sohn, Inge I., welchem eifrige Christen den Beinamen des „Guten" ertheilten (1074—1112), in dem christlichen Theile Schweden's König war. Mit dem Tode Inge's II. (1130) erlosch das Haus Stenkil's. Kol wurde (1134) König von ganz Schweden. Suerker I., Kol's Sohn, der Gründer des Hauses seines Namens, (1138—1155) machte durch seinen Uebertritt das Christenthum in Schweden herrschend. Er verbot die öffentliche Ausübung des heidnischen Götterdienstes, unterwarf sich dem Pabste, bewilligte diesem den Peterpfennig und ließ

*) Siehe oben §. 64. S. 190.

durch einen päbstlichen Legaten die römische Kirchenverfassung in Schweden einführen. Noch pfaffenfreundlicher war sein Nachfolger, Erich IX. [1155—1161], welcher das Herrschergeschlecht der Bonde gründete, und in so hohem Grade Pfaffenknecht war, daß er sogar von diesen „Heilig" gesprochen wurde. Er eroberte Jämteland und die finnländische Küste [1157] an welcher er die Stadt Abo erbaute. Karl VII. Suerkerson [1161—1168] überbot seine Vorgänger noch an Vorliebe für die Pfaffen. Er errichtete [1163] das Erzbisthum Upsala, wurde aber schon (1168) von Kanut Erichson ermordet, welcher den Titel König der Schweden und Gothen annahm und Jämteland an Norwegen und Gothland an Suerker II., den Sohn Karl's VII. abtreten mußte. Er erhob die Bischöffe zu Mitgliedern des Reichsrath's. Suerker II. Karlson, (1199—1210) befreite die Geistlichen von der weltlichen Gerichtsbarkeit und von der Zahlung der Abgaben. Im Kriege gegen Erich, den Sohn Kanut's, der, von den Norwegern unterstützt, in Schweden einbrach, verlor Suerker II. sein Leben. Auf Erich X. Knutson, (1210—1216) folgte Johann Suerkerson (1216—1222), mit welchem das Geschlecht der Suerker ausstarb. Erich XI., Erichson, wurde, im Kampfe mit Kanut dem Langen, von der Familie der Folkunger, aus dem Lande getrieben (1229), kehrte zwar (1234) zurück, hatte jedoch bis zu seinem Ende die Uebermacht der Familie der Folkunger bitter zu empfinden. Erst zur Zeit seiner Herrschaft gelang es den Römlingen, der schwedischen Geistlichkeit das Joch des Cölibates aufzulegen. Auf der Kirchenversammlung zu Skenige (1248) setzte der päbstliche Legat durch, daß die Priesterehe verboten, das Studium des kanonischen Rechtes angeordnet und die Ernennung der Bischöffe der weltlichen Macht entzogen wurde. Es verging jedoch noch längere Zeit, bevor diese Bestimmungen in's wirkliche Leben übertraten. Mit Erich XI. starb die Familie der Bonde aus (1250). Das Haus der Folkunger, welches bis 1372 in Schweden herrschte, wurde auf den königlichen Thron gehoben. Waldemar, der Sohn Birger's, zuerst unter Vormundschaft seines Vaters, bis 1266, hatte mit den aufrührischen Großen zu kämpfen, beschäftigte sich zuviel mit seinen Liebschaften, verführte sogar die Schwester seiner Gattin und wurde von seinen eigenen Brüdern bekriegt und mehreremale gefangen genommen. Sein älterer Bruder, Magnus I., nahm [1279] den königlichen Titel an. Waldemar lebte in der Gefangenschaft bis zu seinem Tode [1302]. Magnus I. schützte zwar die Bauern gegen die Räubereien des Adels, drückte sie aber durch dauernde Abgaben, die er einführte. Er unterwarf die Lappen und starb 1290. Sein Sohn Birger, der bis [1319] herrschte, gehört dem folgenden Zeitabschnitte an.

§. 72. Esthland, Liefland, Kurland und Preußen.

Vor der großen Völkerwanderung wohnten unzweifelhaft deutsche Stämme rings an den Küsten der Ostsee. Doch ein großer Theil derselben verließ diese Gegenden und es rückten scythische Völkerschaften in die verlassenen Länder ein. Die Esthen, welche am finnischen Meerbusen und Peipussee lebten, waren finnischen, die Bewohner von Liefland, Curland und Preußen slavischen Ursprungs. Finnen und Slaven bilden nämlich zwei der bedeutenderen Zweige des scythischen Stammes. Diese Völker lebten lange wenig belästigt von fremden Eroberern. Die Scandinavier suchten zuerst, sich in deren Ländern festzusetzen, ohne jedoch dauernde Niederlassungen zu gründen und auf die Bildung dieser Völkerschaften Einfluß zu üben. Waldemar I., König von Dänemark und sein Nachfolger, Waldemar II., errangen zwar einige Vortheile über die Preußen, Kuren, Esthen und Liefen, welche jedoch nicht zu einer bleibenden Unterwerfung derselben führten. Erich IV. traf Anstalten, Esthland, welches damals noch einen Schein von Abhängigkeit hatte, fester mit

Dänemark zu verbinden; allein er verlor sein Leben, bevor er sie vollendet hatte, und unter seinen Nachfolgern ging auch der Schein der Herrschaft über diese Provinzen für Dänemark verloren. Um so thätiger waren aber, theils gleichzeitig mit den Dänen, theils nachdem diese verdrängt worden waren, die Deutschen, die rohen Völker des Ostens zu unterwerfen. Da diese Heiden waren, fehlte es den Christen an Vorwänden dazu nicht. Denn Heiden zu bekehren, und zwar mit dem Schwert in der Faust, oder sie zu tödten, wenn sie sich nicht bekehren lassen wollten, war, nach dem päbstlichen Rechte des Mittelalters, den Christen nicht blos erlaubt, sondern galt auch für eine, vollständigen Ablaß begründende, fromme That.

Die Preußen, welche, von allen jenen Völkern, den Deutschen am nächsten wohnten, kamen zuerst mit ihnen in Berührung. Sie thaten durchaus keine Vorliebe für das ihnen aufgedrungene Christenthum kund, erschlugen vielmehr, schon am Ende des zehnten Jahrhunderts, den Bischoff Adalbert, der ihnen zuerst das päbstliche Joch auf den Nacken binden wollte. Doch nachdem die, weiter dem Westen zu wohnenden, slavischen Völker das christliche Gesetz angenommen, hatten die Preußen Mühe, sich desselben zu erwehren. Für die reine Lehre, wie sie Christus durch Wort und That bekundet hatte, wären auch die Preußen empfänglich gewesen, allein unter Christenthum verstand man dazumal vor allen Dingen die Herrschaft des römischen Pabstes, Zehnten, Stolgebühren, Ablaßgelder und was mit diesen s. g. geistlichen Dingen weiter zusammen hing, in zweiter Linie aber die Herrschaft des Adels mit Leibeigenschaft, Frohnden und Faustrecht, und in dritter Reihe das Königthum mit mehr oder minder ausgedehnten Rechten, je nachdem Adel und Geistlichkeit schwächer oder kräftiger, untereinander uneins, oder verbunden waren.

Die Esthen, Liefen und Kuren hatten das Christenthum zuerst von den sie besuchenden Kaufleuten kennen gelernt. In damaligen Zeiten der Unsicherheit reiste der Handelsmann selbst mit seinen Waaren nach entfernten Gegenden, wohin er sie außerdem nicht hätte gelangen lassen können. Schon im Jahre 1158 hatten die Deutschen Handelsniederlagen in Esthland. Kurz darauf legten sie die Städte Kirchholm und Uerküll an der Düna an. Die harmlosen Einwohner des Landes gestatteten ihnen, ihre Handelsplätze sogar zu befestigen. Die Geistlichen blieben nicht lange aus, nachdem die Kaufleute feste Niederlassungen gegründet hatten und das Bekehrungswerk nahm seinen Anfang. Mainhart, der so genannte, erste Apostel der Liefen war unter seiner s. g. Heerde niemals seines Lebens sicher, weil diese gemerkt hatte, sie solle geschoren werden. Er starb übrigens eines natürlichen Todes (1196). Sein Nachfolger Berthold wurde von den Heiden, die sich von ihm nicht bekehren und beherrschen lassen wollten, erschlagen. Albert von Apeldern, welcher nach Berthold zum Bischoffe von Liefland ernannt ward, vertraute weniger auf die Macht der Ueberzeugung, als auf diejenige des Eisens. Die Ernennung dieses Bischoffs ging Hand in Hand mit einer Aufforderung, welche der Pabst, Innocenz III., an die gesammte christliche Ritterschaft ergehen ließ, einen Kreuzzug gegen die Liefen zu unternehmen. Dem deutschen Adel, welche das Handwerk zu Hause wegen der großen Anzahl der Räuber wenig einbrachte, war die Gelegenheit erwünscht, unter den schützenden Formen der geistlichen und weltlichen Gewalt, auf Raub und Mord ausgehen zu dürfen. Die Kaufleute, welchem hofften, ihre Handelsvortheile durch die Beförderung des Kreuzzuges zu vermehren, stellten Schiffe und zahlten Geld. Die unglücklichen Liefen waren nicht im Stande, der vereinten Macht der deutschen Kaufleute, Ritter und Geistlichen zu widerstehen. Der Bischoff Albert von Apeldern gründete, gestützt auf ein stehendes Heer von Rittern und die Spenden der Kaufleute, die Stadt Riga. Die Ritter fesselte der Bischoff dadurch fester an sich, daß er (1201) einen Orden, nach dem Muster der

übrigen Ritterorden damaliger Zeit, stiftete, welcher den Namen der Gottesritter, Schwertbrüder oder Marienbrüder, annahm. Der Pabst Innocenz III. genehmigte den Orden, gab ihm die unglücklichen Heiden des Nordens vollständig Preis; und der deutsche Kaiser, Otto IV., ertheilte ihr Land dem Bischoffe von Riga zu Lehen, gleich als wenn er ein unbestrittenes Recht auf dasselbe hätte. Um diese Zeit eroberte der König Waldemar II. von Dänemark, in Uebereinstimmung mit den Schwertbrüdern, Esthland, gründete daselbst die Stadt Reval, gerieth aber bald in Zerwürfnisse mit den Esthen und mit den Schwertbrüdern. Die Heiden waren unter sich selbst noch weniger einig, als die Christen und wurden daher deren Beute. Im Jahre 1229 war Riga schon zu einer ansehnlichen Handelsstadt empor gewachsen, mit welcher die deutschen Seestädte einen Handelsvertrag abschlossen. Während die Liefen und Esthen von den Schwertbrüdern und Dänen bearbeitet wurden, hatten die Preußen ein ähnliches Schicksal. Im Jahre 1215 predigte ein deutscher Mönch, Namens Christian, aus dem Kloster Oliva, den Preußen das Christenthum, jedoch mit so wenig Erfolg, daß er schon drei Jahre später das Kreuz gegen sie verkünden ließ. Der Mönch wollte Bischoff werden und sah wohl ein, daß er sein Bisthum nicht durch Worte der Liebe gewinnen konnte. Die Gegend um Kulm wurde von den bewaffneten Kreuzfahrern mit dem Schwerte in der Hand erobert. Der Herzog Konrad von Masovien wurde Herr des Landes, überließ aber dessen Benützung den Rittern, die es unterworfen hatten und dem Bischoffe Christian, welcher seinen Sitz daselbst aufschlug. Wie Albert den Orden der Schwertbrüder, so stiftete Christian, im Jahre 1225, denjenigen der Ritterbrüder von Dobrin. Die Preußen schlugen diese Ritter schneller todt, als sie wieder ergänzt werden konnten. Doch Bischoff Christian wußte sich zu helfen. Er rief den deutschen Orden, der in Palästina nie gediehen war, zu Hülfe (1226). Der Heermeister Herrmann von Balk begann (1230) mit 28 Rittern und 100 Knappen und Knechten den Kampf des Ordens gegen die Preußen. Schon im folgenden Jahre (1231) wurden die Städte Vogelsang, Nesse und Thorn gegründet. Im Jahre 1234 verbanden sich mit dem deutschen Orden die Ueberreste der Ritterbrüder von Dobrin und [1237] auch die Schwertbrüder in Liefland. Die Preußen wehrten sich tapfer, mußten aber der überlegenen Kriegskunst und Organisation der Deutschen weichen. Der wilde Naturzustand der Ureinwohner konnte sich neben den Burgen der Ritter, den Klöstern und Bisthümern der Geistlichen und den Städten gewerbfleißiger Bürger und betriebsamer Kaufleute nicht halten. Die Preußen nahmen allmählig die Sprache und die Sitten der Deutschen an. Der Unterschied der Nationalitäten verwischte sich. Die Esthen, Liefen und Kuren dagegen behielten, wenn auch nicht ihr Heidenthum, doch ihre Sprache und ihre Sitten bei. Der Gegensatz der Abstammung, welcher, von Jahrhundert zu Jahrhundert, forterbte, hielt die Erinnerung an die Vergangenheit, den Haß der Unterdrückten und den Uebermuth der siegreichen Eroberer aufrecht. Die Urbewohner wurden die unglücklichsten aller Leibeigenen, die Eindringlinge die gehaßtesten aller Sieger. Die oberste Leitung der Unternehmungen gegen diese Völker behauptete aber der Pabst, welcher damals in Preußen, Kurland, Liefland und Esthland eine weit schrankenlosere Gewalt ausübte, als in irgend einer seit Jahrhunderten seiner Macht unterworfenen Provinz. Die päbstlichen Legaten entschieden in höchstem Rechtszuge die Streitigkeiten, welche die Sieger unter einander hatten, errichteten Bisthümer und erhoben Abgaben nach Belieben. Nicht selten erlitten zwar die Deutschen blutige Niederlagen, doch ihre gelichteten Reihen wurden bald durch neue Ankömmlinge gefüllt, während ihre Gegner sich gewöhnlich nach errungenem Siege zerstreuten und daher dessen Früchte nicht zu pflücken vermochten. So schlug namentlich der russische Fürst, Alexander von Nowgorod, [1242] die deutschen Ritter auf dem Peipussee und der Fürst

Mindove oder Mendog, der Litthauer, [1250] in Verbindung mit den Russen und Kuren, dieselben bei Durben. Diese Niederlagen beschränkten allerdings die Deutschen auf die Küstenbezirke, und hielten sie von weiteren Fortschritten in östlicher und südlicher Richtung ab, thaten aber der Befestigung der deutschen Herrschaft in den mehr genannten vier Provinzen keinen Einhalt. Im Jahre 1255 wurden die Städte Brandenburg, Braunsberg und Königsberg gegründet, nachdem die Ritter mit Hülfe Ottokar's II. von Böhmen und zahlreicher Kreuzfahrer Samland unterworfen hatten. Im Jahre 1261 erhoben sich die Preußen in einem furchtbaren Aufstande gegen die Deutschen. Am Ende blieben jedoch die Letzteren von den Ufern der Oder bis zu denjenigen des Peipussee's, längs den Gestaden der Ostsee, überall Sieger. Im Jahre 1274 erbauten die deutschen Ritter die Stadt Marienburg, wohin sie [1312] den Sitz des Ordens von Marburg verlegten.

§. 73. Polen, Schlesien und Litthauen.

Polen litt im Laufe dieses Zeitabschnitts noch immer an inneren Wirren, und war daher nicht im Stande, seine Unabhängigkeit äußeren Feinden gegenüber zu behaupten. Es hatte bald einen und bald mehrere Herrscher, welche sich theils Herzoge, theils Könige nannten. Im Anfange unseres Zeitabschnitts [1079—1102] herrschte in Polen Wladislav I., ein Schwager Heinrich's IV. von Deutschland, welcher sehr wenig Verstand gehabt zu haben scheint. Er mußte an Böhmen Tribut zahlen, und theilte sein Land unter seine Söhne. Boleslav I. Krummaul brachte zwar das ganze Reich wieder zusammen, allein fiel in den Irrthum seines Vaters zurück, indem er es viertheilte. In Verbindung mit Colomann von Ungarn führte er gegen Heinrich V. von Deutschland Krieg, wurde besiegt und gezwungen, die deutsche Oberlehensherrlichkeit anzuerkennen. Glücklicher war Boleslav gegen den pommerschen Herzog Wratislav, dem er mit Gewalt das Christenthum aufdrang und den er von sich abhängig machte. In Folge der von ihm angeordneten Theilung zersplitterte sich das Reich in Großpolen, Kleinpolen, Masovien und Schlesien. Zwar sollte der Oberherzog von Krakau die oberherrliche Gewalt über die anderen Theile des Reiches haben, er vermochte dieselbe aber selten geltend zu machen. Wladislav II., der erste Oberherzog von Krakau (1138—1145) wurde von seinen Brüdern so wenig als Oberherr anerkannt, daß sie ihn sogar aus dem Lande trieben. Nur mit Hülfe des deutschen Kaisers, Konrads III. konnte er in sein Reich zurückkehren. Boleslav IV. [1145—1173] wurde von Friedrich Rothbart gezwungen, ihm den Lehenseid zu leisten und dem Sohne Wladislav's II. Schlesien abzutreten, welches seit dieser Zeit von Polen getrennt blieb, in mehrere Fürstenthümer zerfiel und sich deutscher Bildung und Sprache mehr und mehr annäherte. Minzislav III. [1173—1177] machte sich durch seine Härte verhaßt, wurde von dem Throne des Herzogthums Krakau gestoßen und auf Großpolen beschränkt. Casimir II. [1177—1195] erhielt den Beinamen der Gerechte. Sein Sohn Lassek I. wurde während der Unmündigkeit von Minzislav III. verdrängt. Nach dessen Tode (1202) kam Lassek I. wieder auf den Thron. Er überließ seinem Bruder Masovien und kam im Kampfe mit dem Herzog Swantepolk von Ostpommern, welcher sich von der polnischen Oberherrschaft frei machte (1227), um. Während Boleslav's V., des Schamhaften (1227—1279) Minderjährigkeit stritten sich Konrad, Herzog von Masovien, sein Oheim und Heinrich der Bärtige, Herzog von Breslau um die vormundschaftliche Regierung. Die Mongolen brachen in das Land, verwüsteten es*) zogen sich aber nach der Schlacht von Wahlstadt [1241[wieder zurück.

*) Siehe oben §. 42. Seite 120.

Zwei Jahre darauf (1243) fand sich Boleslav wieder in Polen ein, hatte aber unausgesetzt mit den anderen polnischen Herzogen und den Mongolen zu kämpfen. Ihm folgte Kassek II. der Schwarze (1279—1289) und diesem Boleslav VI. von Masovien und Heinrich IV. von Breslau, welche um die Erbfolge stritten. Im Jahre 1290 erhielt Przemisl, Herzog von Posen den Besitz von Krakau, erbte Pommerellen, um das er aber mit dem deutschen Orden kämpfen mußte und ließ sich zum König krönen [1295].

Die Litthauer, ein lettischer Volksstamm, welcher in alten Zeiten am Flusse Wilja wohnte und sich später bis zur Düna und zum Prypiatflusse ausbreitete, war in langwierigen Kriegen mit den Russen und später mit den deutschen Rittern verflochten. Im zehnten Jahrhunderte mußten sie dem russischen Staate Polozk im Norden der Düna Tribut zahlen. Bald darauf schüttelten sie aber das Joch ab [1035] und legten es ihren früheren Beherrschern auf, indem sie nicht nur Polozk, sondern auch Nowgrodek an dem Memelflusse und ganz Sewerisen eroberten (1082—1221). Ihre Macht wurde durch Zersplitterung in mehrere kleine Fürstenthümer geschwächt. Um das Jahr 1230 vereinigte Ringold dieselbeu unter seiner Herrschaft uud nannte sich Großfürst. Im Kampfe mit den Russen und Schwertbrüdern behauptete er sein Gebiet und seine Selbstständigkeit. Sein Nachfolger Mindove oder Mendog brachte zwar (1150) den deutschen Rittern bei Durben eine Niederlage bei, veränderte aber später seine Religion und seine Politik. Er ließ sich taufen, erklärte sein Reich für ein Lehen des römischen Stuhles und wurde zum Lohne dafür mit Bewilligung des Pabstes vom Bischoffe von Kulm zum Könige gekrönt [1254]. Dieser Umschwung brachte jedoch durchaus keine Veränderung in den Bestrebungen Mendog's hervor. Nach wie vor dachte er nur darauf, Kriege zu führen und Eroberungen zu machen. Er glaubte bessere Aussichten zu haben, wenn er unter dem siegreichen Banner des Christenthums, als unter dem unglücklichen des Heidenthums seinen Leidenschaften fröhnte. Er machte große Eroberungen in Polen, Preußen, Kurland und Liefland und erst sein Tod [1267] setzte seiner kriegerischen Laufbahn ein Ziel. Auch seine Nachfolger setzten ihre Kriege gegen die deutschen Ritter und Polen fort. Da die Russen, früher die gefährlichsten Feinde der Litthauer unter der Herrschaft der Mongolen fanden, hatten diese freiere Hände gegen ihre Nachbaren im Westen. Im Jahre 1281 erlosch der alte Stamm der Litthauischen Großfürsten, uud Witen wurde der Stifter eines neuen Herrschergeschlechtes, welches nach Jahrhunderten Polen und Litthauen vereinigte.

§. 74. Rußland.

Das russische Reich, welches seit mehreren Jahrzehnden, gleich einem schweren Alpe, auf der Menschheit ruht und ihr jede höhere und edlere Entwickelung verbieten möchte, war im zwölften und dreizehnten Jahrhundert als einzelner und selbstständiger Staat noch gar nicht vorhanden. In den weiten Ebenen, zwischen dem weißen und dem schwarzen Meere, der Newa und der Wolga, herrschten, seit Wladimir I. sein Reich unter zwölf Söhne getheilt hatte, viele, bisweilen nicht weniger als fünfzig, Fürsten, welche sich untereinander bekriegten, ihre Länder gegenseitig verwüsteten, ihre Macht, dem Auslande gegenüber, lähmten und weder Wohlstand, noch Bildung und Freiheit im Inneren aufkommen ließen. Wie Wladimir I., so theilten auch andere russische Fürsten, welche nur über Bruchtheile des russischen Reiches herrschten, ihr Gebiet unter ihre Söhne. Swätopolk II. (1093—1113) führte blutige Kriege gegen den Polowzer. Wladimir II. (1113—1125) erhielt von Alexius Comnenus die äußeren Zeichen der kaiserlichen Würde. Er gab sich, durch die Verfolgungen, welche er gegen die Juden verhängte, als Tyrann zu

erkennen. Zu seiner Zeit lebte im peczerischen Kloster zu Kiew der Mönch Nestor, welchem wir unsere Kenntniß von dem Ursprunge des russischen Reiches verdanken. Er schrieb zuerst Geschichte in der Sprache seines Volkes Nestor wurde 1056 geboren und starb 1116. Mstislav I., (1125—1132) besiegte die Polowzer und drängte sie bis zur Wolga. Nach Jaropolk's II. Tode (1132—1138) nahm die Verwirrung im russischen Reiche noch immer mehr zu. Bis zu seiner Zeit hatten die Großfürsten von Kiew ein gewisses Uebergewicht über die zahlreichen anderen russischen Fürsten ausgeübt. Doch schon Issjäslaf II. (1146—1154) wurde von dem Fürsten zu Susdal, Jurje [Georg] I., Dolgoruki (Langhand) zweimal aus Kiew vertrieben und konnte nur mit Hülfe der Ungarn wieder zu seinem Throne gelangen. Andrei I., Jurjewitsch (1157—1175), gründete die Stadt Wladimir, welches dem Großfürstenthum Weißrußland, oder Wladimir, welches dem Großfürstenthume Kiew den Rang streitig machte. Von dieser Zeit an stehen diese beiden Großfürstenthümer an der Spitze der russischen Geschichte. Die Zersplitterung wurde dadurch noch größer, als sie zuvor schon war. Das Großfürstenthum Kiew verlor von Jahrzehnd zu Jahrzehnd an Umfang und Bedeutung und wurde (1177) auf die Umgebungen der Stadt beschränkt. Den einzig heitern Fleck in der trüben Geschichte des russischen Reiches dieser Jahrhunderte bildete Nowgorod, die blühendste Handelsstadt des Nordens, welche sich damals einer republikanischen Verfassung erfreute. Doch auch sie hatte oft von den sie umgebenden Fürsten zu leiden und wurde (1177) durch den Großfürsten Wsewolod III. von Wladimir, zur Unterwerfung gezwungen. Im dreizehnten Jahrhundert wurde das Elend des russischen Volkes noch größer, indem die Mongolen vom Osten in seine Gränzen brachen. Jetzt zeigten sich die Folgen der inneren Zersplitterung erst deutlich. Mit vereinter Macht hätten die Russen unzweifelhaft den Mongolen vom Osten in seine Gränzen brachen. Jetzt zeigten sich die Folgen der inneren Zersplitterung erst deutlich. Mit vereinter Macht hätten die Rüssen unzweifelhaft den Mongolen die Spitze bieten können; allein selbst die dringende Gefahr, womit dieses wilde Volk sie bedrohte, brachte die russische Großfürsten nicht zur Besinnung. Nur ein Theil derselben kämpfte in Verbindung mit den Polowzern an der Kalka gegen die Mongolen [1224]. Die Russen wurden geschlagen und die Sieger drangen bis Nowgorod vor. Nicht der Widerstand, den die Russen ihnen entgegensetzten, sondern die inneren Bewegungen des mongolischen Reiches bewirkten, daß die Sieger wieder umkehrten. Eine zweite Frist wurde den russischen Fürsten gegeben, ihr Vaterland vor dem fremden Joche zu bewahren. Sie ließen dieselbe aber ungenützt verstreichen. Unter Batu Chan kehrten die Mongolen [1237] nach Rußland zurück, besiegten die Fürsten von Räsan, am Woronesch, eroberten Wladimir, (1238) erschlugen Jurje II. den Großfürsten von Weißrußland in einer zweiten Schlacht, nahmen Kiew (1240) und machten ganz Rußland zu einer Provinz des Mongolenstaates von Kaptschak. Die Mongolen begnügten sich damit den Russen einen Tribut aufzuerlegen, welchen Steuereinnehmer ihres Volkes erhoben und duldeten die russischen Fürsten, als Vasallen unter ihrer Oberherrschaft. Als solcher wurde namentlich (1238) Jaroslaw II. Wselodowitsch, anerkannt. Dessen Sohn Alexander war es, welcher gegen die deutschen Ritter, im Jahre 1242, einen Sieg auf dem Peipussee errang *) und dadurch deren weiterem Vordringen gegen Osten zu Schranken setzte. Es scheint, daß die Russen lieber unter mongolischer als deutscher Herrschaft standen, sonst hätten sie schwerlich diesen Sieg so hoch gepriesen und gerühmt. Die traurige Lage der russischen Fürsten erhellt am deutlichsten daraus, daß die mongolischen Chane nach Belieben sie absetzten und anderen ihre Herrschaft übertrugen. So wurde namentlich der Großfürst Andrej II.

*) Siehe §. 73 Seite 226.

Jaroslawitsch, [1252] von Batu Chan beseitigt und dessen jüngerer Bruder, Alexander, zum Großfürsten erhoben. Ungeachtet ihrer Unterjochung setzten die russischen Großfürsten, statt ihre gesammte Kraft gegen die Mongolen zu richten, ihre Kämpfe gegen die Schweden, Dänen und Esthen fort. Es blieb ihnen dann natürlich keine mehr übrig gegen ihre wilden Beherrscher Rußland schmachtete daher Jahrhunderte lang unter der mongolischen Herrschaft.

§. 75. Böhmen, Ungarn und die übrigen Donauländer.

Böhmen stand während dieses Zeitabschnittes mit Deutschland in immer enger werdenden Verbindung. Die heidnischen Bewohner dieses Landes hatten durch die Deutschen das Christenthum empfangen und haben ihnen die Fortschritte auf dem Gebiete des Wohlstands und der Bildung, welche sie machten, freilich aber auch die mit denselben, in damaliger Zeit untrennbar verbundenen Lasten und Beschwerden zuzuschreiben. Die Markgrafschaft Mähren war theils mit Böhmen vereint, theils von ihm unabhängig. Mehrere böhmische Herzoge empfingen von deutschen Kaisern für ihre Person die königliche Würde. Przemisl Ottokar I. [1198—1230] erhielt vom Kaiser Philipp von Schwaben die Königswürde für sich und seine Nachfolger. Seit dieser Zeit gehörte Böhmen zum deutschen Reiche. Es erhielt eine Kurstimme und das Erzschenkenamt und dadurch einen bedeutenden Einfluß auf unser Vaterland. Wenzeslav I. [1230—1253], war in großer Gefahr, von den Mongolen mit Land und Leuten verschlungen zu werden. Mähren wurde von diesem wilden Volke furchtbar verwüstet. Das Ungewitter zog aber vorüber. Es war nur der äußerste Vortrab des Volkes, dessen Hauptreich am östlichen Ende Asien's belegen war, welcher bis nach Schlesien, Mähren und Oesterreich streifte. Im Kampfe, welchen Wilhelm von Holland gegen Friedrich II. führte, stand der König von Böhmen auf Wilhelm's Seite und erregte dadurch den Unwillen seines Volkes, das sich gegen ihn empörte. Przemisl, Ottokar II. [1253—1278] wurde i. J. 1251, zum Herzog von Oesterreich und Steiermark erwählt, dehnte sein Reich im Norden gegen Preußen durch Eroberungen aus, und erbte, im Süden, [1270], Kärnthen und Krain. Er war einer der mächtigsten Fürsten seiner Zeit, vermochte jedoch nicht, den überlegenen Streitkräften und der größeren Schlauheit Rudolph's von Habsburg zu widerstehen.*) Wenzeslav II. [1278—1305] fällt schon zum Theile in den nächsten Zeitabschnitt.

Ungarn wurde gleich seinem Nachbarlande Polen, während unseres Zeitabschnittes durch innere Kämpfe zerrüttet. Dessenungeachtet wurden Siebenbürgen, Galizien und Lodomerien in mehr oder weniger feste Abhängigkeit versetzt. Bei dem zunehmenden Verfalle des oströmischen Reiches machten sich Servien, Bosnien, Sclavonien, Croatien und Dalmatien allmählich unabhängig, erkannten aber später die Oberherrschaft Ungarns an. Nur Servien bewahrte sich unter eigenen Fürsten [Kralen] seine Selbstständigkeit. Vom Osten her wanderten wilde Komanen, vom Westen arbeitsame und gewerbfleißige Niederländer und Deutsche ein.

Nachdem Wladislav I. [1077—1095] das Christenthum in Ungarn befestigt hatte, wurden die Beziehungen zwischen Deutschland und Ungarn häufiger und friedlicher. Er hatte Sirmium erobert und einen Theil Croatiens unterworfen [1088], die Komanen besiegt und an der Theiß angesiedelt. Sein Nachfolger Colomann [1095—1111] vollendete die Unterwerfung Croatiens i. J. 1095 und vereinigte Dalmatien mit Ungarn [1105]. Zu seiner Zeit war es, daß die Kreuzfahrer in unermeßlichen Zügen durch Ungarn strömten. Da sie Eile hatten, nach Palästina zu kommen, fügten sie dem Lande keinen dauernden Schaden zu. Ste-

*) Siehe oben §. 44 S. 127.

phan II. (1115—1131) verlor Dalmatien an Venedig. Er bekriegte, im Bunde mit den Serviern, den oströmischen Kaiser Johannes I., eroberte Belgrad [1123], mußte aber bald wieder auf das linke Donauufer zurückkehren. Flüchtige Schwärme von Kumanen, welche aus dem oströmischen Reiche zurückgetrieben, wurden von jenseits der Theiß angesiedelt. Bela II., der Geblendete, [1131—1141] erhielt mit der serviſchen Prinzessin Helena, welcher er sich vermählte, Bosnien. Sein Sohn Geisa II. (1151—1160) bevölkerte das Land, mit Flanderern und Niederdeutschen. Namentlich ließen sich zu seiner Zeit viele Sachsen in Siebenbürgen nieder, woselbst ihnen große Vorrechte eingeräumt wurden. Von Geisa's Tode an wurde Ungarn durch Thronstreitigkeiten vier Jahrzehnde hindurch, furchtbar verheert. Mit Hülfe des oströmischen Kaisers Manuel ergriff Wladislav II. (1161) die Krone. Ein Theil der Ungarn wählte Stephan III., Geisa's II. Sohn, zum Gegenkönige. Nach Wladislav's Tode (1162) verschaffte Kaiser Manuel dessen Bruder, Stephan IV., auf kurze Zeit die Herrschaft. Des Letzteren Neffe, Stephan III. vertrieb ihn jedoch schon im folgenden Jahre (1163), mußte aber seinem Bruder Bela Slavonien und Croatien für sich und seine Erben abtreten. Bela III., Geisa's II. jüngerer Sohn (1173—1196), vereinigte Dalmatien und Croatien (1180) wieder mit Ungarn und entriß den Russen (1191) Galizien. Emmerich, Bela's III. Sohn, (1196—1204) erwarb das russische Fürstenthum Wlodimir (Lodomirien) im Jahre 1198, machte auch vorübergehende Eroberungen in Servien und Bulgarien, nahm den Königstitel von diesen Ländern an, verlor sie aber bald schon wieder. Wladislav III., Emmerich's Sohn starb schon 1205. Andreas II., der Hierosolimitaner, Emmerich's Bruder (1205—1235) unternahm den unsinnigen und erfolglosen Kreuzzug des Jahres 1216, welcher dem Lande viele unschätzbare Kräfte an Menschen und Kriegsvorräthen entzog. Als er aus Palästina zurückkehrte, hatte er mit seinem Sohne Bela zu kämpfen, welcher eine Empörung gegen ihn angezettelt hatte (1219). Um sich das Volk günstig zu machen, ertheilte er demselben das s. g. goldene Privilegium (1222). Sein Sohn Colomann, welcher König von Galizien wurde (1214) und die Einwohner zur römisch-katholischen Religion bekehren wollte, machte sich dadurch verhaßt und wurde verjagt. Bela IV. (1236—1270) hatte zuerst mit dem Herzoge von Oesterreich zu kämpfen, welchen mehrere unzufriedene Magnaten ihm entgegenstellten, besiegte ihn zwar, allein nicht ohne Opfer, welche die Widerstandskraft Ungarns mehr und mehr schwächten. Er suchte zwar dadurch seine Kriegsmacht zu vermehren, daß er den Komanenfürsten Kuthen mit 20,000 seiner Leute in Ungarn aufnahm. Als aber die Mongolen von Rothrußland her einbrachen, vereinigten sich die Komanen, erbittert über die Ermordung Kuthen's, mit ihnen, und gaben bei der Schlacht am Sajofluße (1241) den Ausschlag gegen die Ungarn. Bela floh, die Mongolen verheerten gleich einer Sturmfluth das Land, zogen aber (1243) wieder ab, worauf er zurückkehrte. Den angestifteten Schaden suchte er dadurch wieder gut zu machen, daß er deutsche und italienische Ansiedler in das Land zog, welche mehrere Städte, und namentlich das später zur Hauptstadt herangewachsene Pest (Buda) erbauten. Sein Sohn Stephan V. (1270—1272) vermählte seine Tochter Marie an Karl II. von Sicilien und bereitete dadurch den Uebergang der Herrschaft an dessen Haus vor.

Wladislav IV., (1262—1290) gerieth mit den Komanen, welchen er das Christenthum aufdrang, in Streit. Diese riefen zuerst die Mongolen zu Hülfe, und als sie (1285) geschlagen wurden, ermordeten sie den König. Ihm folgte Andreas III. mit dem Beinamen der Venetianer (1290—1311); welcher ungeachtet der Bemühungen des Kaisers Rudolph von Habsburg, Ungarn seinem Sohne Albrecht zu verschaffen, den Thron bestieg und behauptete.

Zehnter Abschnitt.

Die kirchliche Herrschaft im Abendlande.

§. 76. Vorbemerkung.*)

Ohne genaue Kenntniß der Kirche ist es nicht möglich die Geschichte des Mittelalters zu verstehen. Die Religion bestimmte die Frage, auf welcher Seite die Menschen, wie die Völker an dem großen Kampfe der Zeit Partei nahmen. Auf der einen Seite standen die Christen, auf der anderen die Mohammedaner. Sobald eine Nation auf die Seite einer dieser großen Religionsgemeinschaften trat, verließ sie ihre frühere Gleichgültigkeit in Dingen der Religion und der Weltangelegenheiten und nahm Theil an den Kriegen, welche sich von Jahrhundert zu Jahrhundert dehnten. Mit dem christlichen Glauben, welcher den Völkern des Nordens im Laufe dieses Zeit-Abschnitts gebracht wurde, ging nicht blos in regiliöser, sondern auch in politischer und socialer Beziehung ein neues Leben auf. Sie traten in die große christliche Völkerfamilie ein, ihr Geschichtskreis erweiterte sich und wo früher Trägheit und Stumpfsinn herrschten, gestaltete sich reges Leben. Die Siege, welche dagegen die spanischen und portugiesischen Christen über die Mohammedaner gewannen, rotteten in der pyrenäischen Halbinsel nicht nur zahlreiche und gewerbfleißige Bevölkerungen, sondern auch viele Keime der Bildung und des Wohlstandes aus. Der christliche Lehrbegriff, hatte sich zwar im Laufe eines Jahrtausends fest gestaltet, war aber doch nicht so sehr abgeschlossen, daß er sich nicht mehr verändert hätte. Wenn die Grundlehren auch bestimmt gefaßt waren, so ließ sich noch über deren Folgesätze und Bedeutung streiten. Auf den Kirchendienst übten namentlich die Kreuzzüge Einfluß, durch welche unzählige s. g. Reliquien und mit diesen zugleich zahllose Wundergeschichten und Fabeln aller Art im Abendlande verbreitet wurden. Das Recht, welches die Päbste den Völkern der Erde gaben, wurde von Jahrhundert zu Jahrhundert bedeutungsvoller; die Abgaben und Dienstleistungen, welche sie ihnen auferlegten, drückender. Die Kreuzzüge, die wichtigsten Ereignisse des Mittelalters, waren die Frucht der herrschenden Religions-Ansichten und übten auf diese und die gesammte Kirchenregieruug die bedeutungsvollste Rückwirkung. Aber nicht blos diese, viele andern Kriege so z. B. diejenige welche die deutschen Fürsten und Ritter gegen die Heiden des Nordens, welche die deutschen Kaiser in Italien, welche die Päbste gegen die Albigenser und Stedinger führten, sind mit der christlichen Religion, wie sie damals aufgefaßt wurde, auf's innigste verflochten. Die Kriege der Normänner und der spanischen Christen, gegen die Saracenen, selbst mehrere Kriege, welche die Engländer mit den Franzosen führten, so namentlich zur Zeit Johann's ohne Land hatten eine religiöse Grundlage.

Doch was man zur Zeit der Kreuzzüge unter Christenthum verstand, war ebenso sehr verschieden von der christlichen Religion, als was man damals unter aristotelischer Philosophie begriff, von den Lehren des Aristoteles, oder was man damals Physik nannte, von der Naturwissenschaft abwich. Wie zwischen dem Kirchenglauben und den Lehren Christi, so bestand auch zwischen den Vorschriften der Kirche und dem wirklichen Leben das größte Mißverhältniß. Die Leidenschaften der Machthaber brachten in alle Kreise des Lebens und der Lehre um so größere Verwirrung, je finsterer der Aberglauben der Massen, und je

* Mosheim Kirchengeschichte Bd. II. Spittlers Geschichte der christlichen Kirche.

Ursprung der Weltkörper aus einem Urstoff, und dieser selbst. Eine Lösung der Frage, wie die Materie entstanden sei, ist nicht möglich. Wir können nur sagen, daß sie ewig sein muß, weil sie sonst nicht wäre. Wir können nicht sagen, daß sie aus Nichts entstanden sei, denn Nichts ist Nichts. Wir können nicht sagen, daß sie aus Gott entstanden sei, denn Gott ist Geist. Wir können nicht sagen, daß sie aus Gott und Nichts entstanden sei, denn Gott und Nichts ist Nichts. Wir können nicht sagen, daß sie aus Gott und Gott entstanden sei, denn Gott ist Gott. Wir können nicht sagen, daß sie aus Gott und Gott und Nichts entstanden sei, denn Gott und Gott und Nichts ist Nichts. Wir können nicht sagen, daß sie aus Gott und Gott und Gott entstanden sei, denn Gott ist Gott. Wir können nicht sagen, daß sie aus Gott und Gott und Gott und Nichts entstanden sei, denn Gott und Gott und Gott und Nichts ist Nichts. Wir können nicht sagen, daß sie aus Gott und Gott und Gott und Gott entstanden sei, denn Gott ist Gott. Wir können nicht sagen, daß sie aus Gott und Gott und Gott und Gott und Nichts entstanden sei, denn Gott und Gott und Gott und Gott und Nichts ist Nichts. Wir können nicht sagen, daß sie aus Gott und Gott und Gott und Gott und Gott entstanden sei, denn Gott ist Gott. Wir können nicht sagen, daß sie aus Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Nichts entstanden sei, denn Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Nichts ist Nichts. Wir können nicht sagen, daß sie aus Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott entstanden sei, denn Gott ist Gott. Wir können nicht sagen, daß sie aus Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Nichts entstanden sei, denn Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Nichts ist Nichts. Wir können nicht sagen, daß sie aus Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott entstanden sei, denn Gott ist Gott. Wir können nicht sagen, daß sie aus Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Nichts entstanden sei, denn Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Nichts ist Nichts. Wir können nicht sagen, daß sie aus Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott entstanden sei, denn Gott ist Gott. Wir können nicht sagen, daß sie aus Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Nichts entstanden sei, denn Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Nichts ist Nichts. Wir können nicht sagen, daß sie aus Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott entstanden sei, denn Gott ist Gott. Wir können nicht sagen, daß sie aus Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Nichts entstanden sei, denn Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Nichts ist Nichts. Wir können nicht sagen, daß sie aus Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott entstanden sei, denn Gott ist Gott. Wir können nicht sagen, daß sie aus Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Nichts entstanden sei, denn Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Nichts ist Nichts. Wir können nicht sagen, daß sie aus Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott entstanden sei, denn Gott ist Gott. Wir können nicht sagen, daß sie aus Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Nichts entstanden sei, denn Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Nichts ist Nichts. Wir können nicht sagen, daß sie aus Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott entstanden sei, denn Gott ist Gott. Wir können nicht sagen, daß sie aus Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Nichts entstanden sei, denn Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Nichts ist Nichts. Wir können nicht sagen, daß sie aus Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott entstanden sei, denn Gott ist Gott. Wir können nicht sagen, daß sie aus Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Nichts entstanden sei, denn Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Nichts ist Nichts. Wir können nicht sagen, daß sie aus Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott entstanden sei, denn Gott ist Gott. Wir können nicht sagen, daß sie aus Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Nichts entstanden sei, denn Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Nichts ist Nichts. Wir können nicht sagen, daß sie aus Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott entstanden sei, denn Gott ist Gott. Wir können nicht sagen, daß sie aus Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Nichts entstanden sei, denn Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Nichts ist Nichts. Wir können nicht sagen, daß sie aus Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott entstanden sei, denn Gott ist Gott. Wir können nicht sagen, daß sie aus Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Nichts entstanden sei, denn Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Nichts ist Nichts. Wir können nicht sagen, daß sie aus Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott entstanden sei, denn Gott ist Gott. Wir können nicht sagen, daß sie aus Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Nichts entstanden sei, denn Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Nichts ist Nichts. Wir können nicht sagen, daß sie aus Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott entstanden sei, denn Gott ist Gott. Wir können nicht sagen, daß sie aus Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Nichts entstanden sei, denn Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Nichts ist Nichts. Wir können nicht sagen, daß sie aus Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott entstanden sei, denn Gott ist Gott. Wir können nicht sagen, daß sie aus Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Nichts entstanden sei, denn Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Nichts ist Nichts. Wir können nicht sagen, daß sie aus Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott entstanden sei, denn Gott ist Gott. Wir können nicht sagen, daß sie aus Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Nichts entstanden sei, denn Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Nichts ist Nichts. Wir können nicht sagen, daß sie aus Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott entstanden sei, denn Gott ist Gott. Wir können nicht sagen, daß sie aus Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Nichts entstanden sei, denn Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Nichts ist Nichts. Wir können nicht sagen, daß sie aus Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott entstanden sei, denn Gott ist Gott. Wir können nicht sagen, daß sie aus Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Nichts entstanden sei, denn Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Nichts ist Nichts. Wir können nicht sagen, daß sie aus Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott und Gott entstanden sei, denn Gott ist Gott. Wir können nicht sagen, daß sie aus Gott und Nichts entstanden sei, denn Gott und Nichts ist Nichts. Wir können nicht sagen, daß sie aus Gott und Gott entstanden sei, denn Gott ist Gott. Wir können nicht sagen, daß sie aus Gott und Nichts entstanden sei, denn Gott und Nichts ist Nichts. Wir können nicht sagen, daß sie aus Gott und Gott entstanden sei, denn Gott ist Gott. Wir können nicht sagen, daß sie aus Gott und Nichts entstanden sei, denn Gott und Nichts ist Nichts. Wir können nicht sagen, daß sie aus Gott und Gott entstanden sei, denn Gott ist Gott. Wir können nicht sagen, daß sie aus Gott und Nichts entstanden sei, denn Gott und Nichts ist Nichts. Wir können nicht sagen, daß sie aus Gott und Gott entstanden sei, denn Gott ist Gott. Wir können nicht sagen, daß sie aus Gott und Nichts entstanden sei, denn Gott und Nichts ist Nichts. Wir können nicht sagen, daß sie aus Gott und Gott entstanden sei, denn Gott ist Gott. Wir können nicht sagen, daß sie aus Gott und Nichts entstanden sei, denn Gott und Nichts ist Nichts. Wir können nicht sagen, daß sie aus Gott und Gott entstanden sei, denn Gott ist Gott. Wir können nicht sagen, daß sie aus Gott und Nichts entstanden sei, denn Gott und Nichts ist Nichts. Wir können nicht sagen, daß sie aus Gott und Gott entstanden sei, denn Gott ist Gott. Wir können nicht sagen, daß sie aus Gott und Nichts entstanden sei, denn Gott und Nichts ist Nichts. Wir können nicht sagen, daß sie aus Gott und Gott entstanden sei, denn Gott ist Gott. Wir können nicht sagen, daß sie aus Gott und Nichts entstanden sei, denn Gott und Nichts ist Nichts. Wir können nicht sagen, daß sie aus Gott und Gott entstanden sei, denn Gott ist Gott. Wir können nicht sagen, daß sie aus Gott und Nichts entstanden sei, denn Gott und Nichts ist Nichts. Wir können nicht sagen, daß sie aus Gott und Gott entstanden sei, denn Gott ist Gott. Wir können nicht sagen, daß sie aus Gott und Nichts entstanden sei, denn Gott und Nichts ist Nichts. Wir können nicht sagen, daß sie aus Gott und Gott entstanden sei, denn Gott ist Gott. Wir können nicht sagen, daß sie aus Gott und Nichts entstanden sei, denn Gott und Nichts ist Nichts. Wir können nicht sagen, daß sie aus Gott und Gott entstanden sei, denn Gott ist Gott. Wir können nicht sagen, daß sie aus Gott und Nichts entstanden sei, denn Gott und Nichts ist Nichts. Wir können nicht sagen, daß sie aus Gott und Gott entstanden sei, denn Gott ist Gott. Wir können nicht sagen, daß sie aus Gott und Nichts entstanden sei, denn Gott und Nichts ist Nichts. Wir können nicht sagen, daß sie aus Gott und Gott entstanden sei, denn Gott ist Gott. Wir können nicht sagen, daß sie aus Gott und Nichts entstanden sei, denn Gott und Nichts ist Nichts. Wir können nicht sagen, daß sie aus Gott und Gott entstanden sei, denn Gott ist Gott. Wir können nicht sagen, daß sie aus Gott und Nichts entstanden sei, denn Gott und Nichts ist Nichts. Wir können nicht sagen, daß sie aus Gott und Gott entstanden sei, denn Gott ist Gott. Wir können nicht sagen, daß sie aus Gott und Nichts entstanden sei, denn Gott und Nichts ist Nichts. Wir können nicht sagen, daß sie aus Gott und Gott entstanden sei, denn Gott ist Gott. Wir können nicht sagen, daß sie aus Gott und Nichts entstanden sei, denn Gott und Nichts ist Nichts. Wir können nicht sagen, daß sie aus Gott und Gott entstanden sei, denn Gott ist Gott. Wir können nicht sagen, daß sie aus Gott und Nichts entstanden sei, denn Gott und Nichts ist Nichts. Wir können nicht sagen, daß sie aus Gott und Gott entstanden sei, denn Gott ist Gott. Wir können nicht sagen, daß sie aus Gott und Nichts entstanden sei, denn Gott und Nichts ist Nichts. Wir können nicht sagen, daß sie aus Gott und Gott entstanden sei, denn Gott ist Gott. Wir können nicht sagen, daß sie aus Gott und Nichts entstanden sei, denn Gott und Nichts ist Nichts. Wir können nicht sagen, daß sie aus Gott und Gott entstanden sei, denn Gott ist Gott. Wir können nicht sagen, daß sie aus Gott und Nichts entstanden sei, denn Gott und Nichts ist Nichts. Wir können nicht sagen, daß sie aus Gott und Gott entstanden sei, denn Gott ist Gott. Wir können nicht sagen, daß sie aus Gott und Nichts entstanden sei, denn Gott und Nichts ist Nichts. Wir können nicht sagen, daß sie aus Gott und Gott entstanden sei, denn Gott ist Gott. Wir können nicht sagen, daß sie aus Gott und Nichts entstanden sei, denn Gott und Nichts ist Nichts. Wir können nicht sagen, daß sie aus Gott und Gott entstanden sei, denn Gott ist Gott. Wir können nicht sagen, daß sie aus Gott und Nichts entstanden sei, denn Gott und G

Bazin, André. "Le Journal d'un curé de campagne et la stylistique de Robert Bresson." *Cahiers du cinéma* 11 (1951): 1–8.

Bazin, André. "Le Mythe du cinéma total." *Qu'est-ce que le cinéma?* Vol. 1. Paris: Cerf, 1958. 19–27.

Bazin, André. "Ontologie de l'image photographique." *Qu'est-ce que le cinéma?* Vol. 1. Paris: Cerf, 1958. 9–17.

Bazin, André. "Peinture et cinéma." *Qu'est-ce que le cinéma?* Vol. 1. Paris: Cerf, 1958. 165–170.

Bazin, André. "Le Réalisme cinématographique et l'école italienne de la libération." *Qu'est-ce que le cinéma?* Vol. 2. Paris: Cerf, 1959. 9–44.

Bazin, André. "Le Style impur." *Qu'est-ce que le cinéma?* Vol. 2. Paris: Cerf, 1959. 61–78.

Bazin, André. "Le Western, ou le cinéma américain par excellence." *Qu'est-ce que le cinéma?* Vol. 3. Paris: Cerf, 1961. 149–157.

Bazin, André. "William Wyler ou le janséniste de la mise en scène." *Qu'est-ce que le cinéma?* Vol. 2. Paris: Cerf, 1959. 135–148.

Bazin, André. *What Is Cinema?* Vol. 1. Trans. Hugh Gray. Berkeley: University of California Press, 1967.

Bazin, André. *What Is Cinema?* Vol. 2. Trans. Hugh Gray. Berkeley: University of California Press, 1971.

Bazin, André. *What Is Cinema?* Vol. 3. Trans. Hugh Gray. Berkeley: University of California Press, 1971.

Bazin, André. *What Is Cinema?* Vol. 4. Trans. Hugh Gray. Berkeley: University of California Press, 1972.

Bazin, André. *What Is Cinema?* Vol. 5. Trans. Hugh Gray. Berkeley: University of California Press, 1973.

Bazin, André. *What Is Cinema?* Vol. 6. Trans. Hugh Gray. Berkeley: University of California Press, 1973.

Bazin, André. *What Is Cinema?* Vol. 7. Trans. Hugh Gray. Berkeley: University of California Press, 1973.

Bazin, André. *What Is Cinema?* Vol. 8. Trans. Hugh Gray. Berkeley: University of California Press, 1973.

Bazin, André. *What Is Cinema?* Vol. 9. Trans. Hugh Gray. Berkeley: University of California Press, 1973.

Bazin, André. *What Is Cinema?* Vol. 10. Trans. Hugh Gray. Berkeley: University of California Press, 1973.

Bazin, André. *What Is Cinema?* Vol. 11. Trans. Hugh Gray. Berkeley: University of California Press, 1973.

Bazin, André. *What Is Cinema?* Vol. 12. Trans. Hugh Gray. Berkeley: University of California Press, 1973.

Bazin, André. *What Is Cinema?* Vol. 13. Trans. Hugh Gray. Berkeley: University of California Press, 1973.

Bazin, André. *What Is Cinema?* Vol. 14. Trans. Hugh Gray. Berkeley: University of California Press, 1973.

Bazin, André. *What Is Cinema?* Vol. 15. Trans. Hugh Gray. Berkeley: University of California Press, 1973.

Bazin, André. *What Is Cinema?* Vol. 16. Trans. Hugh Gray. Berkeley: University of California Press, 1973.

Bazin, André. *What Is Cinema?* Vol. 17. Trans. Hugh Gray. Berkeley: University of California Press, 1973.

Bazin, André. *What Is Cinema?* Vol. 18. Trans. Hugh Gray. Berkeley: University of California Press, 1973.

Bazin, André. *What Is Cinema?* Vol. 19. Trans. Hugh Gray. Berkeley: University of California Press, 1973.

Bazin, André. *What Is Cinema?* Vol. 20. Trans. Hugh Gray. Berkeley: University of California Press, 1973.

$\mathfrak{A}$, $\mathfrak{B}$, $\mathfrak{C}$, ... bezeichnen wir Mengen von Mengen, die wir auch *Mengensysteme* nennen. Ist $\mathfrak{A}$ ein Mengensystem, so bedeutet $A \in \mathfrak{A}$, daß A eine Menge ist, die zu $\mathfrak{A}$ gehört. Ist $\mathfrak{A}$ ein Mengensystem, so bedeutet $\bigcup_{A \in \mathfrak{A}} A$ die Vereinigung aller Mengen A, die zu $\mathfrak{A}$ gehören, und $\bigcap_{A \in \mathfrak{A}} A$ bedeutet den Durchschnitt aller Mengen A, die zu $\mathfrak{A}$ gehören.

die Bisthümer von Ratzeburg, Schwerin und Oldenburg, welches Letztere aber bald nach Lübeck verpflanzt wurde, her. Dieselben waren von den heidnischen Völkerschaften der Umgegend zerstört worden. Von diesen drei Puncten wurde die Bekehrung der Sclavonier von neuem in Angriff genommen. Vicelinus von Hammeln predigte ihnen dreißig Jahre lang [1124—1154] das Christenthum.

Die Art und Weise, wie die christlichen Geistlichen bei ihren Bekehrungsversuchen größtentheils zu Werke gingen, zeigt uns am deutlichsten den Zustand der christlichen Kirche damaliger Zeit, und die Beweggründe, von welchen die gesammte Geistlichkeit geleitet wurde. Die Lehren Christi wurden den armen Völkern, welche von christlichen Kriegern besiegt worden waren, eben so wenig durch das Wort, als durch die That, näher gebracht. Geistliche und Soldaten überboten sich gegenseitig in Schandthaten. Mord, Raub und Brandstiftung im Großen war der Anfang, Knechtschaft, Armuth und Elend das Ende des sogenannten Bekehrungswerkes für die Besiegten. Die Sieger aber waren nicht zufrieden, mit der Beute des Augenblicks, sie legten ihren Opfern ein Joch auf, welches sie zum Theile, wenn auch unter veränderten Formen, heute noch tragen. Sie nahmen den Grundbesitzern alles Land ab und machten sie zu Leibeigenen auf demselben Boden, der ihnen früher, als freien Menschen, angehört hatte. Herrschsucht und Habgier, die leitenden Beweggründe der römischen Päbste, waren auch diejenigen ihrer Vertreter an den Küsten der Ostsee.

Eine weit ungünstigere Wendung nahmen für die Päbste die Angelegenheiten des Südens. Dort breitete sich noch immer der Mohammedanismus gewaltig aus. Eine Zeit lang setzten die christlichen Geistlichen große Hoffnungen auf einen gewissen nestorianischen Priester, Johannes, welcher pomphafte Schreiben an die römischen Kaiser des Ostens und Westens, Friedrich I. und Manuel sandte, in denen er sich seiner Siege über die benachbarten Nationen rühmte und den Glanz seiner Schätze, die Größe seiner Herrschaft und die weiten Gränzen seines Reiches pries. Auf Johannes folgte sein Sohn David, der, gleich seinem Vater, Ung-Chan genannt wurde, im Kampfe mit Dschengis-Chan aber Thron und Leben verlor. Das Reich des Priesters Johannes und seines Sohnes wurde Tangut genannt. Ueber dessen Lage waren die Gelehrten nicht einig, indem die Einen es nach Ostasien, die Anderen nach Abyssinien setzten. Die erstere Annahme ist die wahrscheinlichere. Gewiß ist jedenfalls, daß das Reich des Priesters Johannes von keiner langen Dauer war. Die Kreuzzüge, welche im zwölften Jahrhundert mit der größten Wuth geführt wurden, dienten nicht dazu, die Herrschaft der christlichen Geistlichen im Osten auszubreiten. Im Gegentheile geriethen die Christen, welche in Palästina und Syrien unter der Herrschaft der Mohammedaner ihrem Glauben treu geblieben waren, durch die von den Kreuzfahrern an den Saracenen verübten Grausamkeiten in große Bedrängniß und Gefahr. Hätten die Mohammedaner die Christen nicht mit mehr Schonung behandelt, als diese ihnen schenkten, so wären alle Christen in Palästina und Syrien, in Egypten und ganz Westasien ausgerrottet worden. Doch den Mohammedanern jener Zeiten waren die Verfolgungen wegen des Glaubens Gräuel, welche sie weit seltener und gewöhlich nur, wenn sie von den Christen dazu gedrängt wurden, verübten. Ungeachtet aller Siege, welche die Saracenen gegen die Christen errangen, ließen sie deren Kirchen und Klöster bestehen, von denen sich manche bis auf den heutigen Tag erhalten haben.

Im dreizehnten Jahrhunderte brachen die Tartaren unter Dschingis-Chan und seinen Nachfolgern unaufhaltsam nach dem Westen vor.*) Eine Zeit lang

*) Siehe oben §. 21. Seite 51 ff.

gaben sich die Christen des Abendlandes der Hoffnung hin, sie möchten sich ihrem Glauben zuwenden. Wenn sich diese wilden Horden den römischen Päbsten unterworfen hätten, so würden diese ohne Widerwillen deren Vorrücken mit angesehen haben. So viel ist gewiß, daß selbst, nachdem die Tartaren in christliche und sogar römisch-katholische Länder, in Ungarn, Polen und Deutschland eingebrochen waren, die Päbste dem Kaiser Friedrich II. keine Ruhe gönnten, so daß dieser nur wenige Truppen gegen die Tartaren senden konnte. Der König Ludwig IX., der s. g. „Heilige" erhielt im Jahre 1248, eine mongolische Gesandtschaft und schickte einige Mönche mit reichen Geschenken an den Groß-Chan der Mongolen ab, in der Hoffnung, daß derselbe mit seinem Volke zur christlichen Religion übergehen würde. Dieser bekehrungswüthige König täuschte sich hierin, wie in allen seinen religiösen Bestrebungen. Der Groß-Chan betrachtete die ihm von Ludwig gesandten Geschenke als Zeichen der Unterwürfigkeit, antwortete auf seinen Brief im Tone eines Gebieters und gab auf keine Weise zu erkennen, daß er Vorliebe für das Christenthum habe. Später schickte der Papst Innocenz IV. eine, aus Dominicanern und Franziscanern bestehende, Gesandtschaft an die Tartaren und im Jahre 1274 erschienen Botschafter des mongolischen Groß-Chan's Abaka auf der Kirchenversammlung von Lyon. Vier Jahre darauf ordnete der Pabst, Nicolaus III. eine feierliche Gesandtschaft von Franziscanermönchen an den Groß-Chan Koblai, und der Pabst Nicolaus IV. später den Johannes a Monte Corvino mit Briefen an die Nestorianer zu den Mongolen ab. Zwar gelang es dem letzteren manche Mongolen zu bekehren und eine ansehnliche Zahl Nestorianer zu bestimmen, die Herrschaft des römischen Pabstes anzuerkennen, er errichtete mehrere Kirchen in verschiedenen Theilen der Tartarei und China's auch übersetzte er das neue Testament und die Psalmen David's in die tartarische Sprache, allein die große Masse der Mongolen hütete sich wohl, das päbstliche Joch auf sich zu laden. Für die kleine Anzahl von Bekehrungen, welche die christlichen Abgesandten im fernen Osten bewirkt haben wollen, wurden weit größere von Seiten der Mohammedaner gemacht und für eine christliche Kirche, welche die Römlinge da und dort in Ostasien errichteten, gingen, während der Kriegszüge der Tartaren, Hunderte in Flammen auf. Besonders verderblich für die Ausbreitung des Christenthums im Osten wirkten aber die Siege der Mohammedaner in ihren Kämpfen gegen die Kreuzfahrer.*) Die römische Kirche war so tief gesunken, daß sie ihre Lehre nur da ausbreiten konnte, wo besiegte Völker keine andere Wahl hatten, als sich ihr zu unterwerfen oder gänzlich ausgerottet zu werden. Die zahlreichen mohammedanischen Völker des Ostens ließen sich von den Christen nicht besiegen und eben deshalb auch nicht bekehren. Die unglücklichen Stämme, welche an den Küsten der Ostsee lebten, waren dagegen nicht stark genug, den von den Päbsten geworbenen Glaubensheeren die Spitze zu bieten. Im Jahre 1230 kamen auf den Wunsch des Herzogs Conrad von Massovien die deutschen Ritter nach Preußen und breiteten, unter Mord und Todschlag, Raub und Brand, das Christenthum in Preußen und Litthauen aus. Wenn wir das Verhalten der Mohammedaner jener Zeiten mit demjenigen der Christen vergleichen, so müssen wir zugeben, daß sie weit mehr Duldung gegen Andersglaubende hatten, als die Christen. Allerdings bemühten auch sie sich, ihren Glauben auszubreiten, allein sie bedienten sich selten oder niemals im Laufe unseres Zeitabschnittes, der gewaltthätigen Mittel, welche die Christen überall anwandten, wo sie die Macht hatten. Nachdem das Königreich Jerusalem gefallen und die Festung Ptolemais eingenommen worden war, blieben noch immer viele Lateiner in Syrien. Sie zogen sich in die einsamen Schluchten des Libanon zurück, führten dort ein

*) Siehe §§. 2—14. Seite 1.

wildes Leben, nannten sich aber noch immer Christen. Die Drusen, welche sich bis auf unsere Tage in den Gebirgsgegenden Syrien's erhalten haben, sind deren Abkömmlinge.

Die Mohammedaner waren im Laufe dieses Zeitabschnittes in ihren bedeutungsvollsten Kriegen siegreich gegen die Christen. Sie hätten in ganz Asien und Africa die Religion ihrer Feinde ausrotten können, wenn sie nach denselben Grundsätzen, wie die Könige von Castilien und Aragon, oder die Päbste hätten verfahren wollen. Allerdings suchten auch sie ihren Glauben auszubreiten, allein sie bedienten sich nicht der grausamen Mittel, welche bei den Christen an der Tagesordnug waren. Die Mohammedaner des Ostens duldeten mit wenigen Ausnahmen Christen und Juden in ihrer Mitte, ohne ihrem Gottesdienste Hindernisse in den Weg zu legen. Die christlichen Sklaven, welche zahlreich in die Hände der Mohammedaner fielen, konnten natürlich nicht erwarten, die Freiheit, welche sie überhaupt nicht hatten, in religiöser Beziehung zu genießen. Sie mußten sich dem Gesetze ihrer Herren fügen.

Die Saracenen von Spanien bedienten sich aller Lockungen irdischer Genüsse und Vortheile, um die Christen, welche in ihrer Mitte lebten, zum Islam zu bekehren. Gewinn versprechende Bündnisse, vortheilhafte Verträge und schmeichelhafte Belohnungen wurden mit großem Erfolge angewendet, um die Lehre Mohammed's auszubreiten. Die Christen dagegen verfuhren, wo sie die Gewalt in Händen hatten, wie gegen die Litthauer, Sclavonier, Obotriten und Preußen oder nach der Einnahme von Toledo und Valencia in Spanien, weit grausamer. Sie rotteten ganze Bevölkerungen unbarmherzig aus, wenn sie sich nicht bereitwillig dem unerträglichen Despotismus des christlichen Pfaffenthums unterwarfen.

§. 78. Lehrbegriff.

Wir haben, im Laufe dieses Buches, wiederholt auf die Verderbtheit der Geistlichen, die Herrschsucht der Päbste, den Fanatismus und die Trägheit der Mönche, auf die Gewaltthätigkeit der Fürsten, Grafen und Ritter und den allgemein verbreiteten Aberglauben hingewiesen. Menschen, welche unter solchen Einflüssen stehen, können unmöglich eine reine und wahre Religion besitzen. An die Stelle der, von Christo als erstes Gesetz verkündeten, Liebe wurde von den Pfaffen der blinde Glaube an die, von ihnen, zu ihrem Vortheil, erfundenen Lehren gesetzt. Statt Gott im Geiste und in der Wahrheit anzubeten, wurde ein vollständiger Fetischdienst mehr und mehr allgemein. Bilder ohne allen Kunstwerth, Steine, welche Menschen vorstellen sollten, aber mehr Aehnlichkeit mit Affen hatten, Holzsplitter, Nägel, Windeln, Kleidungsstücke aller Art, und Knochen von Menschen und Thieren, wurden die Gegenstände der Verehrung der Völker. Solche Dinge ließen sich verfertigen, oder auffinden, und zu hohen Preisen verkaufen, während ein unsichtbarer, geistiger Gott sich zu Handelsspeculationen nicht eignete. Die erhabenen Gefühle und die hochherzigen Bestrebungen, welche Christus anregte, waren dem größeren Theile der Geistlichen damaliger Zeit durchaus fremd. Wenn diese an dem von Christus aufgestellten Maßstabe gemessen worden wären, so hätten sie nothwendig unter die Zahl der von ihm auf's schärfste bekämpften Schriftgelehrten und Pharisäer gesetzt werden müssen. Sie erfanden daher einen ganz anderen, neuen Maßstab der Religiosität. Die Laien wurden nur dann hoch gepriesen und gerühmt, wenn sie sich dem Willen der Pfaffen unbedingt fügten und unter den Geistlichen wurde eine Rangordnung eingeführt, derzufolge nicht die liebevollsten, gerechtesten und reinsten, sondern die fanatischsten, den Päbsten ergebensten und naturwidrigsten Prie-

ster am höchsten geschätzt wurden. Die Lehre Christi wurde von solchen Pfaffen in nichts verflüchtigt; an deren Stelle traten außer den unsinnigsten Glaubenssätzen, zahlreiche, genau bestimmte, inhaltsleere Ceremonien. An Kirchen und Kapellen, Kreuze und sogenannte Reliquien wurde eine Religion gekettet, welche, durchaus unabhängig von solchen Aeußerlichkeiten, nur die Reinigung der Herzen der Menschen, die Erhebung ihrer Gedanken und die Abstreifung niederer Leidenschaften bezweckte. Trotz aller Verfolgungssucht der Pfaffen des Mittelalters gelang es ihnen aber niemals, die ursprünglichen Lehren des Christenthums im Bewußtsein der Völker ganz zu vertilgen. So gefährlich es auch war, dem herrschenden Verderbniß entgegen zu treten, so fanden sich doch zu allen Zeiten Menschen, welche den Muth hatten, es zu thun. Die Bibel konnte nicht vollständig den Völkern vorenthalten, und entstellt werden. Gerade zu der Zeit, da die Päbste ihre Häupter am keckſten erhoben, lebte die Kenntniß der orientalischen Sprachen, namentlich der griechischen und hebräischen wieder auf. Die Bibel wurde da und dort in die Sprache des Landes, wenn nicht ganz, doch theilweise, übersetzt und was keine Berufung auf die ewigen Grundsätze der Vernunft, auf Menschenrecht und Menschenwürde vermocht hätte, bewirkte die Berufung auf bestimmte Bibelstellen. So wenig die Pfaffen irgend einen Grundsatz der Vernunft anerkannt hätten, so sehr mußten sie die Bedeutung der Bibelstellen zugestehen. Die Verfolgungen, welche die Pfaffen über Abälard*) und Arnold von Brescia,**) über Albigenser***) und Stedinger†) verhängten, richteten die Aufmerksamkeit der denkenden Menschen auf die streitigen Fragen der Religion.

Die Masse des Unsinns, welche sich in der römischen Kirche gegen Ende des elften Jahrhunderts angehäuft hatte, war unermeßlich. Wir haben dieselbe in kurzen Umrissen im vorigen Buche bezeichnet‡. Im Laufe des zwölften Jahrhunderts vermehrte sie sich noch um ein ansehliches. Zwei Lehren waren es hauptsächlich, welche in diesem Zeitabschnitte festgestellt wurden, die Lehre von der s. g. Transsubstantiation und von der unbefleckten Empfängniß der s. g. Jungfrau Maria.

Bis zum elften Jahrhundet ließ es die Kirche jedem Gläubigen frei, mit den Einsetzungsworten des Abendmahles denjenigen Sinn zu verbinden, welcher ihm der richtigste schien. Im Jahre 1004 stellte Leutherich, Erzbischoff von Sens, die Behauptung auf, daß nur die aufrichtigen und redlichen Christen, nur Heilige, den Körper Christi beim Abendmahl empfingen. Mit Mühe verhinderte der König von Frankreich, Robert I., daß darüber ein ärgerlicher Streit ausbrach. Im Jahr 1045 lehrte Berengar, der Vorsteher der öffentlichen Schule von Tours, gegen die Ansichten des Paschasius Radbert, daß Brod und Wein beim Abendmahle nicht in den Leib und das Blut Christi verwandelt würden, vielmehr ihre natürlichen und wesentlichen Eigenschaften beibehielten, und nur äußere Zeichen des Körpers und Blutes Christi seien. Diese Anschauungsweise wurde von dem römischen Bischoffe, Leo XI., mit der größten Wuth angegriffen (1050). In zwei Kirchenversammlungen, zu Rom und Vercelli wurde die Lehre Berengar's feierlichst verdammt und das Buch des Johannes Scotus, woraus sie genommen war, öffentlich verbrannt. Berengar wurde aller seiner Einkünfte beraubt. Auf der Kirchenversammlung von Tours (1054), welcher der nachherige Pabst Gregor VII.

*) S. §§. 60. und 61.
**) S. §. 33.
***) §. 40.
†) §. 40.
‡) Viertes Buch §. 47. S. 154.

alspäbstlicher Legat beiwohnte, wurde Berengar in dem Maße eingeschüchtert, daß er seine Lehre abschwor. Kurz darauf trug er jedoch dieselben Ansichten wieder vor. Auf der Kirchenversammlung von Rom (1058) wurde Berengar wiederum geschreckt, bis er versprach, die Lehren dieses Conciliums anzunehmen, worauf ihm folgende Erklärung zur Unterschrift vorgelegt und von ihm unterzeichnet wurde:

„daß Brod und Wein nach der Einsegnung nicht nur ein Sakrament, sonderd auch der wirkliche Leib und das wirkliche Blut Jesu Christi seien und daß dieser Leib und dieses Blut von den Priestern nicht im sakramentalen Sinne, sondern in Wirklichkeit und in Wahrheit, gleich andern sinnlich wahrnehmbaren Gegenständen von den Priestern behandelt und von den Gläubigen verzehrt würden."

Diese von dem Papste Nicolaus II. und der ganzen Kirchenversammlung genehmigten Glaubensformel, war aber selbst für die abergläubigsten Menschen des elften Jahrhunderts zu unsinnig, als daß sie ihnen aufgedrungen werden konnte. Sobald Berengar aus den Klauen der Kirchenversammlung entkommen war, drückte er unumwunden seinen Abscheu vor der ihm aufgedrungenin Lehre aus. Der Streit spann sich fort bis zum Jahr 1078. Damals nahm Gregor VII. den päpstlichen Stuhl ein. Er trug kein Bedenken, die, von dem Pabst Nicolaus II. nnd der Kirchenversammlung von Rom, aufgestellte Glaubensformel umzustoßen, worauf Berengar folgende Erklärung eidlich bestätigte:

„Daß das auf den Altar gelegte Brod, nach der Einsegnung der wirkliche Leib Christi werde, welcher von der Jungfrau geboren, am Kreuze litt und nun zur rechten Haud des Vaters sitze; und daß der auf den Altar gestellte Wein nach der Einsegnung das wahre Blut werde, welches aus der Seite Christi geflossen sei."

So abgeschmackt diese Erklärung auch war, genügte sie dem Unverstande der Dummköpfe und der Verdummungssucht der Schlauköpfe noch nicht. In einem (1079) zu Rom gehaltenen Concilium wurde die Formel aufgestellt:

„daß Brod und Wein durch den geheimnißvollen Einfluß des heiligen Gebetes und die Worte unseres Erlösers, dem Stoffe nach in den wahren, wirklichen und belebenden Leib und das Blut Jesu Christi verwandelt würden"

und um keinen Zweifel übrig zu lassen, wurde noch hinzugefügt:

„daß Brod und Wein nach der Einsegnung, nicht blos in der Beschaffenheit der äußern Zeichen und sacramentalen Sinnbilder, sondern in ihren wesentlichen Eigenschaften, in Stoff und Wirklichkeit, zum Leibe und Blute Christi würden."

Auch diese Glaubensformel unterzeichnete Berengar, und kehrte, wie früher, zu seinen alten Ansichten zurück, sobald er sich frei fühlte. Zwar wurde er deßhalb heftig von mehreren Seiten her angegriffen, fand aber auch warme Vertheidiger. Berengar starb eines natürlichen Todes im Jahre 1088.

Allein der Streit, den er veranlaßt hatte, ging mit ihm nicht zu Grabe. Zwar hüteten sich Geistliche nnd Lehrer, die Ansichten Berengars unumwunden gut zu heißen, doch unwillkührlich neigten sich denselben alle diejenigen zu, welche noch einigen Verstand in religiösen Dingen bewahrt hatten. Die Aussprüche der verschiedenen Kirchenversammlungen und Päpste über diese Fragen waren zudem so schwankend, daß ein kirchlicher Lehrbegriff jedenfalls noch nicht festgestellt war. Doch es lag in der trüben Richtung, welche unter der Leitung der Päbste das s. g. Christenthum seit Jahrhunderten genommen, daß im Kampfe der Wahrheit mit der Lüge, der richtigen Ansicht mit dem Unsinn, die Abgeschmacktheit immer einen scheinbaren Sieg errang. Die Päbste bewirkten durch ihre Schreckensherrschaft, daß die von ihnen berufenen Versammlungen die ihnen vorgelegten Beschlüsse stillschweigend oder

Weiss, Adam, Dr. phil., Professor, Privatdozent an der Universität Wien, Wien, IX., Währingerstrasse 25.

Weiss, Adolf, Dr. phil., Professor, Wien, III., Rasumofskygasse 23.

Weiss, Alexander, Dr. phil., Professor, Wien, III., Rasumofskygasse 23.

Weiss, Alois, Dr. phil., Professor, Wien, III., Rasumofskygasse 23.

Weiss, Anton, Dr. phil., Professor, Wien, III., Rasumofskygasse 23.

Weiss, Arthur, Dr. phil., Professor, Wien, III., Rasumofskygasse 23.

Weiss, Bernhard, Dr. phil., Professor, Wien, III., Rasumofskygasse 23.

Weiss, Carl, Dr. phil., Professor, Wien, III., Rasumofskygasse 23.

Weiss, Christian, Dr. phil., Professor, Wien, III., Rasumofskygasse 23.

Weiss, Daniel, Dr. phil., Professor, Wien, III., Rasumofskygasse 23.

Weiss, Eduard, Dr. phil., Professor, Wien, III., Rasumofskygasse 23.

Weiss, Emil, Dr. phil., Professor, Wien, III., Rasumofskygasse 23.

Weiss, Ernst, Dr. phil., Professor, Wien, III., Rasumofskygasse 23.

Weiss, Ferdinand, Dr. phil., Professor, Wien, III., Rasumofskygasse 23.

Weiss, Franz, Dr. phil., Professor, Wien, III., Rasumofskygasse 23.

Weiss, Friedrich, Dr. phil., Professor, Wien, III., Rasumofskygasse 23.

Weiss, Gabriel, Dr. phil., Professor, Wien, III., Rasumofskygasse 23.

Weiss, Georg, Dr. phil., Professor, Wien, III., Rasumofskygasse 23.

Weiss, Gustav, Dr. phil., Professor, Wien, III., Rasumofskygasse 23.

Weiss, Hans, Dr. phil., Professor, Wien, III., Rasumofskygasse 23.

Weiss, Heinrich, Dr. phil., Professor, Wien, III., Rasumofskygasse 23.

Weiss, Hermann, Dr. phil., Professor, Wien, III., Rasumofskygasse 23.

Weiss, Hugo, Dr. phil., Professor, Wien, III., Rasumofskygasse 23.

Weiss, Ignaz, Dr. phil., Professor, Wien, III., Rasumofskygasse 23.

Weiss, Jakob, Dr. phil., Professor, Wien, III., Rasumofskygasse 23.

Weiss, Johann, Dr. phil., Professor, Wien, III., Rasumofskygasse 23.

Weiss, Josef, Dr. phil., Professor, Wien, III., Rasumofskygasse 23.

Weiss, Julius, Dr. phil., Professor, Wien, III., Rasumofskygasse 23.

Weiss, Karl, Dr. phil., Professor, Wien, III., Rasumofskygasse 23.

Weiss, Leopold, Dr. phil., Professor, Wien, III., Rasumofskygasse 23.

Weiss, Ludwig, Dr. phil., Professor, Wien, III., Rasumofskygasse 23.

Weiss, Max, Dr. phil., Professor, Wien, III., Rasumofskygasse 23.

Weiss, Michael, Dr. phil., Professor, Wien, III., Rasumofskygasse 23.

Weiss, Moritz, Dr. phil., Professor, Wien, III., Rasumofskygasse 23.

Weiss, Nikolaus, Dr. phil., Professor, Wien, III., Rasumofskygasse 23.

Weiss, Oskar, Dr. phil., Professor, Wien, III., Rasumofskygasse 23.

Weiss, Otto, Dr. phil., Professor, Wien, III., Rasumofskygasse 23.

Weiss, Paul, Dr. phil., Professor, Wien, III., Rasumofskygasse 23.

Weiss, Peter, Dr. phil., Professor, Wien, III., Rasumofskygasse 23.

Weiss, Philipp, Dr. phil., Professor, Wien, III., Rasumofskygasse 23.

Weiss, Rudolf, Dr. phil., Professor, Wien, III., Rasumofskygasse 23.

Weiss, Sebastian, Dr. phil., Professor, Wien, III., Rasumofskygasse 23.

Weiss, Siegfried, Dr. phil., Professor, Wien, III., Rasumofskygasse 23.

Weiss, Stephan, Dr. phil., Professor, Wien, III., Rasumofskygasse 23.

Weiss, Theodor, Dr. phil., Professor, Wien, III., Rasumofskygasse 23.

Weiss, Thomas, Dr. phil., Professor, Wien, III., Rasumofskygasse 23.

Weiss, Ulrich, Dr. phil., Professor, Wien, III., Rasumofskygasse 23.

Weiss, Valentin, Dr. phil., Professor, Wien, III., Rasumofskygasse 23.

Weiss, Wilhelm, Dr. phil., Professor, Wien, III., Rasumofskygasse 23.

Weiss, Xaver, Dr. phil., Professor, Wien, III., Rasumofskygasse 23.

Weiss, Zacharias, Dr. phil., Professor, Wien, III., Rasumofskygasse 23.

dafür. Von jeher besaßen die christlichen Pfaffen ein besonderes Geschick, unter dem Deckmantel religiöser Worte, die Sinnlichkeit ihrer Zuhörer zu kitzeln. Eine bessere Gelegenheit dazu, als der Streit über die Empfängniß Mariä ließ sich kaum denken. Die Kirche von Lyon war eine der ersten in Frankreich, welche das Fest der unbefleckten Jungfrau Maria annahm. So pfäffisch der Abt Bernhard von Clairvaux auch war, überstieg diese Erfindung doch seinen Gesichtskreis. Er tadelte daher die Domherrn von Lyon strenge, wegen der von ihnen eingeführten Neuerung und nahm die unbefleckte Empfängniß, mit großem Eifer, ausschließlich für Christus in Anspruch. Die Domherrn von Lyon, im Bewußtsein, daß ihre Ansicht durch den wundertollen Geist ihrer Zeit begünstigt werde, gaben nicht nach. Ganz Frankreich theilte sich in zwei feindliche Lager, von denen das eine für die unbefleckte Empfängniß der „Jungfrau" schwärmte, während das andere, obgleich es die unbefleckte Empfängniß Christi und allen anderen Unsinn der römischen Kirche, doch in Betreff Maria's keine Abweichung von den Naturgesetzen zugab. Die Laune des Schicksals wollte es, daß die wüthendsten aller Fanatiker, die Dominicaner, diesesmal auf Seiten der Naturgesetze standen, während die Universität von Paris für das neue Wunder in die Schranken trat. Auch diese Streitfrage, wie die ähnliche des Abendmahls, wurde im Laufe der Zeit zum Nachtheile der ewigen Gesetze der Natur entschieden.

Das Heidenthum wurde noch an Abgeschmacktheit überboten, indem man der Welt zumuthete, zu glauben, die Mutter Christi sei, nicht von ihrem Vater, sondern von dem heiligen Geiste gezeugt worden, während früher schon festgestellt worden war, sie habe Christum geboren und sei doch Jungfrau geblieben. Daß ihr Gatte Joseph, ihre vier anderen Söhne und mehrere Töchter bei dieser Anschauungsweise gänzlich unbeachtet bleiben, kümmert natürlich Menschen nicht, welche in den größten Unmöglichkeiten die beßten Bestätigungen der christlichen Lehre fanden.

Wir haben weiter oben*) gesehen, daß schon die Perser und die Chinesen an das Wunder jungfräulicher Empfängniß glaubten, daß Mohammed die Lehre von der unbefleckten Geburt der Jungfrau Maria im Koran (C. 3. S. 39) andeutete und daß diese Andeutung in der Tradition der Sunniten weiter auseinandergesetzt wurde. Im zwölften Jahrhundert streubte sich noch Bernhard von Clairvaux gegen die Lehre von der unbefleckten Empfängniß der Jungfrau Maria.**) Allein dessen ungeachtet wurde sie eine der Lieblingslehren der Katholiken und namentlich der Katholikinnen, welche allerdings nicht wissen, daß sie dieselbe den Chinesen, Persern und Mohammedanern verdanken.

Die Päbste begnügten sich aber nicht damit, den an das Ekelhafte gränzenden Unsinn, welchen sie größtentheils dem finsterſten Heidenthume entlehnten, als unumstößliche Wahrheit aufzustellen, und schon den Zweifel daran als Verbrechen u. Todsünde zu bestrafen. Sie maßten sich auch eine Herrschaft über die innersten Gedanken und Gefühle der Menschen an, und machten sich diese dienstbar. Vor Innocenz III. war das s. g. Sacrament der Beichte schon eingeführt worden, allein es blieb den Gläubigen anheimgegeben, ob sie Gott oder dem Priester, ob sie in allgemeinen Ausdrücken, oder mit Eingehung auf Einzelnheiten ihre Beichte ablegen wollen. Allerdings hatten sich die Pfaffen längst dieser Mittels zur Knechtung der Menschen bedient. Allein der nach Freiheit strebende Geist konnte sich doch ohne Gefahr den Schlingen der Beichtiger entziehen. Dieses änderte sich in Folge eines Beschlusses, welchen Innocenz III. dem vierten Lateranischen Concil vorlegte. Durch diesen wurde die Beichte zu einer von den göttlichen Gesetzen vorgeschriebenen Pflicht erhoben, welcher sich kein römischer Christ mehr entziehen konnte, ohne in

*) Siehe Bd. III. §. 44.
**) Siehe Bd. IV. §. 15.

Kirchenstrafe zu verfallen; und Innocenz begnügte sich nicht mehr mit einem allgemeinen Sündenbekenntniß. Er verlangte die besondere Aufzählung jeder einzelnen Sünde oder Thorheit des Beichtkindes. Er verlangte das Unmögliche, erreichte aber insofern seinen Zweck, als er, wenn auch die eine Hälfte der Gläubigen zu Heuchlern, doch die andere um so unbedingter zu Knechten der Kirche machte.

§. 79. Der Kirchendienst.

Zur Zeit der ersten Christen bestand der Gottesdienst in Reden, welche die befähigten Mitglieder der Gemeinden hielten und in der Feier des Abendmahls, zu welcher sich mehrere Familien vereinigten, wobei sie sich niederließen, ein mäßiges Mahl einnahmen und sich gegenseitig an den Stifter ihrer Lehre, an dessen Leben, Wirken und Tod erinnerten. Niemand, der sich befähigt hielt, Vorträge an die Gemeinde zu halten, wurde ausgeschlossen. Männer ohne Gelehrsamkeit waren die ersten Verbreiter des Christenthums gewesen. Nicht das Wissen, sondern die Kraft der Begeisterung, nicht äußere Zeichen, sondern der innere Beruf bestimmten den Einfluß, welchen die ersten Christen auf die Gemeinden ausübten. Im Laufe der Jahrhunderte hatte sich alles dieses vollständig verändert. Die wenigsten der Mönche und Pfarrgeistlichen, welche den einzelnen Gemeinden vorstanden, waren im Stande, freie Reden zu halten. Sie waren oft selbst unfähig, zu lesen. Den Päbsten, welche die s. g. christliche Kirche nach ihren persönlichen Leidenschaften eingerichtet, kam es nicht darauf an, daß die Völker aufgeklärt, sondern daß sie in der Dummheit erhalten würden. Sie wollten vor allen Dingen, daß die Menschen zu blinden Werkzeugen ihrer Despotenlaunen herabgewürdigt würden. Die Völker sollten ihnen die Mittel zur Befriedigung ihrer Wollust, ihrer Herrschsucht und ihrer Habsucht bieten und wie der kirchliche Lehrbegriff, so wurde auch der Gottesdienst von ihnen in der Art eingerichtet, daß es ihre Zwecke förderte.

Das Denkvermögen der Menschen mußte eingeschläfert, ihr Wunderglauben gestärkt werden, damit die päbstliche Herrschaft eine immer festere Grundlage in den menschlichen Gemüthern erhielte. Der Verehrungsdrang der Gläubigen wurde auf die niedrigsten Dinge, auf Fetische von Holz und Stein, von Eisen und Linnen, auf Gebäcke des Bäckers und Wein des Winzers gerichtet. Die Furcht vor den Strafen des ewigen Lebens und der irdischen Machthaber wurde auf's mächtigste angeregt. Die Gefühle des Zorns und der Rache gegen Anders glaubende wurden genährt. Mit anderen Worten, damit die despotische Gewalt der Päbste bestehen konnte, mußten die niedrigsten Triebe der Menschen gestärkt und alle ihre höheren sittlichen Kräfte nicht minder, als ihr forschender Geist, vertigt werden. Mit dem größten Nachdrucke drangen die Päbste aller Orten darauf, daß keine andere, als die lateinische Sprache beim s. g. Gotiesdienste gebraucht wurde. Da sie die Gedanken todt schlagen wollten, diente ihnen eine todte Sprache am besten. Eine Sprache, welche Niemand, oft selbst der Geistliche, der sich ihrer bediente, nicht verstand, verbarg am besten die Armuth des Geistes und die immer wiederkehrende Eintönigkeit, wodurch sich die römische Kirche des Mittelalters auszeichnete.

Nachdem einmal von den Päbsten der Ton angeschlagen war, in welchem alle Glaubenssachen behandelt werden sollten, heulte und brüllte die ganze Schaar blinder Gläubiger und berechnender Gauner nach. Die Erfindungskraft der Päbste reichte nicht hin, den Durst der wundergläubigen und für ihr Seelenheil besorgten Massen zu stillen. Mönche und untergeordnete Geistliche befanden sich gar wohl dabei, wenn sie der verstandlosen Menge neue Wundergeschichten und neue Heilmittel kund thaten. Von Jahrzehnd zu Jahrzehnd wurden daher Ceremonien und Aeußerlichkeiten mannichfaltiger Art, welche den Verehrungsdrang der stumpfen

Bildung, selbst seine Sprache, ... die Gesellschaft, in der er lebte, ... [illegible] ... Er ist ein Mann, der sich selbst gemacht hat, und dessen Bildung, Kenntnisse und Talente ganz sein eigenes Werk sind. Er hat sich durch eigene Kraft und Anstrengung aus einer niedrigen Sphäre emporgearbeitet, und ist ein Beweis, was ein Mann durch Selbstthätigkeit und Ausdauer vermag.

sterkirche nahm nicht selten das Mädchen, welches diesen Blicken und Worten ein zu williges Ohr geliehen hatte, den Schleier.

Die wichtigste und alle Tage wiederkehrende Handlung des katholischen Gottesdienstes, wurde die sogenannte Messe, oder das s. g. Sacrament des Altars, in welchem der Priester den Gott, den er anbetete, nach seinem Wahne zuerst machte und dann, mit Fleisch und Blut täglich aufzehrte. Die bethörten Völker, welche dieses Gaukelspiel als ein Wunder betrachteten, mit dessen Hülfe das Heil lebender und abgeschiedener Seelen gefördert werde, wohnten demselben mit Andacht bei und zahlten unermeßliche Summen an die Priester, um die Gefahren zu beschwören, welche ihnen von den Pfaffen vorgespiegelt worden waren.

Wenn die Messe als das Schauspiel angesehen werden kann, das die katholische Kirche täglich aufführte, so vertraten eine Reihe von Festen, die s. g. Narren- und Eselsfeste, die Stelle der Posse, und die Handlungen, wodurch Männer und Frauen, Jünglinge und Mädchen sich zu ewiger Knechtschaft verbindlich machten, verdienen mit Recht den Namen der Trauerspiele.

Die christlichen Narrenfeste wurden, wie früher die heidnischen Saturnalien, oder Feste zu Ehren des heidnischen Gottes Saturn, im Dezember jeden Jahres gefeiert und dauerten gewöhnlich von Weihnachten bis auf den letzten Sonntag nach Ephiphanias. Anfangs hatten Chorknaben und junge Sakristane die Hauptrollen dabei gespielt; später nahmen alle unteren Kirchendiener und Laien daran Theil, während der Bischoff und die übrigen höheren Geistlichen der Posse durch ihre Anwesenheit eine gewisse Bedeutung verliehen. Die Hauprolle bei dem Narrenfeste spielte der Bischoff oder Erzbischoff, den die Narren aus ihrer Mitte wählten und, unter abgeschmackten Feierlichkeiten, in der Haupkirche weihten. Der erwählte Narrenbischoff setzte sich auf dem gewöhnlichen bischöfflichen Throne nieder, ließ ein Hochamt halten, oder hielt es selbst ab und ertheilte dem Volke, unter den mannichfaltigsten Ergüssen seiner komischen Laune, den Segen. Die übrigen in der Kirche anwesenden Narren nahmen durch allerlei Thorheiten und Possenstreiche an der Handlung Theil. Die schmutzigsten Lieder wurden gesungen, die unanständigsten Tänze aufgeführt. Einmal im Jahre trat der Geist, den die römische Kirche hegte und nährte, ungehemmt zu Tage. Die ganze übrige Zeit wurde er durch die römische Schreckensherrschaft in Schranken gehalten. Noch sind die Ceremonienbücher vorhanden, in welchen die bei den Narrenfesten üblichen Schwänke genau verzeichnet sind. Nach demjenigen der Stadt Sens, in welcher Bernhard von Clairvaux über Abälard Gericht hielt, spielten die Priester, während der Narrenbischoff das Hochamt hielt, auf dem Altare mit Würfeln und warfen stinckendes Räucherwerk in das Rauchfaß. Ein anderes ähnliches Fest, in welchem ein Esel die Hauptrolle spielte, war das nach diesem Thiere benannte Eselsfest. Es wurde namentlich in verschiedenen Kirchen Frankreich's mit großer Vorliebe gefeiert. In zahlreichem Geleite wurde Langohr in die Kirche des Ortes geführt. Bisweilen saß ein Mann, welcher Bileam, bisweilen ein junges Mädchen, das die Jungfrau Maria auf der Flucht nach Egypten vorstellen sollte, auf seinem Rücken. Bileam pflegte von Juden und Heiden umgeben zu sein, unter welchen sich Moses, Aaron und die Propheten, Virgilius, Nebucadnezar und die Sybille hervorthaten. Der Zug hielt am Altare stille. Ein Hochamt wurde mit großer Pracht gelesen. Die üblichen Kniebeugungen wurden von den zwei- und vierfüßigen Eseln mit gebührendem Anstande vorgenommen. Statt des Segens schloß der Priester den s. g. Gottesdienst mit dreimaligen Eselsrufe: Ya, Ya, Ya, welchen die Gemeinde mit dreimaligen Ya brüllend beantwortete. In dem Ceremonienbuche der Kathedrale von Rouen findet sich eine in alle Einzelnheiten eingehende Vorschrift über die Abhaltung des Eselsfestes, in welchem namentlich bemerkt ist, daß Bileam große

Sporen zu tragen, mit diesen die Eselin, auf der er sitze, zu stechen und die Zügel anzuziehen habe, während ein Jüngling, mit gezogenem Schwerte, ihm entgegentrat.*) Die Narren unserer Tage feiern noch immer ähnliche Feste zur Zeit der Fastnacht, jedoch nicht mehr in den Kirchen, sondern auf Straßen, in Wirthshäusern und Ballsälen. Das Gegenstück zu jenen Possen bildete die Handlung, durch welche unglückliche Mädchen und Frauen den Klosterschleier nahmen, Priester geweiht wurden und Mönche ihre Gelübde ablegten. Wenn die Narrenfeste von dem Beifallsjauchzen des lebenslustigen Theiles der Gemeinden begleitet wurden, so waren es Thränen, lautes Schluchzen und Seufzen, — welche die Gefühle der Zeugen dieser Handlung kund thaten. Gerade so, wie die Waffenspiele, hatten auch die kirchlichen Spiele des Mittelalters eine sehr ernste Bedeutung. Die rohen und gedankenlosen Menschen jener Zeit bedurften stärkerer Anregungen, um aus ihrem Alltagsschlafe aufgerüttelt zu werden, als die gebildeten Völker unserer Tage. Die römische Kirche bot ihnen dieselben bereitwillig, unbekümmert darum, daß Tausende von Herzen unter der Wucht der ihnen auferlegten Entbehrungen brachen, oder auf furchtbare Abwege geriethen, daß tausende von Köpfen sich bis zum Wahnsinn verwirrten, oder bis zur vollständigen Verläugnung aller menschlichen Gefühle in die Berechnungen der römischen Päbste eingingen.

Schon vor der Zeit der Kreuzzüge hatten die sogenannten Reliquien einen bedeutenden Einfluß auf den Gottesdienst der Christen gewonnen. In Folge dieser Glaubenskriege erhielten sie aber eine erhöhte Bedeutung.

Die Griechen und Syrier verstanden es trefflich den Aberglauben der Abendländer auszubeuten. Sie machten sich durchaus kein Gewissen daraus, die Knochen ihrer Kirchhöfe, das Holz ihrer Tische und Bänke, die Steine ihrer Straßen und das abgelegte Leinenzeug ihrer Frauen und Kinder durch wohlberechnete Erzählungen, die sie daran knüpften, in heilige Reliquien, durch Verkauf in Gold zu verwandeln. Selbst Mohammedaner, so sehr sie den Fetischdienst der Christen verabscheuten, machten sich deren Dummheit häufig zu Nutze. Der König Richard von England, welcher das Herz eines Löwen gehabt haben mag, aber dessen Kopf nicht zu den klarsten gehörte, kaufte im Jahre 1191 von Saladin alle Reliquien, welche in Jerusalem aufzutreiben waren. Die Dominikaner brachten aus Palästina einen weißen Stein, in welchem Christus die Spuren seinen Fußes zurückgelassen haben sollte. Die Genueser behaupteten von dem zweiten Könige von Jerusalem, Balduin I. die Schüssel empfangen zu haben, worin das Osterlamm Christo und seinen Jüngern bei deren letztem gemeinschaftlichen Abendmahle aufgetragen wurde. Mehr, als alle anderen ließ sich Ludwig IX mit Reliquien beladen, welche er theuer bezahlte, und welchen er selbst die größte Verehrung bezeugte. Die Päbste, welche alle Betrügereien im Großen betrieben, errichteten, sobald sie von den guten Geschäften der Syrier und Egypter Kenntniß erhielten, ein vollständig assortirtes Reliquen-Waarenlager in Rom, aus welchem, bis zu dieser Stunde, Betrüger und Betrogene ihren Bedarf, gegen klingende Münze, beziehen.

Wenn der Reliquiendienst einer der mächtigsten Hebel der Verdummung, so wurde der Heiligendienst eines der kräftigsten Mittel die sittlichen Gefühle der Völker, im Geiste des Pabstthums, zu verändern. Nur Diejenigen wurden zu Heiligen ernannt, welche sich durch ihre blinde Unterwerfung unter die päpstliche Schreckensherrschaft und durch die Kraft ihrer Begeisterung für den, von den Päbsten empfohlenen Aberglauben hervorthaten, die verruchtesten Bösewichter, wie z. B. der Spanier Dominicus*) und der Engländer Thomas Becket wurden im

*) Du Cange voc. Festum. Robertson Geschichte Carl's V. Band I.
**) Siehe §. 59 S. 170 ff. §. 85 unten.

Laufe dieses Zeitabschnittes heilig gesprochen. Dominicus that seine fluchwürdige Glaubeswuth und seine verabscheuungswürdige Grausamkeit durch den Geist, den er dem von ihm gestifteten Orden der Dominicaner und dem durch ihn in's Leben gerufenen Ketzergerichte (Inquisition) einhauchte, kund. Die Dominicaner haben von allen menschlichen Gesellschaften und die Inquisition von allen Gerichten der Erde die empörendsten Verbrechen begangen. Indem Dominicus zum Heiligen erhoben, wurden alle von ihm hervorgerufenen Scheußlichkeiten als heilige, der Nachahmung aller Christen empfohlene, Handlungen dargestellt. Thomas Becket, *) früher der Genosse der unerlaubten Freuden Heinrich's II., wandte, das ganze Gift seiner verdorbenen Seele gegen seinen früheren Gesellschafer, sobald er durch dessen Gunst auf den erzbischöfflichen Stuhl von Canterbury erhoben worden war. Aus den Diensten eines früher leichtfertigen Königs trat er jetzt in diejenigen des fluchwürdigsten aller Tyrannen, des Pabstes Innocenz III., über, bemühte sich die letzten Reste religiöser Freiheit, welche dem englischen Volke geblieben waren, zu zerstören und wurde, nachdem er, nicht auf dem Schaffotte, wie ihm gebührt hätte, sondern in der Kirche, dem Tummelplatze seiner Leidenschaften, getödtet worden war, heilig gesprochen. Es würde uns zu weit führen, wenn wir die Schandthaten aller Derjenigen hier verzeichnen wollten, welche durch die römische Kirche heilig gesprochen wurden. Der Geist der Lüge, welcher alle diese Heiligsprechungen hervorrief, geht zur Genüge daraus hervor, daß den angeblichen Heiligen nicht blos in ihrem Leben, sondern auch deren Gebeinen nach ihrem Tode wunderthätige Kraft beigemessen wurde.

So wurde die christliche Religion, welche sich, nach den Worten ihres Stifters, nur durch Werke der Liebe und der Gerechtigkeit kund thun sollte, zu einem Systeme der Verdummung, Knechtung und Aussaugung, wie die Weltgeschichte kein zweites kennt.

§. 80. Kirchliche Abgaben und Frohnden.

Wäre es möglich gewesen, die besseren Gefühle aus der menschlichen Brust zu verdrängen, und den menschlichen Verstand in vollständiges Dunkel zu verhüllen, so wäre durch die Päbste und ihren Anhang die Lehre Christi von der Erde vertilgt worden und es hätte statt ihrer nichts bestanden, als Götzendienst, Aberglauben und blinde Unterwerfung. Allein unter den Millionen verdummter Pfaffenknechte fanden sich immer einige, welche im Stande waren, aus dem Düngerhaufen, den die Pfaffen auf das Christenthum gesetzt hatten, dessen Perlen hervor zu suchen, und diese forschenden Geister, oder liebenden Gemüther fanden an vielen Orten bereitwilliges Gehör. Dürch sie wurde das Christenthum vom Untergange gerettet, der ihm von Seiten der kirchlichen Gewalthaber drohte. Die Päbste duldeten keine Lehre, welche, wenn auch noch so klar in der Bibel ausgesprochen, ihrer despotischen Gewalt feindlich entgegentrat. Sie zwangen alle Geistlichen und alle Lehrer derartigen Bibelstellen einen der päbstlichen Tyrannei günstigen Sinn unterzuschieben. Wer es wagte, die Bibel über die päbstliche Auslegung zu stellen, wer sich nicht zum Werkzeuge des päbstlichen Despotismus gebrauchen ließ, hatte zu gewärtigen, daß er als „Ketzer" auf dem Scheiterhaufen oder dem Schaffotte für seine Ungefügigkeit büßen mußte. Eine, längere Zeit hindurch fortgesetzte, Schreckensherrschaft lähmte den Widerstand der Besseren, während ihr die Verdummung der großen Massen vollständig gelang. Die Priester und Mönche fanden, nicht minder, als die Päbste ihren Vortheil dabei, die Völker in der gröbsten Unwissenheit zu er-

*) Siehe §. 62 Seite 188 ff.

Mr. Lewis, in reply, said that the Society had not yet had time to consider the matter, and that he could not say what action it would take. He thought that the Society would be willing to do anything that was reasonable, but that it would not be willing to do anything that was unreasonable

Ablaß, welcher oft zu hohen Preisen, niemals unentgeltlich, verliehen wurde. Mit Hülfe dieser Ablaßgelder, vermehrten die Bischöffe die Zahl ihrer Anhänger, errichteten sie immer neue Verdummungsanstalten und blendeten durch kostbares Geräthe und prachtvolle Gewänder die gedankenlose Menge. Die Aebte und Mönche, welche über keinen Ablaß verfügen konnten, waren so wenig, als die Bischöffe um die Mittel, ihre Klöster zu bereichern, verlegen. Sie schleppten irgend einen Leichnam, dem sie den Namen eines „Heiligen" gaben, im Lande umher, stellten in ihren Kirchen diesen oder jenen alten Fetzen, mit dem sie irgend eine Wundergeschichte in Verbindung brachten, zur Verehrung der Gläubigen aus, und erhoben bei diesen Gelegenheiten ihre Steuern, welche sich häufig noch höher beliefen, als die bischöfflichen Ablaßgelder.

Als die Päbste Kenntniß erhielten von den gewinnreichen Geschäften, welche die untergeordneten Geistlichen betrieben, wurde ihre Habgier dadurch noch mehr rege gemacht. Die Ausbeutung der s. g. Reliquien konnten sie nicht wohl allein in die Hände nehmen, da zu viele Geistliche dabei betheiligt waren. Mit dem Ablaß hatten bisher nur die Bischöffe Handel getrieben; die Päbste entblödeten sich nicht, ihnen denselben zu enziehen und das vortheilhafte Geschäft in die eigenen Hände zu nehmen. An die Stelle der zahlreichen Ablaßmagazine, welche die verschiedenen Bischöffe da und dort errichtet hatten, wurde in Rom ein einziges großes, für die ganze Erde gegründet, aus welchem, nach Zeit und Umständen, die hungrigen Seelen, allein nicht unentgeltlich, sondern zu hohen Preisen, scheinbare Nahrung empfingen. Wenn die Päbste Geld brauchten, begannen sie ihr Handelsgeschäft damit, daß sie allgemeinen und vollständigen Ablaß verkündigten. Dieser päbstliche Ablaß stellte den armen Sündern, nicht blos den Nachlaß aller weltlichen Strafen, welche die Kirche zu verhängen pflegte, sondern auch den Nachlaß derjenigen Strafen in Aussicht, welche die bürgerlichen und kirchlichen Gesetze den Verbrechern androhten. In ihrem unerhörten Hohne gegen alles Göttliche und ihrem frechen Uebermuthe gingen die Päbste so weit, auch die ewigen Strafen den „Sündern" nachzulassen. So weit waren die Bischöffe früher niemals gegangen. Erst in den Händen der Päbste wurde der Handel mit Ablaß zu einem systematisch betriebenen Geschäfte. Anfangs bedienten die Päbste sich der Kreuzzüge zum Vorwande ihrer Erpressungen; später aber, nachdem sich die Völker auch an diese, ihnen angethane, Schmach gewöhnt hatten, erhoben sie die Ablaßgelder unverdeckt zu ihrem eigenen Besten. Eine neue Lehre wurde bald, zur Rechtfertigung des Ablaßhandels, erfunden und den Völkern zu glauben befohlen. Die Päbste behaupteten nämlich: „es bestehe ein unermeßlicher Gnadenschatz in den frommen Handlungen und tugendhaften Werken, welche die „Heiligen" über das, zur Rettung ihrer Seelen erforderliche, Maß verübt hätten, und welcher zum Besten Anderer verwendet werden könne; diesen Schatz habe der römische Pabst zu verwalten. Er könne Theile dieser unerschöpflichen Quelle abgeben, um dadurch Sündern die verdiente Strafe zu ersparen.

Auf diese unsinnigen Sätze gründeten die Päbste eine wohl organisirte Ausbeutung der Völker. Der Großhandel mit dem Ablaß wurde auf das schwunghafteste betrieben, derjenige mit den sogenannten Reliquien stand ihm würdig zur Seite. Die Katacomben von Rom lieferten Knochen in Menge, welche als Reste Heiliger verkauft werden konnten, die Wälder des Apenninengebirges Holz genug für Splitter vom Kreuze, an welchem Christus den Tod gelitten haben sollte. Die Milch der Kühe und Ziegen aus der Umgegend Rom's, welche für die Muttermilch der Jungfrau Maria verkauft wurde, hatte vor dieser jedenfalls mehrere Jahrhunderte an Frische voraus; die Nagelschmiede

Rom's lieferten Nägel in Menge, welche, ohne jemals durch menschliche Gebeine geschlagen worden zu sein, für Christi Kreuzesnägel ausgegeben werden konnten. Das Reliquienmagazin wurde eine unerschöpfliche Quelle von Reichthümern, da es immer neu gefüllt wurde, und sich die Reliquienverkäufer nicht daran stießen, wenn von demselben s. g. „Heiligen" auch zwei rechte und zwei linke Beine und von der s. g. „heiligen" Magdalena auch zweitausend Schlappschuhe verehrt wurden. Die Bischöffe, Pfarrer, Mönche und andere Kleinhändler in Reliquien hatten ein zu großes Interesse, ihr Geschäft in gutem Schwunge zu erhalten, als daß sie jemals den geringsten Zweifel an irgend einem der von ihnen, für „heilige Reliquien," ausgegebenen Gegenständen hätten aufkommen lassen.

Neben Ablaß- und Reliquien-Verkauf brachten die sogenannten, Dispense unermeßliche Summen ein. In Uebereinstimmung mit der unersättlichen Habsucht der Pfaffen wurden 1) außer der wirklichen Verwandtschaft 2) die Schwägerschaft, 3) eine s. g. geistliche Verwandtschaft für ein Ehehinderniß erklärt. Die Grade dieser drei Verwandtschaften wurden so weit als möglich hinausgesetzt, so daß, wenn in damaliger Zeit genaue Stammbäume geführt, wohl schwerlich irgend eine Ehe gefunden worden, welche nicht durch diese oder jene Art der Verwandtschaft, im siebenten oder achten Grade, unstatthaft gewesen wäre. Glücklicherweise entgingen die Armen zum Theile den auf Dispense gelegten Abgaben dadurch, daß sie selten weiter als bis zum zweiten oder dritten Grade ihre Verwandtschaften kannten. Allein Könige, Fürsten, Grafen und Herren mußten für derartige Dispense häufig unerschwingliche Summen bezahlen, mußten oft selbst nach Rom reisen, oder Abgesandte dahin schicken und, ungeachtet aller Geldopfer, häufig Jahre lang vergeblich auf die Erfüllung ihrer Wünsche harren.

An jeden Glaubenssatz und jede Ceremonie, welche der Pabst verordnete, an jeden neuen Orden, den er genehmigte, knüpfte sich, so zu sagen, von selbst, früher oder später, mittelbar oder unmittelbar, eine Abgabe. Der Glaubenssatz vom „vergötterten Brode" lieferte der Geistlichkeit bei Gelegenheit der Seelenmessen, eine reiche Ernte. Jedes Sacrament brachte den Geistlichen, welche dasselbe spendeten, Gaben oder Gebühren ein. Wo keine Gebühr festgesetzt war, befanden sich die Gläubigen in der Regel am schlimmsten, denn der Respect, den sie den Pfaffen schenkten, drängte sie, sich über ihre Kräfte anzustrengen.

Man möchte vielleicht einwenden, daß alle die Abgaben, welche die Geistlichkeit erhob, durch den G l a u b e n der Völker gerechtfertigt würden. Allein auf diese Weise ließen sich alle, im Großen betriebenen, Gewaltthaten und Betrügereien vertheidigen. Das größte Unrecht der Geistlichkeit bestand nicht darin, daß sie aus den Völkern unerschwingliche Abgaben preßte, nein, dieses war nur eine Folge des weit größeren Unrechts: daß sie um die Menschen aussaugen zu können, sie knechteten und verdummten. Uebrigens begnügten sich die Pfaffen des Mittelalters keineswegs mit geistlichen Waffen. Wo diese nicht ausreichten, griffen sie, aller Orten, zum Feuer und zum Eisen. Wie sie, wo sie selbst die Macht nicht in Händen hatten, den s. g. „Ketzer" den weltlichen Behörden zur Tödtung übergaben, gerade so bedienten sich die Pfaffen überall gleichfalls des weltlichen Armes zur Eintreibung der von ihnen geforderten Steuern und Abgaben. Sehr wenige der armen Tropfen, welche ihre sauer verdienten Pfennige der Geistlichkeit überlassen mußten, glaubten an die Rechtmäßigkeit dieser Forderung. Zehnden, Stolgebühren und Sporteln waren den Völkern damals nicht minder verhaßt, als jetzt. Sie leisteten dieselben nicht aus Glauben, sondern aus Furcht vor der Uebermacht der Kirche, oder in der Hoffnung, sich deren Gunst zu erwerben. Nur bei wenigen der aller Dümmsten trat zu der Furcht der Aberglauben hinzu.

Die Steuerlast, welche die Kirche ihren Mitgliedern, oder vielmehr ihren

Mais, dans la Revue, il n'y a pas de place pour les longues études. Il faut se borner à des articles courts, à des notes, à des comptes rendus. Et, dans ces articles, ces notes, ces comptes rendus, il faut se garder de toute prétention à l'originalité. Il faut se contenter de résumer, de commenter, de critiquer les travaux des autres. Il faut se faire l'écho de ce qui se dit, de ce qui se pense, de ce qui se publie. Il faut être, en un mot, un rapporteur, un chroniqueur, un critique, un journaliste.

Ce n'est pas là, je le sais, le rôle le plus brillant. Mais c'est un rôle utile, et qui peut être rempli avec honneur. Il faut seulement, pour le remplir, avoir le goût de la vérité, le respect de la science, l'amour du travail, et, surtout, une grande modestie.

Voilà, Messieurs, ce que je voulais vous dire. Je vous remercie de m'avoir écouté avec tant de bienveillance, et je vous prie de croire à mes sentiments les plus dévoués.

Kapitalismus, Sozialismus und Demokratie, 3. Aufl., Bern 1950, S. 106 ff.; Ludwig von Mises, Die Gemeinwirtschaft, Untersuchungen über den Sozialismus, 2. Aufl., Jena 1932, S. 151 ff.; Walter Eucken, Die Grundlagen der Nationalökonomie, 6. Aufl., Jena 1940, S. 79 ff.; Wilhelm Röpke, Die Lehre von der Wirtschaft, 4. Aufl., Erlenbach-Zürich 1947, S. 79 ff.; Alexander Rüstow, Das Versagen des Wirtschaftsprinzips, Erlenbach-Zürich 1950, S. 19 ff.; Lionel Robbins, The Economic Basis of Class Conflict, London 1939, S. 14 ff.; Lionel Robbins, The Economic Causes of War, London 1939, S. 71 ff.; Lionel Robbins, The Great Depression, London 1934, S. 151 ff.; Lionel Robbins, Economic Planning and International Order, London 1937, S. 206 ff.; Lionel Robbins, The Economic Problem in Peace and War, London 1947, S. 92 ff.; Lionel Robbins, Economic Planning and the International Economic Order, London 1944, S. 1 ff.; Lionel Robbins, The Economic Basis of Class Conflict and Other Essays in Political Economy, London 1939, S. 1 ff.; Lionel Robbins, The Economic Causes of War, London 1939, S. 1 ff.; Lionel Robbins, The Great Depression, London 1934, S. 1 ff.; Lionel Robbins, Economic Planning and International Order, London 1937, S. 1 ff.; Lionel Robbins, The Economic Problem in Peace and War, London 1947, S. 1 ff.; Lionel Robbins, Economic Planning and the International Economic Order, London 1944, S. 1 ff.

Kühn, Alfred. Die Lehre von den Transformationsflächen und ihren Anwendungen. Leipzig, Barth, 1910. (VIII, 120 S. m. 30 Fig.) 8°. M 4.—

Lie, Sophus, und Georg Scheffers. Vorlesungen über Differentialgleichungen mit bekannten infinitesimalen Transformationen. Leipzig, Teubner, 1910. (XII, 568 S. m. 57 Fig.) 8°. M 16.—

Lie, Sophus, und Friedrich Engel. Theorie der Transformationsgruppen. 3. Abschnitt. Unter Mitwirkung von Friedrich Engel bearbeitet von Georg Scheffers. Leipzig, Teubner, 1910. (VIII, 632 S. m. 66 Fig.) 8°. M 20.—

Lie, Sophus, und Friedrich Engel. Theorie der Transformationsgruppen. Abschnitt 1 und 2. Unter Mitwirkung von Friedrich Engel bearbeitet von Georg Scheffers. 2. Auflage

lichender auf die Päbste wirken, je kecker sie sich Nachfolger Christi und Vertreter Gottes auf Erden nannten. Die Ansprüche auf weltliche Macht und irdische Größe, welche die Päbste machten, standen in so schreiendem Widerspruch mit ihren Ansprüchen auf geistliche Herrschaft, daß sie ohne die größte Frechheit, verbunden mit der unerhörtesten Heuchelei nicht behauptet werden konnten. Nur Männer, welche diese Eigenschaften im höchsten Grade besaßen, konnten mit einigem Erfolge die päbstlichen Ansprüche geltend machen. Nur solche wurden zu Päbsten und Cardinälen befördert. Eine an's unbegreifliche gränzende Sittenlosigkeit, welche von den höchsten Kirchenfürsten der gesammten Geistlichkeit eingeflößt wurde, war davon die nothwendige Folge. Das Verderbniß der Päbste damaliger Zeit schildern nicht blos deren Gegner, z. B. die Kaiser Friedrich I. und Friedrich II., sondern auch die festesten Stützen der Kirche, wie der Abt Bernhard von Clairvaux in den abschreckendsten Zügen. Eines der schlagendsten Zeugnisse über das Pabstthum des zwölften Jahrhunderts gibt uns Johann von Salisbury, ein Anhänger Thomas Becket's, Bischoff von Chartres und englischer Gesandter beim römischen Stuhle.*) Dieser erzählte, der Pabst habe ihn eines Tages gefragt: was die Welt von ihm und der römischen Kirche sage? Die Antwort des Prälaten war: „Man sagt, die römische Kirche beweise sich nicht als Mutter der anderen Kirchen, sondern sie scheine vielmehr ihre Stiefmutter zu sein. Schriftgelehrte und Pharisäer seien dort zu Hause, diese legten schwere Lasten auf die Schultern anderer Leute, ohne selbst auch nur einen Finger auszustrecken, um sie zu heben. Sie herrschten despotisch über den Clerus, ohne ihrer Heerde ein gutes Beispiel zu geben, sie hätten in ihren Häusern den köstlichsten Hausrath, ihre Tische seien mit goldenem und silbernem Geschirr schwer belastet, der Geiz aber halte ihre Hände festgeschlossen. Sie schenkten niemand etwas, und die Armen dürften ihnen selten nahe kommen, außer wenn ihre Eitelkeit ihnen eingebe, sie auftreten zu lassen. Sie erhöben Abgaben von den Kirchen, veranlaßten Rechtsstreitigkeiten, stifteten Hader zwischen dem geistlichen Hirten und seiner Heerde, und hielten dafür, der beßte Vortheil, den man aus der Religion ziehen könne, sei, daß sie Reichthümer verschaffe. Ihnen sei alles feil, und man könne sagen, sie machten es, wie die abgefallenen Engel, die, wenn sie einmal nichts Böses thun, mit Vortrefflichkeit prahlen. Nur eine ganz kleine Zahl derselben treffe vielleicht dieser Vorwurf nicht. Der Pabst selbst wäre für die Christenheit eine fast unerträgliche Last. Es würde allgemein darüber geklagt, daß, während die Kirchen, welche die Frömmigkeit unserer Voreltern erbaut habe, im Verfalle und ihre Altäre verlassen seien, die Päbste Paläste bauten und sich nicht blos in purpurne Gewänder hüllten, sondern auch über und über vom Golde glänzten. Ueber diese und noch mehrere Dinge murre das Volk ganz laut."

Wenn ein Bischoff dem Pabste diese Worte in's Angesicht sagte, so können wir darauf rechnen, daß sie keine Uebertreibungen enthielten, der Prälat vielmehr noch manche der bittersten Wahrheiten für sich behielt. Johann von Salisbury stand nicht auf dem Standpunkte der Vernunft, vielmehr nahm er den ganzen römischen Unsinn als Wahrheit an, und rügte nur den Mißbrauch, den die Päbste und ihre nächsten Diener mit ihrer Gewalt trieben.

Die Geschichte jedes einzelnen Volkes, welche wir gaben, enthält zahlreiche Beweise der Herrschsucht und Habgier dieser anmaßlichen Nachfolger Christi. Der Geist Gregor's VII., des herrschsüchtigsten aller Priester, ging mit seinem Tode nicht unter. Sein vertrautester Freund, der ihn am beßten kannte, der Cardinal Damiani, hatte ihn seinen heiligen Satanas genannt. Die meisten seiner Nach-

*) Siehe auch unten §. 95.

folger hielten an seinen Grundsätzen fest, suchten zu vollenden, was er begonnen hatte, und waren gleich ihm heilige, d. h. mit dem Scheine äußerer Heiligkeit bekleidete Satanase. Auf Gregor VII., neben welchem der von der kaiserlichen Partei gewählte Gegenpabst, Clemens III., herging, folgte [1086] Victor III., welcher sich jedoch schon bald in ein Kloster zurückzog, worauf an seiner Statt Urban II. erwählt wurde. Dieser setzte*) den Kampf gegen Heinrich IV. mit äußerster Bitterkeit fort. Auf der Kirchenversammlung von Placenzia (1095) bestätigte er die Gesetze und Flüche Gregor's VII.; und zündete darauf in Clermont die Flamme der Kreuzzüge an, welche zwei Jahrhunderte hindurch unausgesetzt brannte. Diese Kriege kosteten allerdings vielen Millionen Menschen das Leben und vernichteten den Wohlstand und das Glück ganzer Völker. Allein die Päbste zogen Vortheil aus dem Elende der Nationen. Der erste, welcher Urban zu Theil wurde, war der Sieg über seinen Gegenpabst. Alle Völker, welche auf die Kreuzpredigten hörten, erkannten die Bannflüche des Pabstes an, welcher den Anstoß dazu gegeben hatte, und legten das Gewicht ihrer Macht in die Wagschaale Urban's. Im Bewußtsein, die bethörten Völker auf seiner Seite zu haben, ging Urban II. noch weiter, als Gregor VII., indem er allen Bischöffen und Priestern geradezu verbot, einem Könige oder Laien den Eid des Gehorsam's zu leisten. Nach Italien zurückgekehrt, bemächtigte er sich des Schlosses St. Angelo und starb bald darauf (1099). Sein Gegenpabst Clemens III. starb im folgenden Jahr (1100). Paschalis II., welcher nach Urban's II. Tode gewält worden war, setzte den von Gregor VII. begonnenen Kampf fort, bis es ihm gelang, seinem Gegner durch dessen Sohn, den nachmaligen Kaiser Heinrich V. den Todesstoß zu geben.**) Heinrich V. zwang jedoch Paschalis II., seine Ansprüche in Betreff der Investitur aufzugeben und das Belehnungsrecht der Kaiser zu bestätigen. Auf der Kirchenversammlung im Lateran zu Rom gestand aber der Pabst mit den Zeichen der tiefsten Zerknirschung, daß er gefehlt, indem er diese Zugeständnisse dem Kaiser gemacht habe, worauf die Kirchenversammlung den zwischen dem Kaiser und dem Pabste abgeschlossenen Vertrag für nichtig erklärte. Auf seiner Flucht vor dem Kaiser starb Paschalis II. (1118). Wenige Tage nach seinem Tode wurde Gelasius II. zum Pabste ernannt. Die kaiserliche Partei erwählte Gregor VIII., vor welchem Gelasius II. nach Frankreich floh, woselbst er bald darauf starb. Die Cardinäle, welche ihn begleitet hatten, wählten den Erzbischoff von Vienne, Grafen Guy von Burgund, welcher den Namen Calixtus II. annahm, nach Rom zurückkehrte, Gregor VIII. gefangen nahm, ihn mit rohen Beschimpfungen überhäufte und in ein Kloster sperrte. Nach mannichfaltigen Verhandlungen schloß er mit dem Kaiser das berühmte Wormser Concordat ab,***) durch welches die Geistlichkeit als eine selbstständige Macht gegenüber dem Kaiserthum anerkannt wurde. Die Oberherrlichkeit, welche die Kaiser früher über das Pabstthrm geltend gemacht hatte, wurde stillschweigend aufgegeben. Dagegen suchten die Päbste ihre Ansprüche noch immer weiter auszudehnen. Zwei Jahre nach dem Abschluß des Concordats (1124) starb Calixtus II. Sein Nachfolger, Honorius II., gab bei seinem Tode (1130) Veranlassung zu einer doppelten Wahl. Innocenz II. und Anaclet II stritten sich um den römischen Stuhl. Der Erstere, welcher in Italien wenig Anhang besaß, zog sich nach Frankreich zurück. Er verdankte seine zunehmende Gewalt dem Abte Bernhard von Clairvaux mit dessen Hülfe er bald in Deutschland, England, Frankreich und Spanien anerkannt wurde, während sein Gegner, Anaclet, außerhalb Italien, nur an den Königen

*) Siehe Buch IV, §. 34. Seite 102 ff.
**) Siehe Buch IV. §. 34. S. 102.
***) Siehe oben §. 30. Seite 85.

von Sicilien und Schottland Stützen hatte. Nach dessen Tode (1138) kam Innocenz II. in den unbestrittenen Besitz der päbstlichen Gewalt. Er hielt die zweite Kirchenversammlung im Lateran ab (1139), that den König Roger, welchem Honorius II. Sicilien als päbstliches Lehen und Anaklet auch Neapel, falls er es dem griechischen Kaiser abnehmen könnte, verliehen hatte, in den Bann. Roger griff aber zum Schwerte und nahm den Pabst gefangen, worauf dieser nachgab. Sein Nachfolger Cölestin II. (1143) starb schon fünf Monate nach seiner Erhebung. Lucius II., welcher nach Cölestin's Tode gewählt ward, verlor nach elf Monaten, sein Leben in einem Volksaufstande.*) Ihm folgte (1145) Eugen III., ein Schüler des Abtes Bernhard von Clairvaur, welcher gleich seinem Vorgänger unausgesetzte Kämpfe mit dem römischen Volke führte, das die Päbste nicht als weltliche Herrscher anerkennen wollte. Sein Nachfolger Anastasius IV., starb schon sechzehn Monate nach seiner Wahl (1154). Unter Hadrian IV. wurde Arnold von Brescia, dessen kräftige Worte das römische Volk aus seinem tausendjährigen Schlummer aufgerüttelt hatten, hingerichtet, und mit ihm die Kraft des Volkes gebrochen. Hadrian IV. kehrte nach Rom zurück und führte von da aus den Streit gegen das Kaiserthum mit neuer Wuth fort.**) Der stolze Kirchenfürst brachte, trotz seinem Widerstreben, den Kaiser, Friedrich I., dazu, ihm den Steigbügel zu halten. Um den zunehmenden Reichthümern der Geistlichkeit einen Damm entgegen zu setzen, verfügte Friedrich I, daß, ohne Wissen und Zustimmung des Lehensherrn, keine Lehen an Andere übertragen werden dürften (1158). Bevor der Pabst im Stande war, dieser, ihm höchst unangenehmen, Bestimmung entgegenzuwirken, starb er (1159).

Der Kampf zwischen der kirchlichen und der kaiserlichen Partei, welcher damals von neuem auszubrechen drohte, hatte eine gespaltene Pabstwahl zur Folge. Die Pfaffenpartei wählte Alexander III., die Anhänger des Kaisers, Victor IV. Die Kirchenversammlung von Pavia sprach sich zu Gunsten Victor's aus (1166). Alexander III. floh nach Frankreich. Als Victor IV. (1164) starb, wurde, statt seiner, Paschalis III. gewählt und von den deutschen Ständen auf der Reichsversammlung zu Würzburg anerkannt.

Mittlerweile war Alexander III. nach Rom zurückgekehrt und hielt in demselben Jahre die Kirchenversammlung im Lateran (1167), in welcher er, nachdem er zuvor den Kaiser Friedrich I. mehrere male verflucht hatte, ihn feierlich absetzte. Er entband die Unterthanen Friedrich's I. des ihm geleisteten Eides der Treue und ermunterte sie, sich gegen ihn zu erheben, und das Joch, das er ihnen auferlegt habe, zu brechen. So setzte Alexander III. den Unterricht fort, welchen frühere Päbste, und namentlich Gregor VII., den Völkern gegeben hatten. Er machte sie aufmerksam auf die Härte des Druckes, welcher auf ihnen lastete und deutete ihnen an, daß sie die Kraft besäßen, es abzuschütteln. Er bewies allen Völkern, daß es etwas Höheres gebe, als Fürstenherrschaft und heiligere Pflichten, als diejenigen des Gehorsams. Allerdings wollte der Pabst an die Stelle des Joches, das er zerbrochen zu sehen wünschte, nicht die Ordnung der Freiheit setzen, wohl erkannte er nicht an, daß das einzige Gesetz, welches den Menschen eines Eides entbinden könne, das Gesetz der Vernunft sei; allein je anmaßender die Sprache der Päbste war, je empörender die Mißbräuche wurden, welche sie begünstigten und zu ihrem Vortheile ausbeuteten, desto näher wurde doch allen denkenden Menschen der Gedanke gerückt, daß, wenn auch nicht die Befehle päbstlicher Tyrannei und die Grundsätze des vom römischen Stuhle genährten Aberglaubens, so doch das Gesetz der Freiheit und der

*) Siehe oben §. 49. S. 44.
**) Siehe §. 35. S. 96 ff.

Vernunft den Völkern das Recht gebe, die Ketten verhaßter Despoten zu brechen. Die Antwort, welche der Kaiser dem Pabste gab, bestand in einem Kriegszuge. Alexander III. floh aus Rom nach Benevent, sein Gegner, Paschalis III. zog daselbst ein, unter dem Schutze kaiserlicher Waffen. Doch furchtbare Krankheiten lichteten die Reihen des deutschen Heeres und Paschalis III. starb schon im folgenden Jahre (1168). Zwar wurde von der kaiserlichen Partei Calixtus III. zum Papste gewählt, aber er vermochte seinem Gegner, Alexander III. nicht die Spitze zu bieten, um so weniger, als Friedrich Rothbart nach der für ihn unglücklichen Schlacht von Legnano in eine sehr mißliche Lage gerieth und sich bemühte, mit dem Pabste Frieden zu schließen.*)

Um dieselbe Zeit, in welcher Alexander III. mit dem deutschen Kaiser stritt, kämpfte er auch mit König Heinrich II. von England. Thomas Becket, der Erzbischoff von Canterbury versagte dem Könige den Gehorsam und reizte ihn auf's äußerste. Heinrich II. fühlte sich stark genug, mit dem übermüthigen Pfaffen fertig zu werden, allein einige Ritter glaubten, aufgeregt durch eine unmuthige Aeußerung des Königs, dem Streit zwischen Staat und Kirche dadurch ein Ende bereiten zu können, daß sie den Erzbischoff ermordeten. Diese Gelegenheit ergriff der stolze Pabst mit Vergnügen, den König von England zu demüthigen. Er verstand es trefflich, die Flammen des Fanatismus gegen Heinrich II. anzuschüren. Obgleich der König an der Ermordung Beckets keine Schuld trug, wußte es der Papst doch, ihn als den Hauptur heber des Mordes darzustellen. Die abergläubische Volksmasse stand auf der Seite des Papstes. Der König wagte es nicht, dem römischen Stuhle Trotz zu bieten, und unterwarf sich einer schimpflichen Buße, um größeres Unheil zu verhüten. Der heuchlerische Pfaffe Becket aber wurde bald darauf (1173) für heilig erklärt. Diese glücklichen Erfolge trieben den herrschsüchtigen Pabst immer weiter auf der Bahn seiner Eroberungen. Im Jahre 1179 hielt er, im Lateran, eine Kirchenversammlung, durch welche er beschließen ließ: 1) daß nur die Cardinäle das Recht haben sollten, die Päbste zu wählen und daß diejenige Person zu deren Gunsten zwei Drittheile des Cardinalscollegiums gestimmt hätten, für gesetzlich gewählt betrachtet werden sollte. Das Volk von Rom und die Geistlichkeit, welche bis dahin einen gewissen Einfluß auf die Pabstwahl ausgeübt hatten, wurden durch diese Bestimmung von jeder Theilnahme an derselben vollständig ausgeschlossen; 2) wurde ein geistiger Krieg gegen die „Ketzer" erklärt, deren Anzahl um jene Zeit sich, in Folge der alles Maß übersteigenden Herrschsucht und Habsucht der Päbste stets mehrte. Was aber unter dem „geistigen" Kriege zu verstehen sei, von welchem die Kirchenversammlung sprach, haben wir oben**) bei der Geschichte der Albigenser und der Stedinger gesehen. Die geistigen Waffen, deren sich die Päbste bedienten, waren stets entweder giftig oder blutig. Mit diesem Beschlusse trat die Christenheit des Abendlandes in einen neuen Abschnitt ihrer Entwickelung ein. Die Päbste hatten die höchste Stufe ihrer Macht erreicht. Sie wandten von nun an ihr Augenmerk darauf, sich dieselbe zu verewigen. Jeder, welcher ihnen widerstrebte, wurde mit der herabwürdigenden Bezeichnung eines Ketzers belegt, auch wenn er den ganzen von den Päbsten gelehrten Unnsinn zu glauben beschwor und den ganzen von denselben vorgeschriebenen Götzendienst mitmachte. An die Stelle des gegen die Mohammedaner gepredigten Kreuzes traten bald die Ketzerkriege und die Ketzerverfolgungen, bis die s. g. Ketzer mächtiger wurden, als die Päbste und diese froh sein mußten, von ihnen geduldet zu werden.

Der 3te der Beschlüsse der Kirchenversammlung von Lateran entzog den Con-

*) Siehe oben §. 35.
Siehe §. 40. §. 59.

cilien und Bischöffen das Recht der Heiligsprechung. Mit diesem Rechte waren gar mancherlei Vortheile verknüpft. Reiche Familien entrichteten oft willig bedeutende Summen, um einen der Ihrigen in die Zahl der Heiligen zu erheben. Außerdem eigneten sich die Päbste in diesem Rechte ein wichtiges Mittel an, bewährte Diener, wie z. B. einen Becket, Bernhard von Clairvaux und andere Pfaffen und Pfaffenknechte in der öffentlichen Meinung der abergläubischen Menge, und folgeweise sich selbst und ihre Ansprüche zu heben.

Das Recht, neue Königreiche zu errichten, welches schon Gregor VII. in Anspruch genommen hatte, brachte Alexander III. wieder in Ausübung, indem er den königlichen Titel, welchen allerdings das siegreiche Heer seinem Führer, dem Herzog Alphons von Portugal zuerst (1136) ertheilt hatte, bestätigte.

Der kurze Raum, welcher einer Weltgeschichte für die Thaten und Leistungen jedes einzelnen ihrer Träger zugemessen ist, gestattet uns nicht, in die Einzelheiten des Lebens der Päbste einzugehen. Wir müssen uns mit der allgemeinen Bemerkung begnügen, daß die Ausschweifungen, welchen sie sich im Gebiete der Sinnlichkeit überließen, gewöhnlich gleichen Schritt mit denjenigen hielten, deren sie sich auf dem Felde der staatlichen und kirchlichen Herrschaft schuldig machten. Die Völker des Mittelalters waren so sehr an blinden Gehorsam und an jedwede Art des Druckes gewöhnt, daß dieser einen hohen Grad erreicht haben mußte, bevor er in weiteren Kreisen Aufmerksamkeit erregte. Die Herrschsucht der Päbste und ihre geheimen Laster empörten zwar die nach Selbstständigkeit ringenden und sittlichen Menschen, doch deren Zahl war nicht groß. Die Habsucht der Päbste aber lastete gleichmäßig auf allen Klassen der Gesellschaft, auf den Königen, wie auf den Leibeigenen, ja selbst auf der untergeordneten Geistlichkeit, welche sie unter zahllosen Vorwänden ausplünderten. Bezeichnend ist in dieser Rücksicht folgende Stelle eines Briefes, welchen der Prior Fulko von Deuil i. J. 1119 an Abälard richtete, als dieser die Absicht kund gab, Berufung an den Pabst einzulegen: „Kennst du denn nicht die Habsucht und das Verderbniß der Römer? welche Reichthümer haben sie jemals sättigen können?" Alle diejenigen, welche sich in unseren Tagen an diesen Hof wandten, ohne zahlen zu können, haben ihre Angelegenheit verloren, wurden zurückgestoßen und kehrten in tiefster Beschämung heim.

§. 83. Fortsetzung.

Nach Alexanders III. Tode (1181) wurde Lucius III. von den Cardinälen gewählt. Das Volk war auf ihn mit Recht erbittert, indem er der erste Pabst war, welcher aus einer der Bürgerschaft durchaus fremden Wahl hervorgegangen war. Er wurde daher zweimal aus Rom vertrieben und starb schon im Jahre 1185. Sein Nachfolger Urban III., mußte den Verlust der Stadt Jerusalem erleben (1187), und starb bald darauf aus Schmerz über diese Nachricht. Gregor VIII. war nur zwei Monate, Clemens III. nur drei Jahre lang (—1191) Pabst. Dieser Letztere wußte nichts besseres zu thun, als in das leere Faß der Danaiden zu schöpfen, indem er die Menschen und die Schätze Europa's aufbot, um in Palästina unterzugehen. Cölestin III. schleuderte die päbstlichen Bannstrahlen in allen Richtungen. Der Kaiser Heinrich VI. und der Herzog Leopold von Oesterreich wurden von ihm verflucht, weil sie Richard I., König von England gefangen hielten. Alphons X., König von Galizien und Leon, und Philipp August König von Frankreich hatten wegen ihrer ehelichen Verhältnisse gleiches Schicksal. Nach Cölestin's III. Tode (1198) bestieg Innocenz III. den römischen Stuhl. Zu seiner Zeit hatten die Ausschweifungen der Geistlichkeit einen so hohen Grad erreicht, daß die Klagen darüber von allen Seiten ertönten.

Doch da der eigentliche Sitz der Verworfenheit der römische Stuhl selbst war, konnte man, nach dem Sprüchworte des Volkes: „den Teufel nur bei seiner Großmutter verklagen.“ Die untergeordneten Geistlichen fürchteten keine Klage mehr und setzten ihr schändliches Leben ungehindert fort. Es herrschte im Gebiete der Kirche zwar eine gewisse Ordnung, allein diese war nur stark in der Verbreitung des Aberglaubens und in der Knechtung der Völker. Eine despotische Ordnung besitzt niemals sittliche Kraft und vermag, schon aus diesem Grunde, nichts gegen Unsittlichkeit. Die Päbste posaunten laut den Grundsatz aus: „Der Bischoff von Rom sei der oberste Herr der Welt und weder Fürsten noch Bischöffe, weder weltliche, noch kirchliche Herrscher, besäßen in Kirche oder Staat irgend ein Recht, wenn er es ihnen nicht zugestanden habe.“ Diesen Grundsatz hielten die Päbste mit allen den Schrecken aufrecht, welche sie den Menschen für diese oder jene Welt einflößen konnten. Auch die mächtigsten weltlichen Herrscher wagten es nur auf Umwegen, diesem frechsten aller jemals aufgestellten Grundsätze entgegen zu treten. Um ihre Anmaßungen durchzusetzen, nahmen die Päbste das Recht in Anspruch, alle Kirchenämter, sie seien hoch oder nieder, zu besetzen, und mit unbeschränkter Willkür, Bischöffe, Aebte und Domherrn zu ernennen. Durch diesen Anspruch wird uns klar, daß alle die hochtönenden Redensarten, welche die Päbste und namentlich Gregor VII., von der freien Wahl der Bischöffe und Aebte machten, nichts weiter waren, als Stufen zu der von ihnen angestrebten Weltherrschaft. Die Päbste kümmerten sich selbst nichts mehr um gesetzliche Wahlen. Sie ernannten zu erledigten Bischoffssitzen und Abteien ihre Geschöpfe und gefügigen Werkzeuge, den Umständen nach ließen sie dieselben eine Zeit lang unbesetzt und bezogen mittlerweile deren Einkünfte selbst. Sie verdrängten rechtmäßig gewählte Bischöffe und Aebte aus ihren Stellen und brachten es dahin, daß Niemand seines geistlichen Amtes sicher war, der es nicht mittelbar oder unmittelbar bezahlt hatte. Das empörendste bei allen diesen Willkürlichkeiten war aber, daß sie unter dem heuchlerischen Vorwande des heißen Eifers für das Wohl der Kirche geübt wurden. Innocenz III., Honorius III. und Gregor IX. zeichneten sich durch alle diese Schandthaten besonders aus. Die Anderen folgten ihrem Beispiele. Die große Gewalt der Päbste war hauptsächlich dadurch begründet worden, daß sie es verstanden, der gesammten Geistlichkeit die Ueberzeugung einzuflößen, sie seien deren kräftigste Vertreter gegenüber den weltlichen Herrschern. Die Eingriffe, welche sich aber die Päbste seit Innocenz III. erlaubten, berührten nicht minder die Rechte der Bischöffe und Aebte, als diejenigen der weltlichen Fürsten. Daher stießen sie jetzt auf einen kräftigeren Widerstand, als jemals zuvor. Die Könige und Bischöffe vereinigten sich bisweilen gegen die Anmaßungen der vorgeblichen Nachfolger Petri, und selbst Pfaffenknechte, wie Ludwig IX.,*) traten denselben mit Nachdruck entgegen. Was die Päbste in Rom, das waren ihre Legaten in allen Theilen der christlichen Welt. Sie setzten sich über jedes Recht und jedes bessere Gefühl hinweg, wenn es galt, die Befehle ihrer Herren zu vollziehen, oder ihren persönlichen Leidenschaften zu fröhnen. Sie verletzten die Rechte der Domcapitel, verfügten über kleinere und bisweilen auch über größere kirchliche Pfründen zu Gunsten ihrer Anhänger, oder derer, welche sie bestochen hatten. Sie erpreßten, durch die niedrigsten und schändlichsten Mittel Geld vom Volke. Wo ihre Gewalt nicht ausreichte, halfen sie sich durch Fälschung von Urkunden und andere ähnliche Verbrechen. Waren sie nicht mit dem Volke zufrieden, so hetzten sie gegen dieses seine Fürsten; waren diese nicht bereit ihnen zu dienen, so fachten sie Verschwörungen und Aufstände an. Den Handel mit Reliquien und Ablaß trieben sie in der empörendsten Weise. Mehr als alles dieses verletzten aber

*) Siehe § 58.

die maßlosen Ausschweifungen und die aus diesen hervorgehenden Schandthaten das sittliche Gefühl aller derer, welche nicht ganz stumpf geworden waren. Der Pabst Alexander IV. mußte selbst (1256) ein Gesetz gegen die Habsucht und die Betrügereien dieser verderbten Diener erlassen, welches aber natürlich keine Wirkung that, da die Päbste von ihren Dienern nicht mehr Tugend erwarten konnten, als sie selbst besaßen.

Im Laufe des neunten, zehnten und elften Jahrhunderts hatten sich die Einnahmen der Päbste nicht in großartiger Weise vermehrt. Die Kriege, welche sie, mit den Kaisern führten, und die Verwickelungen, in welche sie mit den Bürgern der Stadt Rom geriethen, erlaubten ihnen nicht, große Schätze zu sammeln. Doch seit den Zeiten Innocenz III. nahmen die Reichthümer der Päbste in überraschender Weise zu. Er unterwarf sich sofort den kaiserlichen Präfecten von Rom, nahm Besitz von Ancona, Spoleto, Assisi und verschiedenen anderen Städten und Festungen. Friedrich II., der den Pabst für sich gewinnen wollte, überschüttete ihn und dessen Bruder Richard, Grafen von Fundi, mit Reichthümern, namentlich bestätigte er die Schenkung der Gräfin Mathilde von Tuscien, welche fast ganz Mittelitalien begriff. Rudolph I. von Habsburg erkannte alle diese Schenkungen der Mathilde an, in deren Folge die Päbste die mächtigsten Landesherren in Mittelitalien wurden. Unteritalien und Sicilien waren ihnen lehenpflichtig, Oberitalien war zu sehr in sich selbst gespalten, als daß es sich dem Einflusse der Päbste hätte entziehen können. Diese anmaßlichen Nachfolger und Stellvertreter Christi besaßen daher außer ihrer unermeßlichen, auf den Aberglauben der Völker gegründeten, geistlichen Gewalt, eine nicht unbedeutende weltliche Streitmacht. Die Steuern und Abgaben, welche sie von der gesammten Christenheit, unter den mannichfaltigsten Vorwänden, erhoben, vermehrten gleichfalls ihre irdische Macht in ansehnlicher Weise.

Innocenz III., welcher bis zum Jahre 1216 auf dem römischen Stuhle saß, führte aus, was Gregor VII. angestrebt hatte. Seine Grausamkeit, und seine Habsucht kamen seiner Herrschsucht gleich. Die Kenntnisse und die Arbeitskraft, welche er besaß, dienten ihm als Mittel zur Befriedigung seiner unersättlichen Leidenschaften. In Asien und Europa verfügte er über Kronen. In Asien gab er den Armeniern einen König, in Europa verlieh er dem Herzog Primislaw von Böhmen (1204), dem Herzoge Johannicius der Bulgarei und Wallachei und Peter II. von Aragon, der sein Reich der Kirche tributpflichtig gemacht hatte, Königskronen. Die Stellung, welche Innocenz III. gegenüber den deutschen Kaisern Philipp, Otto IV. und Friedrich II. und dem Könige Philipp August von Frankreich, einnahm, haben wir oben geschildert.*) Sein Meisterstück machte er aber an dem Könige Johann von England. Als dieser, in Uebereinstimmung mit den Gesetzen des Landes, den von dem Domcapitel zu Canterbury ordnungsmäßig erwählten und bestätigten Erzbischoff, Johann von Gray, gegen den, von dem Pabste eigenmächtig und rechtswidrig ernannten, Stephan Langton, schützte, schickte Innocenz III. Befehle an die Bischöffe von London, Worcester und Ely, das Reich mit dem Interdicte zu belegen, falls der König Langton nicht anerkennen würde. Der elende Johann ohne Land gab nach, aber in die Urkunde, welche er ausstellte um dem Pabste den Beweis seiner Fügsamkeit zu geben, ließ er eine Klausel aufnehmen, welche seine königlichen Rechte, in Betreff der Bischoffswahlen, sichern sollte. Diese Klausel wurde von Innocenz III. verworfen und England mit dem Interdicte belegt. Allein selbst nach den Begriffen damaliger Zeit hatte der Pabst so wenig Recht dazu,

*) Siehe §§. 38—41. §. 57.

daß viele Geistliche, namentlich die Bischöffe von Wincheſter und Norwich, gegen die Maßregeln des Pabstes Verwahrung einlegten, und daß die Cistercienser Mönche fortfuhren, Gottesdienst zu halten. Das Interdict hatte nicht die gewünschte Wirkung. Im Gegentheile überzeugte sich das englische Volk bei dieser Gelegenheit, daß es sehr wohl ohne den kirchlichen Hokus-Pokus bestehen könne. Innocenz III. ging daher um einen Schritt weiter. Er excommunicirte den König Johann von England. Auch diese Maßregel blieb ohne Erfolg. Die Engländer mieden in keiner Weise die Gesellschaft ihres Königs, und vollzogen dessen Befehle nach wie vor. Drei Jahre lang dauerte dieser Zustand. Im Jahre 1211 entband der freche Pabst die Unterthanen des dem Könige geleisteten Eides und befahl Jedermann, Strafe der bei Excommunication, allen Verkehr mit ihm abzubrechen. Als aber auch diese unerhörte Verfügung weder den König, noch das Volk England's zu feiger Unterwerfung brachte, erklärte Innocenz III. den König Johann für abgesetzt, den Thron von England für erledigt, schenkte das Reich dem Könige Philipp August von Frankreich und forderte diesen auf, es zu erobern. Zugleich ermahnte er in einem öffentlichen Aufrufe alle christlichen Fürsten, den Feldzug Philipp August's zu unterstützen und versprach den Kriegern, welche daran Theil nehmen würden, denselben Ablaß, als hätten sie gegen die Ungläubigen in Palästina gefochten. Die Päbste hatten, im Laufe zweier Jahrhunderte, ihre Waffen stumpf gemacht. Der König von England, so erbärmlich er auch war, stellte doch eine weit bedeutendere Kriegsmacht ins Feld, als Philipp August und alle ablaßgierigen Christen des Festlandes zusammen bringen konnten. Doch was Innocenz III. durch Bannflüche und Krieg nicht zu Wege bringen konnte, erreichte er durch die Ränke seines Legaten Pandulf. Dieser machte den König Johann von England glauben, er könne der Uebermacht des Königs von Frankreich nicht widerstehen, schilderte ihm die Abneigung des englischen Volkes und die französischen Heere in so grellen Farben, daß der feige Johann, welcher nicht Verstand genug besaß, die Lügen des päbstlichen Legaten als solche zu erkennen, zum Kreuze kroch. Pandulf streckte dem König zum Scheine die rettende Hand hin, indem er ihm erklärte, er sei verloren, wenn er sich nicht in den Schutz des römischen Stuhles begebe. König Johann ging in die Falle, huldigte dem Pabste Innocenz III., übergab dessen Legaten, Pandulf, die englische Krone und verpflichtete sich einen jährlichen Tribut von 700 Mark für England und 300 Mark für Irland zu bezahlen. In dem Templerhause zu Dover fand am Himmelfahrtstage die schmachvolle Ceremonie statt. Indem Johann dem Pabste huldigte, überreichte er dessen Stellvertreter eine Summe Geldes, welche der Legat mit Füßen trat, um die knechtische Unterwürfigkeit, in welche sich der König versetzt hatte, deutlich kund zu thun. Fünf Tage lang behielt Pandulf Krone und Scepter, bevor er sie, als eine besondere Gunst des römischen Stuhles, dem Könige zurückgab.*)

Johann zog sich durch diese Unterwerfung die Verachtung der Mit- und Nachwelt zu. Doch der Pabst, welcher ihn durch offene Gewalt und geheime Kunstgriffe zu diesem Schritte drängte, steht auf der Leiter der großen Verbrecher unendlich viel höher, als der elende König, der sich von ihm fangen ließ. Den Antheil, welchen Innocenz III. an den Angelegenheiten Deutschlands und Frankreichs nahm, haben wir schon oben bei der Geschichte dieser Länder geschildert**)

Honorius III., welcher auf Innocenz III. folgte, that sich durch den blinden Eifer hervor, mit welchem er Friedrich II. drängte, nach Palästina zu ziehen. Er starb jedoch [1226) bevor der Streit zwischen dem Pabstthum und jenem Kaiser in helle Flammen ausbrach. Sein Nachfolger, Gregor IX., ein zorniger und heftiger

*) Siehe §. 64.
**) Siehe oben §. 57. §. 37.

Mensch fing seine Herrschaft damit an, daß er den Bann gegen Friedrich II. aussprach, weil dieser seinen Kreuzzug gegen die Saracenen aufgeschoben hatte (1227) und erneuerte seinen Fluch, als Friedrich ein Jahr darauf (1228) nach Palästina zog. Wie wenig es diesem Pabste um den Sieg der Christen im Kampfe gegen die Mohammedaner ankam, erhellt am besten daraus, daß er die Abwesenheit des Kaisers benützte, um mit bewaffneter Hand, einen Angriff auf Apulien zu machen. Gezwungen durch Friedrich's II. Uebermacht nahm Gregor IX. zwar (1229) den gegen ihn geschleuderten Bannstrahl zurück, doch war zwischen einem so herrschsüchtigen Pabste, wie Gregor IX., und einem so entschlossenen Kaiser, wie Friedrich II. ein dauernder Friede nicht möglich. Bald schon brach der offene Krieg zwischen Beiden wieder aus. Friedrich II. eroberte die Insel Sardinien, welche Gregor als einen Theil des päbstlichen Reiches auf Erden betrachtete, worauf Gregor IX. (1239) den Kaiser von neuem in den Bann that. Die Kirchenversammlung, welche Gregor gegen Friedrich nach Rom berief (1240), kam nicht zu Stande, indem der Kaiser (1241) die Prälaten, welche auf dieselbe reisen wollten, zur See gefangen nehmen ließ.*) Die Nachricht von diesem Schlage erschütterte den leidenschaftlichen Pabst so sehr, daß er kurz nach deren Empfang starb. Gregor's Nachfolger, Cölestin IV., verschied bevor er sein Amt antrat. Zwanzig Monate vergingen, bis sich die Cardinäle über eine neue Wahl einigen konnten. Der Graf Sinabald von Fiesco, welcher (1243) zum Pabste erwählt wurde, war bis zu dieser Zeit ein Anhänger Friedrich's II. gewesen. Doch waren es nur Beweggründe persönlicher Art, welche ihn bestimmt hatten, dem Kaiser Freundschaft zu heuchlen. Sobald er, unter dem Namen Innocenz IV., den päbstlichen Stuhl bestieg, wurde er der bitterste Feind Friedrich's II., weil er, als Inhaber dieses Sitzes, seinen Leidenschaften besser durch Krieg und Kampf, als durch Frieden und Freundschaft genügen zu können vermeinte. Um sich von den Waffen des Kaisers unabhängig zu machen, floh Innocenz IV. nach Lyon und erklärte, auf einer dahin berufenen Kirchenversammlung, Friedrich II. für abgesetzt (1244). Während sich der Pabst mit seinen Cardinälen im Schlamme der Wollust zu Lyon wälzte und eine der größten Städte damaliger Zeit, welche bis dahin einen gewissen Grad von Sittenreinheit bewahrt hatte, zu einem Pfuhl des Lasters und der Schande herabwürdigte,*) — spann er die verächtlichsten Ränke gegen Friedrich II., mischte er das Gift, das der Kanzler Peter von Vinea dem Kaiser beibringen sollte, und ohne Zweifel auch dasjenige, an welchem Friedrich II., den 13. Dezember 1250, starb. Innocenz IV. kehrte, als Friedrich II verschieden war, nach Italien zurück. Ihm war es gelungen, die Macht der deutschen Kaiser auf immer zu brechen. Der Preis, um welchen dieser Erfolg gekauft wurde, kümmerte den gewissenlosesten aller Menschen nicht. Alexander IV., sein Nachfolger (1254—1260), war bemüht, die letzten Keime der Macht der Hohenstaufen zu vernichten, Rom und Italien in dauernde Fesseln zu schlagen und die Bettelorden der Dominicaner und Franziscaner in Aufnahme zu bringen. Nach dessen Tode bestieg Urban IV. den päbstlichen Thron. Er führte das Frohnleichnamsfest ein, starb jedoch, bevor er seine weit reichenden Pläne ausführen konnte (1264). Clemens IV. rief Karl von Anjou nach Neapel. An seinen Händen klebt das Blut des sechzehnjährigen Konradin's, des letzten Hohenstaufen, welcher für den Glanz dieses Hauses kämpfte. Nach Clemens IV. Tode (1268) brauchten die Cardinäle drei Jahre Zeit, bevor sie sich über die Wahl eines neuen Pabstes einigten. Endlich ernannten sie den Erzbischoff Thibald von Lüttich, welcher als Pabst den Namen Gregor X. annahm (1271). Dieser Empfing die Nachricht seiner

*) Siehe §. 41.
**) Siehe §. 41.

Erhebung in Palästina und hegte keinen lebhaftern Wunsch, als das s. g. heilige Land wieder in die Macht der Christen zu bringen. Er berief deshalb eine Kirchenversammlung nach Lyon (1274), welche sich hauptsächlich mit der den Christen in Palästina zu gewährenden Hülfe und der Wiedervereinigung der griechischen und der lateinischen Kirche beschäftigte. Sein Streben in diesen beiden Beziehungen blieb erfolglos. In derselben Kirchenversammlung wurden nähere Bestimmungen über die Wahl der Päbste getroffen und namentlich verfügt, daß die Cardinäle, nach Erledigung des päbstlichen Stuhles, (in dem Conclave) eingesperrt werden sollten, bis nach vollendeter Neuwahl. Gregor X. starb 1276. In rascher Folge lösten sich Innocenz V., Hadrian V. und Johann XXI. ab. Nach einem Zwischenreiche von sechs Monaten wurde (im November 1277) Johann Cajetan Ursino gewählt, welcher als Pabst den Namen Nicolaus III. führte. Zum Glücke für die Welt starb er schon bald. Ihm folgte, etwa sechs Monate nach seinem Tode, Martin IV. (1281). Auf diesem Pabste ruht zunächst die Schuld alles des Blutes, welches im oströmischen Reiche vergossen wurde zum Zweck, die Griechen dem römischen Stuhle zu unterwerfen.*) Martin IV. excommunicirte den griechischen Kaiser, Michael Paläologus, unter dem Vorwande, daß dieser sein, der Kirchenversammlung von Lyon gegebenes, Versprechen gebrochen habe. Er excommunicirte den König Peter von Aragonien, erklärte ihn für abgesetzt und schenkte dessen Reich, Leben und Besitzungen dem Sohne Philipp's des Kühnen, Königs von Frankreich. Mitten unter diesen Bestrebungen, welche in der That sehr wenig im Geiste Christi waren, starb dieser hochfahrende Kirchenfürst (1285). Honorius IV. trat in seine Fußtapfen, starb aber schon im Jahre 1287. Nicolaus IV. machte die Anmaßungen der Kirche mit großem Nachdrucke und ausdauernder Heftigkeit geltend. Vergebens bemühte sich aber dieser Pabst, die letzte Stadt, welche die Christen in Palästina besaßen, die Festung Ptolemais, zu erhalten. Seine Vorfahren hatten sich zu schwer an den Kreuzfahrern versündigt, als daß der Fanatismus dieser bethörten Krieger hätte länger bestehen können. Nicolaus IV. mußte erleben, daß während er von dem päbstlichen Stuhle herab die ganze Welt beherrschen wollte, Ptolemais von den Mohammedanern eingenommen wurde. Bald darauf starb er (1292). Unter allen Despoten der Erde waren die Päbste die schlauesten, allein auch die verderbtesten. Einen Grad der Falschheit und der Heuchelei, wie die Päbste denselben Jahrhunderte hindurch ohne Unterbrechung kund thaten, finden wir in der Weltgeschichte nicht wieder. Je vermessener die Ansprüche waren, welche sie machten, je kecker sie ihre absichtlichen Erfindungen für heilige Wahrheiten ausgaben, je gewissenloser die Menschen handelten, welche sich für die Vertreter Gottes auf Erden ausgaben, desto entsittlichender wirkten sie auf die Massen, welche sie irre führten, und selbst auf die Werkzeuge, deren sie sich zu ihren Zwecken bedienten. Unter ihrer Leitung artete namentlich die Geistlichkeit auf eine Schrecken erregende Weise aus. Sie errangen ihre außerordentlichen Erfolge größtentheils, indem sie ihre Gegner durch ihre maßlose Frechheit betäubten. Da ihnen jedes, auch das verruchteste Mittel, welches ihre Zwecke förderte, gerecht schien, und da sie dasselbe, so oft es vor die Oeffentlichkeit kam, durch einen Grundsatz zu rechtfertigen suchten, gelangten sie von Schritt zu Schritt immer tiefer in den Schlamm des Lasters, der Irreligion und der Unsittlichkeit.

Die Folge der von den Päbsten gepredigten Lehren war eine vollständige Verwirrung der Begriffe von Recht und Unrecht. Alle Verhältnisse zwischen Fürsten Unterthanen, Vater und Sohn, Mann und Frau wurden erschüttert. Indem die Päbste Unfehlbarkeit in Glaubenssachen und blinden Gehorsam in allen Beziehungen

*) Siehe oben §. 29.

des Lebens in Anspruch nahmen, erstickten sie das sittliche Gefühl der Menschen, welche noch Verstand genug hatten, einzusehen, daß die anmaßlichen Vertreter Christi den verruchtesten Leidenschaften fröhnten, und die Verletzung der heiligsten Bande der Natur als Pflicht forderten. Indem die Päbste die blinde Unterwerfung unter ihre Befehle als höchste Tugend priesen, würdigten sie die Menschen unter die Thiere herab. Selbst der Hund widerstrebt den Befehlen eines grausamen Herrn, und das Roß bäumt sich, wenn der Reiter es mißhandelt. Wären die Päbste statt lasterhafte, herrschsüchtige und habgierige Menschen zu sein, wirkliche Jünger Christi in des Wortes strengster Bedeutung gewesen, so hätte die Leistung blinden Gehorsams der Entwicklung der Menschheit schädlich sein müssen, denn blinder Gehorsam schließt die Freiheit des Willens aus, auf welcher der eigentliche Werth des Menschen beruht. Da aber die Päbste keineswegs nach dem Beispiele lebten, vielmehr, wie in den Aeußerlichkeiten ihrer Erscheinung, so auch in der Innerlichkeit ihrer Beweggründe gerade sein Gegentheil waren, so mußten ihre maaßlosen Ansprüche die gesammte Christenheit an den Rand der Auflösung bringen. Eine so schreiende Verletzung der Menschenrechte war aber gerade nothwendig, um die gedankenlosen Massen auf die wichtigsten Fragen des Lebens hinzuweisen, auf die Fragen: ob die Päbste im Geiste und in der Wahrheit Nachfolger Christi seien? ob der Mensch seine eigene Ueberzeugung von Recht und Unrecht (sein Gewissen) den Befehlen höherer Machthaber unterordnen oder sich selbst wahren solle? Jeder denkende Mensch erkannte an den Handlungen der Päbste, daß sie keine Nachfolger Christi seien, allein ihre Macht war zu groß, als daß er wagen konnte, seine Gedanken auszusprechen. Jeder Mensch von Gewissen fühlte, daß die Stimme seines Innern durch äußere Machtsprüche nicht zur Ruhe verwiesen werden könne, wenn er auch oft nicht den Muth haben mochte, ungerechten Befehlen übermächtiger Herrscher den Gehorsam zu versagen.

Der Streit zwischen der Ueberzeugung der einzelnen Menschen und den Befehlen der Herrscher ist so alt, als der Staat und die Gesellschaft. Allein erst in der römischen Kirche wurde der Gehorsam von den obersten Priestern als religiöse Pflicht gefordert und systematisch zu begründen versucht. Je stärker das Streben der Despoten in der neuen Richtung war, desto kräftiger wurde der Gegendruck auf Seiten der freieren Geister. Dieser natürliche Widerstand wurde allerdings als Ketzerei auf's bitterste verfolgt, brach sich aber dennoch Bahn, und ist jetzt so stark geworden, daß nur schaamlose Betrüger und verdummte Massen den Ansprüchen der Päbste noch huldigen.

§. 84. Klöster.

Die Klagen über den Unfug, welchen Mönche und Nonnen trieben, wurden, seit dem elften Jahrhundert, immer lauter. Die Unwissenheit der Mönche kam nur ihrer Unsittlichkeit gleich. Die Laien wurden von ihnen auf's schändlichste betrogen. Wenn Bitten und die gewöhnlichen Pfaffenkunststückchen nicht ausreichten, so mußten Teufelsspuk, Gespensterercheinungen, Schatzgräbereien und andere ähnliche Betrügereien aushelfen. Die Ausschweifungen, denen sie sich in ihren Klöstern und in den Wohnungen blindgläubiger Anhänger, oder mitschuldiger Gauner, hingaben, mußten alle besseren Menschen empören. Darum entstanden denn auch im Schooße vieler Klöster und Domstifte Spaltungen, welche häufig großen Anstoß gaben. Dessenungeachtet nahmen die Reichthümer der Klöster immer zu und mehrte sich ihr Einfluß.

Wer Zeuge römischer Schandthaten wurde, hielt es meistentheils für klüger, zu schweigen, als einen gefährlichen Kampf mit mächtigen Gegnern zu beginnen. Durch die hohen Mauern, welche die Klöster umschlossen, drang nur selten der Blick

eines unparteiischen Beobachters und eines furchtlosen Freundes der Wahrheit ein. Zudem lernten die Mönche frühzeitig die Heuchelei, als die wichtigste Kunst ihres Lebens. Nicht selten wurden Mönche, welche der Völlerei und Wollust zügellos fröhnten, zu den höchsten Würden der Kirche emporgehoben, und das bethörte Volk war stets geneigt, das leidende Aussehen der Münche den Entbehrungen zuzuschreiben, denen sie sich freiwillig unterwürfen, während es häufig auf Rechnung geheimer Laster kam. Das Beispiel der Mönche wirkte entsittlichend auf die Völker. Der Maßstab, welcher früher an die menschliche Tugend gelegt worden war, wurde immer kleiner. Für einen „Heiligen" galt schon, wer nicht offen frevelte. Häufig traten Fürsten, Herzoge und Grafen, hohe Staatsbeamte und Generale nach einem, den Genüssen und den Verbrechen gewidmeten Leben, in die Klöster ein, um sich, wo möglich dadurch noch kurz vor ihrem Tode die Himmelspforten zu öffnen. Sie erkauften mit Gelde die Fürbitten der Mönche und theilten mit ihnen den Raub, den sie seit langen Jahren zusammengebracht hatten. Das durch Verbrechen erworbene Geld führte wieder zu Verbrechen, indem es die Ausschweifungen der Mönche förderte. Schon im Laufe des elften Jahrhunderts trat, im Schooße des Mönchthums ein Widerstreben gegen dessen Ausartung ein. Doch dieselben Klöster, welche anfangs auf Reinheit der Sitten, Einfachheit des Lebens und Arbeitsamkeit hielten, wurden selbst bald reich und verfielen dann in die Fehler, welche sie anfangs so eifrig bekämpft hatten, so z. B. die Mönche von Clügny, welche in ihren ersten Zeiten für Muster von Heiligkeit und Tugend galten. Gegen Ende des elften Jahrhunderts bildeten sie sich zu einer besonderen Gesellschaft, unter dem Titel des Ordens von Clügny. Sie breiteten ihre geistliche Herrschaft nach allen Seiten aus, unterwarfen alle Klöster, welchen sie ihre Regel gegeben hatten, ihrer Gerichtsbarkeit und gelangten, noch vor dem Anfange des zwölften Jahrhunderts, an die Spitze von fünfunddreißig der bedeutendsten Klöster Frankreich's. Im Jahre 1098 gründete der Abt Robert von Moelon in Burgund das Kloster von Citeaux in der Diöceſe von Chalons, und legte dadurch den Grund zu dem Orden der Cistercienser, welcher gleich demjenigen von Clügny außerordentliche Fortschritte machte. Nach einem Jahrhundert rühmte sich dieser Orden, achtzehn hundert Abteien zu besitzen und ganz Europa, sei es durch den Einfluß seiner Besitzungen, oder seiner Geistlichen, zu beherrschen. Die strengen Regeln dieses Ordens vermochten eben so wenig, als diejenigen des Ordens von Clügny, die Mönche vor baldiger Ausartung zu bewahren. Doch da die Cistercienser später zu Reichthümern gelangten, als die Mönche von Clügny, so behaupteten sie auch länger den Schein der Heiligkeit. Bernhard, der Abt von Clairvaux, der ihnen angehörte, trug viel zu ihrem Ruhme und der Vermehrung ihrer Reichthümer, bei. Er wurde daher als zweiter Gründer des Ordens verehrt, welcher, nach ihm, den Namen der Bernhardiner annahm. Einhundert und sechzig religiöse Gemeinschaften erkannten den Abt Bernhard als ihren Stifter an. Bei seinem Tode zählte das Kloster von Clairvaux siebenhundert Mönche. Nicht lange konnten zwei so ehrgeizige Orden, wie derjenige von Clügny und der Cistercienser in Frieden neben einander leben. Die Mönche von Clügny beschuldigten die Cistercienser, daß sie eine übertriebene Strenge heuchelten, während die Cistercienser ihnen vorwarfen, sie seien von ihrer früheren Heiligkeit und Regelmäßigkeit ausgeartet. Bernhard beschuldigte sie (1127) des Luxus und der Unmäßigkeit im Essen und Trinken, des Ueberflusses und der Pracht in ihrer Kleidung, Wohnung und Lebensweise. Er behauptete, ihre Aebte sähen mehr den Statthaltern von Provinzen, als den geistlichen Vätern heiliger Genossenschaften gleich, und bemerkte, daß mehrere derselben über sechzig Pferde in ihrem Stalle und eine solche Auswahl von Weinen in ihrem Keller gehabt hätten, daß es unmöglich gewesen wäre, bei einem einzigen Mahle, die Hälfte derselben zu kosten. Dem

Abte von Clairvaux antwortete der von Clügny Peter Moritz in entsprechender Weise.

Der Streit zwischen beiden Orden breitete sich über mehrere Länder Europa's aus, und verwickelte sich noch stärker durch die Gunst, welche der Pabst Innocenz II. (1132) den Cistercienſern erwies, indem er ihnen die Zahlung der Zehnten ihrer Güter erließ. Einen großen Theil dieſer Zehnden hatten die Mönche von Clügny zu fordern, welche darüber ſehr ungehalten wurden. Der Streit dauerte fort bis 1155, zwei Jahre nach Bernhard's Tode, welcher gegen die Reichthümer der Mönche von Clügny nicht weniger, als gegen die Philoſophie Abälard's eingenommen war. Je mehr im Laufe des zwölften Jahrhunderts die Klöſter überall ausarteten, deſto mehr neue Orden wurden geſchaffen. Man erkannte nicht, daß das ganze Mönchswesen auf Unnatur beruhe und daher nothwendig zu Unfug, Laſter und Verbrechen führen müſſe. Der Unterſchied zwiſchen neuen Orden und alten beſtand gewöhnlich nur darin, daß bei den erſteren Habſucht und Ergeiz, bei den letzteren Herrſchſucht und Genußſucht vorwalteten. Den neuen Orden wurde ihre Armuth zur Tugend angerechnet, während die alten, mit Hülfe ihrer Reichthümer, wenn nicht den Glauben an ihre Heiligkeit, ſo doch die Achtung ihrer erſchlichenen und erzwungenen Rechte ſicherten. Unter den zahlreichen Orden, welche im Laufe unſeres Zeitabſchnitts entſtanden, nennen wir die folgenden.

Drei Jahre vor dem Ciſtercienſer-Orden, wurde der Orden des Antonius von Vienne in Dauphine zur Heilung mannichfaltiger Krankheiten, namentlich des Veitstanzes geſtiftet (1095). Der angebliche Leichnam des ſ. g. „heiligen" Antonius verrichtete die Stelle von Arzt und Apotheker. Auch dieſer Orden wurde bald reich und erhielt (1297) durch den Pabſt Bonifacius VIII. die Rechte eines unabhängigen Ordens, unter der Regel Auguſtin's.

Einen Orden, welcher für Männer und Frauen, beſondere Anziehungskraft beſaß, gründete, im Anfange des zwölften Jahrhundert's, Robert von Arbriſelles. Er gehörte, gleich demjenigen von Clügny, der Ciſtercienſer, und dem des Antonius von Vienne bis 1297 der Regel der Benedictiner an, enthielt aber, außer manchen anderen Neuheiten, diejenige, daß die mehreren, von Robert gebauten Klöſter, für Mönche und Nonnen, innerhalb derſelben Einfaſſung, und unter der Leitung einer Aebtiſſin ſtanden. Dieſen höchſt eigenthümlichen Einrichtungen war ohne Zweifel der überraſchende Erfolg Robert's Arbriſelles zuzuſchreiben. Zwar behaupteten der Abt Gottfried von Vendome, und der Biſchoff Marbod von Rennes, Robert ſchlafe mit den Nonnen in einem Bette, doch wurde der Ordensſtifter von ſeinen Mönchen und Nonnen, welche, ohne Zweifel, mit ihm geiches Intereſſe hatten, mit ſo großem Nachdrucke vertheidigt, daß ſeine Ankläger gegen ihn nicht aufkommen konnten. Den Mönchen und den Nonnen wurden durch dieſe Regeln jedenfalls große Erleichterung gewährt, und da innerhalb der gemeinſchaftlichen Mauern keine unbequeme Störefriede geduldet wurden, blieb die Außenwelt mit manchem Aergerniß verſchont, die in Klöſtern, welche Männer und Frauen ſich gegenſeitig ſo nahe brachten, unvermeidlich war. Der deutſche Norbert gründete im Jahre 1121 den Orden der Prämonſtratenſer zu Premontre, in der Picardie. Er hatte die Regel des Auguſtin, mit wenigen Abänderungen. Gleich allen anderen Mönchen, waren auch dieſe anfangs arm. Um das Jahr 1151 beſaßen ſie aber ſchon über hundert Abteien in Frankreich und Deutſchland, welche ſich, im Laufe der Zeit, bis auf tauſend vermehrten, wozu dreihundert Probſteien, zahlloſe Prioräte und fünfhundert Nonnenklöſter hinzukamen. Mit dem Reichthum kamen bei ihnen, wie bei allen anderen Mönchen, ihre geheimen Laſter mehr und mehr zu Tage. Gegen das Ende des zwölften Jahrhunderts wurde die Brüderſchaft der Dreieinigkeit gegründet. Die Aufgabe, welche ſich dieſer Orden ſtellte, beſtand zu-

nächst darin, die Mittel zur Loskaufung der im „heiligen Lande" gefangenen Christen herbei zu schaffen. Zu diesem Zwecke sollte der dritte Theil der Einkünfte der Mönche verwendet werden. Die Päbste, Honorius III. und Clemens IV., gaben diesem Orden neue Kraft. Er hatte übrigens das Schicksal aller ähnlicher Anstalten. Anfangs waren die Mönche arm und enthaltsam, später wurden sie reich und ausschweifend. Auf dem Berge Carmel und zwar auf demselben Flecke, woselbst der Prophet Elias, der Sage nach, zum Himmel aufstieg, lebte, in einer ärmlichen Hütte, der Calabrese Berthold, um die Mitte des zwölften Jahrhunderts. Andere schlossen sich ihm an und so entstand (i. J. 1205) der Mönchsorden der Carmeliter, welcher sich später über Syrien und Europa ausbreitete. Zwar behaupten diese Mönche, der Prophet Elias sei der Gründer ihres Ordens; allein es ist dies eine von den vielen Fabeln, welche die Mönche des Mittelalters in Umlauf brachten, um die bethörten Massen zu täuschen. Sie erzählen sogar, daß Pythagoras ein Mitglied ihres Ordens gewesen und alle seine Weisheit ihm schulde, und, um nichts zu versäumen, versichern sie endlich noch, daß Jesus Christus und seine Mutter Marie ihrem Orden beigetreten seien. Die Erfinder solcher, für die abergläubische Menge des Mittelalters, höchst erbaulicher Geschichten, machten natürlich als Bettler treffliche Geschäfte. Sie geben uns aber zugleich auch einen Begriff von der Glaubwürdigkeit der Sagen, welche, während der Zeit der Kreuzzüge, aus Syrien nach Europa kamen. Die große Anzahl der neu auftauchenden Orden, veranlaßte den Pabst, Innocenz III., auf der Kirchenversammlung im Lateran, (1215) die Einführung neuer Orden zu verbieten. Der anmaßlichen Unfehlbarkeit des Pabstes und der Kirche zum Trotze entstanden aber schon kurz nach jenem Concile neue Orden. Innocenz III. selbst bestätigte denjenigen der Humiliaten (der Demüthigen), welcher jedoch so furchtbar ausartete, daß er (1571) vom Pabste Pius V. aufgelöst werden mußte. Innocenz erhob auch die Jakobiner zu einem geistlichen Orden. Im Jahre 1234 wurden die Vallischolares (die Schüler des Thales), 1266 der Orden der gesegneten Jungfrau Maria gegründet. Dieser wurde jedoch schon 1274 wieder unterdrückt. Die Ritter des Glaubens und der Liebe, die Ritter des heiligen Wilhelm, Herzogs von Aquitanien, die Brüder des Sackes, die Bethlehemiten und andere Orden hatten nur ein vorübergehendes Dasein.

Der bedeutendste aller, im dreizehnten Jahrhundert gegründeter Orden, war derjenige des Serviten, d. h. der Diener der gesegneten Jungfrau. Sieben florentinische Kaufleute gründeten denselben in Toscana (1233). Er hatte die Regel des Augustin und sollte das Andenken an die Wittwenschaft der Mutter Christi feiern, daher dessen Mönche ein schwarzes Gewand trugen.

Die Erfahrung vieler Jahrhunderte hatte den Beweis geliefert, daß alle klösterliche Orden früher oder später erschlafften, ausschweifend wurden und selbst die Zwecke einer herrschsüchtigen und auf den Aberglauben der Masse ruhenden Kirche, nicht mehr fördern konnten. Statt dadurch auf die innere Verkehrtheit dieser Gesellschaften hingewiesen zu werden, glaubte man dadurch den Uebelständen der Klöster entgegen wirken zu können, daß man Orden gründete, welchen der Besitz aller Güter verboten wurde, und welche von den freiwilligen Gaben des Volkes leben sollten. Innocenz III. begünstigte besonders diese Bettelorden. Doch bald schon zeigten sich die übeln Folgen systematischer, von oben herab beförderter Bettelei. Im Jahre 1272 wurden die unzähligen Bettelorden, welche mittlerweile entstanden waren, auf vier zurückgeführt: Dominicaner, Franziscaner, Carmeliten und Eremiten Augustin's. Diesen vier Orden ertheilten die Päbste das Recht, zu reisen, wohin sie wollten, mit Personen aller Stände zu verkehren und aller Orten die Jugend und das Volk zu belehren. Bald stiegen diese Bettelorden über alle ande-

ren, in der öffentlichen Meinung. Die Bettelmönche wurden die beliebtesten Beichtväter und stachen, aller Orten, die regelmäßigen Pfarrer aus. Sie setzten sich auch bei den Fürsten in Gunst, nahmen Theil an Regierungsgeschäften, beherrschten die Höfe und erhoben Abgaben. Am mächtigsten wurden die Dominicaner und Franziscaner. Sie waren die festesten Stützen päbstlicher Anmaßung in der ganzen Christenheit, die eigentlichen Seelen der kirchlichen Herrschaft und die Federn, welche die weltlichen Regierungen in Bewegung setzten. Der Spanier Dominicus, der Gründer des Dominicanerordens, that sich besonders hervor im Kampfe gegen die Albingenser,*) welche er mit der ganzen Wuth eines hirnverbrannten Schwärmers verfolgte. Da er der Gewalt seiner Worte nicht traute, bediente er sich zu seinen Zwecken hauptsächlich des Eisens und des Feuers. Er war der eigentliche Schöpfer der Inquisition, in deren Dienste die Mitglieder seines Ordens Millionen von Menschen Leben, Freiheit, Gesundheit und Vermögen raubten. Die Päbste, Innocenz III. und Honorius III. überschütteten ihn mit Beweisen ihrer Gunst und ertheilten ihm das Recht, eine neue Brüderschaft zu gründen, deren Hauptzweck die Vertilgung des Irrthums (d. h. der wenigen Reste von Wahrheit, die noch bestanden) und die Ausrottung der Ketzer, (d. h. der wenigen Menschen, welche noch Sinn für Wahrheit hatten), sein sollte. Dominicus starb, im Jahre 1221, und wurde, gleich allen großen Verbrechern des Mittelalters, und zwar schon im Jahre 1233 „Heilig" gesprochen.

Der Stifter des Franziscanerodens, Franz, war der Sohn eines Kaufmanns von Assisi, in der Provinz Umbrien, führte ein ausschweifendes Leben, zog sich dadurch eine schwere Krankheit zu und gerieth von einer Ausschweifung in die andere. Er gründete, im Jahre 1223, den Franziscaner Bettelorden, welcher schnell die reißendsten Fortschritte machte und nach seinem Tode (1226) mehr und mehr Kraft gewann.

Die Dominicaner und Franziscaner wurden bald die stärksten Werkzeuge der Volksverdummung und der Knechtung der Menschheit. Durch die unerhörten Schandthaten, welche hohe und niedere Geistliche sich, im Laufe der letzten Jahrhunderte, hatten zu Schulden kommen lassen, war der Glauben und die Neigung zum blinden Gehorsam da und dort erschüttert worden. Die in Ueppigkeit und Schwelgerei versunkenen, älteren Mönchsorden reichten nicht mehr aus, die Lichtfunken alle zu ersticken, welche durch die inneren Kämpfe der Kirche angeregt, von Abälard und Arnold von Brescia genährt, da und dort**) in vollen Flammen ausgebrochen waren und den christlichen Gottesdienst sammt den christlichen Despoten in einem allgemeinen Feuer zu verzehren drohten. Den ersten Keimen der Wahrheit, welche sich gegen Ende des zwölften und im Anfange des dreizehnten Jahrhunderts bildeten, setzten diese Mönche den wildesten Haß und den ersten Regungen der Freiheit eine wahrhafte thierische Wuth entgegen. Zwar wurde durch diese Mönche die ganze sogenannte „kirchliche Ordnung" von Grund aus gestört, indem die Dominicaner und Franziscaner überall den angestellten Geistlichen ihren Dienst verkümmerten und oft durchaus unmöglich machten. Vergebens widersetzten sich ihnen die Bischöffe und Pfarrer, umsonst brachen sogar in verschiedenen Provinzen Europa's und selbst in Rom, offene Aufstände gegen die wüthenden Bettelmönche aus. An den Päbsten hatten sie ihre festen Stützen, welche alle diese Angriffe zurückwiesen, wie umgekehrt der römische Stuhl an diesen Mönchen die bereitwilligsten Diener besaß.

Unter den vielen Streitigkeiten, welche die Dominicaner im Schooße der ka-

*) Siehe §. 59.
*) Siehe §. 50. §. 49.

tholischen Kirche hervorriefen, verdient diejenige mit der Universität Paris besonders erwähnt zu werden. Die Dominicaner machten auf zwei theologische Lehrstühle dieser berühmten Academie Anspruch. Einer wurde ihnen zugestanden. Als sie in ihren Forderungen nicht nachließen, schloß sie die Universität von ihrer Gesellschaft aus und bildete sich zu einer abgesonderten Körperschaft. Der Streit dauerte in Paris von 1228—1255; dann brachten ihn die Dominicaner an den Pabst zu Rom. Alexander IV. gab ihnen Recht und gestand ihnen ferner die Befugniß zu, so viele Lehrstühle, als ihnen gut dünken würde, von der Universität Paris zu verlangen. Vergeblich widersetzte sich die Universität. Im Jahre 1259 mußte sie sich unterwerfen und nicht blos den Dominicanern, sondern auch den Franziscanern alles einräumen, was der Pabst ihnen zugesprochen hatte. Dieser Streit wurde von Alexander IV., gleich demjenigen der Albigenser und Stedinger, zum Nachtheile der Freunde des Lichtes und nach den Wünschen der Dunkelmänner und Despoten entschieden. Allein im Laufe desselben wurden die bedeutendsten Wahrheiten in die Massen geschleudert. Wilhem von St. Amour, ein Doctor an der Universität, griff sämmtliche Bettelorden mit großer Kraft an, und behauptete öffentlich, daß deren Treiben den Vorschriften des Evangelium's schnurstracks entgegen sei, nnd daß die Päbste, indem sie es gut geheißen, sich der Unbesonnenheit und die Kirche eines Irrthums schuldig gemacht hätten. Die Bettelmönche verfolgten ihren Gegner so lange, bis dessen Werk, welches den Titel führte: „Die Gefahren der jüngsten Tage," öffentlich verbrannt und der Verfasser aus Frankreich verbannt wurde (1256). Nach des Pabstes Alexander's IV. und seines Nachfolgers Urban's IV. Tode, kehrte Wilhelm von St. Amour nach Paris zurück und führte die Hauptsätze seines verbrannten Buches in einem größeren Werke weiter aus. Doch sein Werk wurde nur von wenigen gelesen. Die Bettelmönche standen in lebhafterm und bedeutungsvollerm Verkehre mit den Massen. Mit ihrem Einflusse wuchs auch ihr Uebermuth. Sie behaupteten unumwunden, sie hätten von Gott selbst den Beruf empfangen, die Religion Jesu aufrecht zu erhalten. Sie behandelten alle übrigen Geistlichen mit der größten Unverschämtheit und Verachtung, erklärten, sie besäßen allein die wahre Heilmethode, prahlten mit der höheren Wirksamkeit ihres Ablaßes, rühmten sich besondere Beziehungen mit dem himmlischen Hofe, des innigsten Verkehres mit dem höchsten Wesen, der sogenannten Jungfrau Maria und der s. g. Heiligen. Die verdummten Massen glaubten allen diesen Unsinn, und die Päbste bestätigten denselben durch ihre Aussprüche.

Eine Zeit lang arbeiteten Dominicaner und Franziscaner gemeinsam an der Verdummung und der Knechtung der Völker. Dann aber geriethen sie in Streit über den Vorrang und zerfleischten sich gegenseitig von den Kanzeln herab und in Schriften. Die Franziscaner zerfielen unter sich selbst in feindliche Parteien, indem die einen an der ursprünglichen Regel des Ordens festhalten, die anderen aber den Genuß der ansehnlichen Besitzungen, die sie sich zu verschaffen gewußt hatten, nicht aufgeben wollten. Der Fanatismus der Franziscaner, welcher nicht ein so bestimmtes Ziel hatte, als derjenige der Dominicaner, führte zu mannichfaltigen Wirren, welche der Kirche großen Schaden brachten. Die wildesten Schwärmer unter den Franziskanern lehnten sich selbst wieder die Päbste auf, welche sich ihrer Gegner annahmen. Sie legten großes Gewicht auf das Buch des Abtes Joachim von Flora, welches unter dem Titel: „Ewiges Evangelium," erschien und nebst vielen anderen Prophezeiungen, auch den Untergang der römischen Kirche vorhersagte, und deren Verderbniß in den stärksten Ausdrücken tadelte. Meinungsverschiedenheit in religiösen Dingen war, im Mittelalter, gleichbedeutend mit Verbrechen und blutiger Verfolgung, welche denn auch abwechselungsweise die strengere und die gelindere Partei der Franziscanermönche traf. Die Universität von Paris ergiff, mit Vergnügen, diese Gelegenheit,

ihren verhaßten Feinden, den Franziscanern entgegen zu treten, deren Uebermuth anzuklagen und die Verbrennung des anstößigen Buches des Franziscaners Gerhard zu verlangen (1254). In diesem Buche ging der Uebermuth noch weiter, als in dem Joachim's von Flora. Gerhard erklärte unumwunden, das Evangelium Christi müsse im Jahre 1250 abgeschafft werden, um dem „Ewigen Evangelium" Platz zu machen. In frecher Selbstüberhebung fügte dieser Franziscaner hinzu, die große Reformation werde von barfußen Mönchen ohne Eigenthum, durchgesetzt werden. Das war denn doch auch den Päbsten zu toll, daher sie dieses Buch von Gerhard öffentlich verbrennen ließen. Der Streit zwischen den strengen, den s. g. Spiritualisten, und den milderen Franziscanern dauerte ununterbrochen fort. Die ersteren waren wüthende Fanatiker, welche ihrem Glaubenseifer alle Regungen der Natur unterordneten, die letzteren suchten, ihren Fanatismus mit dem Genusse ihrer Reichthümer zu versöhnen. Die Päbste besaßen keine hinreichende Macht, die Zwistigkeiten der Franziscaner zu schlichten, um so weniger, als sie, trotz ihrer gepriesenen Unfehlbarkeit, häufig mit sich selbst, oder ihren Vorfahren in Widerspruch geriethen, während im Schooße des Ordens die beiden entgegengesetzten Richtungen durch Aufnahme neuer Mitglieder verewigt wurden. Als im sechzehnten Jahrhundert die Reformation die katholische Kirche zwang, ihre gesammten Kräfte gegen äußere Feinde aufzubieten, war der Streit zwischen den größeren und kleineren Fanatikern des Franziscanerordens noch nicht geschlichtet.

Um einen Schritt weiter als die sogenannten spiritualistischen Franziscaner gingen die s. g. Fratricelli und Bizochi, welche in Deutschland und Frankreich Beguarder genannt wurden. Sie pflegten mit dem Franziscanerorden keinen Verkehr, um dessen Gesetze in ihrer ursprünglichen Strenge beobachten zu können. Sie hatten weder gemeinschaftliches, noch persönliches Eigenthum und bettelten sich ihren Unterhalt täglich, von Thor zu Thor, zusammen. Sie trugen schmutzige Kleider, oft Lumpen, eiferten gegen die Verderbniß der römischen Kirche, gegen die Laster der Päbste und Bischöffe, und bekannten sich fast zu allen Lehren des Abtes Joachim von Flora. Der Vater dieser Mönche war, ohne Zweifel, Hermann, oder Armann Pongilup, welcher im dreizehnten Jahrhundert, zu Ferrara lebte, woselbst er allgemein verehrt wurde. Er starb (1269). Im Jahre 1300 wurden aber seine Gebeine wieder ausgegraben und verbrannt, weil die Inquisition mittlerweile ausgefunden hatte, daß er ein „Ketzer" war.

Hier ist der Punct, wo sich die Schwärmereien der römisch-katholischen Kirche und diejenigen der Reformatoren des dreizehnten Jahrhunderts begegnen. Die Mönche, welche, sei es auch aus übertriebenem Eifer, die päbstlichen Verfügungen nicht mehr anerkannten und auf eine nothwendige Reformation hinwiesen, waren, in der Hauptsache, mit den Albigensern, Stedingern und allen übrigen Secten des dreizehnten Jahrhunderts einverstanden. Wir dürfen uns unter den ersten Gegnern der römischen Kirche, welche aus ihrem eigenen Schooße hervorgingen, keineswegs philosophische Köpfe denken. Im Gegentheile hatten sie, in den Grundzügen, dieselbe Richtung, wie die oben beschriebenen Fratricelli, Bizochi oder Beguarden.

Einen ähnlichen Character hatten die Beguinen in Deutschland und Belgien, welche zwar früher schon bestanden zu haben scheinen, jedoch erst im Laufe des dreizehnten Jahrhunderts Aufmerksamkeit erregten. Eine Anzahl Jungfrauen und Wittwen, vereinigte sich, unter diesem Namen, um ihre Rechtschaffenheit auf ihre Grundsätze zu bewahren, arbeiteten und beteten gemeinschaftlich unter einem weiblichen Oberhaupte, behielten sich jedoch vor aus der Gemeinschaft auszutreten oder sich zu verheirathen, wenn sie wollten. Die erste zuverlässige Kunde einer solchen Gesellschaft stammt aus dem Jahre 1226, um welche Zeit sie zu Nivelle, in Bra-

Wien, Stadt im Viertel unter dem Wienerwalde, Hauptstadt des Erzherzogthums Oesterreich unter der Enns, Residenz des Kaisers, Sitz der Regierung, des Landmarschallamtes, des Landrechtes, des Magistrates, des Bürgermeisters, des Stadtrichters, des Landesgerichtes, des Landesgerichtsrathes, des Landesgerichtsadjunkten, des Landesgerichtsprotokollisten, des Landesgerichtsexpeditors, des Landesgerichtsdieners, des Landesgerichtsboten, des Landesgerichtsschreibers, des Landesgerichtsschreibergehilfen, des Landesgerichtsschreiberlehrlings, des Landesgerichtsschreiberlehrlingsgehilfen, des Landesgerichtsschreiberlehrlingsgehilfenlehrlings, des Landesgerichtsschreiberlehrlingsgehilfenlehrlingsgehilfen, des Landesgerichtsschreiberlehrlingsgehilfenlehrlingsgehilfenlehrlings, des Landesgerichtsschreiberlehrlingsgehilfenlehrlingsgehilfenlehrlingsgehilfen, des Landesgerichtsschreiberlehrlingsgehilfenlehrlingsgehilfenlehrlingsgehilfenlehrlings, des Landesgerichtsschreiberlehrlingsgehilfenlehrlingsgehilfenlehrlingsgehilfenlehrlingsgehilfen, des Landesgerichtsschreiberlehrlingsgehilfenlehrlingsgehilfenlehrlingsgehilfenlehrlingsgehilfenlehrlings, des Landesgerichtsschreiberlehrlingsgehilfenlehrlingsgehilfenlehrlingsgehilfenlehrlingsgehilfenlehrlingsgehilfen, des Landesgerichtsschreiberlehrlingsgehilfenlehrlingsgehilfenlehrlingsgehilfenlehrlingsgehilfenlehrlingsgehilfenlehrlings, des Landesgerichtsschreiberlehrlingsgehilfenlehrlingsgehilfenlehrlingsgehilfenlehrlingsgehilfenlehrlingsgehilfenlehrlingsgehilfen, des Landesgerichtsschreiberlehrlingsgehilfenlehrlingsgehilfenlehrlingsgehilfenlehrlingsgehilfenlehrlingsgehilfenlehrlingsgehilfenlehrlings, des Landesgerichtsschreiberlehrlingsgehilfenlehrlingsgehilfenlehrlingsgehilfenlehrlingsgehilfenlehrlingsgehilfenlehrlingsgehilfenlehrlingsgehilfen, des Landesgerichtsschreiberlehrlingsgehilfenlehrlingsgehilfenlehrlingsgehilfenlehrlingsgehilfenlehrlingsgehilfenlehrlingsgehilfenlehrlingsgehilfenlehrlings, des Landesgerichtsschreiberlehrlingsgehilfenlehrlingsgehilfenlehrlingsgehilfenlehrlingsgehilfenlehrlingsgehilfenlehrlingsgehilfenlehrlingsgehilfenlehrlingsgehilfen, des Landesgerichtsschreiberlehrlingsgehilfenlehrlingsgehilfenlehrlingsgehilfenlehrlingsgehilfenlehrlingsgehilfenlehrlingsgehilfenlehrlingsgehilfenlehrlingsgehilfenlehrlings, des Landesgerichtsschreiberlehrlingsgehilfenlehrlingsgehilfenlehrlingsgehilfenlehrlingsgehilfenlehrlingsgehilfenlehrlingsgehilfenlehrlingsgehilfenlehrlingsgehilfenlehrlingsgehilfen, des Landesgerichtsschreiberlehrlingsgehilfenlehrlingsgehilfenlehrlingsgehilfenlehrlingsgehilfenlehrlingsgehilfenlehrlingsgehilfenlehrlingsgehilfenlehrlingsgehilfenlehrlingsgehilfenlehrlings, des Landesgerichtsschreiberlehrlingsgehilfenlehrlingsgehilfenlehrlingsgehilfenlehrlingsgehilfenlehrlingsgehilfenlehrlingsgehilfenlehrlingsgehilfenlehrlingsgehilfenlehrlingsgehilfenlehrlingsgehilfen, des Landesgerichtsschreiberlehrlingsgehilfenlehrlingsgehilfenlehrlingsgehilfenlehrlingsgehilfenlehrlingsgehilfenlehrlingsgehilfenlehrlingsgehilfenlehrlingsgehilfenlehrlingsgehilfenlehrlingsgehilfenlehrlings, des Landesgerichtsschreiberlehrlingsgehilfenlehrlingsgehilfenlehrlingsgehilfenlehrlingsgehilfenlehrlingsgehilfenlehrlingsgehilfenlehrlingsgehilfenlehrlingsgehilfenlehrlingsgehilfenlehrlingsgehilfenlehrlingsgehilfen, des Landesgerichtsschreiberlehrlingsgehilfenlehrlingsgehilfenlehrlingsgehilfenlehrlingsgehilfenlehrlingsgehilfenlehrlingsgehilfenlehrlingsgehilfenlehrlingsgehilfenlehrlingsgehilfenlehrlingsgehilfenlehrlingsgehilfenlehrlings, des Landesgerichtsschreiberlehrlingsgehilfenlehrlingsgehilfenlehrlingsgehilfenlehrlingsgehilfenlehrlingsgehilfenlehrlingsgehilfenlehrlingsgehilfenlehrlingsgehilfenlehrlingsgehilfenlehrlingsgehilfenlehrlingsgehilfenlehrlingsgehilfen, des Landesgerichtsschreiberlehrlingsgehilfenlehrlingsgehilfenlehrlingsgehilfenlehrlingsgehilfenlehrlingsgehilfenlehrlingsgehilfenlehrlingsgehilfenlehrlingsgehilfenlehrlingsgehilfenlehrlingsgehilfenlehrlingsgehilfenlehrlingsgehilfenlehrlings, des Landesgerichtsschreiberlehrlingsgehilfenlehrlingsgehilfenlehrlingsgehilfenlehrlingsgehilfenlehrlingsgehilfenlehrlingsgehilfenlehrlingsgehilfenlehrlingsgehilfenlehrlingsgehilfenlehrlingsgehilfenlehrlingsgehilfenlehrlingsgehilfenlehrlingsgehilfen, des Landesgerichtsschreiberlehrlingsgehilfenlehrlingsgehilfenlehrlingsgehilfenlehrlingsgehilfenlehrlingsgehilfenlehrlingsgehilfenlehrlingsgehilfenlehrlingsgehilfenlehrlingsgehilfenlehrlingsgehilfenlehrlingsgehilfenlehrlingsgehilfenlehrlingsgehilfenlehrlings, des Landesgerichtsschreiberlehrlingsgehilfenlehrlingsgehilfenlehrlingsgehilfenlehrlingsgehilfenlehrlingsgehilfenlehrlingsgehilfenlehrlingsgehilfenlehrlingsgehilfenlehrlingsgehilfenlehrlingsgehilfenlehrlingsgehilfenlehrlingsgehilfenlehrlingsgehilfenlehrlingsgehilfen, des Landesgerichtsschreiberlehrlingsgehilfen

Päbste in das kirchliche Leben der Christen eine Anschauung ein, welche die Mohammedaner mit weit mehr Recht, doch mit größerer Beschränkung der Zahl nach, in das irdische eingeführt hatten. Es ist in der That weit unsinniger, einem Gott Millionen von Bräuten und der Kirche Millionen von Bräutigamen*) als einem Menschen deren einige hundert zu geben!

Die Lücken, welche das Klosterleben in dem Gemüthe der Mönche und Nonnen ließ, füllten sie auf verschiedene Arten aus. Die meisten brachen ihre Gelübde und entschädigten sich im geheimen und auf verbrecherische Weise für die ihnen von der Welt aufgelegten Entbehrungen. Andere, und dieses waren gewöhnlich die schlimmsten, unterdrückten die Gefühle der Natur und warfen sich auf das Gebiet des Ehrgeizes, dem sie ihr ganzes Leben widmeten. Zu dieser Klasse von Mönchen gehörte z. B. Bernhard von Clairvaur, Dominikus**) Franz von Assisi und andere***). Wieder eine andere Art von Mönchen tröstete sich an der Tafel über die ihnen vorenthaltenen Genüsse des Bettes und ergoben sich einer unerhörten Schwelgerei, wie sie selbst Fürsten und Könige dazumal nicht trieben.

Folgende wohlverbürgte Thatsache giebt uns davon einen Begriff. Als König Heinrich II. von England einstens ausritt, warfen sich die Mönche von Smithin, ihren Probst an der Spitze vor ihm in den Straßenkoth mit den Zeichen der größten Verzweiflung, und klagten unter Thränen und Schluchzen, daß der Bischoff von Wincheſter, ihr Abt ihnen drei Gerichte ihres Mittagstisches entzogen habe. Der König fragte: wie viel hat er euch gelassen? Nur zehn, antworteten die Mönche in tiefster Betrübniß. Heinrich rief aus: „ich selbst habe nicht mehr als drei, und ich befehle eurem Bischoffe, euch auf dieselbe Zahl zu beschränken." Die Mönche waren also mit der dreifachen Zahl der Gerichte der königlichen Tafel nicht zufrieden!

Die heimlichen Sünder, die Ehrgeizigen und die Schlemmer unter den Mönchen kamen alle darin überein, daß sie das richtige Gleichgewicht ihrer Seelenkräfte verloren, daß die Anstrengung, welche sie aufwandten, um ihre Gelübde zu halten, oder wenigstens den äußeren Schein zu bewahren, ihre besten Kräfte verzehrte, und daß die Unnatürlichkeit der Lage, in der sie sich befanden, ihre ganze Anschauungsweise in religiösen und weltlichen Dingen verzerrte und verdarb. Wie sie an sich selbst Anforderungen stellten, die sie zu halten nicht vermochten, so legten sie auch anderen Menschen unmögliche und unsinnige Lasten auf. Je mehr übrigens die Mönche in Kirche und Staat galten, desto leichter wurde es ihnen, ihre verkehrten Ansichten Geltung zu verschaffen. Viele der Mißstände unserer Zeit sind die Folgen des mittelalterlichen Mönchthums und Leute, welche sich aufgeklärt nennen, unterwerfen sich ihnen und halten sie aufrecht, ohne sich um deren Ursprung zu bekümmern.

§. 85. Glaubensstreitigkeiten und Ketzerverfolgungen.

Alle diejenigen, welche Kenntniß von der Bibel, oder auch nur von den vier Evangelien erhielten, gesunden Verstand und natürliches Gefühl besaßen, erkannten, daß die von der Geistlichkeit gepredigte Religion mit der Lehre Christi in eben so großem Widerspruche war, als das Leben der Päbste und Bischöffe mit demjenigen Christi und der Apostel. Nirgends hatte Christus die Gründung von Klöstern, die Bezahlung von Ablaßgeldern, die Anbetung von Reliquien und

*) Siehe oben §. 61.
**) Siehe oben §. 59.
***) Siehe oben Seite 268.

die Verehrung von „Heiligen" empfohlen. Tausende verständiger Leute, welche alles dieses wohl einsahen, hielten es für klüger, mit dem Strome zu schwimmen, behielten ihre Meinungen für sich, oder sprachen sie nur in vertrauten Kreisen aus und wagten höchstens in allgemeinen Redensarten ihrem gepreßten Herzen Luft zu machen. Derartige Leute haben aber niemals Verbesserungen bewirkt. In allen menschlichen Dingen ist es weit leichter, ein Uebel zu erkennen, als es zu beseitigen, das Richtige zu wissen, als es durchzuführen.

Schon gegen Ende des zwölften Jahrhunderts finden wir Männer, welche alle Aeußerlichkeiten der christlichen Kirche ihrer Zeit: Kirchen Sacramente und die gesammte Geistlichkeit abgeschafft wissen wollten. Zwar vertheidigten nicht Alle ihre Ansichten mit Gründen, welche in unseren Tagen Anerkennung finden würden; sie kämpften mit Bibelstellen gegen Bibelstellen und mit der Deutung, welche sie denselben gaben, gegen die Auslegungen der herrschenden Kirche. Auch vermischten sich häufig mit den Ansichten dieser Neuerer mancherlei Sonderbarkeiten und Irrthümer. Diejenigen, welche aus der Schule der Mönche hervorgegangen waren, legten zu großes Gewicht auf die Armuth. Andere glaubten, unbekümmert um die Verschiedenheit der Zeiten, der Himmelsstriche und der Bildungsstufe der Völker, alle Menschen müßten gerade so, wie Christus und die Apostel leben. Allein der eigentliche Kern der reineren Lehre des elften, zwölften und dreizehnten Jahrhunderts war trefflich, stand aber so hoch über den Begriffen der damaligen Zeit, daß nicht blos vier oder fünf sondern acht Jahrhunderte vergangen sind, bevor er gerechte Würdigung fand. Die Protestanten waren mit diesen Neuerern einverstanden, insofern sie die Abschaffung der fünf, ausschließlich katholischen, Sacramente verlangten, allein sie wollten nichts davon hören, daß die Reformatoren des elften Jahrhunderts, die Abschaffung sämmtlicher Sacramente, sämmtlicher von Holz und Stein erbauter sogenannter Gotteshäuser und aller angeblichen „Diener" Gottes begehrt hatten.

Von dem Standpuncte der Vernunft sind die zwei protestantischen Sacramente nicht besser begründet, als die fünf übrigen, ausschließlich katholischen. Das Haus Gottes ist das Weltall, Gott bedarf der Menschen nicht zu seinen Dienern. Die sogenannten Gotteshäuser, oder Kirchen, können daher vor dem Richterstuhle der Vernunft ganz eben so wenig bestehen, als die sogenannten „Diener" Gottes, die Geistlichen. Wir dienen Gott, indem wir die von ihm gegebenen, ewigen Gesetze beobachten, indem wir unsere Nächsten lieben, wie uns selbst, gerecht sind und untadelhaft leben. Wer seine Pflichten gegenüber der Mitwelt am treuesten erfüllt, und die ewigen Gesetze der sittlichen Weltordnung am gewissenhaftesten hält, lebt vernunftgemäß und, insofern Gott und der Urquell aller Vernunft eines und dasselbe sind, gottgefällig.

Diese Grundansichten, wenn sie auch nicht in der Form des neunzehnten Jahrhunderts ausgesprochen wurden, erhielten sich ununterbrochen von den Zeiten Christi und der Apostel bis auf unsere Tage. Im vorigen Buche*) haben wir die Ansichten und Kämpfe der Paulicianer bis gegen das Ende des elften Jahrhunderts verfolgt.

Alexius Comnenus gab sich viele Mühe, sie, sei es durch Drohungen oder Verheißungen, durch Strafen oder Bestechungen zu gewinnen. Bei manchen gelangen ihm seine Bestrebungen, viele wurden von ihm auf's unmenschlichste mißhandelt; andere entzogen sich seiner Macht, indem sie auswanderten. Die ersten Paulicianer, welche sich in dem Abendlande niederließen, wählten Italien, das Land, das sie am leichtesten erreichen konnten, zu ihrer neuen Heimath. Schon um die

*) Siehe Bd. IV §. 44. S. 137.

Mitte des elften Jahrhunderts wohnten Paulicianer in ansehnlicher Zahl in der Lombardei und namentlich zu Mailand. Von da aus verbreiteten sie sich über Frankreich und Deutschland. In Italien wurden sie Paterini, (Väterchen) und Cathari, (Reine) oder Gazari, genannt. Die Grundsätze, zu welchen sie sich bekannten, waren im wesentlichen, die folgenden:

1) Sie verwarfen die Taufe der Kinder durchaus und die Taufe Erwachsener betrachteten sie als eine, für das Seelenheil keineswegs erforderliche, Ceremonie.

2) Aus gleichem Grunde verwarfen sie das Sacrament des Abendmahls.

3) Sie läugneten, daß die Kirchen einen höheren Grad der Heiligkeit besäßen, als Privathäuser, oder daß sie sich besser, als irgend ein anderer Platz zum Gottesdienst eigneten.

4) Sie behaupteten, daß die Altäre nur als Steinhaufen zu betrachten seien und daher keine Zeichen der Verehrung oder Achtung verdienten.

5) Sie mißbilligten den Gebrauch von Weihrauch und eingesegnetem Oele beim Gottesdienste.

6) Sie läugneten, daß Bischöffe, Priester, Diacone und andere kirchliche Würden von Gott eingesetzt worden seien und erklärten alle diese Kirchendiener für durchaus unnütz.

7) Sie hielten dafür, daß die bei Beerdigungen üblichen Ceremonien nur die Folge priesterlicher Habsucht seien, und daß es gleichgültig, ob die Leiche in Kirchen oder in den Feldern beigesetzt würden.

8) Sie sahen die in damaliger Zeit unter dem Namen der „Buße" üblichen Selbstpeinigungen für überflüssig und abgeschmackt an.

9) Sie läugneten, daß die Sünden abgeschiedener Geister durch Messe-Lesen, Almosen oder bezahlte Bußübungen gesühnt werden könnten, und betrachteten die Lehre von dem Fegefeuer als eine lächerliche Fabel.

10) Sie gaben zu, daß den Aposteln und Märtyrern eine gewisse Verehrung gebühre, schlossen von dieser jedoch alle sogenannten „Heiligen" aus, welche für Christi Lehre nicht den Tod gelitten hatten. Die Leiber der s. g. Heiligen hielten sie für nicht besser, als irgend einen anderen menschlichen Leichnam.

11) Sie läugneten, daß das Kreuz, an welchem Christus gelitten, heiliger sei, als irgend ein anderes Holz und weigerten sich daher demselben die geringste Verehrung zu bezeugen.

12) Weit entfernt, die Bilder Christi und der Heiligen anzubeten, waren sie der Ansicht, sie sollten aus den Kirchen gänzlich entfernt werden.

In diesen Sätzen erkennen wir deutlich die Ansichten der Paulicianer wieder, welche in früheren Jahrhunderten in Asien wohnten, obgleich dieselben mittlerweile weiter entwickelt und ausgebildet wurden.

Alle diese Lehren können, von dem Standpuncte der Vernunft aus, nur gebilligt werden. Manche schlaue Priester mochten dies, auch in den finsteren Zeiten des elften, zwölften und dreizehnten Jahrhunderts, erkennen. Allein sie handelten nicht nach ihrer Erkenntniß, sondern nach ihren Leidenschaften. Hätten die Ansichten, die wir hier gegeben haben, in Europa Wurzel gefaßt, so wäre das Reich der Pfaffen zu Ende gegangen. Das Reich Christi war den Päbsten, Bischöffen und Mönchen des Mittelalters nicht minder verhaßt, als den Schriftgelehrten und Pharisäern, welche zu Christi Zeiten lebten. Gleich diesen wollten auch die christlichen Geistlichen von der Lehre ihres Meisters nur irdische Vortheile ziehen. Die jüdischen Schriftgelehrten und Pharisäer hatten das Christenthum zu Tode gebracht, die s. g. christlichen hatten seine Lehre vertilgt. Die einen unterschieden sich von den anderen nur dadurch, daß der Einfluß der jüdischen Priester sich auf ein

nicht sehr zahlreiches Volk beschränkte, während die Macht der christlichen den größeren Theil der gebildeten Welt umfaßte.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß die Paulicianer des Ostens auf verschiedenen Wegen ihre Glaubenssätze nach dem Westen verpflanzten und hier auf fruchtbarem Boden die Saamenkörner reinerer Religionsbegriffe ausstreuten. Schon vor dem Anfange der Kreuzzüge waren Paulicianer durch die Bulgarei und durch Italien nach dem Herzen Europa's vorgedrungen. Natürlich waren die Ansichten der Einen nicht vollständig übereinstimmend mit denjenigen der Anderen, denn die Paulicianer erkannten nicht die Herrschaft von Päbsten und ein von Despoten aufgestelltes Glaubensbekenntniß an, sondern gründeten ihre Ansichten lediglich auf die Bibel, den gesunden Menschenverstand und ein richtiges Gefühl von Sittlichkeit. Wenn die Paulicianer die Gränzen des öströmischen Reiches ohne feste Glaubensformel, obgleich mit gewissen übereinstimmenden Grundansichten verließen, so konnten sie sich natürlich dem Einflusse des Abendlandes, in das sie wanderten, nicht gänzlich verschließen. So finden wir denn in den verschiedenen Theilen Europa's deren Grundsätze mit den mannichfaltigsten Zusätzen und Abänderungen wieder. Unter dem Einflusse fanatischer Mönche nahmen sie da und dort eine Beimischung klösterlicher Abgeschmacktheiten, unter dem Einflusse begeisterter Anhänger der römischen Kirche manche Sätze dieser Verdummungsanstalt an. Hier und da, obgleich selten begegnen wir selbst der scholastischen Philosophie in ihrer Verbindung mit den Ansichten der Paulicianer. Allein ungeachtet aller Beimischung ist doch der gesunde Kern der Grundsätze der Paulicianer immer erkennbar. Nach Verschiedenheit ihrer hervorragenden Führer oder ihrer mit Vorliebe hervorgehobenen Glaubenssätze nahmen sie auch da und dort verschiedene Namen an.

Die kirchliche Ordnung der Paulicianer aller Abtheilungen entsprach ihren Glaubenssätzen, d. h. sie verwarf die ganze von Päbsten und Kirchenversammlungen eingeführte Zwangsanstalt, und erkannte nur die schon in der Bibel erwähnten kirchlichen Beamten an. Sie hatten Bischöffe, oder richtiger Episcopoi, (d. h. Aufseher), deren jedem zwei Vertreter zur Seite standen. Ihre gesammte übrige Geistlichkeit bestanden in Diaconen, oder Dienern der Kirche.

Unter den zahlreichen Abtheilungen der Paulicianern der Katharer, verdienen die Pedrobrusier besonders erwähnt zu werden, welche ihren Namen von Peter de Bruys erhielten, der um das Jahr 1110 in Languedoc und in der Provence, unter großem Zulauf, lehrte.

Folgende fünf Grundsätze bezeichnen die von ihm getragene Bewegung:

1) Niemand soll getauft werden vor den Jahren der Vernunft.

2) Es ist ein leerer Aberglauben, Kirchen zum Dienste Gottes zu bauen, denn Gott nimmt jede Anbetung an, wo immer sie aufrichtig gezollt wird; daher sollen alle Kirchen niedergerissen und zerstört werden.

3) Dasselbe Schicksal verdienen die Kreuze, als Werkzeuge des Aberglaubens.

4) Der wirkliche Leib und das wirkliche Blut Christi werden bei dem Abendmahle nicht ausgetheilt, sie werden vielwehr nur durch Symbole dargestellt.

5) Gaben, Gebete und gute Werke der Lebenden können den Todten keinen Vortheil bringrn.

Diese Sätze stimmen allerdings mit den oben mitgetheilten Grundbegriffen der Paulicianer nicht vollständig überein. Sie kommen denselben jedoch sehr nahe und waren vernünftig genug, die Pfaffen der damaligen Zeit für ihre Einnahmen besorgt zu machen, daher Peter de Bruys, auf deren Anstiften, im Jahre 1130, zu St. Giles, verbrannt wurde. Eine andere verwandte Secte war diejenige der Henricianer, welche ihren Namen von einem Mönche und Eremiten, Heinrich, er-

hielt. Dieser zog von Lausanne durch Frankreich nach Mans, Poitiers, Bordeaux und Toulouse, um die Mitte des zwölften Jahrhunderts, predigte aller Orten mit der größten Wärme gegen die Laster der Geistlichkeit und den Aberglauben, den sie in das Christenthum eingeführt habe. In Toulouse trat ihm der alte Ketzermeister, Bernhard von Claivaux, entgegen, der ihn überwältigte und in die Flucht schlug. Er wurde darauf gefangen genommen und durch die Kirchenversammlung von Rheims, bei welcher der Pabst Eugen III. den Vorsitz führte, in den Kerker geworfen [1148], in welchem er bald darauf starb. Seine Lehren trafen mit denjenigen Peter's von Bruys im wesentlichen überein, nur hatte Heinrich keinen Widerwillen gegen die Kreuze, welche Peter aller Orten verbrannte; im Gegentheile zog er, mit dem Kreuze in der Hand von Stadt zu Stadt und bediente sich dessen als eines Banners, um die Aufmerksamkeit des Volkes auf sich zu lenken. Zu derselben Zeit, da Peter de Bruys und Heinrich in Frankreich, eiferte Tanquelinus in Brabant gegen das Verderbniß der Kirche. Auch er bekämpfte die Aeußerlichkeiten des, von den Päbsten eingeführten, Gottesdienstes, Abendmahl und Taufe. Ein Geistlicher der sogenannten Rechtgläubigen ermordete ihn auf eine grausame Weise, und die gesammte Pfaffenschaft der Umgegend übergoß den Ermordeten mit Schmähungen und Verläumdungen, welche jedoch nicht verdienen wiederholt zu werden. Seine Anhänger erhielten sich noch längere Zeit, bis sie durch Norbert, den Gründer des Prämonstratenser Ordens, ausgerottet wurden. Schon weiter oben*) haben wir Arnold's von Brescia erwähnt. Da er aber nicht blos für Italien, sondern für die ganze Menschheit strebte und wirkte verdient er auch hier unter den Männern, welche dan herrschenden Aberglauben bekämpften, erwähnt zu werden. Arnold griff die Geistlichkeit an ihrer schwächsten Seite an, indem er, gestützt auf die klaren Ausspräche Christi und der Apostel, verlangte, die Päbste, Bischöffe und Klöster sollten ihre Schätze und Einkünfte den obersten Beherrschern aller Staaten abtreten, sich auf ihre geistlichen Verrichtungen beschränken und von den freiwilligen Gaben und den Zehnden ernähren. „Aller weltliche Besitz," so predigte er, „stört die Geistlichen im Dienste Gottes. Daher rührt ihre Ueppigkeit, ihre Pracht, ihr Stolz, ihre ungeheuere Verdorbenheit. Wenn der Pabst ein Nachfolger Christi sein will, der in Knechts-Gestalt auf Erden gewandelt, so darf er auf keinem Throne sitzen." In ganz Italien hallten die begeisterten Worte Arnolds wieder. Wer für Wahrheit Empfänglichkeit besaß, wurde durch dieselben über die in der Kirche herrschenden Mißbräuche aufgeklärt. Nachdem seine Lehre in Italien von den Pfaffen verdammt worden war, predigte Arnold im Norden der Alpen: an den Ufern des Bodensee's, zu Constanz und zu Zürich. In der Schweiz und in Schwaben fiel der Saamen, den er ausstreute, auf fruchtbaren Boden. In Ulm wurde auf einer zahlreich besuchten Versammlung beschloßen, daß der Bann der Priester erst nach einer von dem weltlichen Richter angestellten Untersuchung und Ueberweisung des Angeschuldigten Kraft erlangen solle, damit nicht die Ränke des Priesterthums störend in die Ordnung des Staats eingreifen könnten. Ungeachtet des Bannes der Kirche könnten die davon betroffenen gute Christen, Bürger und Edle sein. Die Pfaffen schrien und tobten mit wüthender Leidenschaft gegen diese Lehren. Diese breiteten sich aber diesseits und jenseits der Alpen mehr und mehr aus. Arnold kehrte nach Italien zurück, leitete**) die Volksbewegung der Römer, welche er zu neuem Leben erweckte. Doch Pabst und Kaiser vereinigten sich gegen ihn. Auch er hatte das Schicksal aller seiner Geistesverwandten, indem er des Märtyrertodes starb (1155).

*) Siehe §. 35. §. 49.
**) Siehe oben §. 49.

§. 86. Fortsetzung.

Die berühmteste aller Secten des zwölften Jahrhunderts war diejenige der Waldenser, welche den Namen tragen von ihrem Stifter, Peter Waldus. Dieser erhielt wahrscheinlich die erste Anregung zu seinen Bestrebungen von Paulicianern oder Katharern, welche schon ein Jahrhundert vor ihm in der Lombardei gelebt hatten und sich von da in die Thäler Piemont's und des Waadtlandes zurückgezogen hatten. Peter, ein reicher Kaufmann von Lyon, welcher den Beinamen Waldus, Valdensis oder Validisius, führte, ließ, um das Jahr 1160, durch den Priester Stephan de Evisa die vier Evangelien, mehrere andere Bücher der Bibel und die inhaltsreichsten Sprüche der classischen Schriftsteller des Alterthums aus dem lateinischen in's französische übersetzen. Als er diese Schriften in seiner Muttersprache las, überzeugte er sich, daß die Religion der römischen Kirche mit der Lehre Christi und seiner Apostel im schreiendsten Widerspruche stehe. Im Laufe zwanzigjähriger Forschungen und Bestrebungen gab er sich mehr und mehr seinem religiösen Drange hin. Er legte sein Handelsgeschäft nieder, vertheilte seine Reichthümer unter die Armen der Stadt Lyon, bildete einen Verein mit Gleichgesinnten und begann, im Jahre 1180, öffentlich die Grundsätze und Vorschriften, wie sie in den vier Evangelien enthalten sind, zu lehren. Vergebens widersetzten sich ihm der Erzbischoff und die Pfaffen von Lyon. Die Reinheit und die Einfachheit der Religion, welche Peter Waldus und seine Gesinnungsgenossen lehrten, das fleckenlose Leben, welches sie führten, die hochherzige Verachtung, welche sie den Schätzen und Ehren dieser Erde zollten, hatte die Zahl ihrer Schüler schon so sehr vermehrt, daß offene Gewalt gegen sie nicht mehr möglich war. Zuerst bildeten sie verschiedene Religionsgemeinden in Frankreich und in der Lombardei, von wo sich ihre Ansichten mit Blitzesschnelle über ganz Europa verbreiteten. Zwar bewährte sich bald auch an ihnen die römische Schreckensherrschaft. Die Päbste hetzten gegen sie die Meute ihrer fanatischen Mönche. Schaffotte und Scheiterhaufen wurden gegen sie gebraucht, die einzigen Gründe, deren sich Päbste gegen Männer der Vernunft jemals bedienten. Doch der Muth, mit dem die Glaubenshelden starben, schuf ihnen Freunde selbst unter ihren Verfolgern. Es gelang den Pfaffen und ihren Knechten, tausende von ihnen abzuschlachten, doch die Ideen, welche die Opfer ihres Hasses vertraten, stiegen, gleich dem Phönix, aus der Asche der Scheiterhaufen empor! Die Waldenser waren so wenig, als die Katharer oder Paulicianer Neuerer gegenüber dem herrschenden Aberglauben der römischen Kirche. Ihr Streben ging nur dahin, die kirchliche Regierung und das Leben der Geistlichkeit und des Volkes zu der ursprünglichen Einfachheit und Reinheit des Christenthumes zurückzuführen. Sie erklärten mit Kraft und Nachdruck, daß die römische Kirche seit den Zeiten Constantin's I. ausgeartet sei. Sie erkannten die Herrschaft des Pabstes nicht an und verlangten, daß die Diener der Kirche, gleich den Aposteln, sich durch die Arbeit ihrer Hände, ernähren sollten. Sie betrachteten jeden Christen für berechtigt, seine Brüder zu belehren, zu ermahnen und in einem reinen Wandel zu bestärken. Sie verlangten die Abschaffung der neu erfundenen Lehre des Ablasses, der Ohrenbeichte, der Gebete für die Todten und aller damit in Verbindung gebrachten Gelderpressungen. Die Bergpredigt bildete die Grundlage ihrer Sittenlehre. Sie hatten zwar Bischöffe, Episcopoi oder Aufseher, Presbyter und Diaconen, doch gaben sie den ersteren auch den Namen Aelteste, ertheilten sämmtlichen Geistlichen weder Gehalte noch irgend eine Ausstattung, vielmehr mußten sie sich selbst durch ihre Arbeit ernähren. Sie durften keine Reichthümer besitzen,

mußten und, gleich den Aposteln, aller weltlichen Besitzungen baar sein. Auch unter den Laien bestand eine Classe, welche, gleich den Geistlichen, allen weltlichen Besitzungen entsagte, häufig fastete und überhaupt ein Leben voll Entbehrungen führte. Diejenigen der Waldenser, welche nicht zu dieser strengeren Classe gehörten, vermieden wenigstens allen Schein des äußeren Glanzes und Luxus, und führten ein nüchternes, ernstes und strenges Leben. Zwischen den Waldensern Italien's und denjenigen Frankreich's und der übrigen europäischen Nationen, bestand ein bedeutender Unterschied. Die italienischen Waldenser betrachteten die Kirche Rom's ungeachtet ihrer Ausartung und ihres Verderbnisses doch als die Kirche Christi, erkannten deren sieben Sacramente an und wünschten, falls es ihnen gestattet würde, in deren Gemeinschaft zu bleiben. Die Waldenser der übrigen Länder beschuldigten dagegen die römische Kirche des Abfalls von Christus, erklärten, daß dieselbe des heiligen Geistes beraubt, und nichts anderes, als die in der Offenbarung Johannis erwähnte babylonische Hure sei.

Welches Schicksal die Albigenser in Frankreich und die Stedinger in Deutschland hatten, ist bereits weiter oben erzählt worden. In ihnen wurden die stärksten Genossenschaften der reineren Lehre vertilgt. In den anderen Ländern, namentlich Italien und der Schweiz bedurfte es keiner Kriege, um die Bekenner des ursprünglichen Christenthums aus dem öffentlichen Leben zu verdrängen. Im geheimen pflanzten sich aber aller Orten die Ansichten der Paulicianer, Waldenser und Albigenser fort. Denn sie bildeten den eigentlichen Kern des Christenthums.

Seit Jahrhunderten hatten die Päbste mit unermüdlicher Beharrlichkeit daran gearbeitet, die Völker für den Unsinn zu begeistern. Doch wachten sie mit der größten Strenge darüber, daß nur der von ihnen befohlene Aberglauben geduldet wurde. Wenn aber die Menschen einmal auf Abwege geführt, wenn ihre Leidenschaften rege gemacht sind, so vergessen sie nicht selten des Führers, welcher sie auf den falschen Weg getrieben hat und irrlichteriren auf eigene Faust. Den armen Völkern des dreizehnten Jahrhunderts wurde in dem Maße die Hölle heiß gemacht, daß sie darüber vollständig die Besinnung verloren. Eine der zahlreichen Verirrungen, welche sich demzufolge kund that, war diejenige der Flagellanten oder Geißler, welche zuerst (1260) in Italien auftauchte und sich von da, gleich einer ansteckenden Krankheit, über alle Länder Europa's verbreitete. Männer und Frauen von allen Ständen, ja selbst Kinder, rannten auf die öffentlichen Plätze volkreicher Städte, durch Felder und Wildnisse, mit Geißeln in ihren Händen, schlugen ihre entblößten Körper bis auf's Blut, erfüllten die Luft mit ihrem wilden Geschrei und blickten um sich mit allen Zeichen der Verzweiflung, des Schauders und viehischer Wildheit. Auf diese Weise hofften die unglücklichen Opfer, der ewigen Höllenpein zu entgehen, mit welcher sie die päbstliche Schreckensherrschaft bedrohte. Die Flagellanten thaten, genau genommen, nichts anderes, als was die treuesten Diener des römischen Stuhles, die Franziscaner und Dominicaner, sie gelehrt hatten. Sie erwarben sich daher durch ihre Selbstpeinigungen die Achtung und die Verehrung des niederen und vornehmen Pöbels. Die ersten Flagellanten, wie die ersten Mönche, waren meistentheils fanatische Dummköpfe. Es erging ihnen jedoch, wie allen ihren Vorgängern. Sobald Habsüchtige und Ehrgeizige merkten, daß die Flagellanten Glück machten, schafften sie sich gleichfalls Geißeln an und thaten, wie sie. Die fanatischen Dummköpfe in Verbindung mit wohlberechnenden Gaunern trieben ihr Wesen zu toll. Wollüstige Männer und Frauen schlichen sich, wie in die Reihen der Mönche und Nonnen, so auch in diejenigen der Flagellanten ein. Diesen standen jedoch schützende Klostermauern nicht zur Seite. Sie konnten, wenn sie öffentlich dem Aberglauben gehuldigt hatten, nicht heimlich hinter Schloß und Riegel von ihren Strapatzen ausruhen und sich im Stillen dafür entschädigen.

Die großen Massen, welche sich zusammen zogen, erregten überdies die Besorgnisse der geistlichen und weltlichen Fürsten, daher Kaiser und Päbste sich dieser Verirrung mit Kraft entgegen stellten. Sie bewiesen bei dieser Gelegenheit, wie leicht es den Gewaltigen der Erde war, wenn sie nur wollten, den Uebertreibungen ein Ende zu machen. Doch sie steuerten von jeher dem Unsinn nur da, wo er ihnen gefährlich war wo er ihre Zwecke förderte, begünstigten sie ihn.

Aberglauben und Unglauben sind zwei Extreme, welche sich, bei der Beschaffenheit des Menschengeschlechtes, gegenseitig bedingen. Beide sind Abweichungen von dem Vernunftglauben. Der Aberglauben setzt die mangelnde Thätigkeit des Denkvermögens, der Unglauben die Abwesenhei der höheren sittlichen Gefühle voraus. Durch die Herrschaft des Aberglaubens wird bei denjenigen Menschen, deren Denkvermögen schwach ist, dieses mehr und mehr verdrängt, und bei den Menschen, denen es an sittlicher Kraft fehlt, diese vollends zerstört. Wir dürfen uns daher nicht wundern, daß gerade zur Zeit, da der Aberglauben am frechsten sein Haupt in der Christenheit erhob, die Klageu über Unglauben anfingen, Bedeutung zu gewinnen. Die Menschen, welche Verstand und sittliches Gefühl genug besaßen, zu erkennen, daß Alles, was die Pfaffeu unter dem Namen Christenthum vortrugen, systematischer Unsinn sei, verfielen nothwendig in Unglauben und es erforderte einen Grad von geistiger und sittlicher Kraft, um sich aus diesem zu einem vernunftmäßigen Glauben zu erheben. Unter denjenigen Männern, welche des Unglaubens angeklagt wurden, stand keiner höher, als der römische Kaiser Friedrich II. Die gegen ihn von den Päbsten geschleuderte Anklage des Unglaubens beruhte auf dem Zeugniß des Landgrafen Heinrich Raspe von Thüringen, welcher aussagte, Friedrich II. habe, in seinem Beisein, geäußert: „die Welt sei von drei Betrügern: Moses, Christus und Mohamed getäuscht worden." Mit dieser Aeußerung des Kaisers, welche die Päbste veröffentlichten, um ihm zu schaden, wurden die Völker durch die obersten Glaubenswächter selbst vertraut gemacht. Tausende, welche von Moses, Christus und Mohammed keine andere Kenntniß besaßen, als diejenige, welche ihnen die herrschenden Pfaffen mitgetheilt hatten, mochten wohl auf den Gedanken kommen, der Kaiser Friedrich habe gar nicht so unrecht gehabt, jene Aeußerung zu thun. Ob Friedrich II. sie wirklich machte, oder nicht, wird in unseren Tagen schwerlich mehr ermittelt werden können. Jedenfalls ist das Zeugniß des Landgrafen von Thüringen, eines persönlichen Feindes des Kaisrs, sehr verdächtig. Von dem Standpuncte der Vernunft aus müssen wir aber wohl unterscheiden zwischen Unglauben überhaupt und einem Unglauben gegenüber diesem oder jenem Religionsbekenntnisse. Nur die Mohammedaner glauben an Mohammed, nur die Christen an Christus. Gottesläugnung (Atheismus) kann dem nicht vorgeworfen werden, welcher nicht an Moses, Christus und Mohammed glaubt, denn keiner dieser drei Männer war Gott. Millionen religiöser Menschen haben diese drei Phropheten nicht gekannt und glaubten dennoch an einen Gott. Allein es war von jeher ein Kunstgriff der Pfaffen, alle Diejenigen als „Ungläubige und „Atheisten" zu verschreien, welche nicht an den von ihnen gepredigten Gott, sei er auch nur aus Holz geschnitzt, oder aus Wasser und Brod geknetet, glauben wollten. Jahrhunderte lang machte die Sage von den drei Betrügern die Runde durch die Welt. Es wurde viel davon gesprochen, daß ein Buch unter der Ueberschrif: „Von den drei Betrügern, oder über die Grundlosigkeit der Religion," bestehe. Simon von Tournay, ein Doctor der Gottesgelahrtheit an der Universität zu Paris, soll, im dreizehnten Jahrhunderte, gesagt haben: „Die Juden seien von Moses, die Christen von Jesus und die Heiden von Mohammed verführt worden, ihren eigenen Sinnen nicht mehr zu trauen." Die Bücher „von den drei Betrügern," welche später

wirklich geschrieben und gedruckt wurden, sind wahrscheinlich erst im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts entstanden.

§. 87. Inquisition.

Seit den Zeiten der Kirchenversammlung von Nicäa war der Geist des Ketzerhasses und der Verfolgung Andersglaubender in die christliche Kirche eingezogen, und seit der Bekehrung Constantin's hatten sich die römischen Bischöffe durch ihre Glaubenswuth hervorgethan. Furchtbarer, als jemals zuvor, that sich diese jedoch im Laufe des dreizehnten Jahrhunders kund. Denn in diesem boten zuerst bedeutende und organisirte Massen der päbstlichen Schreckensherrschaft Trotz. Die Katharer, die Waldenser, die Pedrobrusier und andere hatten sich durch ganz Europa verzweigt und besaßen in Italien, Frankreich, Spanien und Deutschlad starke Gemeinden. Millionen redlicher Menschen, welche nicht den Muth hatten, sich von der herrschenden Kirche loszusagen, waren zu der Ueberzeugung gelangt, „daß diese nichts anderes, als eine großartige Anstalt des Aberglaubens geworden sei, und daß die Gewalt, welche die Päbste in religiösen Dingen ausübten, ungesetzlich und tyrannisch sei." Die Anhänger der verschiedenen, dem Pabstthume widerstrebenden, Secten standen auf dem einzigen Grunde, welcher damals, im Kampfe mit dem herrschenden Aberglauben für fest gelten konnte, auf dem Boden der Bibel und namentlich der vier Evangelien. Die Päbste wagten es nicht, die Bibel für ungöttlich zu erklären, konnten daher mit Katharern, Waldensern und deren Gesinnungs-Genossen keinen geistigen Kampf annehmen. Es blieb ihnen kein anderes *Mittel*, als dasjenige der Gewalt und des Betruges übrig. Durch Betrug täuschten sie die Völker über die wirklichen Ansichten und Bestrebungen der von ihnen auserkorenen Opfer, durch Gewalt besiegten und ermordeten sie dieselben.

Wir haben weiter oben *) die Kriege gegen die Albigenser und die religiösen Ansichten mitgetheilt, welche diese ersten, offenen Vertheidiger eines reineren Christenthums hegten. Innocenz III. trat, mit der ihm eigenen Grausamkeit und Glaubenswuth, diesen strebenden Geistern entgegen. Er ertheilte dem Cistercienser-mönche Rainier und dem Erzdecane Peter von Castelnau den Auftrag, die widerspenstigen Bewohner des südlichen Frankreich's unter die Herrschaft Rom's zurückzuführen. Den beiden päbstlichen Bevollmächtigten schloß sich der Spanier Dominicus an. Da ihre Reden von keinem Erfolge waren, verhängten sie Todesstrafen gegen alle Andersglaubende, deren sie sich bemächtigen konnten. Diese drei Männer nannten sich Inquisitoren, von ihnen trägt das verabscheuenswertheste aller Gerichte den Namen Inquisition. Die Dienste, welche die drei Inquisitoren den Päbsten leisteten, veranlaßten diese, zur bleibenden Anstalt zu machen, was bis dahin nur eine vorübergehende Maßregel gewesen war. Trotz dem Widerstreben des mit Füßen getretenen Volkes wurde, auf der Kirchenversammlung von Toulouse, im Jahre 1229, für jede Stadt der Umgegend ein Rath der Inquisitoren, bestehend aus einem Priester und drei Laien, gegründet. Gregor IX. schärfte die verruchte Anstalt der Glaubensverfolgung dadurch, daß er sie in die Hände der Dominicaner legte (1233), dieser Mönche, welche sich vor allen anderen durch ihre Glaubenswuth hervorthaten. Der Legat des Pabstes ernannte sofort für Toulouse die Dominicaner Peter Cellan und Wilhem Arnaud zu Inquisitoren, und errichtete sodann in allen Städten, woselbst die Dominicaner ein Kloster hatten, Ketzergerichte aus den Mitgliedern dieses Ordens. Außer der so genannten „Ketzerei" beschäftigten sich die Inquisitoren mit der Bestrafung derjenigen, welche der Magie, Zauberei,

*) Siehe §. 59. §. 87.

des Judenthums und der Hererei angeschuldigt wurden. In welcher Weise diese Unmenschen wütheten, haben wir bei der Geschichte der Albigenserkriege geschildert. Es war während der Herrschaft Ludwig's IX, daß die Giftpflanze der Inquisition in Frankreich zuerst feste Wurzeln schlug. Grund genug für Päbste, ihn heilig zu sprechen.

Die ersten Inquisitoren behandelten jeden von dem römischen Unsinn verschiedenen Glauben als todeswürdiges Verbrechen, allein sie verfuhren doch nach den in anderen Gerichtshöfen üblichen Formen. Die Dominicaner, welche keine anderen, als die Bußgerichte der römischen Kirche kannten, nahmen sich diese zum Muster ihres Verfahrens; sie setzten sich über alle zum Schutze der Angeklagten bestehenden Vorschriften hinweg, bemühten sich nur, den Angeschuldigten Schlingen und Netze zu legen, behandelten jeden solchen als einen überwiesenen Verbrecher, schmeichelten den Opfern ihrer Glaubenswuth so lange, als sie hofften dadurch Geständnisse oder die Anschuldigung anderer so genannter „Ketzer" zu erpressen, schritten zur Tortur, wenn süße Worte nicht fruchteten und entließen ihre Opfer in der Regel nur, um sie dem Tode oder einem Leben des Siechthums und Elends zu überlassen.

Die Schrecken der Inquisition wurden dadurch noch gesteigert, daß die weltlichen Herrscher Europa's und namentlich der Kaiser Friedrich II. und der König Ludwig IX. von Frankreich, auf Veranlassung der Päbste, die grausamsten Gesetze gegen die „Ketzer" erließen, denen zufolge alle diejenigen den Flammen übergeben wurden, welche von den Inquisitoren für „Ketzer" erklärt worden wären. Auf diese Weise erhielten die päbstlichen Inquisitoren eine schreckenlose Gewalt, welche selbst Kaiser und Könige Mühe hatten zu zügeln. Die Gesetze, welche Friedrich II. in dieser Beziehung gab, waren nicht minder empörend, als diejenigen Ludwig's IX. Allein sie blieben, im wesentlichen, mit einigen Ausnahmen, todte Buchstaben, während diejenigen Ludwig's IX. zur blutigsten Wirklichkeit wurden. In der Geschichte Deutschland's haben wir gesehen, *) daß der für unser Vaterland ernannte Inquisitor Conrad von Marburg nachdem er eine Zeit lang furchtbar gewüthet hatte, in die Acht erklärt und todgeschlagen wurde. In Frankreich dagegen schlachtete die Inquisition Jahr ein und Jahr aus unter dem Schutze des „heiligen" Ludwig ihre Opfer ab.

Die Bischöffe wurden durch die Glaubensgerichte in allen diesen übertragenen Angelegenheiten gänzlich auf die Seite gesetzt, die Pfarrgeistlichen aber zu Angebern der ihnen anvertrauten, so genannten Schaafe, herabgewürdigt. So finster die damaligen Zeiten waren, fehlte es doch diesen Glaubensgerichten nicht an Gegnern, welche sich auf den Grundsatz stützten: „die Kirche dürste nicht nach Blut." (Ecclesia non sitit sanguinem). Doch den Römlingen fehlte es niemals an Scheingründen für die von ihnen gehegten Bestrebungen. Sie sagten: „Geduld sei die Gabe der ersten Kirche gewesen; da sie aber nun zu reiferem Alter gekommen, müsse sie den Kinder den Ernst zeigen." Außerdem halfen sich die Inquisitoren dadurch, daß sie, so oft die benachbarten weltlichen Obrigkeiten, bereit waren, ihre Urtheile zu vollziehen, die dem Tode geweihten Opfer diesen zur Abschlachtung auslieferte.

Der für Deutschland zum Inquisitor ernannte Beichtvater der Landgräfin Elisabeth von Thüringen, Konrad von Marburg, entdeckte ungeachtet der in unserem lieben Vaterlande damals herrschenden vollständigen Finsterniß, ganze Schaaren s. g. „Ketzer." Nicht blos Bauern, sondern auch Geistliche, Mönche und Edelleute wurden von ihm schuldig befunden und dem Henker übergeben. Vergeblich

*) Siehe §. 40.

mahnten ihn sogar die Bischöffe zur Menschlichkeit. Dem deutschen Inquisitor, wie den Inquisitor der meisten anderen Staaten, war die Menschenquälerei und selbst der Mord zu einer wahren Lust geworden. Konrad von Marburg hatte früher die Landgräfin von Thüringen fast zu Tode gequält, jetzt befriedigte er seinen krankhaften Zerstörungstrieb in größerem Maßstabe an allen Klassen der Gesellschaft, bis er endlich, nachdem sich der deutsche Reichstag gegen ihn ausgesprochen hatte, todt geschlagen wurde. Doch bemühte sich der Erzbischoff von Bremen, die Ketzerverfolgungen in Deutschland heimisch zu machen, indem er das Kreuz gegen die Stedinger predigen ließ, weil sie ihm und dem Bischoffe von Minden den Zehnten nicht leisten wollten. Die schwäbischen Bauern bei Halle wurden in ähnlicher Weise mißhandelt. Friedrich II. wagte es nirgends, zu Gunsten der Freiheit den Päbsten entgegen zu treten. Doch hegte das deutsche Volk einen zu starken Widerwillen gegen die Inquisition, als daß sie in seinem Schooße tiefe Wurzeln hätte schlagen können. Die von dem Kaiser Friedrich II., gegen die „Ketzer" erlassenen Gesetze blieben aber bestehen und wurden, bis auf Martin Luther's Zeiten, ab und zu noch immer in Ausführung gebracht.

Elfter Abschnitt.

Der Geist des Mittelalters.

§. 88. Vorbemerkung.

Das Mittelalter erreichte seinen Höhepunkt in den Kreuzzügen. Diese bildeten die Kette von Ereignissen, welche gleichmäßig die christliche und die mohammedanische Welt umschlang, welche alle Classen der christlichen Gesellschaft fesselte, und sie unter der Leitung der Päbste in geschlossenen Reihen dem Islam entgegenführte. Der Aberglaube in Verbindung mit den wildesten Leidenschaften trieb die Christen nach Palästina und päbstliche Schlauheit nährte den ersteren und beutete die letzteren aus. Der einmal angeregte Glaubenshaß konnte von den Päbsten, nachdem er in der Richtung auf das s. g. heilige Grab nicht mehr wirkte, leicht zu anderen Zwecken benützt werden. Kreuzzug wurde bald gleichbedeutend mit Krieg zu Gunsten der Päbste. Wo es galt, ihre gefährdete Herrschaft zu sichern, oder ihre Macht auszubreiten, wurde das Kreuz gepredigt: gegen die Mohammedaner in Spanien, die Heiden in Preußen, Esthland, Liefland und Kurland, gegen den König Johann von England oder den Kaiser Friedrich II., gegen die Stedinger oder gegen die Albigenser.

Das System des Pabstthums, das herabwürdigendste unter allen Systemen des Despotismus, hatte seine Vollendung erreicht. Es konnte nicht weiter getrieben werden, als unter Innocenz IV. auf der Kirchenversammlung zu Lyons. Das Pabstthum brach dem Königthume die Spitze ab, nachdem Pabstthum und Königthum im Bunde dem Adel Schranken gesetzt hatten. Die Päbste erlangten auf dem Gebiete der Kirche eine Gewalt, wie sie weder Könige, noch Kaiser jemals in solcher Ausdehnung und solcher Stärke besessen hatten. Sie rissen Kaiser, Könige und Adel mit sich fort im Kampfe gegen ihre Feinde und vermochten diese doch nicht zu besiegen weder in Asien, noch in Europa, weder auf dem blutigen Felde der Schlacht, noch dem gedankenreichen Gebiete des Glaubens. In dem großen Kampfe um

das s. g. heilige Grab wurden die Kreuzfahrer zurückgeschlagen und durch die Kämpfe gegen die Albigenser und Stedinger wurde die Aufmerksamkeit der Völker mehr und mehr auf die Abgeschmacktheit des Pfaffenglaubens und die Reinheit des ursprünglichen Christenthums gelenkt. Simon von Montfort nnd seine Henkerknechte, Dominicus und seine Inquisitoren mochten Tausende unschuldiger Menschen abschlachten oder auf Zeit Lebens elend machen, die Wahrheiten, deren Träger die s. g. Ketzer waren, vermochten sie nicht auszurotten. Während Päbste, Kaiser und Könige mit einander stritten, während Hunderttausende der reichsten und mächtigsten Fürsten und Ritter ihr Grab in Palästina oder auf der Reise dahin fanden, entwickelten sich die Städte, und brachen aus diesen tapfere Heere hervor, welche nicht scheuten, mit den mächtigsten Herrschern der Erde in die Schranken zu treten. Wissenschaften und Künste erhoben sich aus dem Staube und traten an das Tageslicht und wenn sie auch noch nicht wagten, den herrschenden Unsinn mit Entschiedenheit zu bekämpfen, so bereiteten sie doch Waffen für künftige Kämpfer vor und regten das Streben nach Wahrheit an. Die brutale Gewalt, welche das erste Jahrtausend der christlichen Zeitrechnung fast ausschließlich beherrscht, hatte in allen Gebieten starke Gegner gefunden. Das durch die Päbste erschütterte Königthum mußte dem Volk fast aller Orten Zugeständnisse machen. In Deutschland wurde es am meisten beschnitten, es konnte nicht einmal die Erblichkeit durchsetzen und daher niemals Kraft gewinnen. In England wurde zur Zeit Johanns, Heinrichs III. und Eduard's I. der Grund zu jener freien Verfassung gelegt, welcher Großbrittanien seinen Wohlstand und seine Bildung verdankt. Ritterthum und Minne woben der wilden Gewalt des Schwertes unsichtbare, allein darum nicht minder wirksame Zügel. In Italien, in Deutschland und selbst in Norwegen und Rußland (Bergen und Nowgorod) schwangen die freien Städte sich zu Reichthum und Macht empor. Der Handel und die Schifffahrt wurden insofern durch die Kreuzzüge gefördert, als in deren Folge zahlreiche neue Verbindungen angeknüpft und namentlich die Seestädte Italien's durch die hohen Frachtpreise, welche die Kreuzfahrer ihnen bezahlten, großen Gewinn machten. Der blühende Zustand der Gewerbe, dessen sich die mohammedanischen Reiche erfreuten, regte unter den Christen, welche davon Kenntniß erhielten, Nacheiferung an. Selbst die Bauern, die gedrückteste unter allen Classen der Gesellschaft, machten einige Versuche, mit Gewalt ihre ewigen und unveräußerlichen Menschenrechte wieder zu gewinnen. Die Zeit des Stumpfsinns, des blinden Gehorsams und des unbedingten Glaubens erreichte ihr Ende. Der Zweifel schlich sich allmählich in das Gebiet des herrschenden Aberglaubens ein und erschütterte ihn. Die Päbste hatten die königliche Macht angegriffen, die Kaiser die Anmaßungen der päbstlichen gerügt. Die Päbste selbst regten Zweifel an, indem sie ihren Gegnern, namentlich dem Kaiser Friedrich II., Unglauben worwarfen. Ein Jahrtausend war vergangen, seit die römischen Bischöffe an der Vermehrung ihrer Gewalt arbeiteten. Eine Macht, welche sich im Laufe so vieler Jahrhunderte entwickelt hatte, konnte nur nach langen und schweren Kämpfen wieder umgestoßen werden. Arnold von Brescia, Abälard und Heloise, die Albigenser und die Stedinger, — standen zwar alle sehr einsam und verlassen ihren übermächtigen Feinden gegenüber. Allein die Ideen, welche sie vertraten, gewannen von Jahrhundert zu Jahrhundert mehr Kraft, und das Beispiel, das jene hohen Geister der Welt gaben, ging nicht verloren.

Schroff traten sich die verschiedenen Stände des Mittelalters entgegen. Die Geistlichen bildeten sich ein, erhaben über den Laien zu stehen; der Adel blickte mit Verachtung auf alle nieder, welche nicht von hoher Abkunft waren. Die Päbste behandelten die Völker, welche ihre Anmaßungen nicht gleich göttlichen Befehlen verehrten, als Barbaren, und die einzelnen Menschen, welche ihren Unsinn nicht glau-

ten, entweder als Unwissende oder als Verbrecher. Der Gesichtskreis der Menschheit hatte sich zwar seit dem Anfange des Mittelalters erweitert, war aber noch immer sehr beschränkt. Die große Masse, nicht blos des Volkes, sondern auch der Fürsten und Könige, blickte nicht über den Herd ihrer Familie hinaus. Um deren Wünsche zu erfüllen, theilten die Könige ihre Reiche, wie die Grundherren ihre Aecker. Diese Beschränktheit des Geistes lastete mit Centnerschwere auf der ganzen Menschheit, besonders aber auf den Frauen. Was die Chinesin Pan-hwuy-pan von dem Palaste eines Kaisers des himmlischen Reiches aus, lehrte, um ihr Geschlecht in geistige Fesseln zu schlagen*), predigten unter den Christen zahlreiche Gesinnungsgenossen. Mit der christlichen Demuth wurde in Europa derselbe Unfug getrieben, wie in China mit der Selbstherabwürdigung und wie die Chinesin Pan-hwuy-pan, welche selbst als Schriftstellerin auftrat, und an dem kaiserlichen Hofe mit Vergnügen eine große Rolle spielte, den Frauen die Unterwerfung und den blinden Gehorsam in den Willen ihrer Ehemänner predigte, so waren es auch in Europa gewöhnlich die herrschsüchtigsten und ehrgeizigsten Menschen, welche die Tugend der Demuth aller Welt, insbesondere aber den Frauen, einschärften.

§. 89. Religion.

In keinem Abschnitte der Geschichte tritt die Religion so klar als bewegende Ursache der Zeitereignisse hervor, als in demjenigen, in welchem die Kreuzzüge den Mittelpunkt der Kriege der Mohammedaner und Christen und die Kämpfe zwischen Päbsten, Königen und Kaisern denjenigen des gesammten Lebens der europäischen Völker bildeten. Was im zwölften und dreizehnten Jahrhundert Christenthum genannt wurde, war nichts anderes, als Heidenthum, Glauben an Zaubereien, Hexereien, Astrologie und anderen Unsinn, in Verbindung mit dem krassesten Fetischdienste und buddhistischen Mönchseinrichtungen. Die Herrschsucht und die Habsucht der Geistlichkeit konnten eine volle Befriedigung nicht finden unter dem Einflusse jener reinen Lehre, welche Christus in Palästina gepredigt und mit seinem Leben besiegelt hatte**). Dagegen fanden die Pfaffen ihre Rechnung dabei, die Völker vollständig zu verdummen, um sie dann ungestört knechten und aussaugen zu können. Sie brachten die Menschen so weit, daß sie in der sogenannten Hostie Mehl und Wasser anbeteten und ihr Seelenheil von dem Verschlucken des vergötterten Brodes abhängig erachteten. Die aufgeklärtesten Christen des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts glaubten an Hexerei und Zauberei, an die Wunderkraft der Amulette und an die Kunst, seine Schicksale aus den Kreisen der Sterne zu erkennen. Was vor einem Jahrtausend schlaue Priester erdachten, um ihre Beutel zu füllen, glauben ihre Kindes Kinder heute noch. Auf den Standpunkt der Vernunft erhob sich im Mittelalter niemand, und die Wenigen, welche es wagten, die Lehren der Bibel dem Unsinn der Pfaffen vorzuziehen, wurden als Ketzer abgeschlachtet.

Der Islam, obgleich er den Fetischdienst der Christen verabscheuete und die Vielgötterei, in welche sie versunken waren, verwarf, konnte sich doch, in Folge der Vielweiberei, die er gestattete, niemals auf einen freien Standpunkt emporschwingen. Der Despotismus mußte seine Staatsform bleiben, da er der Gleichberechtigung der Geschlechter feindlich entgegentrat und sich die Unterdrückung der einen Hälfte der Menschheit nur mit Gewalt auf die Dauer behaupten läßt. Daß übrigens die Mohammedaner auch nicht frei waren von Fanatismus und Sectengeist, beweisen uns die Kämpfe zwischen Schiiten und Sunniten, die Jahrhunderte hindurch fort-

*) Siehe oben §. 23.

**) Siehe Buch III., § 40, Seite 105 ff.

gesetzten Umtriebe der Assassinen und die Kriegszüge der Almoraviden und Almohaden.

Von den drei Religionen, welche gemeinsam auf dem alten Testamente ruhen, konnte die jüdische fast nur die leidende Seite ihres Daseins entwickeln, indem sie aller Orten in der Minderzahl war, und daher das Gesetz des Stärkeren fühlen mußte. Das zwölfte und dreizehnte Jahrhundert vergrößerte um ein ansehnliches die Liste der an den Juden verübten Gewaltthaten.

Während Christen und Mohammedaner sich wechselseitig in blutigen Kriegen zerfleischten, hatten die Juden, welche waffenlos zwischen beiden Parteien in der Mitte standen, ein herbes Schicksal. Schon vor dem Beginne der Kreuzzüge hatten die in Europa wohnenden Juden da und dort, namentlich in Spanien, zur Zeit der Ostgothen, schwere Verfolgungen erlitten. Doch waren diese gewönlich vorübergehend. In den Zwischenräumen des Friedens, der ihnen gegönnt wurde, blieben sie zwar stets eine von den Christen verachtete und von den Gesetzen benachtheiligte Menschenklasse: allein ihre Betriebsamkeit und namentlich ihre Gewandtheit in Handels- und Geldgeschäften machte sie zu reichen, den Königen und Fürsten oft unentbehrlichen, Leuten. Ihre Schätze erregten den Neid, wie die Verschiedenheit ihres Glaubens die Verfolgungswuth der rohen und fanatischen Menge. Die Pfaffen, welche das Kreuz predigten, regten die Leidenschaften der Massen auf und fachten die glimmenden Funken des Judenhasses zur lodernden Flamme an. Seit dem Anfange des elften Jahrhunderts waren die Juden in Frankreich geheimen Beziehungen zu den Mohammedanern beschuldigt worden. Als im Jahre 1085 die Franzosen des Südens den Spaniern gegen die Mauren zu Hülfe zogen, erwürgten die christlichen Ritter und Barone alle Juden, denen sie auf ihrem Marsche begegneten. Zu Rouen, in der Normandie, richteten die Christen, als Peter der Eremite dort das Kreuz predigte, ein schreckliches Blutbad unter den Juden an. Wie wenig Einfluß damals, wie jetzt, die Abstammung und wie großen die äußeren Verhaltnisse auf die Entwickelung der Religionsbegriffe übte, erhellt aus der Thatsache, daß ein Judenknabe, welchen der Graf von Eu damals rettete, einer der verehrtesten Einsiedler seiner Zeit wurde. Die Mordthaten dauerten von dem Monate April bis zum Juli. Als Philipp August im Begriffe stand, seinen Kreuzzug zu übernehmen, ließ er die Juden in allen Synagogen gefangen setzen und erpreßte von ihnen 15,000 Mark Silbers. Ludwig der IX., welchen feile Schmeichler den „Gerechten" nannten, trieb die Israeliten aus dem Lande, rief sie wieder zurück und jagte sie dann noch einmal aus Frankreich. Er verbot ihnen, Zinsen zu nehmen, und empfahl allen Christen, wenn sie nicht ausgezeichnete Geistliche oder vollkommene Gottesgelehrte seien, nicht mit den Juden über den Glauben zu streiten, den Laien dagegen, welche ihren Glauben angreifen hörten, mit dem guten Schwerte wacker drein zu stechen. Zur Zeit des Kreuzzuges der Kinder und während der Gefangenschaft Ludwig's IX. fanden in Frankreich wieder blutige Judenverfolgungen statt. Die Christen machten sich ein Geschäft daraus, den Israeliten alle Unglücksfälle, von welchen das Land heimgesucht wurde. zur Last zu setzen und ergriffen häufig diesen Vorwand zu blutigen und räuberischen Thaten.

Die Ergüsse roher Wuth, welche die Kreuzzüge über die Juden brachten, waren in Deutschland noch empörender, als in Frankreich, schon aus dem Grunde, weil ein ansehnlicher Theil der Kreuzfahrer aus Frankreich durch Deutschland nach dem Osten zog und sich in unserem Vaterlande mit den wilden Horden Emicho's von Folkmar und Gottschalks verbanden. In Köln verbrannten die Kreuzfahrer die Synagoge. Dreihundert Juden, welche sich unter dem Schutze der Nacht aus der Stadt geflüchtet hatten, wurden von den „frommen" Pilgern, die sie erkannten, niedergehauen. Zu Mainz erhielten die Israeliten zwar Aufnahme im bischöfflichen Palaste, allein die Kreuzfahrer drangen

in diesen ein und ermordeten sie zu den Füßen des Kirchenfürsten. Dieselben Schandthaten wurden in ganz Franken und Baiern verübt. Der Bischoff von Trier wollte nur unter der Bedingung den Juden Schutz gegen die Angriffe der Kreuzfahrer gewähren, daß sie sich taufen ließen. In ihrer Verzweiflung warfen die Mütter ihre Kinder von der Moselbrücke in den Fluß und stießen die Väter ihren Söhnen den Dolch in das Herz, indem sie ausriefen, sie wollten ihre Kinder lieber in den Schooß Abraham's schicken, als sie der Gnade der Christen überlassen. Der Erzbischoff von Mainz und sein Neffe mußten fliehen, weil man sie beschuldigte, sich die Güter der ermordeten Juden zugeeignet zu haben. So verwandelt sich denn auch die einzige That eines deutschen Bischoffs, welche den Schein christlicher Milde hatte, in eine Handlung schnöden Eigennutzes.

Der zweite Kreuzzug, bei welchem der Mönch Rudolph die Rolle des Eremiten Peter spielte, hatte ähnliche Schandthaten in seinem Gefolge. Später wurde der Rechtszustand der Israeliten gesicherter, obgleich er nicht aufhörte, sehr drückend zu sein. Sie mußten Leibzoll, Kopf-, Gewerbe-, Krönungssteuer und andere Abgaben zahlen, wurden von den Landesherren, denen sie eigen waren, verpfändet, verschenkt und verjagt und waren das ganze Mittelalter hindurch niemals sicher, daß nicht eine Verfolgung über sie ausbrach. Wiederholt fanden im zwölften und dreizehnten Jahrhundert in den bedeutendsten Städten Deutschlands Judenverfolgungen statt, so in Wien 1196, in Breslau 1226, in Frankfurt 1241, in München 1285. In England war ihre Lage im elften Jahrhundert günstiger. Die Könige und Barone suchten zwar aus ihnen so viel Geld als möglich zu pressen, verschonten sie jedoch mit offenen Gewaltthaten. Wilhelm der Rothe (der Sohn des Eroberers), nahm sogar Geld von der Synagoge und versprach dagegen einen jungen Juden, der Christ geworden war, der mosaiischen Religion zurückzuführen. Er ließ sich, als ihm dieses nicht gelang, wenigstens die Hälfte des versprochenen Lohnes für seine Bemühung zahlen. Derselbe König wohnte einmal einer Streitverhandlung zwischen einem Rabbiner und einem christlichen Priester bei, und machte sich über die Beweisgründe beider lustig. Seit der Zeit Wilhelm's des Rothen besaßen die Juden zu London und in den bedeutenderen Städten England's die Rechte von Gemeindebürgern. Doch die englischen Juden mußten bald die Folgen der Kreuzzüge fühlen. Als bei der Krönung Richard Löwenherz einige Juden, im Widerspruche mit dem ergangenen Verbote, in die Kirche drangen und erkannt wurden, entstand ein Blutbad, in welchem die Juden auf den Straßen und in ihren Häusern ermordet wurden. Diese Missethaten wiederholten sich zu London, York und Norwich, als Richard seinen Kreuzzug antrat. Am 17. April (1191) wurden die Juden im Schlosse von York, woselbst sie der Castellan aufgenommen hatte, belagert. Als sie sahen, daß sie den Angriffen ihrer Feinde nicht widerstehen konnten, tödteten sie sich gegenseitig. Ein Rabbiner stieß allein sein Schwert mehr als vierhundert Juden in die Brust. Nachdem die Aufregung vorüber war, stellten sich die alten Verhältnisse wieder her. Die Juden bezahlten den dritten Theil des Lösegeldes, womit Richard I. seine Freiheit erkaufte. Dieser König war ihnen dafür dankbar, allein seine Nachfolger mißhandelten sie fürchterlich, um Geld von ihnen zu erpressen. Namentlich zeichnete sich Heinrich III. durch die Grausamkeit aus, die er an ihnen verübte. Im Jahre 1291 wurden die Israeliten gänzlich aus England vertrieben, und kehrten erst unter Cromwell wieder zurück.

In keinem Lande Europa's waren die Juden so glücklich, als unter der Herrschaft der Araber in Spanien. Dort sammelten sie nicht blos reiche Schätze an Silber und Gold, sondern auch an Wissenschaften, es entwickelte sich eine hebräische Literatur, auf welche die Juden bis zu unseren Tagen stolz sind. So lange die christlichen Könige von Castilien und Aragonien mit den Saracenen zu kämpfen

hatten, wagten sie es nicht, die Juden mit äußerster Strenge zu verfolgen. Sie legten ihnen schwere Abgaben auf, ohne sie jedoch weiter zu mißhandeln. Auch in Italien war der Zustand der Juden erträglich. In Neapel und in den freien Städten des nördlichen Italien's wurden sie gerecht und billig behandelt; unter der Herrschaft der Päbste wenigstens geduldet.

Nirgends bewiesen die Christen den Juden die s. g. christliche Liebe, nirgends nur gewöhnliche menschliche Gerechtigkeit. Daß diese daher den Christen oft auch Haß entgegen setzten, so weit sie es vermochten, versteht sich von selbst, obgleich die Behauptungen, mit denen raubsüchtige Christen ihre an den Juden verübten Gewaltthaten entschuldigen wollten, durchaus unerwiesen geblieben sind. Nur in der Literatur konnte sich das Judenthum thätig zeigen. In der finstersten Zeit des Mittelalters leuchtete der hellste Stern jüdischer Weisheit: Maimonides. Er war 1139 zu Cordova geboren, bildete sich unter den Arabern in der Medicin und Philosophie aus, und genoß namentlich den Unterricht des berühmten Averrhoes. Er brachte zu Tage, daß seine Stamm- und Glaubensgenossen, die Juden nicht wegen höherer Bildung, sondern nur wegen geringerer Macht von großartigen Glaubensverfolgungen abstanden. Denn er mußte, um ihren Mißhandlungen zu entgehen, sich nach Egypten flüchten. Sein Verbrechen war in den Augen der gläubigen Söhne Israels, daß er sich nicht auf den Talmud beschränkte, vielmehr auch die Werke der alten Philosophen, namentlich des Aristoteles würdigte. Unter dem Schutze Saladin's, dessen Leibarzt er wurde, errichtetete Maimonides eine Lehranstalt zu Alexandria. Doch auch hier ließen ihm seine Feinde und Neider keine Ruhe. Unstät irrte er bis zu seinem Tode (1205) umher, ohne irgendwo Ruhe zu finden. Nachher wurde er als der größte Geist anerkannt, der seit Moses unter den Juden aufgetaucht war. Er wurde mit den Namen: „großer Adler, Ruhm des Morgenlandes und Licht des Abendlandes," beehrt. So ist es von jeher den wahrhaft großen Männern ergangen und dasselbe Schicksal haben sie auch heute noch. Während Gauner und Gaukler die Massen ausbeuten und dafür von ihnen göttlich verehrt werden, ist das Loos der Freunde der Wahrheit Verfolgung, Verleumdung und Noth.

§. 90. Staat.

In den ersten Jahrhunderten des Mittelalters setzten die Päbste durch, die Einmischung der Laien aus dem Gebiete der Kirche gänzlich zu verdrängen. Dieses hielt sie aber nicht ab, sich selbst in die weltlichen Angelegenheiten zu mischen. Im Gegentheile, nachdem ihnen der erste Schritt zu ihrem Ziele gelungen war, ließen sie den zweiten folgen und mischten sich gebietend in alle weltlichen Angelegenheiten der Christenheit ein. Sie begnügten sich nicht damit, Kriege zu veranlassen und zu leiten, welche mit der Religion in gewißer Beziehung standen, wie die Kreuzzüge, die Kriege gegen die heidnischen Völker des Nordens, gegen Albigenser und Stedinger, sie maßten sich die entscheidende Stimme in allen wichtigen Streitfragen der christlichen Völker an, setzten Kaiser und Könige ab und ein, und übten den mächtigsten Einfluß auf die Verwaltung aller christlichen Reiche aus. Die Geistlichen uneingedenk der Worte Christi: mein Reich ist nicht von dieser Welt, folgten aller Orten dem Beispiele, das ihnen der Pabst gab, und leiteten mehr oder weniger die meisten Reiche der Christenheit. Der Staat beruhte durchgängig auf Königthum, Geistlichkeit und Geburtsadel. Die beiden letzteren hatten die gesetzgebende Gewalt an sich gerissen und übten einen bedeutenden Einfluß auf die richterliche Gewalt, während das Königthum sich mit der vollstreckenden Gewalt und einem Antheil an der richterlichen begnügen mußte. Die große Masse des Volkes war fast aller

Orten von jedem Antheile an der Gesetzgebung, an den Gerichten und an der Leitung der vollziehenden Gewalt ausgeschlossen.

Der chaotische Zustand, welcher die ersten Jahrhunderte des Mittelalters bezeichnet hatte, ging in einen methodischern über. Die durch die Macht der Lüge begründeten Verhältnisse wurden durch den Namen des Gesetzes und die Formen der Religion beschönigt. So wenig die Geistlichkeit eine Untersuchung ihres Besitzstandes, ganz eben so wenig duldeten Könige, Fürsten und Grafen eine Prüfung des ihrigen. In welcher Weise die Geistlichkeit ihre Macht errang, haben wir im vorigen Abschnitte zusammengefaßt. Die Gewalt der Könige ruhte auf einem nicht viel besseren Rechte. Das Haus der Capetinger gründete seine Herrschaft auf den Trümmern der Carolinger und erweiterte die Gränzen seines Reiches durch Kriege und Schandthaten aller Art, wovon die gegen die Albigenser eingeleiteten Verfolgungen nicht die geringsten waren.*) Das Schwert verschaffte den Königen der pyrenäischen Halbinsel den Besitz von neun Zehntheilen ihrer Reiche.**) Das Blut kittete in allen Reichen des Nordens die unterdrückten Volksmassen zusammen und die Furcht vor neuem Blutvergießen hielt sie ab, das verhaßte Joch raubsüchtiger Herrscher zu brechen***) In Deutschland wurde durch das Widerstreben der Päbste zwar die königliche Macht gebrochen, um so schrankenloser geboten die geistlichen und weltlichen Großen des Reiches.†) In Italien hatte sich das Haus Anjou über den Gräbern der Hohenstaufen und ihrer Anhänger einen neuen Thron erbaut, das Pabstthum einen Staat durch Lug und Trug zusammengebracht.‡) Doch neben allen diesen Schöpfungen des Unrechts hatten doch auch einige Staaten ihren Ursprung in dem freien Willen der Menschen, namentlich die Republiken Oberitaliens und die freien Städte Deutschlands. In England beruhte zwar die Vertheilung des gesammten Grundeigenthums auf Gewalt, allein bei dem Aufbau der Staatsverfassung wurde außer den Geistlichen und Baronen doch auch dem bemittelten Theile des übrigen Volkes einige Rechnung getragen.‡‡) Im Großen und Ganzen gründeten sich alle Verhältnisse des Mittelalters auf Gewalt; nur da und dort waren einige Gemeinwesen auf den freien Willen ihrer Mitglieder gebaut. In der Hauptsache hat sich in allen europäischen Staaten diese Grundlage nicht verändert. Auf den im Mittelalter bestatteten Boden wurde zwar mannigfaltige Einrichtungen, Verfassungen und Anstalten gepflanzt. Sie alle tragen aber den Stempel ihres Ursprungs in unverkennbaren Zügen an sich.

Im Mittelalter waren die kräftigeren Könige und Fürsten verständig genug, dieses selbst zu erkennen. Sie bemühten sich, ihren Ursprung durch ihre Thätigkeit und ihre persönliche Tapferkeit in Vergessenheit zu bringen, während die meisten Könige und Fürsten unserer Tage sich vom Felde der Gefahren fern halten, ein schwelgerisches Leben führen, und dadurch die gerechte Entrüstung des Volkes mehr und mehr auf sich ziehen. Die Könige und Fürsten des Mittelalters duldeten zwar so wenig, als diejenigen der neuesten Zeit, eine ernstliche Prüfung ihrer Rechte und ihrer Thaten. Allein aus dem Munde der Hofnarren hörten sie doch nicht selten beißende Wahrheiten an. Aus dem Mittelalter stammt das Sprichwort: Kinder und Narren sagen die Wahrheit! Narren sagten sie den

---

*) S. den sechsten Abschnitt §§. 56—59.
**) S. den achten Abschnitt §§. 69—70.
***) S. den neunten Abschnitt §§. 71—76.
†) S. den vierten Abschnitt §§. 30—47.
‡) S. §§. 50. 55.
‡‡) S. oben §§. 65—66.

Königen und Fürsten, Narren gaben sie den Geistlichen bei den Esels- und Narren-Festen in den Kirchen zu erkennen. *)

§. 91. Recht und Unrecht.

Es gibt in Wahrheit nur eine Quelle des Rechts, es ist die menschliche Vernunft, und nur eine Quelle des Unrechts den menschlichen Unverstand in Verbindung mit menschlichen Leidenschaften. Jedes Gesetz, welches das Ergebniß einer gesunden Auffassung der thatsächlichen Verhältnisse und einer vernunftmäßigen Würdigung derselben, ist im höhern Sinne des Wortes gerecht; jedes Gesetz dagegen, welches entweder die bestehenden thatsächlichen Verhältnisse irrig würdigt, oder dieselben zum Nachtheil der Gesammtheit und zu Gunsten einer Minderzahl ausbeutet, ist ungerecht. Nicht alles, was fluchwürdige Tyrannen für Recht ausgaben, ist vor dem Richterstuhle der Vernunft Recht, so wenig als alles, was heuchlerische Pfaffen für göttliche Wahrheiten ausgaben, solche sind. Allerdings gelingt es oft den Despoten, Gesetze zu geben, und den Pfaffen, Glaubenssätze zu verkünden, mit deren Hülfe den unterdrückten Völkern das auf ihnen ruhende Joch noch fester auf den Nacken gebunden wird. Allein dadurch können die ewigen und unveräußerlichen Rechte der Menschen nicht verändert werden. Den Völkern bleibt unter allen Verhältnissen das Recht, das Joch weltlicher und geistlicher Tyrannen, und mit diesem zugleich alle von ihnen zur Verewigung ihres Druckes gegebenen Gesetze umzustoßen.

Der Mensch hat das Recht, sich seines Lebens zu freuen, das Recht auf Freiheit, Bildung und Wohlstand. Jede Staatseinrichtung und jedes Gesetz, welches ihm die harmonische Entwicklung der Kräfte seines Körpers und seiner Seele verkümmert, ist ungerecht. Kein Mensch hat das Recht, sich auf Kosten seiner Nebenmenschen der Schwelgerei, der Trägheit oder gar der Herrschsucht zu ergeben. Kein Mensch hat ein Recht auf Ueberfluß, so lange Tausenden die nothwendigen Lebensbedürfnisse fehlen. Die Arbeit ist der einzige Rechtsgrund des Besitzes und des Eigenthums. Diese Grundsätze stimmen nicht minder mit dem ewigen Vernunftrechte, als mit den Bestimmungen des Christenthums, wie es Jesus lehrte, überein. Allein so wenig als die Päbste, Cardinäle und Bischöffe, ganz eben so wenig dachten die Kaiser, Könige und Fürsten des Mittelalters daran, ein derartiges Recht den Völkern zu geben. Sie strebten nur darnach, den Besitz, in welchen sie und ihre Anhänger sich mit Gewalt oder durch Betrug gesetzt hatten, zu befestigen und zu erweitern, allein nicht entfernt darnach, den Besitzlosen zu Besitz, den Armen zu den nothwendigen Lebensbedürfnissen, den Arbeitern zu Arbeit und entsprechendem Lohne zu verhelfen. Dasselbe Unrecht, welches geistlichen und weltlichen Fürsten ihre Gewalt und ihre Reiche, gab ihren Anhängern auch Besitz und Eigenthum, Aemter und Würden; dasselbe Unrecht wurde durch die Gesetze, welche sie erließen oder förderten, verewigt, und besteht dem zufolge im größeren Theile Europa's bis auf den heutigen Tage fort.

Das gesammte s. g. Recht des christlichen Europa, wie es im Mittelalter war, und heute noch ist, zerfällt in drei Theile: das s. g. römische Recht, das kanonische Recht und die Landesrechte. Die wesentlichen Bestimmungen der letzteren haben wir bei der Geschichte der einzelnen Staaten angedeutet, dem kanonischen Rechte haben wir einen besondern Paragraphen gewidmet. **) Es bleibt uns nur über das römische Recht einige Bemerkungen zu machen.

---

*) S. oben §. 89. S. 245.
**) S. §. 81.

Als der Kaiser Lothar II. (1137) die Stadt Amalphi, oder Melfi, in Unteritalien, einnahm, wurde, unter deren Trümmern, eine Handschrift der justinianischen Pandecten*) gefunden. Lothar II. schenkte sie der Stadt Pisa, deren Flotte die Einnahme Amalphi's besonders gefördert hatte. Dieser Fund gab einen kräftigen Anstoß zu der Erforschung des römischen Rechtes. In Bologna und verschiedenen anderen Städten Italien's wurden darüber, mit besonderem Eifer, Vorträge gehalten, welche bald die Kenntniß des römischen Rechts über das ganze Abendland verbreiteten. Dadurch wurde eine vollständige Veränderung in dem gesammten Rechtswesen des Abendlandes vorbereitet. Früher lebten die freien Menschen jedes Stammes, oder jeder Stadt, nach den Gewohnheitsrechten ihrer Heimath. Durch das römische Recht wurden die besonderen Gesetze der Franken, Lombarden, Burgunder und anderer Völker mehr und mehr verdrängt. Das römische Recht brach sich Bahn nicht sowohl durch die ausdrückliche Anerkennung der gesetzgebenden Gewalten damaliger Zeit, als durch die Bestrebungen der Lehrer des römischen Rechtes, welche durch ihre zahlreichen Schüler demselben allmählig Eingang in den Gerichtshöfen und durch diese im Leben verschafften. In Italien und in Deutschland wurde die Einführung des römischen Rechtes dadurch erleichtert, daß man sich einbildete, es sei eine nothwendige Folge des römischen Reiches. Die Kaiser, deren despotische Gelüste das römische Recht förderte, hegten diesen Wahn, umgaben sich selbst mit Doctoren des römischen Rechtes, bezogen sich in den von ihnen ausgehenden Schriften wiederholt auf dasselbe, als eine unzweifelhafte Rechtsquelle, und trugen das ihrige zu dessen Einführung bei. Aehnliche Ursachen hatten ähnliche Wirkungen in den übrigen Theilen Europa's, namentlich in Frankreich, England, Spanien und Scandinavien.

Neben dem dreifachen Unrecht des s. g. römischen, kanonischen und Landesrechtes ging übrigens noch immer das Faustrecht einher, welches nicht selten jedes andere sogenannte und wirkliche Recht aus dem Felde schlug. Namentlich war dieses Recht, d. h. die Gewalt des Schwertes während des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts sehr mächtig in Deutschland. Ihm verdanken alle unsere Könige, Fürsten und Grafen ihre Throne und Besitzthümer.

§. 92. Ritterthum und Minne.

Im Laufe des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts löste sich fast die gesammte weltliche Gewalt in das Ritterthum auf. Kaiser und Könige wurden durch den Ritterschlag erst befähigt, die Zügel der Regierung zu ergreifen. Wie die Riter die verschiedenen Throne Europa's, so hatten sie auch alle untergeordneten weltlichen Befehlshaberstellen inne. Aus dem Stande der Ritter wurden die Feldherren, die Statthalter, Herzoge und andere einflußreiche Staatsbeamte gewählt. Die Gesetze des Ritterthums galten gleichmäßig für das reichste und für das ärmste seiner Mitglieder. Nur war es im Mittelalter noch schwerer, als zu unseren Zeiten, den mächtigen Frevler zur Strafe zu ziehen. Der Ritter mußte vor allen Dingen verstehen, das Roß zu tummeln, im stählernen Kleide die gewichtige Lanze zu führen und das Schwert zu schwingen. Der unvermeidliche und unentbehrliche Begleiter des Ritters war sein Knappe, der für seines Herrn Roß Sorge trug, diesem selbst den Panzer anlegte, den Steigbügel hielt; wenn er siegreich war, an seinen Triumphen Theil nahm und wenn er verwundet mit dem Tode rang, ihm zu einem christlichen Sterbelager und einem ehrlichen Begräbnisse verhalf. Ein gewisses Vermögen war eine nothwendige Voraussetzung des

*) Siehe Buch IV. §. 53. S. 161 ff.

des ritterlichen Standes. Wer nicht wenigstens zwei Pferde, einen Knappen und die erforderlichen Schutz- und Trutzwaffen halten konnte, vermochte nicht, seinen ritterlichen Stand zu behaupten. Je reicher und mächtiger aber ein Ritter war, desto größer war die Zahl seiner Knappen und Rosse, und die Pracht seiner Waffen. Zu den Knappen, welche von niederer Abkunft waren, traten Edelknaben, die Söhne adliger Familien, hinzu, welche, unter dem Schutze berühmter Ritter, sich ausbilden sollten, und bei denselben Knappendienst versahen. Die armen Ritter hatten gewöhnlich nur eine Burg auf einer steilen Felsenhöhe mit tiefem Verließe, Fallthüren, schweren Thoren u. Zinnen, von denen herab der Diener sein Späherauge durch die Umgend fliegen ließ. Die reicheren Ritter hatten viele Burgen mit breiten Graben, Zugbrücken, Thürmen u. unterirdischen Gängen. Der arme Ritter hatte oft nicht so viel Land, als er bedurfte, um seine Rosse darauf grasen zu lassen, oder das erforderliche Holz für seinen täglichen Bedarf zu schlagen. Kaiserliche und königliche Ritter zählten dagegen nicht selten mächtige Herzoge und Grafen zu ihren Vasallen und hatten tausende leibeigener Bauern, oder Pächter, welche für sie arbeiteten und ihnen ihre Lebensbedürfnisse im Ueberflusse lieferten. Der Ritter, welcher arm wurde, verlor mit seinem Vermögen nicht blos alle Annehmlichkeiten desselben, sondern auch die Vorzüge seines hohen Standes. Er sank herab in die Classe der namenlosen Knappen, der verachteten Bürger oder der leibeigenen Bauern. Natürlich hielt er daher mit der ganzen Kraft, deren er fähig war, an seinem Stande fest, und wenn er mit denjenigen Mitteln, welche damals für ehrenvoll gehalten wurden, d. h. Gewaltthaten im großen Style, sich nicht behaupten konnte, so griff er zu denjenigen, welche damals schon für unehrenvoll galten, obgleich sie selten bestraft wurden, d. h. zu Gewaltthaten in kleinerem Maßstabe, Straßenraub, Mord und Wilddiebstahl. Vorausgesetzt, daß ein Ritter die üblichen Formen beobachtete, d. h. seinem Gegner die Fehde ankündigen ließ und seine Angriffe an nicht gefriedeten *) Tagen vornahm und gefriedete Personen und Gegenstände verschonte, machte ihm in den meisten Ländern, zumal in unserm deutschen Vaterlande Niemand einen Vorwurf daraus, wenn er einzelne Burgen, oder auch ganze Dörfer und Städte abbrannte, Hunderte von Menschen tödtete und ihrer Habe und ihres Gutes beraubte. Mit dem Schwerte in der starken Faust hatten alle Könige und Kaiser ihre Kronen erobert, nur mit dem Schwerte konnten sie dieselben auf ihren Häuptern behaupten. Zwischen Gewalt und Recht gab es im Mittelalter keinen wesentlichen, sondern nur einen formellen Unterschied. In unseren Tagen ist es nicht viel anders, wie schon daraus erhellt, daß unsere Zustände auf der Grundlage des Mittelalters beruhen. Ungeachtet in der Wirklichkeit das Ritterthum die Herrschaft des Schwertes, wurde diese doch gemäßigt durch gewisse Formen, an welche sie gebunden war **), und durch gewisse Grundsätze, welche die besseren Ritter anerkannten und einige wenige der Besten im wirklichen Leben ausübten. Die große Masse der Ritter hatte keinen anderen Maßstab für Recht oder Unrecht, als das Gefühl ihrer eigenen Macht und den abgeschmackten Glauben, den die Pfaffen ihnen, unter dem Namen des Christenthums, einprägten. Während die meisten Ritter ihren Ruhm darein setzten, ihre Besitzungen, im Kampfe mit ihren Nachbarn, zu erweitern, ihre Feinde zu tödten und, mit dem Kreuze auf der Brust, gegen diejenigen zu Felde zu ziehen, welche der Pabst „ungläubig," zu nennen beliebte, — gab es doch auch einzelne Ritter, die von der Ueberzeugung durchdrungen waren, ihr Schwert solle nur zur Vertheidigung der Unterdrückten, namentlich der Frauen, der

*) Siehe Buch IV. §. 56. S. 169.
**) Siehe Buch IV. §. 56. S. 169.

Greise und der Unmündigen gezogen werden und die Aufgabe des Ritterthumes bestehe nicht darin, in blinder Wuth zu morden, oder aus Eigennutz zu rauben, vielmehr sei der Beruf des Ritters, das Gewicht seines Schwertes immer in die Wagschaale des Rechtes und der Unschuld zu legen, den Uebermüthigen zu demüthigen, dem Räuber den Raub abzujagen, um dem Beraubten das Seinige zurückzugeben und den frechen Mörder und Verächter edler Sitte und Zucht zu bestrafen.

In demselben südlichen Frankreich, in welchem sich zuerst reinere Begriffe vom Christenthume geltend machten, finden wir auch die ersten Spuren dieses edlen Ritterthums. Dort war schon im elften Jahrhundert*) das Ritterthum in Bund getreten mit den schönen Künsten und dem schönen Geschlechte. Die Ritter lernten Siegespreise kennen, welche höhere Ehren und bleibenderen Ruhm verliehen, als die Leichname getödteter Feinde und die Trümmer zerstörter menschlicher Wohnungen. Die Dichter besangen die Thaten edler Kämpfer, sie priesen an ihnen die Tugenden der Milde, der Großmuth und der Uneigennützigkeit; und wie sie hochherzige Ritter in Liedern und Gesängen, die von Mund zu Munde gingen, mit unvergänglichem Ruhme schmückten, so brandmarkten sie das Andenken raubsüchtiger, sittenloser und grausamer Ritter mit dauernder Schmach und Schande. Nicht minder wirksam, als die Leier der Dichter und Troubadour's war die Siegespalme, welche hochherzige Ritter aus schönen Händen empfingen. Zarte Frauen waren es, welche den Dichtern des Mittelalters ihr Ziel wiesen und sie zu ihren gelungensten Schöpfungen begeisterten. Unter ihrem Einflusse lernten die Ritter edlere Genüsse kennen, als die Jagd und der Krieg ihnen boten. Edle Frauen, geschmückt mit Schönheit und Geist, saßen zu Gerichte, umgeben von tapferen Rittern und Herren, und entschieden über streitige Fragen der Ritterlichkeit, der Liebe und des Frauendienstes. Unter ihnen werden uns besonders genannt die Königin Eleonore von Frankreich,**) Enkelin des berühmten Troubadour's Wilhelm IX., Herzog's von Aquitanien und Poitou, und Gemahlin Ludwigs VII. von Frankreich, die Gräfinnen von Champagne und Flandern, und die Gräfin Ermengarde von Narbonne. Aus dem südlichen Frankreich verbreitete sich diese edlere Ansicht von Ritterthum und Gesang nach dem nördlichen Frankreich. Als Ludwig VII. Eleonoren ehelichte (1137), folgten ihr viele Sänger der Liebe und des Ritterthums in den Norden nach. Die Gerichte der Liebe wurden, seit dieser Zeit, auch in der Normandie, in Isle de France, in Flandern und Champagne üblich. Die Königin Eleonore selbst wurde von Dichtern und Sängern verehrt und hoch gepriesen und als sie später dem Könige, Heinrich II. von England sich vermählte, fanden auch in Albion die von den Gerichtshöfen der Liebe gehegten Ansichten und Gefühle Eingang. Das Muster hoher Ritterlichkeit und reiner Liebe, welches die s. g. heitere Kunst (gaya ciencia) aufstellte, war die fabelhafte Tafelrunde König Arthurs.***) Die Verhandlungen vor den Gerichten der Liebe wurden gewöhnlich in Streitversen, die man Tensonen nannte, geführt und unter großen Feierlichkeiten, bei Tournieren und anderen Festen, die Entscheidungen abgegeben. An diesen konnten allerdings nur wieder die bevorzugten Stände und wenige von einzelnen hohen Personen begünstigte Männer von ausgezeichneten Gaben Theil nehmen. Die große Masse blieb von diesen, wie allen anderen höheren Genüssen, ausgeschlossen. Die tapfer-

---

* Siehe Buch IV. §. 59. Seite 177.
**) Siehe §. 56. S. 163.
***) Siehe Buch IV. § 11. S. 25 f.

sten Ritter und die mächtigsten Könige rechneten es sich zur Ehre, an derartigen Festen Theil zu nehmen. Sie begünstigten dieselben durch Wort und That. Richard Löwenherz, der Sohn Eleonoren's, war nicht stolzer auf seine Siege, die er mit dem Schwerte errang, als auf die Gedichte, die ihm gelungen waren.

Alphons II., Peter III. von Aragonien und Friedrich II. von Deutschland fanden in mitten eines stürmisch bewegten Herrscherlebens noch immer Zeit, zu dichten und zu singen. An den Dichtern des Ritterthums und der Minne fanden Dante und Petrarca ihre Muster während die neuere Dichtkunst auf dem Grunde, den diese legten, erstand. So reiht sich die Vergangenheit an die Gegenwart, und während die Burgen der Ritter damaliger Zeit in Trümmern liegen und die Siege, welche die Tapfersten unter ihnen erfochten, vergessen sind, leben ihre Thaten auf dem Gebiete der Dichtkunst und des Lebens fort. Die Zeiten sind milder geworden. Wer in den finsteren Jahrhunderten für die edleren Bestrebungen, der Menschennatur in die Schranken trat, wird von der dankbaren Nachwelt gepriesen. Wer aber sein Reich auf Mord und Todtschlag gründete, wird heute noch mit Recht Tyrann genannt; und seine Nachkommen, die von ihm ihre Ansprüche ableiten, können niemals als rechtmäßige Herrscher betrachtet werden, bevor sie dieselben dem Gerichtsstande ihrer Völker unterworfen haben.

§. 93. Söldner- und Volks-Heere.

Sobald die Ritter anfingen, zu denken, hörten sie auf, willenlose Werkzeuge in den Händen der Machthaber zu sein, und mußten sich diese, da sie deren nicht entbehren konnten, nach anderen umsehen. Schon unter Johann und Heinrich III. von England kam die Sitte auf, statt des persönlichen Lehendienstes eine Geldabgabe von den Vasallen zu erheben. Dieser Gebrauch dehnte sich früher oder später über das gesammte christliche Europa aus. Zwar behielten bis zum Ende dieses Zeitabschnittes die ritterlichen Heere ihre Bedeutung, allein neben ihnen kamen auf der einen Seite die Söldner- und auf der anderen die Volks-Heere auf. Mit Hülfe von Söldnern, der sogenannten Brabanzonen bemächtigte sich Stephan (1134) des englischen Thrones. Diese Brabanzonen, spielten überhaupt während des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts eine bedeutende Rolle in der Kriegs- und Leidensgeschichte von Flandern, Frankreich, England und Deutschland. Wenn ein Krieg zu Ende ging, entließen die Könige auf einmal Tausende von Söldnern, welche sich dann ohne Zucht und Gehorsam über die benachbarten Länder ergoßen, und von Raub lebten, bis sie wieder Dienst fanden. So entließ z. B. Heinrich II. von England nach seinem Kriege mit Frankreich seine Söldner. Die verbundenen Einwohner von Berry, welche durch sie auf's äußerste gebracht worden waren, schlugen auf einmal 7000 derselben todt (1183). Doch vermehrte sich ihre Zahl bald wieder. Brabanzonen wurden sie genannt, weil die meisten derselben aus Brabant kamen. Von den großen Messern, welche sie trugen, hießen sie auch Cottereaur, und vom deutschen Worte Reuter kam das französische Routiers. An der Seite des Oberanführers seiner Söldner Marcadee wurde Richard Löwenherz tödtlich verwundet und ungeachtet der König dem Schützen, dessen Pfeil ihn verwundet hatte, Verzeihung schenkte, ließ ihm Marcadee bei lebendigem Leibe die Haut abziehen und ihn dann aufhenken. Unter Johann ohne Land und Heinrich III. wurden die fremden Söldner zu einer furchtbaren Plage für England. Philipp August von Frankreich eroberte mit Hülfe seiner Söldner den größern Theil der englischen Provinzen diesseits des Canals. Er errichtete die sogenannten Ordonnanz-Compagnien, welche stets unter den Waffen und bereit waren, den königlichen Befehlen gegen innere und äußere Feinde Nachdruck zu verleihen. Auch die deutschen

Könige und Kaiser bedienten sich wiederholt in ihren Kriegen zahlreicher Söldnerschaaren, indem sie so wenig, als alle übrigen Könige ihrer Zeit mit ihren, stets auf die Heimkehr bedachten Vasallen dauernde Kriege führen konnten. Die zuverläßigsten und gefürchtetsten Truppen in den Heeren Friedrich's II. waren seine saracenischen Söldner. Auch die mohammedanischen Fürsten konnten nicht mehr, wie in den ersten Jahrhunderten des Islam ihre Schlachten mit den Heeren begeisterter Freiwilliger schlagen, welche so oft sie die Fahne des Propheten entfalteten, sich unter dieser schaarten. Türkische und kurdische Söldner fochten im Kampfe mit Kreuzfahrern, und Mammeluken*) stützten den Thron der egyptischen Sultane.

Doch die Volksheere waren es, welche allein in diesem, wie in jedem andern Abschnitte der Geschichte großartige, Welten erschütternde Siege davon trugen. Die Volksheere der italienischen Städte brachen die Macht der Hohenstaufen in Oberitalien, die Volksheere der Mongolen unterwarfen sich fast ganz Asien und führten zugleich an der Oder, am Indus und in China Kriege. Die Volksheere der Stedinger schlugen wiederholt zahlreiche Heere von Rittern und die Albigenser leisteten mehrere Jahre hindurch den wilden Schaaren der Kreuzfahrer siegreichen Widerstand, bis sie endlich mehr den Künsten des Betrugs und der Lüge, als des Krieges erlagen.

Die Kraft eines Volksheeres entspricht immer der Stärke der Nation, welcher es angehört. Die Volksheere eines Theils von Oberitalien genügten, die Ritter- und Söldner-Heere der mächtigsten christlichen Herrscher ihrer Zeit zu besiegen. Allerdings vermochten die Volksheere der Albigenser u. Stedinger nicht, ihren Feinden die Spitze zu bieten, denn diese Stämme waren zu klein. Auch war für Europa die Zeit noch nicht gekommen, da sich die Kraft der Völker wieder bewähren sollte. Doch waren die Kämpfe der Stedinger und Albigenser würdige Vorboten der Schlachten, welche Dithmarschen und Schweizer, in späteren Zeiten schlugen und brachen den Zauber der Unüberwindlichkeit, welchen bis dahin die ritterlichen Heere im Kampfe mit dem Landvolk, um sich verbreitet hatten.

§. 94. Universitäten.

Ungeachtet aller Anstrengungen der geistlichen und weltlichen Despoten, die Menschen in ihrer Dummheit zu erhalten, oder wo möglich noch mehr zu verdummen, schritt der Geist der Menschheit doch vorwärts. Das Bedürfniß zu lernen, wurde unter der strebenden Jugend immer stärker. Die Schulen, welche in Klöstern und Domstiftern bestanden, genügten dem Wissensdurste, welcher durch die bedeutungsvollsten Ereignisse der Zeit: den Streit zwischen Päbsten, Kaisern und Königen, den Kampf zwischen Christen und Mohammedanern, uud selbst die Zwistigkeiten der Mönche unter einander und die Verfolgung der s. g. Ketzer angeregt worden war, nicht mehr.

Die hohen Schulen der Mohammedaner zu Cordova, Sevilla, Alexandria und anderen Orten forderten die Christen zur Nacheiferung auf. Die Päbste bemühten sich, das von ihnen durch Lug und Trug zu Stande gebrachte Kirchenrecht, die Kaiser, das ihnen günstige römische Recht in Umlauf zu bringen. So erstanden im Laufe des elften und zwölften Jahrhunderts die ersten hohen Schulen in Europa, welche bald den Namen Universitäten annahmen. Zu Salerno in Unteritalien blühte schon lange vor der Zeit der normännischen Herrschaft, wohl seit dem 9. Jahrhundert eine Arzeneischule, welche in den Jahren 1143 und 1238 von neuem

*) Siehe oben §. 16. S.

bestätigt wurde. Peter Abälard legte im Anfange des zwölften Jahrhunderts den Grund zu der Pariser Universität, indem er in dieser großen Hauptstadt, und deren Umgegend*) die ersten Vorträge hielt, welche einen wissenschaftlichen Character hatten, über das enge Gebiet der hergebrachten Gottesgelehrsamkeit hinaus reichten und den Wissensdrang der Jugend seiner Zeit bis zur Begeisterung steigerten. Das von Abälard gegebene Beispiel wurde von anderen Lehrern nachgeahmt. Zahlreiche Schüler versammelten sich um sie. Lehrer und Schüler ordneten ihre gegenseitigen Beziehungen und die Verfassung, die sie sich selbst gaben, wurde von den geistlichen und weltlichen Behörden stillschweigend anerkannt. Der König Philipp August ertheilte ihnen gegen das Ende des zwölften Jahrhunderts Befreiung von allen königlichen Gerichten. Lehrer und Schüler wählten 1206 einen gemeinschaftlichen Vorsteher (Rector) und vereinigten ihre verschiedenen Genossenschaften zu einer allgemeinen Körperschaft (universitas). Die Universität wurde für die Stadt eine bedeutende Erwerbsquelle und brachte ihr außerdem Ehre und Ansehen, daher sie von den Königen mehr und mehr begünstigt wurde. Des Streites, welchen sie mit den Bettelmönchen zu bestehen hatte, haben wir schon oben**) erwähnt. Die zweite Schule, welche während dieses Zeitabschnitts in Frankreich gegründet wurde, war diejenige von Montpellier (1289). In ähnlicher Weise wie die Universität Paris entstand die hohe Schule zu Bologna. Dort lehrte schon im Anfange des zwölften Jahrhunderts Werner (Irnerius) mit großem Erfolge das römische Recht. Bald darauf wurde daselbst auch das kanonische Recht vorgetragen. Die Stiftung der Universität wird aber erst in das Jahr 1158 gesetzt. Der Mönch Gratian***) erhielt allmählich das Uebergewicht über Justinian, indem seine Sammlung noch höher geachtet wurde, als diejenige des Kaisers. Um dem zunehmenden Einflusse des päbstlichen Rechtes Schranken zu setzen, errichtete Friedrich II. (1224) eine hohe Schule in Neapel, auf welcher besonders das römische Recht gelehrt wurde.

Nach diesen Mustern entstanden die Universitäten von Padua (1228), Rom (1245), Orford (im Anfange des dreizehnten Jahrhunderts), Cambridge (1257), Valencia (1209), Salamanca (1250), Coimbra (1279) und Lissabon (1290).

Die Mitglieder der ersten christlichen Universitäten theilten sich in verschiedene Nationen, welche ihre Vorsteher, gemeinschaftliche Cassen und wohlthätige Anstalten besaßen. Anfangs hatten Männer von Geist und Kenntnissen gelehrt, ohne einen Ruf von aussen oder eine Anstellung erhalten zu haben. Später wurde es üblich, daß die Universitäten denjenigen ihrer Schüler, welche sich in ihrer Wissenschaft ausgebildet hatten, nach vorgängiger Prüfung das Recht zu lehren, oder die Würde eines Doctor (Lehrer) oder Magister (Meister) ertheilten. Die ursprüngliche Freiheit der Lehrer und Schüler verlor sich bald, Die Päbste maaßten sich an, die Universitäten unter ihre besondern Aufsicht zu ziehen und behaupteten, ihre Zustimmung sei zu deren Gründung erforderlich. In der That bestätigten sie die Errichtung der hohen Schulen von Paris und Bologna, und ihre Anhänger betrachteten es als eine Anmaaßung, daß Friedrich II. ohne päbstliche Genehmigung die Universität von Neapel gegründet hatte. Wiederholt griffen die Päbste in die innere Entwickelung der Universitäten störend ein. Dennoch war es ein Fortschritt, daß Anstalten gegründet wurden, auf welchen nützliche Kenntnisse, wenn auch unter dem Drucke des herrschenden Aberglaubens, verbreitet wurden. Der menschliche Geist übte an dem, was ihm geboten wurde, seinen Scharfsinn, und entdeckte allmählig viele Wahrheiten, welche den geistlichen und weltlichen Despoten unerwünscht wa-

*) Siehe oben §. 60. S. 174 ff.
**) Siehe oben §. 84. S. 269.
***) Siehe oben §. 81. S. 251.

ren, deren Verbreitung sie aber nicht hemmen konnten. Die Wissenschaften hörten auf, im ausschließlichen Besitze der Geistlichen zu sein. Sie wurden ein Gemeingut Derjenigen, welche reich genug waren, die hohen Schulen auf eigene, oder glücklich genug, sie auf fremde Kosten besuchen zu können. Je theurer und seltener damals die Bücher waren, desto werthvoller wurde der mündliche Unterricht; und viele Wahrheiten, welche niemand gewagt hätte, der Schrift anzuvertrauen, theilten sich von Munde zu Munde weiter mit. Abälard hatte längst den Haß der Glaubenseiferer auf sich gezogen, bevor sie ihn anzuklagen wagten. Er fiel, als ihr Opfer, erst nachdem er einen Theil seiner Lehren niedergeschrieben hatte. Bis dahin schützte ihn der Einwand, die Schüler könnten ihn mißverstanden haben. Die Universitäten geben uns einen nicht unwichtigen Maaßstab für das wissenschaftliche Streben der Völker. Italien, Frankreich, England und Spanien besaßen schon ein bis zwei Jahrhunderte lang solche, bevor die erste in Deutschland gegründet wurde. Unser Vaterland stand wohl an wissenschaftlicher Befähigung um so viele Zeit hinter den anderen Völkern zurück. Es holte sie darum doch später auf dem Gebiete der Wissenschaft ein.

§. 95. Wissenschaften.

Nur unter dem Schutze der Freiheit können die Wissenschaften blühen. Allein selbst in unseren Tagen besteht, mit einziger Ausnahme der nordamerikanischen Freistaaten, nirgends Freiheit der Forschung. Die herrschende Religion, die herrschende Staatsverfassung, herrschende Sitten und Gewohnheiten legen den strebenden Geistern aller Orten die schwersten Ketten an. In weit höherm Maaße war dieses aber der Fall während des Mittelalters. Die Religion der Christen duldete, eben so wenig als diejenige der Mohammedaner und der Juden, eine ihren Ueberlieferungen widersprechende Gottesgelehrsamkeit und Philosophie. Die Sternkunde, und die Geschichte und die meisten übrigen Wissenschaften empfanden nicht minder den Druck der herrschenden Religion. Denn jede den s. g. heiligen Büchern widersprechende Wahrheit wurde sofort als Ketzerei verschrieen und brachte den Entdecker oder Verbreiter in Lebensgefahr. Was die herrschende Religion für die Gottesgelehrsamkeit, war, und ist noch immer, die herrschende Staatsverfassung für die Rechtswissenschaft und den mit dem Staate in Verbindung stehenden Lehren der Philosophie. Wie die Päbste alle ihrer Herrschsucht widerstrebenden Wahrheiten der Gottesgelehrsamkeit und die mit ihr in Verbindung stehenden Lehren der Philosophie, so verfolgten Kaiser, Könige und Fürsten alle in das Gebiet der Rechtswissenschaft einschlagenden Wahrheiten und die mit ihr verwandten Zweige der Philosophie. Mit Hülfe der von den geistlichen Tyrannen erfundenen Verbrechen der Gotteslästerung, der Ketzerei und des Abfalls vom Glauben wurde der alte Unsinn und der alte Despotismus in der Kirche und mit Hülfe der von den weltlichen Machthabern erfundenen Verbrechen des Hochverraths und der Majestätsverletzung das alte Unrecht und die alte Knechtschaft im Gebiete des Staats erhalten. Selbst die Arzneiwissenschaft litt unter dem herrschenden Aberglauben, wenigstens in so fern, als wissenschaftliche Aerzte von s. g. Hexenmeistern, Zauberkünstlern und Astrologen, von Teufelsbeschwörern und andern Quacksalbern häufig verdrängt wurden, und als jede Entdeckung im Gebiete der Arzneikunde den Mann der Wissenschaft in Gefahr brachte, als Hexenmeister, Zauberer und Verbündeter des Teufels behandelt zu werden.

Die Eintheilung der Wissenschaften in die vier Facultäten: Philosophie, Theologie, Jurisprudenz und Medicin trug auch viel dazu bei, deren Aufschwung zu erschweren. Der Gegensatz, welcher zwischen der Philosophie und den übrigen

Wissenschaften eingeführt wurde, konnte nur zu Mißverständnissen führen. In der That ist Wissenschaft im eigentlichen Sinne des Wortes und Philosophie gleichbedeutend. Jeder Wissenszweig, welcher vernunftmäßig betrieben wird, dessen Wahrheiten auf Grundsätze zurückgeführt und nach Grundsätzen geordnet, vorgetragen werden, ist eine Wissenschaft. Alles Wissen dagegen, welches der freien Forschung unübersteigliche Schranken setzt, welches nicht auf Grundsätzen, sondern Glaubenssätzen ruht, und daher nicht von Grundsätzen, sondern von Glaubenssätzen Inhalt und Form erhält, ist keine Wissenschaft. Die christliche Gottesgelahrtheit des Mittelalters war daher eben so wenig eine Wissenschaft, als die mohammedanische, denn da und dort entschied nicht die freie Forschung, sondern der Glauben, nicht die Vernunft sondern die s. g. heilige Schrift in Uebereinstimmung mit der von den Kirchenherrschern eingeführten Auffassung und Auslegung derselben über Inhalt und Form, über die Wahrheit und innere Anordung der Lehrsätze.

Eben so wenig, als eine Wissenschaft der Gottesgelahrtheit gab es und giebt es bis zum heutigen Tage eine Wissenschaft des Rechtes. Wie die Gottesgelehrten sich bemühten, die Glaubenssätze der geistlichen, suchten die Rechtsgelehrten, die Rechtssätze der weltlichen Tyrannen zu erklären, zu erläutern, zu vertheidigen und zu beschönigen. Der Geist der Forschung stand aber im Gebiete der Gesetze ganz eben so wenig, als im Gebiete der Religion erhaben über dem Willen der Despoten, vielmehr stand er da und dort im Dienste der Tyrannen. Während man die Philosophie den übrigen Wissenschaften entgegen setzte, und diese knebelte, entzog man jener ihren Inhalt. Was in aller Welt ist Philosophie, wenn ihr die Wissenszweige der Gottesgelahrtheit und der Rechtsgelehrsamkeit entzogen sind? Bleibt noch die Arzneikunde. Diese wurde zwar schon seit dem neunten Jahrhundert auf der hohen Schule zu Salerno nach griechischen Mustern gelehrt, blieb aber das ganze Mittelalter hindurch auf einer den übrigen Wissenszweigen entsprechenden niedern Stufe. Juden, Mohammedaner und Mönche beschäftigten sich fast ausschließlich mit ihr. Die galenisch-arabische Schule der Medicin, welche aus Spanien und dem mohammedanischen Osten nach dem Abendlande kam, war, gleich der griechischen, voll von Vorurtheilen. Die Arzneikunde hatte aber ihre Bedeutung, insofern sie verstand, den Tod zu geben. Mit Giften waren manche Aerzte des Mittelalters wohl vertraut, wie unter anderen der Arzt des Kanzlers de Vinneis beweist, der dem Kaiser Friedrich II. den Tod geben wollte, und die vielen plötzlichen Sterbefälle, welche namentlich die Familie der Hohenstaufen zur Zeit ihres Kampfes mit den Päbsten betrafen, anschaulich machen.

In unsern Tagen hat es die Arzneikunde noch nicht zur Feststellung ihrer ersten Grundsätze gebracht. Wir können daher eine wissenschaftliche Behandlung derselben im Mittelalter nicht erwarten.

Die Eintheilung in die vier Facultäten der Phielosophie [Weltweisheit], Theologie [Gottesgelahrtheit], Jurisprudenz [Rechtswissenschaft] und Medicin [Arzneikunde] beruht wesentlich auf dem Grundgedanken der Unfreiheit. Sobald die Wissenschaft frei wird, muß die Philosophie sich gleichmäßig in allen Wissenschaften finden und die s. g. Facultät der Philosophie sich daher verwandeln in diejenige der Naturwissenschaften, deren eine den Menschen zu ihrem Gegenstande haben, und dessen Kräfte, Bestrebungen und Ziel besprechen wird.

Die Ketten, welche die Despoten der Wissenschaft anlegten, vermochten nur schwache Geister abzuhalten, sie zu fördern. Die größten Männer aller Zeiten haben den Wissenschaften und dem Leben gedient, unbekümmert um die Gefahren, denen sie sich dabei preisgaben Die Despoten vermochten selten eine entdeckte Wahrheit zu unterdrücken und sahen nie die ihnen verderblichen Folgen irgend einer Entdeckung zeitig genug voraus, um derselben vorbeugen zu können.

Wenn die Gottesgelehrten des Mittelalters ihr Wissen hätten auf die Höhe der Wissenschaft erheben wollen, so hätten sie die Frage über das Wesen der Gottheit, ihre Eigenschaften und ihr Verhältniß zur Welt, zur Erde und zum Menschen durchaus unabhängig von irgend einem Glaubensbekenntnisse: dem buddhistischen, mohammedanischen und christlichen beantworten müssen. Sie hätten dann die verschiedenen Glaubensbekenntnisse beleuchten, deren Verhältniß zu den ewigen Wahrheiten der Vernunft festsetzen, ihren Antheil an den Leiden und Freuden, dem Bildungszustande und der Staatsverfassung der Völker besprechen mögen. Bei dieser Besprechung würden die Gottesgelahrten den Grad ihrer geistigen Freiheit oder ihrer Befangenheit an den Tag gelegt und einen wissenschaftlichen Standpunkt eingenommen haben, welcher nach der Beschaffenheit ihres Scharfsinns, ihrer sittlichen Reinheit und ihres religiösen Schwunges höher oder niedriger gewesen sein mochte. Allein auch nicht ein einziger Gottesgelahrter des Mittelalters stellte sich auf diesen Standpunkt. Alle unterwarfen sich mit blindem Glauben den Lehrsätzen ihrer Kirche. Selbst diejenigen der Paulicianer, Albigenser und Stedinger erkannten wenigstens die Bibel als Glaubensregel an, von der nicht abgewichen werden dürfe; und das ganze Bestreben der Gottesgelehrten des Mittelalters bestand darin, die ihnen von ihrer Kirche überlieferten Sätze als unumstößliche Wahrheiten darzustellen und einzuschärfen. Weder Abälard noch sein Schüler Arnold von Brescia griff die Glaubenssätze der katholischen Kirche oder die geistliche Gewalt des Pabstes an. Bei mehr als einer Gelegenheit unterwarf sich der erstere unbedingt und unbeschränkt dem Urtheil der Kirche und des Pabstes. Doch Bernhard von Clairvaux machte es ihm zum Verbrechen, daß er die von der Christenheit als göttlich verehrten Glaubenssätze zum Gegenstande von Erörterungen machte, in welchen der forschende Verstand nicht vollständig dem gläubigen Gefühle und der kirchlichen Anschauugsweise untergeordnet war. Die Glaubenseiferer aus der Schule Bernhards mochten ahnen, daß der Verstand sich von der untergeordneten Rolle, welche er zu Abälards Zeiten der Religion gegenüber einnahm, zu einer höheren und bedeutungsvolleren hinanschwingen könnte, und da sie sich bewußt waren, daß sie auf dem Gebiete des Gedankens nichts zu leisten vermochten, so traten sie demselbeu bei seiner ersten Regung schon mit so großer Gehäßigkeit entgegen. Die einzigen Gottesgelehrten, welche schöpferische Kraft besaßen, waren die Erfinder neuer Lehren des Unsinns*).

Die Rechtsgelehrten standen auf gleicher Höhe mit ihren Brüdern der Gottesgelehrsamkeit. Die s. g. Legisten priesen das römische, die Decretisten das kanonische Recht. Sie priesen es und erleuterten es und suchten seine Bedeutsamkeit zu erhöhen und seine Wirksamkeit auszubreiten. Hätten sie sich auf den Standpunkt der Wissenschaft schwingen wollen, so hätten sie nach den ewigen und unveräußerlichen Rechten der Menschheit fragen, hätten diese aus der Natur des Menschen, seinen Kräften und seinem Ziele ableiten und einen Krieg gegen die herrschenden Gesetze der Kaiser, der Päbste und der Könige, welche alle mehr oder weniger die Unterdrückung der Völker und die Bereicherung und Befestigung der Machthaber bezweckten, beginnen müssen. Dazu hatte Niemand Lust. Selbst den augenfälligsten Gräuelthaten, welche im vereinten Gebiete der Religion und des Rechtes an Albigensern und Stedingern, an den Heiden des Nordens und den Mohammedanern des Südens verübt wurden, traten weder Gottesgelehrte noch Rechtsgelehrte entgegen.

Das Wissen der Abendländer war im zwölften und dreizehnten Jahrhundert so gering, daß nichts für sie wichtiger war, als die Erlernung der Sprachen der Völker, welche mehr Wissen, als sie besaßen, namentlich der Lateiner, Griechen und Araber. Nur durch lateinische, griechische und arabische Bücher oder im Verkehr

*) Siehe §. 78. §. 238 ff.

mit gelehrten Morgenländern konnten konnten sich die Abendländer die geistigen Errungenschaften gebildeter Nationen aneignen. Nachdem die Abendländer schon früher durch die Araber Kenntniß von den griechischen Schriftstellern, namentlich Aristoteles und Plato, erhalten hatten, fingen sie an, aus den Quellen selbst zu schöpfen. Die Kenntniß der griechischen Sprache verbreitete sich unter den Gelehrten des Abendlandes, welche dadurch in den Stand gesetzt wurden, mit Umgehung der früheren doppelten Uebersetzungen [aus dem griechischen in das arabische und aus dem arabischen in das lateinische] die Werke der griechischen Philosophen zu lesen. Die großen Züge, welche die Ritter nach Spanien, dem fernen Palästina, Egypten und Tunis machten, veranlaßten auch manche Gelehrte zu Reisen, auf welchen sie nützliche Kenntnisse sammelten, die sie später wieder in ihren Kreisen verbreiteten,. Der Koran wurde aus dem Arabischen in das Lateinische übersetzt. Der Text des Aristoteles wurde verbessert. Vergebens verbot der Pabst Innocenz III. alle nicht dialectischen Schriften des Aristoteles. Als Innocenz sich in die Angelegenheiten der Gelehrtenschulen einmischte, hatte Aristoteles schon so zahlreiche und mächtige Anhänger gefunden, daß das Pabstthum nicht stark genug war, dem Geiste der Schulen zu widerstreben. Im Widerspruche mit dem Pabste förderte Kaiser Friedrich II. die Einführung der ächten aristotelischen Schriften und vor ihm schon hatte der König Philipp August von Frankreich eine getreue Uebersetzung der Metaphysik des Aristoteles aus der Ursprache veranlaßt. Unter den Gelehrten des Mittelalters zeichneten sich insbesondere Albert von Cöln, Thomas von Aquino und Roger Baco aus. Albert von Cöln, oder Albertus Magnus, wurde von manchen für einen Zauberer gehalten, weil er, als ihn der deutsche König Wilhelm von Holland in Cöln besuchte, mitten im Winter unter Blüthen und Blumen, bei milder Frühlingswärme in seinem Klostergarten getroffen wurde. Selbst die Begleiter eines Königs, denen man doch einige Kenntnisse zutrauen sollte, wußten sich diese Erscheinung nur durch die Zauberkünste zu erklären, welche sie dem großen Albert zutrauten. Dieser zeichnete sich übrigens nicht blos durch die Treibhäuser, die er zuerst nach Deutschland brachte, sondern auch durch manche andere, Staunen erregende, Maschinen, die er verfertigen ließ und durch zahlreiche, fast alle Wissenszweige seiner Zeit umfassende Werke aus. Roger Baco, ein Engländer von Geburt, und Zeitgenosse Albert's verstand arabisch, griechisch und hebräisch, besaß jedoch nicht die Tiefe desselben. Roger Baco machte verschiedene Erfindungen im Gebiete der Mechanik und Optik und führte zahlreiche Entdeckungen der Araber im Abendlande ein. Vom Pabste Clemens IV. wurde Baco begünstigt, von zwei anderen Päbsten, Nicolaus III. und Nicolaus IV. dagegen der Magie beschuldigt und eingekerkert.*)

Thomas von Aquino, ein Schüler Albrechts von Cöln, brachte zuerst die aristotelische Philosophie in Verbindung mit der Gottesgelahrtheit und kann daher als der eigentliche Gründer der s. g. Scholastik, d. h. jener Schule betrachtet werden, welche die christliche Gottesgelahrtheit durch Gründe der griechischen Philosophen zu stützen bemüht war. Er lehrte zu Paris, Rom, Bologna und Pisa. Thomas Aquino ordnete die Philosophie, oder vielmehr die aus dem Zusammenhange herausgerissenen Sätze der aristotelischen Philosophie, deren er sich bediente, so vollständig dem römischen Unsinn unter, daß er nicht blos Dominicanermönch bleiben, sondern auch in diesem Orden zu hohen Ehren steigen und von den Päbsten begünstigt und sogar (1323) heilig gesprochen werden konnte.

Auf dem Gebiete der Astronomie und der Mathematik waren die Araber

---

den Abendländern noch immer überlegen. Nur mit Hülfe arabischer Gelehrter vermochte Alphons X. von Castilien seine berühmten astronomischen Tafeln ausarbeiten zu lassen.

Wie in allen übrigen Wissenszweigen, so entwickelte sich auch in der Geschichte gegen das Ende unseres Zeitabschnittes eine neue und frischere Thätigkeit. Wilhelm von Malmsbury schrieb eine Geschichte der englischen Könige von Hengist und Horsa bis auf Heinrich I. (449—1126), eine Geschichte seiner Zeit (1126—1143) und vier Bücher englischer Kirchengeschichte. Wilhem von Newborough, Neobrigensis, setzte Wilhelm's Werk fort. Der vorurtheilsfreiste, schärfste und bestunterrichtete unter den englischen Geschichtsschreibern des Mittelalters war Mathäus Paris, Mönch von St. Albans. Er war Heinrich's III. Genosse bei Tisch, im Palaste und im Cabinette. Sein Werk, so weit er es selbst schrieb, umfaßte die Zeit von 1239—1259. Unter den französischen Geschichtsschreibern dieser Zeit heben wir Odo von Deuil, welcher das Leben Ludwig's VII., und Wilhelm von Tyrus, welcher die Kreuzzüge und das s. g. heilige Land beschrieb, hervor. In ihrer Muttersprache zeichneten sich Joinville, der Ludwig's IX. Leben und Villehardouin, welcher die Eroberung Constantinopel's und das lateinische Kaiserthum von 1198—1207 darstellten, besonders aus. Unter den deutschen Geschichtsschreibern dieses Abschnittes verdient Otto von Freisingen, ein Halbbruder Konrad's III., erwähnt zu werden, dessen Zeitbuch (Chronica) insofern, als es die Ereignisse seiner eigenen Zeit und namentlich die Thaten Kaiser Friedrich's I. beschreibt, von hohem Werthe ist. Der Domherr Radewich, welcher Otto's Werk fortsetzte, kam ihm, wenn auch in dem Style, doch nicht in der richtigen Würdigung und Auffassung der Geschichte gleich.

§. 96. Künste.

In der Mitte zwischen der Wissenschaft und dem Leben steht die Kunst. Ihre Aufgabe ist es, die ewigen Wahrheiten, welche die Wissenschaft zu Tage gefördert, oder die Thatsachen, welche sie gerichtet hat, zur Anschauung zu bringen. Die Kunst steht daher in der innigsten Verbindung mit der Wissenschaft und kann, so lange diese schlummert, nimmermehr eine hohe Stufe erreichen. Die Wissenschaft ist weniger allgemein zugänglich, als die Kunst. Nur durch diese kann sie auf die Masse wirken und das Leben nach ihren Eingebungen gestalten. Für ein schönes Gedicht, ein erhabenes Bauwerk, eine Bildsäule voll Ausdruckes, ein sprechendes Gemälde oder eine ergreifende Melodie hat jeder Mensch von gewöhnlichen Gaben ohne alle höhere Ausbildung, Sinn und Geschmack. Doch das Verständniß jedes rein wissenschaftlichen Werkes setzt eine gelehrte Bildung voraus. Je seltener diese ist, desto bedeutungsvoller wird für die Entwickelung der Völker die Kunst. Die wichtigste ist unstreitig die Dichtkunst. Ein Jahrtausend hatte sie bei den Völkern des Abendlandes geruht, als sie sich zuerst in demselben Lande regte, welches dem Ritterthume die höhere Weihe und der Religion wieder einige Reinheit verlieh, im Lande der Gerichtshöfe der Liebe und der Albigenser im südlichen Frankreich. Doch verbreiteten sich, wie Ritterthum und Minne, so auch Dichtkunst und Gesang von da über die benachbarten Länder. Derselbe Mann, welcher auf dem Gebiete des Wissens die kräftigste Anregung gab, Abälard, war es auch, der durch seine Lieder ganz Frankreich belebte und alle fühlenden Herzen seiner Zeit mit sich fortriß. Seine dichterischen Ergüsse blieben vereinzelte Töne im rauheren Norden von Frankreich, während im Süden die Zahl der Dichter und der Einfluß, den sie auf die Gestaltung des Lebens übten, seit dem elften Jahrhundert von Jahrzehnd zu Jahrzehnd immer zunahm, bis der unversöhnliche Haß der Pfaffen in Verbindung mit der Herrschsucht fluchwürdiger Fürsten die Geistesblüthen vernichteten, welche,

sich früher, als im übrigen Abendland, in der Provence erschlossen hatten. Die Troubadours (Minnesänger) Trouveres, d. h. die Dichter, welche ihre eigenen Verse vortrugen, sei es in Begleitung von Harfe und Leier, oder gesprochen mit Wärme und Kraft, bildeten die reinste Würze aller Feste des südlichen Frankreich's. Während früher alle dichterischen Werke der großen Masse des Volkes unzugänglich waren, weil die Sprache, in der sie verfaßt wurden, todt, und ihr Inhalt ungenießbar entwickelte sich aus den Gesängen der Troubadours eine Poesie, welcher nicht blos Ritter und Edelfrauen, sondern auch die weniger begünstigten Classen des Volkes die wärmste Theilnahme schenkten. König Arthur und seine Tafelrunde, der heilige Graal, d. h. das Gefäß, aus welchem die Jünger Christi mit ihm das Osterlamm genossen haben und in welchem nachher sein Blut am Kreuze aufgefangen worden sein soll, waren die beiden Lieblingsgegenstände der süd-französischen Dichtkunst. Im Jahre 1155 schrieb Robert Wace in romanischer Sprache ein Gedicht über die fabelhafte Geschichte der Britten von der Eroberung Troja's bis zum Jahre 680 n. Chr. In demselben Jahre und in derselben Sprache verfaßte Eustache, oder Wistache, in Jamben die Geschichte der Normänner, unter dem Titel Rou oder Rol. Die Geschichte Karl's, des s. g. „Großen" und seiner Paladine bot den Dichtern jener Zeit gleichfalls einen reichen Stoff. Wie den anderen, so lagen auch diesen Gedichten gewöhnlich prosaische früher geschriebene Werke zu Grunde. Die Eroberung Trojas, das Leben und die Thaten Alexander's des Macedonier's und persische Fabeln beschäftigten zahlreiche Volksdichter damaliger Zeit. Ein Gedicht, welches unter dem Titel Dolopathos (König Schmerz und Jammer) von Herbert in romanischen Versen geschrieben wurde (1260), ist von hoher Wichtigkeit weil es uns beweist, daß damals schon eine gewisse literarische Verbindung mit Indien bestand. Das Werk, welches diesem Gedichte zu Grunde lag, war von dem Indier Sendebab oder Sendebar geschrieben, ging aus der Ursprache in das persische, aus diesem in's hebräische, syrische und lateinische und endlich in's romanische über. In ähnlicher Weise mochten mancherlei buddhistische Anschauungen und Gebräuche, welche wir später in der katholischen Religion wieder finden, ihren Weg nach dem Abendlande gefunden haben.

In der innigsten Beziehung zum Leben standen die Lieder und Gesänge, in welchen die gebildetsten Männer und Frauen jener Zeit um den Preis kämpften. Die Liebeslieder kamen in sechs verschiedenen Formen vor: (Son, Chant, Chanson, Couplet, Vers, Serenade). Einen ernsteren Character hatten die Lays, deren Ausgang immer traurig war. Der Planh oder Klagegesang drückte heftigen Schmerz abwechselnd mit wüthender Kampflust aus. Sirventes hießen Spottgedichte, welche oft tiefere Wunden schlugen, als das Erz. Pastourellen waren dichterische Gemälde, deren Gegenstand dem Landleben entnommen war; Tensonen Wett- und Streitgesänge, welche, wenn mehrere Personen daran Theil nahmen, in der romanischen Sprache Tornamente oder Tourniere genannt wurden.

Die Deutschen waren im zwölften und dreizehnten Jahrhundert den Süd-Franzosen nicht gewachsen auf dem Felde der Dichtkunst. Allein das romanische Land (Burgund und Arelat) stand damals in so reger Verbindung mit unserem Vaterlande, daß eine gewisse Rückwirkung nothwendig eintreten mußte. Die deutsche Ritterpoesie und der deutsche Minnegesang verdienen eine rühmliche Erwähnung in der Geschichte dieser Zeit. Die deutsche Sprache hatte dazumal einen unermeßlichen Reichthum und eine Leichtigkeit und Geschmeidigkeit erlangt, wovon das Nibelungenlied, welches, nach früheren Bearbeitungen, um 1210 seine gegenwärtige Gestalt erhielt, den besten Beweis liefert. Wolfram von Eschenbach und Heinrich von Ofterdingen, Heinrich von Veldeck und Albrecht von Halberstadt können wir hier nur mit Namen nennen. Walther von der Vogelweide glänzte unter den

Minnesängern. Berühmt ist der Wettstreit der deutschen Dichter, welcher, unter dem Schutze des Landgrafen Herrmann von Thüringen, im Jahre 1207 auf der Wartburg stattfand. Die deutschen Minnesänger hatten übrigens nicht ein so glückliches Loos, als die Troubadours des südlichen Frankreich's. Walther v. d. Vogelweide, welcher sich rühmt, niemals alte Kleider angenommen zu haben, beweist durch diese Aeußerung deutlich, daß andere deutsche Minnesänger sich mit solchen abfinden ließen. Der deutsche Minnegesang erreichte aber auch niemals den Höhepunct des süd-französischen. Walther v. d. Vogelweide nennt als die Arten des Minnegesangs nur das Singen von den Vögelein, von der Haide, von Sommer und Winter, von Rittern uud Frauen, von Blumen, von Werben und Liebe. Wenn wir damit die Mannichfaltigkeit der Gesänge Süd-Frankreich's vergleichen, so erhellt schon daraus, daß unsere Nachbarn im Westen uns im Minnegesange unstreitig übertrafen. Eine Reihe der günstigsten Verhältnisse, deren Deutschland sich nicht rühmen konnte, mußten zusammen treffen, um an den Ufern der Dürance und der Garonne die ersten Keime ursprünglicher Dichtkunst zu wecken. Außer einem milden Himmelstriche, einem fruchtbaren Boden und allgemeinem Wohlstande, rechnen wir dahin namentlich einen Grad der Freiheit, wie er sich in Deutschland nicht fand.

Unter den anderen Künsten nennen wir die Baukunst zuerst, weil sie sich nächst der Dichtkunst, zuerst entwickelte. Die Araber gründeten, nach griechischen Mustern, einen Baustyl, die Mauren in Spanien nach römischen Mustern einen zweiten und die Westgothen Spanien's mit Rücksicht auf arabische und maurische Werke einen dritten, den neugothischen. Die arabischen Bogen waren kreisförmig, ihre Moscheen gingen in Kugeln aus und waren von schlanken Minareten umgeben, die mit einem Balle oder einem Tannzapfen bedeckt waren, ihre Mauern waren mit Mosaik und Stuck verziert. Die arabischen Säulen standen gleich denen der Mauren einzeln und wenn deren mehrere nebeneinander angebracht wurden, so berührten sie nicht einander. Die arabischen Moscheen sind meistentheilts niedrig, ihre Fenster von geringer Höhe, ihre Thore, so wie diejenigen der Mauren, sind flach und haben keine Tiefe. Die Bogen der Mauren zeichnen sich durch ihre Hufeisenform aus. Im übrigen hat aber ihr Baustyl große Aehnlichkeit mit dem arabischen. Das Hauptwerk der maurischen Baukunst, welches, im Laufe dieses Zeitabschnittes, entstand, ist der Palast der Fürsten von Granada, welcher das rothe Haus genannt wird. Wesentlich verschieden von der mohammedanischen Baukunst ist die gothische, deren Glanzperiode das zwölfte und dreizehnte Jahrhundert war. Die gothischen Bogen sind spitzig. Die gothischen Säulen stehen gewöhnlich in Gruppen beisammen und gehen in einander über. Die gothischen Kirchen sind leicht gebaubt, haben große Fenster tief gehende Thore, und spitzige und gerade Thürme. In diesem Style wurde unter vielen anderen Domkirchen auch diejenige von Straßburg erbaut. Erwin von Steinbach (im Badischen) entwarf dazu den Plan, und leitete den Bau, welcher bei seinen Lebzeiten allerdings noch nicht bis zur Oberfläche gedeihen konnte. Am 2. Febr. 1276 wurde mit dem Graben des Fundaments der Anfang gemacht, am 25. Mai 1277 der Grundstein gelegt. Erwin starb den 17. Jan. 1318. Sein Sohn Johannes folgte ihm in der Stelle eines Werkmeisters nach, in welcher er bis zum Jahre 1330 den Bau des Münsters leitete. Erwin's Tochter, Sabine, trug durch die Werke ihres Meisels zur Ausschmückung der Kirche bei. Deutsche Baumeister führten, im zwölften und dreizehnten Jahrhundert zahlreiche Gebäude in Italien auf.

Im Gebiete der Malerei beginnt mit dem Italiener Cimabue, geboren 1240 zu Florenz, eine neue Epoche, welche ihren Glanzpunct aber erst im folgenden Zeitabschnitte erreichte. Er führte in die Malerei jene ideale Schönheit wieder ein, welche

ein Jahrtausend hindurch aus derselben entschwunden war. Sein Styl war groß, nnd der Ausdruck seiner Personen natürlich. Er verstand es, die Menschen in Gruppen zu vereinigen und ihren Gewändern einen schönen Faltenwurf zu verleihen. Allerdings waren seine Werke nicht frei von vielen Fehlern, welche seine Nachfolger ablegten, auch waren die Gegenstände seiner Kunst nicht diejenigen, welche ihm ein freier Geist und ein unbefangenes Gemüth, empfohlen haben würden. Doch wie hätte sich dieses von einem Künstler des dreizehnten Jahrhunderts erwarten lassen?

§. 97. Handel, Schifffahrt und Gewerbe.

Die Kriege, welche im zwölften und dreizehnten Jahrhundert im Norden Europa's und in Asien geführt wurden, hatten bei vielen traurigen Folgen doch auch die gute, daß sie das Handelsgebiet der Welt ausdehnten. Die Mongolen, deren Herrschaft vom äußersten Osten Asien's bis tief nach Europa herein reichte, brachten die verschiedenen Länder ihrer Herrschaft in einige Handelsverbindung, während weiter südlich die mohammedanischen Völker, deren Herrschaft sich von den Ufern des Ganges bis zu den Küsten des atlantischen Oceans erstreckte, den Verkehr des Abendlandes mit Indien vermittelten. Im Süden Europa's waren es die italienischen Freistaaten, im Norden die Hansestädte, welche den Großhandel in ihrer Gewalt hatten. Die italienischen Seestädte holten die Waaren des Ostens und Südens in Ptolemais, Alexandria und anderen Hafenplätzen des Mittelmeeres ab, brachten sie in ihre Heimath und versandten sie von da nach dem Westen und dem Norden. Die Venetianer und Genueser besaßen Handelsniederlagen in Constantinopel und Ptolemais. Die Venetianer hatten bei Gelegenheit des s. g. lateinischen Kreuzzugs viele Häfen und Inseln des oströmischen Reiches an sich gebracht, die sie auch nach dessen Wiederherstellung behaupteten, und von denen aus sie den Handel mit dem Osten und dem Westen vermittelten. Sie arbeiteten hauptsächlich in südlicher, die Genueser in nördlicher Richtung. Die Venetianer verkehrten mit Africa und Indien, die Genueser mit Sibirien und China. Die Städte Nürnberg, Augsburg und Braunschweig förderten die Waaren des Südens in die Häfen der Nord- und Ost-See, besonders nach Hamburg, Lübeck, Stettin und Danzig. Eimbeck, Göttingen, Nordhausen und Minden nahmen gleichfalls einen gewinnreichen Theil an diesem Handel. Scandinavien bezog aus Deutschland Mehl und Bier, der ganze Osten Tuche und mannichfaltige Luxusbedürfnisse, welche diese weniger civilisirten Länder noch nicht anzufertigen verstanden. Während die deutschen Städte des Nordens den Handel mit den Ostseeprovinzen, Scandinavien und Rußland inne hatten, war Wien der Mittelpunct des Handels mit Constantinopel und dem oströmischen Reiche.

Die Schifffahrt auf dem Mittelmeere war durch die Kreuzzüge sehr gehoben worden und die Unterwerfung der Ostseeprovinzen durch die deutschen Ritter hatte vermehrte Beziehungen zwischen Deutschland und den neu gegründeten Städten an den Küsten des baltischen Meeres zur Folge. Die Schifffahrt hielt sich übrigens während des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts noch in sehr engen Gränzen. Nur die europäischen Meere wurden viel befahren. Island und Grönland wurden wohl von den scandinavischen Schiffen besucht, doch über diese Länder hinaus wagte sich niemand dem Westen zu. Durch die Erfindung des Compasses, welche in das zwölfte Jahrhundert fällt, wurden übrigens die Entdeckungen späterer Jahrhunderte vorbereitet.

Auch die Gewerbe nahmen in Folge der Kreuzzüge einen höhern Aufschwung, die Kreuzfahrer lernten im Osten Bedürfnisse kennen, von denen sie früher keine

Ahnung gehabt hatten. Die Seidenzucht wanderte immer weiter nach dem Westen. Unter Roger II. (um 1130) wurde sie nach Sicilien verpflanzt. Früher schon werden daselbst aus orientalischer Seide Zeuge gewoben. Der Luxus in Kleidern und der Ausstattung der Wohnungen nahm zu und beschäftigte viele fleißige Hände.

Die Nationen hörten auf, ein abgesondertes Leben zu führen. Von Volk zu Volk bildete sich eine Kette des Verkehres, welche von der Küste des atlantischen Meeres bis zur äußersten Ostspitze Asiens reichte. Einzelne kühne Reisende legten wohl auch die ganze Strecke zurück. So durchforschte der Jude Benjamin von Tudela im Auftrage seiner Glaubensgenossen den Osten, die Mönche Plan Carpin und Askolin reisten als Gesandte des Pabstes Innocenz IV. zum mongolischen Chane Gayuk, Andreas de Rubruquis, von Ludwig IX. geschickt, zum Chan Mangu. Der bedeutendste aller Reisenden jener Zeit war aber der Venetianer Marco Polo, welcher sechsundzwanzig Jahre lang Asien durchzog, sich lange Zeit am Hofe Kublai Chan's in Peking aufhielt, und dessen Berichte den kühnen Seefahrer Columbus anregten, seine Entdeckungsreise nach dem Westen zu machen.

Mit dem Verkehre der Waaren und der Personen nahm auch der Geldumsatz zu. Vor den Kreuzzügen waren die Juden im Besitze des Geldhandels gewesen. Später mußten sie sich darein mit den Lombarden theilen.

§. 98. Die Bauern.

Das Mittelalter kannte nicht die vielen Gewerbe und Fabriken der neueren Zeit. Die Städte waren minder zahlreich und minder bevölkert, als in unseren Tagen. Die Zahl der Ackerbauer war dazumal im Verhältniß zu den übrigen Ständen weit größer, als jetzt. Die überwiegende Mehrzahl bestand in allen Theilen der gebildeteren Welt aus Bauern. Unter der Herrschaft der Mohammedaner wurde das Land meistenstheils von Sklaven bestellt, in christlichen Staaten von Leibeigenen. Nur wenige Stämme, wie die Friesen an den Ufern der Nordsee bewahrten sich ihre Freiheit. Die Landbewohner der meisten übrigen christlichen Staaten sanken entweder zu leibeigenen Knechten, oder zu frohndpflichtigen und schwer gedrückten Arbeitern auf fremdem Boden herab. Adel und Geistlichkeit herrschten, die Städte wahrten sich mit Mühe ihre Freiheit. Die große Masse des Volks war aller Orten, wenn auch unter verschiedenen Formen, zu einem willenlosen Werkzeuge in den Händen der Mächtigen herabgedrückt worden. Wenn ungeachtet dieser unleugbaren Thatsache eine gewisse Classe von Schriftstellern das Mittelalter und insbesondere die Zeit der Kreuzzüge als eine glückliche und segensreiche Periode rühmt, und von der Rückkehr zu den damals geltenden Grundsätzen allein das Heil der Völker erwartet, so beweist dieses nur, daß diese Unmenschen kein Gefühl für die Leiden der Milltonen, und die Knechtschaft der Völker haben, vielmehr die Willkürherrschaft heuchlerischer Pfaffen und gewaltthätiger Ritter mit dem Wohlstande, der Bildung und der Freiheit der Gesammtheit verwechseln. Die Entwickelung der Völker besteht in der Vermehrung der Zahl derjenigen, welche an den Vortheilen des gesellschaftlichen Lebens Antheil nahmen, und in der Steigerung dieser Vortheile. Während des Mittelalters und zumal während der Zeit der Kreuzzüge war die Zahl der Menschen, welche Theil nehmen an den Genüssen der Erde und an den Rechten der Gesellschaft außerordentlich klein, und die Vortheile, welche das gesellschaftliche Leben bot, waren sehr gering. Selbst die mächtigsten Fürsten und Herren waren ihres Lebens und ihrer Güter nicht sicher, und die

große Masse des Volkes war der Raubsucht einer gaunerhaften Geistlichkeit und der Gewaltthätigkeit einer rohen Ritterschaft fast schutzlos preis gegeben.

Die Versuche, welche die Bauern verschiedener Länder vom neunten bis zum elften Jahrhunderte gemacht, das auf ihnen ruhende Joch zu brechen *), hatte für sie nur schwereren Druck und herbare Leiden zur Folge. Nur mit den Ursachen beherrscht man die Wirkungen. Die Bauern des Mittelalters erkannten nicht, daß die Grundursache alles ihres Elends in den Ansichten bestehe, welche ihnen von ihren Herren über ihr Verhältniß zu diesen eingeflößt worden waren. Sie vermochten sich weder von ihren religiösen, noch von ihren staatlichen Vorurtheilen loszumachen, und folgeweise auch nicht von dem Drucke, welcher darauf ruhte. So lange die Bauern glaubten, die Geistlichen seien Diener Gottes, konnten sie unmöglich das Joch brechen, daß diese ihnen auferlegt hatten, und so lange sie glaubten, die Könige, Fürsten, Grafen und Ritter seien ihnen von Gott zu Herren bestellt, kämpften sie vergeblich gegen die Mißbräuche dieser angeblich göttlichen Herrscher an. Je hündischer der Glaube des Volkes war, desto mehr wurde es von seinen Herren verachtet und gedrückt. Zu ihrem Vergnügen ritten sie statt auf den Straßen durch die Felder und Fluren der Bauern. Ihre Jagdlust wurde nicht gehemmt durch deren Pflanzungen. Mitten durch das hohe Korn tobten die ritterlichen Jäger mit Roßen und Hunden, lachten aller Klagen, denen nicht das gewichtige Schwert Nachdruck verlieh, und ließen nicht selten ihren Unmuth noch an den Personen der Unglücklichen aus, deren Beschwerde nicht verstummte, wenn ihnen von dem stolzen Eindringlinge Schweiger geboten war. Wenn zwei Ritter sich befehdeten, mußten deren Bauern gewöhnlich die Zeche bezahlen. Ihre Felder und Hütten wurden zerstört und es war ein schlechter Trost für die Bauern des einen Ritters, daß diejenigen seines Gegners ihr Schicksal theilten. Eine furchtbar drückende Last war der Zehnte, welchen die Geistlichkeit aller Orten von dem Bauern verlangte, um so drückender, je mangelhafter im Mittelalter die Landwirthschaft betrieben wurde und je geringer daher ihr Ertrag war. Die vielen Feiertage, an welchen nicht gearbeitet werden durfte, aber in die Kirche gegangen werden mußte, erschwerten die Lasten der Bauern, indem sie den Tagelöhnern manchen Tagelohn, dem leibeigenen Pächter manchen Arbeitstag entzogen. Die grausamen Strafen und der erhöhte Druck, welchen die Bauern in Sachsen, der Schweiz und der Normandie erlitten, nachdem sie umsonst versucht hatten, das auf ihnen ruhende Joch zu brechen, verbreitete unter ihren Standesgenossen Schrecken und lähmte ihre Thatkraft.

Dennoch gelang es nicht aller Orten der heuchlerischen Geistlichkeit und dem selbstsüchtigen Adel die Bauern in vollständiger Unterwürfigkeit zu erhalten, oder, wo sie sich ihre Freiheit bewahrt hatten, sie zu unterjochen. In Deutschland, Skandinavien, Frankreich und England fanden mehr oder weniger bedeutungsvolle Bewegungen statt, welche das Loos des Bauernstandes berührten. Die Kämpfe, welche Adel und Geistlichkeit in England mit dem Königthume führten, hatten auch für die Landbebauer einige Erleichterungen in ihrem Gefolge. Doch da der Adel den hervorragendsten Theil daran genommen, zog er davon auch die beßten Früchte. **) Mit wechselndem Glücke rangen die niederdeutschen Bauern: Stedinger, Friesen, Dithmarschen und Kennemaren nach Freiheit. Die Versuche der skandinavischen und französischen scheiterten vollständig, indem sich Königthum, Adel und Geistlich-

*) S. Buch IV. §. 62. S. 186.
**) S. oben §. 64. S.

keit wider sie verbanden. Die Kämpfe und Schicksale der wackeren Stedinger haben wir schon oben*) berichtet.

Zwischen der Eider und der Elbe, geschützt durch das Meer und weite Sümpfe, wohnten die Dithmarschen, ein Zweig des friesischen Stammes. Sie waren gleich ihren Brüdern an der Weser, Ems und Zuyderse von jeher frei gewesen, hatten keinen adeligen Herrn unter sich aufkommen lassen und entrichteten nur dem Bischoffe von Bremen einen kleinen Zins. Doch die benachbarten Ritter und Herren ließen ihnen keine Ruhe. Namentlich waren es die Grafen von Stade, welche sie bedrückten. Nach einer schweren Theuerung und Hungersnoth zwang sie der Graf Rudolph II., welcher seinen Sitz auf der Bökelnburg hatte, auf einmal die rückständigen Lieferungen des vorigen Hungerjahres und des laufenden zu leisten. Die Bauern, welche ihrer früheren Freiheit gedachten und denen das gräfliche Joch noch nicht zur Gewohnheit geworden war, beschlossen dieses zu brechen. An dem Tage, da sie ihr Korn in das Schloß liefern sollten, schickten sie mehrere Wagen mit Korn gefüllt voran. Auf dem ersten saß die schöne Tochter eines Bauern um die der Graf gebuhlt hatte. An der Seite ihres Wagens ging ihr Vater. Auf die mit Korn beladenen Wagen folgten andere in denen sich starke Männer verborgen hielten. Die Wagen fuhren so nahe hintereinander, daß nicht alle auffahren konnten, sondern mehrere im Thore halten mußten. Als der Graf sich der langen Reihe von Wagen freute und keine Gefahr ahnte gaben die Männer, welche neben den Wagen hergingen, die Losung: „Rührt die Hände, schneidet die Säckebände."

Die versteckten Männer sprangen aus den Säcken hervor und fielen über ihre Bedrücker her. Die Gräfin, welche ihren Gatten zu allen seinen Bedrückungen angespornt hatte, fand ihren Tod auf der Flucht, der Graf in dem innersten Gemache des Schlosses (1144).

Nicht lange blieben die Dithmarschen aber im Besitze ihrer wieder gewonnenen Freiheit. Schon im Jahre 1147 überzogen der Erzbischoff von Bremen, Heinrich der Löwe und andere Gewalthaber sie mit Krieg. Die Bauern vermochten nicht der Uebermacht zu widerstehen. Sie wurden besiegt und schwerer gedrückt, als zuvor. Reinold Graf von Artlenburg, erbaute in ihrem Lande die Stellerburg. Doch als dieser in der Schlacht bei Demming von den Slaven erschlagen worden war, erhoben sich die Bauern wieder, brachen die Stellerburg und mit ihr zugleich das verhaßte Joch des Adels. Im Jahre 1201 wurden sie jedoch vom Dänenkönige Kanut unterworfen, welcher ihnen einen holsteinischen Grafen, Namens Schack, zum Herren gab. Dieser baute eine neue Zwingburg im freien Lande: das Schloß Lin. In der Schlacht von Bornhövede**) rächten sich die Dithmarschen an ihrem Unterdrücker. Im entscheidenden Augenblicke zogen sie sich aus den Reihen des dänischen Heeres zurück, dieses wurde geschlagen und die Zwingburg Lin zerstört. Von dieser Zeit an lebten die Dithmarschen Jahrhunderte hindurch frei auf dem Boden den sie bebauten.

In den sieben Seelanden: Friesland, Gröningen, Osfriesland, Jever, Knyphausen, Varel und Oldenburg, lebten seit unvordenklichen Zeiten freie Menschen, welche weder Zehnten noch Erstlinge zahlten keine Lehensherren über sich duldeten und nur verheiratheten Geistlichen Achtung schenkten. Die Burgen, welche benachbarte Fürsten und Ritter an ihren Gränzen anlegten, zerstörten sie, anmaßende Geistliche trieben sie aus dem Lande und der Bischoff von Bremen, weit entfernt ihnen dies zu wehren, räumte ihnen sogar Freiheiten ein, welche dem päbstlichen Rechte durchaus widersprachen. Diese freien Menschen suchte Wilhelm von Hol-

*) S. §. 50.
**) Siehe oben.

land, der Gegenkönig Friedrich's II., zu unterjochen. Mit 30,000 Mann Söldnern brach er in ihr Land ein, verlor jedoch in diesem ungerechten Kriege Leben und Heer (1256).

Zunächst den Friesen wohnten die Landleute von Kennemaren. In ihrer Mitte hatten mehrere Ritter Burgen angelagt, von denen aus sie das Landvolk bedrückten. Auch die Bischöffe von Utrecht legten den Kennemaren ein schweres Joch auf. Ermuthigt durch das Beispiel ihrer Nachbarn brachen sie (1268) die Burgen ihrer Zwingherren. Die Friesen standen ihnen bei. Gisbert, Herr von Amstel, ein Lehensmann des Bischoff's von Utrecht, welcher mit diesem und seinen adeligen Nachbarn in Feindschaft lebte, trat an die Spitze der Aufständischen.

„Gute Freunde," riefen die Bauern den Bürgern von Utrecht zu, „jagt alle Herren, welche die Gemeine erdrücken, aus den Mauern, und gebt ihre Güter den Armen. Das und nichts wollen die freien Kennemer von Euch!" Die Bürger thaten, was die Bauern von ihnen verlangten. Ohne Blutvergießen trieben sie den Adel aus der Stadt, wählten aus der Mitte neue städtische Beamten und traten in den Bund der Bauern ein. Dasselbe geschah in der benachbarten Stadt Amersfoort. Doch waren diese Siege von keiner Dauer. Zuerst fiel Amersfoort, zwei Jahre später auch Utrecht wieder in die Hände des Adels und der Geistlichkeit. Gisbert von Amstel wurde bestochen und verließ die Sache der Bauern. Dennoch konnten die Kennemer nicht mit Gewalt unterdrückt werden. Der junge Graf, Florenz V. von Holland, erließ ihnen die Zinse, räumte ihnen ansehnliche Vorrechte ein und gewann ihre Gunst durch ein gerechtes und freundliches Benehmen. Er erhob sogar vierzig Kennemer Bauern in den Adelstand. So gut dieses dem Landvolke gefiel, so sehr ergrimmte darüber der Adel. Der junge Graf Florenz wurde von mehreren Rittern, die sich gegen ihn verschworen hatten, gefangen genommen, und als sich die Kennemer zu dessen Schutze erhoben, ermordet. Die Bauern zerstörten aber die Burgen der Mörder und verfolgten deren Verwandten bis in's siebente Glied. Der ganze Adel der Provinz Holland ging so zu Grunde und aus seinen Trümmern erstand, kräftiger als zuvor, der Bürger- und Bauernstand.

Nicht mit demselben Glücke kämpften die Landleute Scandinavien's gegen ihre Bedrücker. Bis zum Anfange des zwölften Jahrhunderts hatten sich diese ihre alten Rechte und Freiheiten bewahrt. Von da an erlagen sie jedoch aller Orten der vereinten Macht des Königthums, des Adels und der Geistlichkeit. Der Pabst errichtete das Erzbisthum Lund in Schonen, um mit dessen Hülfe das freiheitsmuthige Volk zu erdrücken. Systematisch arbeiteten die Erzbischöffe gegen die arglosen Bauern. Wo ihre eigene Macht nicht ausreichte, boten sie diejenige der Könige nnd des Adels auf. Die bürgerlichen Kriege und die Zersplitterung Scandinaviens, in verschiedene Reiche dienten den herrschsüchtigen Priestern trefflich zu ihren Zwecken. Der erste Erzbischoff von Lund Eskill, gab den Bauern gute Worte. Mit ihm vertrugen sie sich, obgleich widerstrebend über den Zehnden. Dessen Nachfolger Absolon trat schon gewaltthätiger auf. Er unterdrückte die Bauern mit Hülfe seiner Landsleute aus Seeland, und erbitterte durch seinen fürstlichen Aufwand das einfache Volk der Schonen. Im Jahre 1180 erhoben sich dagegen die Bauern von Schonen in einem blutigen Aufstand. Vergeblich schifften König Waldemar und der Erzbischoff Absolon mit einer starken Heeresmacht nach Helsinborg. Absolon mußte unverrichteter Dinge umkehren, und der König wagte es nicht, mit Gewalt gegen die widerspenstigen Landleute einzuschreiten. Diese schafften alle königlichen Zölle und geistlichen Zehnden ab, und erklärten, daß sie keine verheiratheten Priester dul-

den und keinen Bischoff haben wollten. Absolon legte zwar das Interdict auf die Provinz Schonen, nahm es aber später wieder zurück, indem er hoffte, durch diese Nachgiebigkeit die Bauern zu gewinnen. Er irrte sich jedoch darin. König Waldemar setzte darauf im Jahre 1181 mit einer größern Kriegsmacht nach Schweden über und brachte die Schonen mit Gewalt zur Unterwerfung, obgleich sie sich noch immer weigerten, den Zehnden zu zahlen, und Absolon, ohne auf seine Ansprüche zu verzichten, sie eine Zeit lang ruhen lassen mußte, bis die Aufregung vorüber gegangen war und sich das Volk ruhig unter das Joch beugte. Die einst freien Bauern sanken zu Hörigen und Leibeigenen herab und Jahrhunderte hindurch bis auf unsere Tage mußten sie mit Elend, Knechtschaft und schwerem Drucke kämpfen, weil sie im Augenblicke der Entscheidung dem frechem Pfaffen Absolon keinen stärkern Widerstand entgegensetzten.

Nicht minder unglücklich endigten die Bestrebungen der französischen Bauern, das verhaßte Joch des Adels und der Geistlichkeit zu brechen. Ludwig IX., der sogenannte „Heilige," nicht damit zufrieden, auf seinem ersten Kreuzzuge viele Tausende der tapfersten Krieger Frankreichs und viele Millionen des seinem Volke ausgepreßten Geldes geopfert zu haben, hielt sich, nachdem er aus der egyptischen Gefangenschaft entlassen worden war, mehrere Jahre lang in Palästina auf, und verschwendete seine kostbare Zeit im abgeschmacktesten Fetischdienste. Mittlerweile erhob sich, um Ostern 1251, an den Ufern der Schelde und der Somme und in der Picardie das schwergedrückte Landvolk. Der größere Theil Frankreich's schloß sich dieser Bewegung an. Ein ehemaliger Cistercienser Mönch, der Meister aus Ungarn genannt, ein Mann voll feuriger Beredsamkeit der die Verdorbenheit der Kirche und des Adels genau kannte, leitete den Aufstand. Er schilderte die Landstreicherei und Heuchelei der Bettelmönche, die Habsucht der Cistercienser, die Gefräßigkeit und den Uebermuth der Benedictiner, die Ueppigkeit und Schwelgerei der Domherren und Bischöffe und den Pfuhl des Verderbnisses, den päbstlichen Hof! Neben dem Meister aus Ungarn sprachen auch mehrere Laien in begeisterten Worzum Volke. Sie lehrten, es bedürfe keiner Priesterweihe, keiner Priesterlichen Kaste in der christlichen Gemeinde. Jeder, der den Beruf dazu in sich fühle, könne zu ihr sprechen und sie erbauen. So wurde frühzeitig mit den Bestrebungen der Bauern die Religion in Verbindung gebracht. Die erste Veranlassung zu dem Aufstande gab das Mißglücken aller von Königen, Fürsten und Herren bisher unternommenen Kreuzzüge. Da die Geistlichkeit aller Orten gepredigt hatte, Gott wolle die Kreuzzüge und da Geistlichkeit und Adel diese allein geleitet, hatte das arme Volk keine Wahl als entweder Gott, oder dem Adel und der Geistlichkeit die Schuld der erlittenen Niederlagen beizumessen. Viehhirten und Bauern wollten vollführen, was den bevorzugten Ständen nicht gelungen sei. Doch bald nahm die Bewegung eine andere Wendung. Der Kreuzzug des Volkes richtete sich nicht nach dem fernen Osten, sondern verblieb im eigenen Lande uud bekämpfte nicht die Mohammedaner des Morgenlandes, sondern die Priester und den Adel der Heimath. Bis an die Thoren von Paris drang der Volkshaufstand vor. Hier theilte sich die Fluth in drei Ströme. Der eine nahm seine Richtung nach der Garonne, der andere gegen Bourges, der dritte gegen Orleans. Adel und Geistlichkeit fühlten sich nicht stark genug dem Aufstande in offener Feldschlacht die Spitze zu bieten. Orleans öffnete dem Landvolke bereitwillig seine Thore; Bourges that das Gleiche. Dort erreichte jedoch das Schwert eines gedungenen Mörders das Haupt des Meisters aus Ungarn. Mit dem Führer verlor die ganze Bewegung ihre Kraft. Die rathlosen Landleute wurden eine leichte Beute ihrer Feinde. Der Adel kämpfte gegen sie mit dem Schwerte, die Geistlichkeit mit dem Bannfluche, mit Lügen und Verläumdungen. Das Joch der Bauern wurde zwar anfangs schwerer, allein

Ludwig IX. erkannte, nachdem er aus Palästina zurückgekehrt war, bald, daß nicht die Ritter und Grafen, sondern die Bauern ihm die Mittel zu einem neuen Kreuzzuge liefern könnten, und machte, obgleich nicht viel, doch etwas ihre Fesseln leichter.

Die Verstandesbildung der Völker des Mittelalters war zu schwach, als daß von dieser eine Anregung zum bessern hätte ausgehen können. Allein dasselbe religiöse Gefühl, welches die Pfaffen so stark zu ihrem Besten ausbeuteten, war die Grundlage auf welcher sich allmählig richtigere Ansichten über die ewigen und unveräußerlichen Menschenrechte und im Laufe der Jahrhunderte minder drückende Rechtszustände entwickelten. Das Buch der Vernunft war der großen Masse des Volkes verschlossen, allein die Bibel wurde im Laufe des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts*) ihr näher gebracht, und da sie aus dieser ersahen, daß Christus gelehrt habe, die Menschen seien alle Kinder eines himmlischen Vaters, alle Brüder auf Erden, so gelangten sie auf diesem Wege zu der Ueberzeugung, daß der Druck, unter dem sie schmachteten, dem Willen Gottes nicht entspreche und folglich ungerecht sei. So ging die religiöse und gesellschaftliche Entwickelung der Völker, Hand in Hand. Die Völker, welche sich der religiösen Entwickelung verschlossen, blieben in den Banden der Knechtschaft. Diejenigen, welche zuerst ihre religiösen Begriffe reinigten, entledigten sich mit dem religiösen Unrathe der Pfaffen auch eines guten Theils des weltlichen Unraths der Könige Fürsten und Herren.

§. 99. Allgemeines Sittengemälde.

Zu keiner Zeit, selbst nicht zu derjenigen der s. g. großen Völkerwanderung kamen die entferntesten Nationen in so mannichfaltige Berührungen, als im Laufe des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts. Von den Küsten Englands und Scandinaviens und vom Fuße der Pyrenäen zogen Millionen nach dem Osten, dagegen führten die Almoraviden und Almohaden Hunderttausende von Africanern nach der pyrenäischen Halbinsel. Aus den Steppen der Mongolei stürzten sich Millionen nach dem Westen bis an die Gränzen Deutschlands und nach dem Osten bis zu dem Inselreiche Japan. Die Deutschen, deren Versuch, Italien zu unterwerfen, vereitelt wurde, breiteten sich im Norden und Osten aus bis zu den Gränzen der unter mongolischer Herrschaft stehenden Russen. Die verschiedenen Nationen und Glaubensgenossenschaften, die Träger der verschiedenen Gewalten in Kirche und Staat, dann aber auch die Vertreter entgegengesetzter Meinungen traten mit einander in bedeutungsvollere, allerdings größtentheils blutgetränkte Beziehungen. Denn die Religion, welche auf Liebe und Freiheit beruhte, war in einen Glauben des Hasses und des Despotismus verwandelt worden, gab dem Wechselverkehr zwischen den gebildetsten Völkern der Erde: den Christen und den Mohammedanern ihren Character, und bestimmte die Schicksale der Nationen Europa's. Der Kampf zwischen Christen und Mohammedanern und unter den Christen der Streit zwischen den weltlichen und kirchlichen Tyrannen geben dem zwölften und dreizehnten Jahrhundert ihre Gestalt und ihre Farbe. An der Spitze der Christenheit standen Menschen deren Privatleben den schneidendsten Gegensatz bildete zu den hohen Ansprüchen, welche sie auf göttliche Verehrung und unbedingten Gehorsam machten. Die einzelnen christlichen Völker wurden beherrscht von Fürsten, welche dieselben Leidenschaften hegten, als die Päbste, allein nicht in demselben Maaße, wie diese, die Kunst der Lüge verstanden. Sittenreinheit finden wir im zwölften und dreizehnten Jahrhundert gleich wenig bei weltlichen und geistlichen Großen. Allein die Ausschweifungen der Päbste

*) S. oben §§. 86 u. 87.

und der anderen hohen Würdenträger der Kirche wirkten entsittlichender auf die Völker, weil sie sich einen Schein höherer Heiligkeit in deren Augen zu geben gewußt hatten. Könige und Kaiser machten aus ihren Liebesverhältnissen kaum ein Geheimniß, erkannten wiederholt ihre unehelichen Kinder als solche an und erhielten ihnen öffentlich Beweise ihrer väterlichen Zuneigung. Die unehelichen Kinder der Geistlichen, welche weit zahlreicher waren, als diejenigen der Fürsten, Grafen und Ritter, wurden mit dem Schleier des Nacht und des Verbrechens verhüllt, gingen hervor aus den unnatürlichsten Verbrechen und endeten nicht selten in solchen. Trüber, als die Ritterburgen mit ihren Verließen, Mauern und Gräben waren die Klöster mit ihren unterirdischen Gräbern, Löwengruben und Marterzellen. Schrecklicher als alle weltlichen Gerichtshöfe, wüthete die s. g. heilige Inquisition. Mehr als die Ritter mit dem Schwerte raubten die Geistlichen mit den Waffen des Aberglaubens. In den Palästen der Mächtigen kreiste der Becher beim Mahle und ihre Hofnarren, welche allein in der ganzen Christenheit ohne Gefahr einige Wahrheiten sagen konnten, warfen Funken des Witzes um sich, welche nicht selten kleine Sünder züchtigten, während die Großen natürlich unberührt blieben. Auch ertönte bisweilen Harfenspiel und Minnesang in den Hallen der Fürsten, welche ihren Festen die höhere Weihe verliehen. Doch mit wenigen Ausnahmen blieben die Waffenspiele das beliebteste Vergnügungen des Adels. Sittliche Reinheit, Uneigennützigkeit und Erhabenheit über Standes- und Glaubensvorurtheile konnen wir von den Königen und Fürsten des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts nicht erwarten; allein wir müssen den meisten derselben die Gerechtigkeit widerfahren lassen anzuerkennen, daß sie kein Leben der Trägheit und der Sorglosigkeit führten, vielmehr, mit wenigen Ausnahmen, an der Spitze ihrer Heere, die Gefahren des Krieges theilten und an den Arbeiten der inneren Verwaltung einen regen persönlichen Antheil nahmen.

Die Bürger der Städte schwangen sich während die Ritter im fernen Osten kämpften zu größerem Wohlstande und einer gewissen Unabhängigkeit empor, welche sich Fürsten und Grafen oft trotz ihrem Widerstreben gefallen lassen mußten. Die Geldverlegenheiten, in welche diese Letzteren durch ihre Verschwendungen und Kriege häufig geriethen, machten sie den reichen Bürgern gegenüber, geschmeidiger. Manche Stadt erkaufte von ihren Beherrschern, wenn diese Geld bedurften, Freiheiten und Rechte, die sie ihr gutwillig niemals eingeräumt hätten. Die Juden u. Lombarden waren die großen Capitalisten des Mittelalters, welche damals, ungeachtet aller Buchergesetze, die glänzendsten Geschäfte machten. Die armen Bauern mußten natürlich Capital und Zinsen nach und nach abzahlen, und hatten sich oft viele Jahre lang zu quälen, um Summen herbei zu schaffen, welche ihre Herren auf einem Tourniere, oder auf einer Kreuzfahrt verbrauchten.

Seit die arianische Glaubensansicht im gesammten Abendlande ausgerottet worden war, herrschte im christlichen Abendlande nur ein Glaube. Von Ketzern und Ungläubigen war im Laufe des achten, neunten, zehnten und elften Jahrhunderts fast keine Rede. Doch je riesenmäßiger die Macht der Geistlichen anschwollen und je weiter ihre Anmaßungen griffen, desto mehr lockerte sich der Boden unter ihren Füßen. Die Päpste sahen sich, sogar am Sitze ihrer Gewalt, zu Rom, angegriffen, während da und dort, namentlich im südlichen Frankreich und im Siedingerlande, ihre Gewalt offen bekämpft wurde; und während früher nicht daran gedacht wurde, daß ein Kaiser dem Glauben der Kirche, deren Schutzherr er war, untreu werden könne, warfen mehrere Päpste Kaisern und Königen Unglauben und Ungehorsam öffentlich vor. Der blinde Glaube an die römische Kirche wurde dadurch erschüttert. Je deutlicher die Päpste dieses erkannten, desto furchtbarer wütheten sie gegen Alle, welche sich ihren Befehlen nicht blind unterwarfen. Zu den

Kirchenfesten, welche früher, wenn auch größtentheils einen durchaus heidnischen, aber doch unblutigen Character hatten, kamen jene verabscheuenswerthen Ceremonien hinzu, welche unter dem Namen Auto-da-Fe's (Werke des Glaubens) mehr Menschen opferten, als irgend eine heidnische Religion jemals auf ihren Altären schlachtete.

Das ganze christliche Mittelalter beruhte auf den schroffsten Gegensätzen; auf Verstandesverschiedenheiten, zügelloser Freiheit und knechtischer Unterwerfung. Zu dem Gedanken der Gleichheit konnte es sich in keiner Beziehung erheben. Alles war in jenen finsteren Zeiten ungleich. Die Menschen wollten entweder herrschen oder gehorchen, entweder anbeten oder verfolgen. Wir dürfen uns daher nicht wundern, daß auch das Verhältniß der Männer u. Frauen nicht auf Gleichheit, sondern auf vollständiger Ungleichheit beruhte. Der Starke besiegte den Schwachen und machte ihn zum Knechte. So unterwarf im Großen das männliche Geschlecht das weibliche und machte es sich dienstbar. Der Ritter schwärmte für die Auserkorene seines Herzens mit der ganzen Kraft seiner unbändigen Seele. Er betete sie an, gleich einer Göttin und war bereit, sich allen ihren Launen demuthsvoll zu unterwerfen. Seiner Hausfrau zog er jedoch gewöhnlich sehr enge Schranken. Wenn sie die Kinder nährte für deren körperliches Wohlsein sorgte, Küche und Keller beaufsichtigte und, bei feierlichen Gelegenheiten, an seiner Seite sich ein gewisses Ansehen zu geben wußte, war er mit ihr zufrieden. Je geduldiger eine Frau die Roheiten und die Knechtschaft ja selbst die Verletzungen ehelicher Treue von Seiten ihres Gebieters ertrug, desto mehr wurde sie von tyrannischen Ehemännern, heuchlerischen Pfaffen und dummen Weibern gepriesen. So hoch die Geliebte über dem liebenden Ritter, eben so tief stand die Gattin, unter dem herrschenden Ehemanne. Daß sich die Frauen für die Roheiten ihrer Männer entschädigten, indem sie den Liebesdienst (Galanterie) anderer Ritter annahmen und daß sie, ungeachtet alles Scheines der Frömmigkeit und Züchtigkeit, den untreuen Gatten bisweilen Gleiches mit Gleichem vergalten, versteht sich von selbst. Strengere Sitten, als in den Palästen der Könige und in den Schlössern des Adels walteten, schmückten die einfacheren Wohnungen der Bürger. Für den Dienst der Minne hatten diese weder Zeit noch Geschick. Doch hielten sie mit regerem Eifer, als die Ritter, auf eheliche Zucht und Treue. Das Familienleben der Hörigen oder leibeigenen Bauern war von den Herren abhängig, auf deren Grund sie frohndeten. War der Gutsherr ein Wollüstling, so besaßen die armen Bauern nicht die Kraft, ihre Ehefrauen und ihre in jugendlicher Blüthe stehenden Töchter vor Beschimpfungen zu schützen; und lebten sie gar unter dem Krummstabe, so fühlten sie am schwersten die Nachtheile des Priestercölibats, indem Mönche und Weltgeistliche ohne Gefahr mit den schönsten Bauernfrauen und den lieblichsten ihrer Töchter, ihre Triebe befriedigten. Das Priestercölibat stürzte übrigens nicht blos die niederen Classen in verderbte Sitten, es steckte auch das, früher reine, Leben der bürgerlichen Familien an und brachte Sünde und Verbrechen bis zu den höchsten Kreisen der Gesellschaft.

Inhaltsverzeichniß
des fünften Buches.

S.

§. 1 Einleitung 1

Erster Abschnitt.
Die Kreuzzüge.

§. 2 Vorbemerkung 3
§. 3 Erster Kreuzzug 7
§. 4 Das Königreich Jerusalem bis zum zweiten Kreuzzug (1098—1147) 12
§. 5 Die Johanniter und Templer 15
§. 6 Die Führer des ersten Kreuzzuges 16
§. 7 Der zweite Kreuzzug und das Reich Jerusalem bis 1187 18
§. 8 Der dritte Kreuzzug und der deutsche Ritterorden (1187—1196) 22
§. 9 Der vierte oder lateinische Kreuzzug (1197—1203) 26
§. 10 Der fünfte Kreuzzug (1204—1238) 27
§. 11 Der sechste Kreuzzug (1239—1254) 31
§. 12 Der siebente Kreuzzug und der vollständige Verlust des s. g. heiligen Landes 33
§. 13 Die Kreuzzüge der Kinder 35
§. 14 Die Folgen der Kreuzzüge 37

Zweiter Abschnitt.
Die nichtchristlichen Völker und Reiche.

§. 15 Das Chalifat von Bagdad 39
§. 16 Egypten 41
§. 17 Nordafrica 45
§. 18 Syrien 46
§. 19 Die Assassinen 48
§. 20 Chowaresmien 50
§. 21 Die Mongolen 51
§. 22 Die Indier 55
§. 23 Die Chinesen 62

Dritter Abschnitt.
Das oströmische Reich.

§. 24 Die Komnenen (1081—1185) 67
§. 25 Die Angelus (1185—1204) 70
§. 26 Die fünf lateinischen Kaiser (1204—1261) 73
§. 27 Das Reich von Nicäa 77
§. 28 Trapezunt, Epirus und die übrigen Bruchstücke des oströmischen Reiches 79
§. 29 Die Wiederherstellung des griechischen Reiches. 82

Vierter Abschnitt.
Deutschland.

§. 30 Heinrich V. 84
§. 31 Lothar II. von Sachsen 87

S.
§. 32 Konrad III. von Hohenstaufen 89
§. 33 Friedrich I. Rothbart 91
§. 34 Innere Zustände (1152—1190) 93
§. 35 Die Beziehungen des Kaisers zum Pabste 96
§. 36 Die auswärtigen Verhältnisse 99
§. 37 Heinrich VI. 103
§. 38 Philipp und Otto IV. 106
§. 39 Otto IV. und Friedrich II. 109
§. 40 Innere Zustände (1212—1250) 112
§. 41 Kaiserthum und Pabstthum 115
§. 42 Die auswärtigen Verhältnisse 118
§. 43 Das Zwischenreich (1250—1272) 120
§. 44 Rudolph von Habsburg (1272—1291) 124
§. 45 Deutsche Verfassung und Gesetzgebung 128
§. 46 Die deutschen Länder und Fürsten 131
§. 47 Die deutschen Städte 136

Fünfter Abschnitt.
Italien.

§. 48 Vorbemerkung 140
§. 49 Rom 141
§. 50 Der Kirchenstaat 146
§. 51 Toscana 147
§. 52 Die lombardischen Städte 150
§. 53 Die Städte der Mark Treviso 152
§. 54 Venedig und Genua 154
§. 55 Unteritalien und Sicilien. 157

Sechster Abschnitt.
Frankreich.

§. 56 Ludwig VI. und Ludwig VII. (1095—1180) 160
§. 57 Philipp II. und Ludwig VIII. (1180—1226) 163
§. 58 Ludwig IX. und Philipp III. (1226—1285) 166
§. 59 Die Kriege mit den Albigensern 170
§. 60 Heloise, Abälard und Bernhard von Clairvaux 173

Siebenter Abschnitt.
England, Schottland und Irland.

§. 61 Wilhelm II., Heinrich I., Stephan und Mathilde (1087—1154) 183
§. 62 Heinrich II. und Richard Löwenherz (1154—1199 188
§. 63 Johann ohne Land, Heinrich III. und Eduard I. (1199—1291) 192
§. 64 Schottland 196
§. 65 Irland 199

Achter Abschnitt.
Die pyrenäische Halbinsel.

§. 66 Die mohammedanischen Reiche 201
§. 67 Leon und Castilien 205
§. 68 Aragon und Navarra 211
§. 69 Portugal 216

S.

Neuter Abschnitt.
Die nordöstlichen Reiche.

§. 70 Dänemark 219
§. 71 Norwegen und Schweden 221
§. 72 Esthland, Liefland, Kurland und Preußen 224
§. 73 Polen, Schlesien und Litthauen 227
§. 74 Rußland 228
§. 75 Böhmen, Ungarn und die übrigen Donauländer 230

Zehnter Abschnitt.
Die kirchliche Herrschaft im Abendlande.

§. 76 Vorbemerkung 232
§. 77 Ausbreitung des formellen Christenthums 234
§. 78 Der Lehrbegriff 238
§. 79 Der Kirchendienst 243
§. 80 Kirchliche Abgaben und Frohnden 247
§. 81 Das Kirchenrecht 251
§. 82 Die Päbste 252
§. 83 Fortsetzung 258
§. 84 Die Klöster 264
§. 85 Glaubensstreitigkeiten und Ketzerverfolgungen 272
§. 86 Fortsetzung 277
§. 87 Die Inquisition 280

Elfter Abschnitt.
Der Geist des Mittelalters.

§. 88 Vorbemerkung 282
§. 89 Religion 284
§. 90 Staat 287
§. 91 Recht und Unrecht 289
§. 92 Ritterthum und Minne 290
§. 93 Söldner- Volks-Heere 293
§. 94 Universitäten 294
§. 95 Wissenschaften 296
§. 96 Künste 300
§. 97 Handel, Schifffahrt und Gewerbe 303
§. 98 Die Bauern 304
§. Allgemeines Sittengemälde 309

Alphabetisches Wörter-Verzeichniß.

A.

Aachen 109 ff.
Aargau 125
Abälard, Peter 162, 173 ff. 177 ff. 295
Abaka, mongolischer Groß-Chan 237
Abbasiden 40
Abdallah Abu Mohammed Aladel 203
Abdallah ben Balkin, König von Granada 201
Abdallah Mostasem Billah 41
Abd Almelik 202
Abdel Mumen 46, 202
Abdol Hak 46
Abdol Vahed 46
Abel, König von Dänemark 219
Aben Alhamar, König von Granada 210
Aben Hud, " " " 209
Abendmahl 220 f. 239 ff. 274 f.
Aberglauben 35, 89, 110, 132, 156, 162, 164, 177, 232 ff. 279 ff.
Abgaben 198
Ablaß 30, 79, 220, 233, 249, 277 siehe auch Absolution
Abn Jussuf 204
Abo 224
Absolon, Erzbischoff 135
Absolution 190, 194, 214, 216
Abtei von St. Denys 176
Abtrünnige 83
Abu Dschiafar, König von Saragossa 202
Abu Jussuf 46
Abu Thaher 49
Abul Melik Abdelvahid 203
Achaja 74
Achmed V. Mosthader 40
Achmed VI. 40.
Acht 101, 108, 113, 130
Acre (Ptolemais) 23 ff. 28 ff. 32 ff. 256
Adalbert, Bischoff von Mainz 85
Adalbert, Bischoff in Preußen 225, 235
Adel 100, 136, 150, 167, 169, 208
Adel, Saladin's Bruder 28, 43, 47
Adela von Vohburg, Friedrich Barbarossa's erste Gemahlin 92 97
Adelasia, die Erbin Sardinien's 118
Adelige 156
Ademar, Bischoff von Puy 9
Adhed Ledin Allah 41.
Adolph II. Graf von Lübeck und Holstein-Schaumburg 103, 139, 219
Adrianopel 19, 22, 74, 155
Adschmir 60
Aetolien 80
Afdal, Ahmed 12, 41 49
Afdal, Saladin's Sohn 43, 47
Afghanen 61
Agenoi's 168 f.
Agnes, Kaiser Heinrich's V. Schwester 87, 90
Agnes, des Pfalzgrafen Konrad Tochter 105
Agnes, König Ottokar's von Böhmen Tochter 127
Agnes, Rudolph's I. von Habsburg Tochter 125
Agnes, Tochter des Herzog's von Meranien 165
Aigues Mortes 32
Akkon 125
Aksonkor 47
Alaeddin Takasch 51
Alamut 49
Alarcos 203, 207, 212
Alava 216
Alberich Ezzelino's III. Bruder 153 f.
Albert v. Apeldern, Bischoff v. Liefland 225
Albert von Cöln 299
Albigenser 161, 165 f. 170 ff. 212, 257, 278, 294
Albigeois 169
Albrecht der Bär 90 f. 94, 134.
Albrecht, Sohn Rudolph's I. von Habsburg 127

Albrecht von Schenkenberg, Rudolph's I. Sohn 127
Albrecht, Herzog von Sachsen-Wittenberg 124
Albrecht von Halberstadt 301
Alby 171
Alcantara 206
Alcazar do Sal 217
Alcoraz 211
Aleppo 21, 42, 47
Alessandria 101
Alexander III., Pabst, früher Cardinal Roland 97 ff. 189 f. 256 ff.
Alexande IV., Pabst, 23 123, 154, 260, 262
Alexander I. König von Schottland 198
Alexander II., König von Schottland 199
Alexander III. König von Schottland 199
Alexander von Nowgorod, russischer Fürst 226, 229
Alexander Jaroslawitsch, russischer Groß-fürst 230
Alexandria 294
Alexius I. Comnenus 8 ff. 67 ff. 228, 273 f.
Alexius II. Comnenus 70
Alexius III., Angelus 71 ff. 77
Alexius, Isack's Sohn, 27, 71 ff.
Alexius Murzuflus 72
Alexius I., Kaiser v. Trapezunt 74, 79 f.
Alexius Strategopulus 76
Al Fadl Mostarsched 40
Algarbien 205 ff. 210, 218
Algebra 56
Algesiras 201, 204
Alhambra 204, 209
Ali, Jussuf ben Teschfin's Sohn 202, 217
Alicante 203 f.
Alice, Schwester König Ph. August's von Frankreich 19
Almamun Abu Ali, Aladel's Bruder, 203 f.
Almansor 216
Almeria 202, 204
Almohaden 202
Almoraviden s. Morabethen
Almosen 274
Almvick 199
Alphons I., König von Aragon und Navarra 15, 205 f. 24
Alphons II., König von Aragon 212
Alphons III., König von Aragon 214
Alphons I., König von Leon 216
Alphons V., König von Leon 217
Alphons VI., König von Leon und Castilien 205, 217
Alphons VII. Raimund, König von Castilien 202 f. 205 ff
Alphons VIII., König von Castilien 206 f. 217
Alphons IX., König von Galizien und Leon 207 ff. 217, 258
Alphons X., König von Leon und Castilien; (deutscher Kaiser) 123, 204, 209
Alphons I., König von Portugal 217
Alphons II., König von Portugal 210, 217
Alphons III., König von Portugal 218
Alphons, König Jacob's I. von Aragon Sohn 213
Alphons v. Poitou, Bruder Ludwig's IX. 32, 169, 173
Alphonsische Tafeln 210 f.
Alptegin 58
Altäre 274 f.
Altenburg 108
Alteneseh 113
Alter vom Berge 49 f.
Altumsch, Vater Rezia's 60
Altunia, Gatte Rezia's 61
Alvaro Nunnez de Lara 208
Amalarich I. 21, 42
Amalarich II. 25, 28
Amalarich von Montfort 172
Amalfi 157
Amando, der Einsiedler 206
Amer 49
Anaclet II., Pabst 88, 255
Anar 47
Anastasius IV., Pabst 144, 256
Ancona 107, 125, 147, 260
Andalusien 201, 205 ff.
Andreas II., König von Ungarn 28, 231
Andreas III., König von Ungarn 127, 231
Andreas de Rubruquis 304
Andrei I., Jurjewitsch von Rußland 229
Andrei II., Jaroslawitsch 229
Andronicus Michael Palãologus Sohn 83
Andronicus 69 f.
Andronicus I. von Trapezunt 79
Angelo Particípazio 155

Angelus 70 ff.
Angoumois 188
Anhaltische Lande 135
Anjou, (die Provinz) 161, 165, 188
Anjou, das Haus 288
Anna Comnena 69
Anselm, Erzbischoff von Canterbury 184, 241
Antiochia 11 ff. 25, 33, 45, 46 ff.
Antwerpen 271
Anuschtekin 50
Apulien 25, 104, 109, 115 f. 158
Aquitanien 161
Aquitanten, die Prinzessin von 211
Araber 302
Aragonien 201, 205 ff. 211 ff.
Aram 60
Arezzo 84
Argenteuil, Kloster von 176
Aristokratie 86, 89
Arles 117
Armuth 273
Arnold, Abt von Citaux 171 f.
Arnold v. Brescia 92 f. 97, 100, 141 ff. 143 f. 146, 256, 276
Arnold, Erzbischoff von Trier 123
Arsenius 79
Arsuf 33, 45
Arthur, König 301
Arthur, Gottfried's Sohn, Heinrich's II. von England Enkel 192 f.
Artois 161
Arzneikunde 296 ff.
Asan, König von Bulgarien 75
Ascalon 12 ff. 21, 31, 41, 43 f.
Aschraf 34, 44 f. 53
Askolin 304
Assassinen 14 ff. 42, 48, 164
Assisi 260
Asti 100
Astrolabius 176, 181
Astura 122
Asturien 201, 205 ff.
Atheismus (Gottesleugnung) 279 ff.
Athen 74, 81
Atsiz, Mohammed's I. Sohn 50
Augsburg 90, 303
Aunis 169
Aussetzen der Kinder 132
Auswärtige Verhältnisse Deutschland's 99 ff. 118 ff.
Auvergne 161, 169, 188
Avignon 117, 172
Arel, Erzbischoff von Lund 219, 222
Ayodha (Ude) 57
Aziz 43, 47
Azzo von Este, der Gemahl der welfischen Erbtochter Kunigunde 90
Azzo IV. von Este 153

B.

Babenbergisches Geschlecht 114 133
Badajoz 201, 204, 207, 209 217
Baden, die Markgrafen von 135
Baeza 203
Bagdad 33, 39, 41, 51, 54
Baghi Sejan 46
Balak 14
Balearische Inseln 148, 204, 213 f.
Baiern 94, 124, 129
Balduin I., Gottfried's v. Boulion Bruder 11 ff. 17 f. 41
Balduin II. von Bourges 14 ff.
Balduin III. 15 ff. 20, 21
Balduin IV. 21
Balduin V. 21
Balduin I. lateinischer Kaiser 73 f. 81
Balduin II. lateinischer Kaiser 75 f.
Balk 52
Bamberg 90
Baniuas 60
Bann 99, 107, 109 f. 114, 116 f. 124, 160, 165 f. 171 ff. 190, 208, 210, 218, 220, 222, 258 ff. 262
Bannerträger (gonfaloniere) 150
Bannerwagen 151
Barbarossa, s. Friedrich I.
Barcelona 215
Bardewick 103, 139
Barden 197
Barkiarok 4, 12 ff. 40, 46
Basel, Bischoff von 125
Batu Chan 53, 229
Bauernstand 162 304
Baukunst 302
Bauwerke 59

Digitized by Google

Beatrix, die burgundische Erbtochter, zweite Gemahlin Friedrich Barbarossa's 92, 97
Beatrix, die Tochter Kaiser Philipp's 109, 134
Beatrix, Mutter Alphons X. von Leon und Castilien 209
Beatrix von Falkenstein 123
Beatrix von Guzman, König Alphon's X. von Leon und Castilien Tochter 210
Beerdigungen 244
Befestigung der kaiserlichen Macht 127
Begharden 271
Beguinen 270
Behram, der Assassine 50
Behram, der Bruder Rezia's 61
Beine 250
Beischläferinnen 194
Bela II., König von Ungarn 231
Bela III. „ „ „ 22, 70 f. 231
Bela IV. König von Ungarn 53, 190, 231
Beichte 242
Belehrungen für die Frauen 64
Belgrad 231
Benares 60
Benedictiner 266 ff.
Benevent 85
Benjamin von Tudela 304
Beneficien 97 f.
Beranger von Poitiers Schüler Abälard's 179
Berengar, Vorsteher der öffentlichen Schule von Tours 239 ff.
Berengar, Graf von der Provence 215
Berengaria, Richard's Löwenherz Gemahlin 191, 215
Berengaria, Alphons IX. von Leon Gemahlin und Mutter Ferdinand's III. 208 f.
Bergamo 161
Bergen 139, 222 f.
Bergpredigt 277
Berlin 135
Bern 112
Bernhard, Graf von Beziers 215
Bernhard von Anhalt, Albrecht's des Bären Sohn 95
Bernhard, Abt von Clairvaux 20, 91, 142 f. 162, 170, 173 ff. 181 ff. 242, 255, 265, 276
Bernhard von Sachsen 120, 135
Berry 161
Bertha, Philipp's I. von Frankreich Gemahlin 160
Berthold von Andechs 96
Berthold, Margraf, der Vormund Konradin's 122
Berthold von Zähringen 95, 107, 112, 133
Berthold, Bischoff von Liefland 225
Berthold, der Calabrese 267
Bertrino 107
Bertrade, Philipp's I. von Frankreich Kebsweib 160
Bertrand de Gourdon 192
Berufungen an den Pabst 187
Berwick 199
Berytus 33
Bethlehemiter 267
Betrüger 279 f.
Bettlergreien 250
Bettelmönche 31, 121 267 ff.
Bettelorden 267 ff.
Beziehungen, Rudolph's I. von Habsburg zu den Hohenstaufen 125
Beziers 171
Bibars 33, 45, 50
Bibel 238 ff. 277
Bibliothek 59
Bilder 238, 274
Bileam 246 f.
Bilzungisches Haus 134 f.
Birger, König von Schweden 224
Birkenbeiner 222
Biscaja 216
Bischofsstab 54
Bischöffe 274 ff.
Biyodi 270
Blanka v. Castilien, Mutter Ludwig's IX. von Frankreich 31, 166
Blanka, Friedrich's II. vierte Gemahlin 111
Blanka, Ferdinand's de la Cerda Wittwe 210
Blanka, Prinzessin von Navarra 215
Blanka, Königin von Navarra 216
Blot, Sven, Königin von Schweden 223
Blutschuld 124

Bochara 52
Bodenſee 125
Bogarden 271
Bogen 302
Böhmen 84, 102, 107, 124, 127, 230 f.
Bohemund, Robert Guiscard's Sohn 9 ff. 16 f. 157
Boleke von Bardenfleet 113
Boleslav von Polen 102
Boleslav I. Krummaul v. Polen 227, 235
Boleslav IV. von Polen 227
Boleslav V. von Polen 227
Boleslav VI. von Maſovien 228
Bologna 119, 151 252 295
Bona 46
Bonde, das ſchwediſche Herrſchergeſchlecht der 224
Bonifacius VIII. 266
Bonifacius, Lancia 111
Bonifacius von Montferrat 26 f. 71, 81
Borewin, Fürſt der Slaven 104
Bornhöved 120
Bosnien 230
Bovines [Bouvines] 109, 165
Bourbonnais 161
Bourges 161
Brabant, Herzog von 113
Brabanzonen 187 ff. 293
Brackley 194
Braga 218
Braminen 55 ff.
Brancaleone 145
Brandenburg 124, 134 f. 227.
Braut 272
Bräutigam 272
Braunsberg 227
Braunſchweig-Lüneburg 134
Braunſchweig [die Stadt] 95, 103, 138 f. 301
Breisgau 112
Bremen, Erzbiſchoff von 113, 120
Bremen, [die Stadt] 139
Breeneville 161
Bretangne 161, 188
Briefwechſel 178
Brienne 81
Britton 189 f.
Brod 239 ff.
Brücke 139
Brüder des Sackes 267
Brüderſchaft der Dreieinigkeit 266 f.
Brundusium 116
Buchdruckerkunſt 64
Bucu 139
Buddha 55 f. 63
Buddhaismus 66
Buddhiſten 55 f. 63
Burgund 161
Bürgerliches Recht 74
Bulbun 61
Bulgaren 53, 71 82 f. 231
Buondelmonti 148 f.
Burgund 95, 112, 127, 133, 161
Buße 257, 274

C.

Cabul 57
Caceres 207
Cäcilia, die Erbin des Herrn v. Albano 152
Cäſarea 13, 28, 33, 45
Calabrien 158
Calatajud 211
Calatrava 202 f. 207
Calidaſa 57
Calixtus II., Pabſt 85, 170, 255
Calixtus III., Pabſt 99 257
Calmar 139, 257
Cambridge 295
Campania, die Grafen von 144
Campo San Pietro 153
Candia 73 155
Carrno 154
Capetinger 288
Capitol 144
Capſia 46
Carcaſſonne 171
Cardiff 185
Cardinäle 257
Carmel 267
Carmeliter 267
Caſem 57
Caſerta, Gräfin von 119
Caſimir II., König von Polen 227
Caſſano 154
Caſtilien 205 ff.
Caſtro 206 ff.
Catalonien 203, 212, 214 ff.

Digitized by Google

Cathari (Reine) 274 f.
Cencio Frangipani 142
Cendsprache 57
Ceperano 107
Cerdagna 212
Ceremonien 239
Ceremonienbuch der Cathedrale v. Rouen 245
Chalos 192
Champagne 161
Champagne, Gräfin von 292
Chanson 301
Chant 301
Charta forestarum 195
Chieri 100
China 41, 53, 62 ff. 65 f. 303
Chinesen 52, 62 ff.
Chinesische Mauer 63
Chios 82
Chowaresmien 31, 40, 50 f.
Christen 232 ff.
Christenthum 132 f. 170 ff. 221, 223 f. 225, 228, 230
Christian von Mainz, Kanzler Friedrich Barbarossa's 92
Christian, Mönch von Oliva 226
Christliche Theologie 179
Christoph I. König von Dänemark 220
Christus 238
Cimabuo 302 f.
Cintra 217
Cistercienser 261, 265
Citeaux 181
Clairvaux, s. auch Bernhard von 181, 265
Clemens III., Pabst 103,2 52, 255, 258
Clemens IV., Pabst 122 f. 262
Clementia, Rudolph's I. von Habsburg Tochter 126
Clermont 5, 255
Cleve, Graf von 113
Clügny 179 f. 265 f.
Cöleſtin II., Pabst 175, 256
Cöleſtin III., Pabst 104, 132, 164, 207, 258
Cöleſtin IX., Pabst 117, 262
Cölibat 224
Coales 206
Coblenz 90, 122
Cochin 66
Cöln, Erzbischoff von 123 f.
Cöln 139
Coimbra 216 ff. 295
Colomann, König von Ungarn 227
Colomann, König von Galizien 231
Cominges, Graf von 172
Comnenen 167 ff. 79
Como 101, 151
Compiegne 161
Conc'ave 263
Concordat 218
Confucius 62 ff.
Conservatoren 195
Conselato del Mare 74
Constantia von Aragonien, erste Gattin Friedrich's II. 109 111
Constantia, Gattin des Grafen Raimund von Poitou 17
Constantinopel 62 f. 71, 73, 76, 81 ff. 155, 303
Constanze, Mutter Friedrich's II. 82, 102 ff. 106 f. 157 ff.
Constanze, Tochter Manfred's 158 213 f.
Constanze. Gattin Alphons VI. von Castilien 205
Consula 150
Cordova 202, 204, 209, 294
Corinth 81
Corsica 115. 149 156 f.
Cottereaux 293
Cortenuova 119
Couplet 301
Crema 100 f. 151
Cremona 118, 151
Croatien 230
Culm 132
Curfürsten 124 f. 129
Cypern 32, 71
Czernigof 58

D.

Dänemark 102, 107, 109, 119 f. 219 ff.
Daher, 43, 47
Dahir 58
Daimbert, Erzbischoff von Pisa 12 ff.
Dalmatien 230
Damascus 20 f. 30, 42 f. 44, 47

Damiani, Cardinal 254
Damiette 28, 32, 43 ff.
Dandolo, ſ. Heinrich Dandolo
Dankwerderode 139
Danzig 132, 303
Darghan 41
Dauphine 161
Daroca 211
David, des Prieſters Johannes Sohn 236
David I., König von Schottland 187, 198
David, Kaiſer von Trapezunt 80
David, König der Walliſer 197
Decimalſyſtem 56
Decretiſten 252
Dekan 57 ff.
Delhi 60
Della Scalla 154
Demetrius von Theſſalonica 81
Denia 203
Dermot Macmorrogh, König von Leiceſter 200 f.
Deſpotat 81
Deſpotes 77, 80
Deſpotismus 40, 128
Deutſche 85 ff. 230
Deutſche Fürſten 86, 131 ff.
Deutſche Geſetzgebung 128 ff.
Deutſche Länder 131 ff.
Deutſche Städte 136 ff.
Deutſche Sprache 301
Deutſche Verfaſſung 128 ff.
Deutſche Ritterorden 23, 132 226
Deutſches Recht 129 ff.
Deutſchland 84 ff. 163
Deutſchmeiſter 23
Dewel 57
Diacone 274 ff.
Dichter 292 ff.
Dichter-Wettſtreit 302
Diebſtahl 180
Diego Gomez 206
Diego Velasquez 207
Dionyſius, der Areopagite 177
Dionyſius, König von Portugal 218
Diſpenſe 250
Ditmarſen 138, 229
Doctor 295
Doge 155
Dokak 47
Dolopathos (König Schmerz und Jammer 301
Dominicaner 68, 233, 242, 247, 267 ff. 280 ff.
Dominicus 171, 246 f. 268, 280 ff.
Don Fadrique, Infant von Spanien 210
Don Gomez 206
Don Nunno Gonſalez de Lara 210
Don Pedro Fernandez 207
Don Philipp, Alphons X. Bruder 210
Don Sancho, Graf von Rouſſillon 212
Don Suero 206
Donald VIII. 198
Donna Thereſa Vidaurre 213
Donauländer 230 f.
Doria 156
Dornenkrone Chriſti 76
Dorpat 139
Doriläum 11
Dovergilde, Gemahlin Droric's 200
Dreieinigkeit 56, 63, 177, 248
Drontheim 221
Druſen 238
Dſchau-Yang 65
Dſchelaleddin Childſchi 61
Dſchelaleddin Mankternit 44, 53, 79
Dſchemel 71
Dſchi-Huang-ti 63
Dſchingis-Chan 51 ff.
Dchung-Kwo 62 ff.
Dſchypal 58
Dublin 200
Düna 228
Duncan II. 198
Durazzo 80
Durben 227 f.
Durham 185

E.

Eberhard von Würtemberg 135
Eberſtein, Graf von 117
Ebrach 108

Edeſſa 11 ff.
Edgar, König Malcolm's III. v. Schottland Sohn 184, 198

Digitized by Google

Edgar Atheling 184
Edinburg 199
Eduard, Prinz von England, der nachmalige Eduard III. 33, 45, 196 ff.
Eger 127
Egypten 27, 41
Ehe 176, 180 f. 207 f.
Ehe Barbarossa's 97
Ehelosigkeit 56, 224, 233, 244
Ehescheidung 163
Eidgenossenschaften 137
Eilike, sächsische Erbtochter 134
Eimbeck 303
Ejubiden 21, 43 51,
Ekbert, Bischoff von Bamberg 108
Elba 149
Eldoz 60
Eleonore, Erbin von Poitou u. Gujenne 162, 188, 190 f. 292 f.
Eleonore, Simon von Montfort's Gattin 196
Eleonore, Heinrich's II. Tochter 207
Eleonore Alphon's X. Schwester 209
Elephanten 65
Elephantine 57
Elisabeth, Konradin's Mutter 122
Elisabeth, Landgräfin v. Thüringen 281
Elise, Philipp's von Hohenstaufen Tochter 123
Ellora 57
Elvas 204, 209
Elvira, Tochter Alphons IV. von Castilien 205
Emadeddin Zenghi 14
Emmerich von Ungarn 231
Empfängniß der s. g. Jungfrau Maria 239, 241 f.
Engelserscheinungen 205
Engen 125
England 102 f. 183 ff.
Engius, Friedrich's II. Sohn 111 ff. 117 f. 119, 121 f.
Ephesus 77
Epirus 74, 79 ff.
Erbreich 105
Erbvermögen Peters (patrimonium Petri) 146
Erich I., Eyegod von Dänemark 219
Erich II., Edmund von Dänemark 219
Erich III., Hakeson von Dänemark 219
Erich IV. von Dänemark 219 f. 221
Errich VII., Glipping von Dänemark 221
Erich I. von Norwegen 139
Erich II. von Norwegen 223
Erich IX. von Schweden 224
Erich X. von Schweden 224
Erich XI. von Schweden 224
Erich Kanut's Sohn 224
Erling Steinweg von Norwegen 222
Ermengarde, Gräfin von Narbonne 292
Erwin von Steinbach 302
Erzbischöffe 129
Erzschenkenamt 230
Eselsfeste 245 f.
Eskyl, Erzbischof von Lund 97
Este 134, 153 f.
Esthland 132, 220, 224
Estremadura 209, 217
Etampes 161
Eu, Graf von 193
Eugen III., Pabst 96, 252, 256
Eustache Vistachah 301
Eustachius von Beaumarchais 216
Eva, Dermot Macmorroghs Tochter 200
Evangelien 170, 277
Evesham 197
Evreux 192
Excommunication 261, 263 [siehe auch Bann]
Eystein von Norwegen 221
Ezzelino von Romano 153
Ezzelino I., der Stammler 153
Ezzelino II. 153
Ezzelino III., Friedrich's II. Schwiegersohn 119, 153 f.

F.

Fachreddin 44 f.
Famiah [Apamea] 49
Fanatismus 167, 205 ff.
Fano 107
Faustrecht 167
Fegefeuer 274
Fehden 101, 112, 127, 130
Fem 130
Femgerichte 130 f.
Ferdinand, König von Castilien 204

Ferdinand II:, Kfinig von Leon 206
Ferdinand III., König v. Caſtilien 208 f.
Ferdinand de la Cerda 210
Fernando I., Schwiegerſohn Alphons V. von Leon 217
Fernando Sanchez 213
Ferduſi 59
Ferrara 119, 147, 151
Feſte 244
Fetiſchdienſt 166, 284
Fetiſche 168, 243
Feuerprobe 12, 222 f.
Fieberphantaſien 248
Fielding, die Familie 133 f.
Fielding, Heinrich, der Dichter 134
Fiesco, die Familie 157
Finnnen 224 f.
Finniſcher Meerbuſen 224
Finnländer 235
Fitz-Urſe 189
Flagellanten 278 f.
Flandern, Gräfin von 292
Fleiſchesvergehungen 191
Florenz 148 f.
Florin [Gulden] 149
Foir, Graf von 172
Folgen der Kreuzzüge 37 f.
Folkunger 224
Fontaines 181
Fränkiſches Kaiſerhaus 86 f.
Fraga 211 f.
Franziskus von Aſſiſi 44, 268
Franken 72, 129
Frankfurt a. M. 108, 112, 114, 123 f.
Frankreich 102 f. 160 ff.
Franziskaner 168, 233, 267
Franzoſen 120
Fratricelli 270
Frauen 35, 58, 61, 64 f. 175 ff. 233, 292, 311
Freibrief Heinrich's I. v. England 185, 194
Freibrief Stephan's von Blois 187
Freibrief Johann's ohne Land (Magna Charta) 194 f.
Freiburg 112
Freiding 130
Freigerichte 130
Freigrafen 130
Freigrafſchaft 92
Freiſchöffen 130 f.
Freiſingen, Biſchoff von 114
Friedrich, Ritter von Staufen 89 f.
Friedrich I., Barbaroſſa Kaiſer v. Deutſchland 19, 22, 71, 91 ff. 150 ff. 212, 219, 227, 256
Friedrich II:, Kaiſer von Deutſchland 28 ff. 44. 47, 53 105, 109 ff. 113 ff. 125, 145, 150 ff. 158 ff. 281
Friedrich von Baden, Konradin's Freund 122
Friedrich von Schwaben, Barbaroſſa's Sohn 23, 92, 104
Friedrich von Schwaben Kanrad's III. Bruder 85, 87 f.
Friedrich von Rotenburg 95
Friedrich, Herzog von Oeſterreich 114, 120, 133
Friedrich, Heinrich's, des deutſchen Königs, Sohn 121
Friedrich, Burggraf von Hohenzollern 125
Frieſen 98, 122 f. 132, 220
Frohnleichnamsfeſt 244, 262
Fürſten 128
Fulbert, Heloiſen's Oheim 175 ff.
Fulko von Anjou 15
Fulko von Deuil 258
Fulko, Pfarrer von Neuilly 25 f. 191
Fulko, Prior von Neuilly 174 f.

G.

Gabala 33
Gaeta 157
Gaya ciencia [heitere Kunſt] 292
Gajatheddin 51, 60
Galiläa 13
Galizien im Oſten 230
Galizien in Spanien 205 ff. 216.
Ganges 57
Gans 8
Garcia I., König von Navarra 215
Garcia IV., Ramirez, König von Navarra 206, 211, 215
Gascognien 209
Gayuk 304

Gaza 31
Gazari 274 f.
Gebete für die Todten 277
Geheimer Rath 150
Gehorsam 49, 64, 256
Geisa II., König v. Ungarn 231
Geistliche Gewalt 86
Geistliche Herrschaft 131 ff.
Geistliche Verwandtschaft 250
Geistliche Wahlfürsten 124
Geistlichkeit 89, 169 f. 186, 217 f. 233 ff. 273 ff.
Geißler 278 f.
Gelasius II., Pabst 85, 142, 255
Geleit 137
Genf 95
Genua 36, 101, 148, 154 ff.
Genueser 105, 156, 302 f.
Georg Acropolita 78
Georg Muzalo 78
Gerard, Tistolino's Sohn 152
Gerechtigkeit 59, 67
Gerhard, Erzbischoff von Bremen 113, 120
Gerichte der Liebe 292
Gerichtsbarkeit 112, 137
Gerichtshof der Barone 13
Gerichtshof der Bürger 13
Gerona 214
Gertraud, Lothar's II. Tochter 87, 90
Gesetze 220
Gesinnung 175
Gespensterercheinungen 248
Gewerbe 149, 302 f.
Gewerbssteuer 286 ff.
Ghasna 51, 59
Ghasnaviden 51
Ghoriden 51, 59 f.
Giano della Bella 149
Gibellinen 90 ff. 142 ff 152
Gift 118, 121
Gildas de Ruris 178
Gilden 137
Gillichrist, König von Norwegen 221
Girona 169
Gisors 22
Glauben 175, 238
Glaubensgerichte 168
Glaubenskrieg 170 ff. 201, 205, 208
Glaubenssatz 250
Glaubensstreitigkeiten 272
Glaubenswuth 205
Göttingen 303
Götzendienst 58
Goldbeiner 222
Goldenes Privilegium 231
Gothen 302
Gothland 223
Gott 175
Gottesdienst 243 ff.
Gottesfrieden 116
Gottesgelahrtheit 296 ff.
Gottesgericht 2
Gotteslästerer 168
Gottfried von Bouillon 9 ff.
Gottfried der Buckelige, erster Gemahl Mathilden's von Tuscien 147
Gottfried von Habsburg-Laufenburg 133
Gottfried, Heinrich's II. von England Sohn 190
Gottfried Plantagenet 186
Gottfried von St. Ademar 15
Gottfried von Vendome 266
Gottfried von Villehardouin, d. Ael. der Geschichtschreiber 26, 74, 80 f.
Gottschalk 8
Graal 301
Grado 154
Granada 204
Grandella 122, 158
Grathe, König von Dänemark 219
Gratian 251 f. 295
Gregor VII., Pabst 85, 147, 239 f. 253, 255
Gregor VIII., [Gegenpabst] 255
Gregor VIII., Pabst 258
Gregor IX., Pabst 29, 116 f. 259, 261 f. 280
Gregor X., Pabst 262 f.
Griechen 74 ff. 235
Griechisches Reich 67 ff. 81 ff.
Grimaldi 156
Grönland 223, 303
Großfürsten 229
Großherzoge 135 f.
Großmeister 16
Großpolen 227
Guadalarara 203
Guadiana 217
Guido vo Lusignan 22, 24
Guido von Vienne 85

Digitized by Google

Guienne 188, 195
Guilelmo Boccanegra 156
Guipuſcoa 216
Gutthorm, König von Norwegen 222
Gwalior 60

H.

Habichtsburg 125
Habsburg 128
Habsburger 125, 133 f.
Habſucht 126
Habeler 138
Habrian IV., Pabſt 97, 144, 256
Habrian V., Pabſt 263
Hagenau 104
Hakon IV., König v. Norwegen 222 f.
Hakon V., König von Norwegen 222 f.
Hamburg 103, 138 f. 303
Han Dynaſtie 64
Handel 136 ff. 302 f.
Handwerker 136
Hang-tſchu 66
Hannover 103
Hanſa 138, 223
Hanſeſtädte 139
Hartmann von Kyburg 125
Hartmann, Rudolph's I. v. Habsburg Sohn 127
Hartwig, Erzbiſchoff von Bremen 103
Haſan 60
Haſchiſcha 49
Haſſan ben Sabah 49
Haſſan al Moſtadi Binurilla 40
Hausmacht 124 ff.
Hauptmann 125
Hebriden 221, 223
Hedwig, Rudolph's I. v. Habsburg Tochter 127
Heiden 225, 232
Heidenthum 132, 228, 242
Heilige 248, 274
Heiligendienſt 246
Heiligſprechung 258
Heiligthum [der Braminen] 59
Heinrich IV., König von Deutſchland 255
Heinrich V., König v. Deutſchland 84 ff. 136, 227, 255
Heinrich VI., König von Deutſchland 25, 92, 102 ff. 148, 258
Heinrich I., König von England 15, 161, 184 ff.
Heinrich II., König von England 22, 163, 170, 187 ff. 199 f. 215, 257
Heinrich III., König von England 195 ff.
Heinrich I., König von Caſtilien 208
Heinrich, König von Navarra 216
Heinrich, lateiniſcher Kaiſer 74 f. 83
Heinrich der Schwarze, Welf's I. Sohn 90
Heinrich der Stolze von Baiern 87, 89 f.
Heinrich der Löwe 90, 92, 94, 101, 103 ff. 235
Heinrich von Braunſchweig, des Löwen Sohn 105
Heinrich, Heinrich's II. von England Sohn 190
Heinrich von Champagne 25
Heinrich, Graf von Schwerin 119 f.
Heinrich von Hohenlohe, Hochmeiſter 132
Heinrich von Andechs 108.
Heinrich Jaſomirgott von Oeſterreich 90 94
Heinrich von Oſterdinge 301
Heinrich von Thüringen, genannt Raſpe 114, 124, 279
Heinrich von Valdnek 301
Heinrich von Waldburg, Truchſeß 108
Heinrich, Friedrich's II. älteſter Sohn 111, 114, 118
Heinrich, Friedrich's II. dritter Sohn 111, 121
Heinrich, zweiter Sohn des deutſchen Königs Heinrich 121
Heinrich, Herzog von Baiern, Bruder des Pfalzgrafen Ludwig 124, 127 135
Heinrich, Graf von Beſancon 205, 217
Heinrich Dandolo, Doge von Venedig 26 f. 71, 155
Heinrich Fielding, der Dichter 134
Heinrich, Erzbiſchoff von Upſala 235
Heinrich der Bärtige von Breslau 227
Heinrich IV. von Breslau 228
Heinrich, der Eremit 275 f.
Helena, ſerviſche Erbtochter 231

Heloiſe 162, 173 ff. 177 ff.
Hennegau 168
Henricianer 275 f.
Herbert 301
Herrmann von Baden 112, 135
Herrmann van Balk 226
Herrmann von Pongilup 270
Herrmann von Salza 132
Herrſchſucht 126
Herzoge 129
Herzogthümer 94 f. 96, 123
Hochburgund 87
Hochmeiſter 23
Hochſchule 59
Hörigkeit 136
Hoheitsrechte 101
Hohenſtaufen, das Haus der 89 ff. 121 ff. 122, 133, 135, 214
Hohenzoller 134
Holſtein 103, 219
Holſtein, Graf von 120
Holzſplitter 238
Honorius II., Pabſt 88, 255
Honorius III., Pabſt 28, 116, 261
Honorius IV., Pabſt 268
Hubert von Burgh 195
Hühnerhöfe 77
Huesca 204, 211
Hugo von Burgund 24
Hugo von Chalons 133
Hugo III. von Cyprus 34
Hugo, Ferreus 36
Hugo von Luſignan 14 ff.
Hugo von Pajens 15
Hugo, Graf von Vermandois 9 ff.
Hugo Bigod 187
Hugo, Cardinal 117
Hugo, Biſchoff von Durham 191
Hulagu 33, 41, 45, 48, 50, 53
Humfried von Toron 21
Humiliaten 267
Hungersnoth 27, 43
Hungerthurm 149
Hunnen 63
Hurerei 280 ff.
Huſein ben Sam 60
Hu=ti 63

J.

Jaca 211
Jämteland 224
Jaen 203 f. 209
Jaffa 13, 33
Jagd 168
Jakob I., König von Aragon 209, 212
Jakob, Pedro's III. von Aragon Bruder 214
Jakob, König von Sicilien 214
Jakob Erlandſon, Erzbiſchoff von Lund 220
Jakobiten 13
Japan 66
Jaropolk II. von Rußland 229
Jaroslav II., Wſelodowitſch 229
Java 66
Ibek 45
Ichlat 53
Jedborough 199
Jeruſalem 12 ff. 21, 30 ff. 41, 43 ff. 47, 117
Ikonium 22
Il Arslan 50
Ilgazi 4, 47
Indier 55 ff.
Inge I., König von Schweden 223
Inge II., „ „ „ 223
Inge II., König von Norwegen 222
Ingelburge, König Waldemar's v. Dänemark Tochter 165
Innere Zuſtände Deutſchland's 93 ff. 110 ff.
Innocenz II., Pabſt 88, 144, 162, 182, 255, 266
Innocenz III., Pabſt 26, 28 ff. 36, 107, 115, 148, 171, 193 ff. 203, 208, 225, 235, 241, 258, 280
Innocenz IV., Pabſt 32, 114, 117, 141, 145, 218, 223, 287
Innocenz V., Pabſt 263
Innungen 137
Inquiſition 166, 280 ff.
Inſeln des ägeiſchen Meeres 156
Interdict 162, 165, 190, 193, 207, 217, 220
Inveſtitur 84, 87, 255
Joachim von Flora 269
Johann ohne Land 105, 164 ff. 190 ff. 260

Johannes, griechischer Kaiser, (Kalo Johannes) 69, 231
Johann von Brienne 28 ff. 75, 116
Johann von Procida 158 ff.
Johann Vatazes 75, 77 ff.
Johann Suerkerson, König von Schweden 224
Johann I., König der Bulgarrn, Wallachen und Kumanen 74
Johann, Theodor Lascaris II: Sohn 76 f. 78 f.
Johann von Frangipani 122
Johann von Salisbury 254
Johann von Gray 260
Johann, nestorianischer Priester 236
Johann a Monte Corvino 237
Johannes Scotus 239
Johannes XXI., Pabst 263
Johanna, Erbtochter v. Navarra 169, 216
Johanna, Tochter des Grafen Raimund von Toulouse 172 f.
Johanniter 15 ff. 30, 116, 211, 215
Joinville 300
Jolanta, Friedrich's II. zweite Gemahlin 29, 111, 116
Jolanta von Ungarn 213
Jolanta, Peter's von Courtenay Gattin 75
Jon, Mönch zu Hofudey 222
Joppe 25
Jordan 116
Joscelin 14 ff. 18
Joscelin 14 ff. 18
Iran 54
Irene, Alexius I. Gattin 68
Irene, Bertha, Manuel's I. erste Gemahlin 69 f.
Irene, Philipp's von Schwaben Gemahlin 92, 105
Irland 190, 199 ff.
Isabella, Balduin's IV. Schwester 24
Isabella, Friedrich's II. dritte Gemahlin 111
Isabella, Rudolph's I: von Habsburg zweite Gemahlin 122
Isabella von Artois 164
Isabella, Johann's ohne Land Gemahlin 193
Isack II., Angelus 22, 70 ff.
Isack von Cyprus 23, 70
Isack, Kalojohannes Sohn 69
Islam 110
Island 223, 303
Isle de France 161
Ismael, Gründer der nach ihm benannten Lehre 48
Ismael, Behram's Nachfolger 50
Ismael, Sultan Mahmud's Bruder 58
Ispahan 53
Issjätlaf II. von Rußland 229
Italien 84 ff. 140 ff.
Italienische Städte 294
Juden 163 f. 197, 228 f. 285 ff.
Julin 219
Jungferngeburten 63
Jurje II., Großfürst von Weißrußland 53, 229
Jurje I., Dolgoruki 229
Jurisprudenz 296 ff.
Jussuf ben Teschfin 46, 201
Jussuf Ebn Zeiri 45
Jussuf al Mostarsched 40
Jussuf Abu Yagur 202 f. 207
Jussuf Abu Yakub 203
Juta, Rudolph's I. von Habsburg Tochter 127
Juwelen 66

K.

Kadinus 50
Kärnthen 127, 230
Kai Kobad 53, 61
Kairo 32
Kaiser, die salischen 125
Kaiserhaus, das österreichische 125
Kaiserkrönung 128
Kaiserlicher Präfect 144
Kaiserthum 115 ff.
Kajuk 54
Kalamun [Seif eddin Kelawun] 34, 45
Kalka 229
Kallinthin, Marschall 108
Kalojohannes 15 ff. 17
Kalykadnus 23
Kanonisches Recht 129, 251 f.
Kamel 28 ff. 43 ff. 47, 116

Digitized by Google

Kanut III., König von Dänemark 102, 104, 219
Kanut, VI., König von Dänemark 219
Kanut, Erichſon, König von Schweden 224
Kanut, der Lange, König von Schweden 224
Kaptſchak 53, 229
Karakitai 51 f.
Karakorum 51 ff.
Karl von Anjou 32 ff. 122, 158 ff. 168, 214, 262
Karl Martel, Karl's von Anjou Sohn 126
Karl von Salerno 214
Karl VII., Suerkerſon, König v. Schweden 224
Kaſchgar 40
Kaſten 55
Katakomben 249
Katharina, Rudolphs I. von Habsburg Tochter 127
Kauf der Frauen 132
Kaufleute 136
Kau-tſu 65
Kebsweiber 109
Kenneth 199
Kerboga 12
Ketboga 33
Ketzer 83, 115, 170 ff. 209, 247 f. 257
Ketzerei 130, 234, 280 ff.
Ketzergericht [Inquiſition] 171 ff. 247
Ketzerverfolgungen 170 ff. 208, 272
Khitanen 40, 51
Khutbeddin 60
Kia Burzuk 49
Kiburg 112
Kiew 53, 229
Kilidſche Arſlan 5
Kinder 35 f.
Kirche 38, 232 ff. 244 ff. 273 ff.
Kirchenbann 112
Kirchenbuße 190, 251
Kirchendienſt 232 ff. 243 ff.
Kirchengeſetze 160
Kirchenrecht 251
Kirchenſtaat 118, 127, 146
Kirchenverſammlungen 114, 117, 160, 163, 165, 170, 172, 177, f. 186 239, 241, 253, 263
Kirchliche Abgaben 247 ff.
Kirchliche Frohnden 247 ff.
Kirchliche Herrſchaft 232 ff.
Kirchholm 225
Kleidungsſtücke 238
Kleinburgund 195
Kleinpolen 227
Klöſter 56 264 ff.
Kloſter [eingeäſchertes durch Rudolph von Habsburg] 125
Kloſter von Argenteuil 176
Knochen 238
Knaresborough 190
Koblai, ſ. Rublai
Könige 135 f. 288
Königsberg 227
Königthum 107, 179. 282 ff.
Kol, König von Schweden 223
Komanen 53, 230
Konrad III., König von Deutſchland 19, 69, 85, 87 f. 89 ff. 96, 151, 227
Konrad IV., König von Deutſchland 111, 114 117 f. 121 f. 158
Konrad von Rotenburg, Barbaroſſa's Sohn 92, 104
Konrad von Montferrat 21, 24
Konrad, Pfalzgraf, Barbaroſſa's Bruder 105
Konrad, Landgraf von Thüringen 132
Konrad von Würzburg 25
Konrad von Zähringen 87
Konrad von Schwaben 122 f. 125, 158, 262
Konrad, Erzbiſchoff von Köln 123
Konrad von Marburg, der deutſche Inquiſitor 113, 281
Konrad, Herzog von Maſovien 226 f. 237
Kopenhagen 219
Kopfſteuer 286
Korea 66
Kotuzz 45
Krain 127, 230
Krakau 139, 227
Kralen 230
Kreuz 3, 28, 30, 274
Kreuzfahrer 3 ff. 217
Kreuzzüge 1 ff. 116 f. 132, 168, 225, 230, 232, 235, 251
Kriegsverfaſſung 219 f.

Krönungssteuer 286
Kruzifix 125
Kublai mongolischer Großchan 54, 66, 237, 304
Kudak 54
Künste 300 ff.
Kulm 226
Kumanen 71, 75, 230 ff.
Kung-thung 66
Kunigunde, die welfische Erbtochter, Azzo's Gemahlin 90
Kurden 42 f.
Kurland 224 ff.
Kurstimme 230
Kurultai 52 f. 54
Kuthen 231

L.

Ladislav, Boleslav's Bruder 102
Lamego 216 f.
Landfrieden 130
Landfriedensgesetz 114, 127, 130
Landrechte 289 f.
Lanfranc, Erzbischoff von Canterbury 183 ff.
Languedoc 170
Langton 193 f.
Lanzenspitze 12
Laodicea 13, 33
Lappen 224
Lara, Graf von, Geliebter der Uracca 206
Lassek I. von Polen 227
Lassek II. von Polen 228
Lateiner 72 ff. 82 ff.
Lateinische Sprache 138, 243
Lauenburg 103, 135, 219
Lausanne 95
Lau-tszi [Lau-keun] 63
Lays 301
Legaten, päbstliche 253 ff.
Legisten 252
Legnano 99, 101, 150
Lehenspflicht 102
Lehren Abälard's 175
Lehrbegriff 232 ff. 238 ff.
Leibeigenschaft 162, 221, 304
Leibzoll 286
Leicester, Königreich von 200
Leiden Christi 175
Leo IX., Pabst 157, 253
Leo XI., Pabst 239
Leo Sgurus 81
Leon 205 ff.
Leonore, Gemahlin König Jacob's I. von Aragon 213
Leopold von Oesterreich, Richard's von England Feind 24, 104 f. 258
Leopold VII. von Oesterreich 28
Leopold Margraf von Oesterreich 90
Lerida 212
Lesbos 82
Leutherich, Erzbischoff von Sens 239
Lewis 123, 196 f.
Liebe 175 ff. 180 f. 238, 292
Liebeslieder 301
Lieder 176
Liegnitz 54
Liefländer 235
Liefland 132, 224
Limousin 168, 188
Lippe, Graf von 113
Lissabon 91, 202 f. 217 f. 295
Litthauen 227 f.
Lithhauer 238
Lockspeise [die habsburgischen sechs Töchter] 124
Lodi 100 f. 151
Lodomerien 230 ff.
Lohaider Ebene 221
Lösegeld 104
Lolarden 271
Lombardei 99 ff. 116 f. 118 f.
Lombardische Städte 150 ff.
London 139, 185 ff. 194, 197
Longchamp, Bischoff von Ely 191
Lorca 204
Lothar II. von Sachsen 15, 85, 87 f. 96, 107, 157
Lothringer 129
Lora 204
Lucca 148
Lucius II., Pabst 144, 256
Lucius III., Pabst 22, 145, 258
Lübeck 103, 120, 138 f. 219, 236, 303,
Lüneburg 95
Ludwig von Blois und Chartres 26
Ludwig VI., König v. Frankreich 160 ff.

Digitized by Google

Ludwig, VII., König von Frankreich 19, 69, 160 ff. 170, 190
Ludwig, VIII., König v. Frankreich 163 ff. 172, 195
Ludwig IX., König von Frankreich 31 33, 44, 46, 76, 156, 166 ff. 237, 246, 281, 285
Ludwig X., König von Frankreich 216
Ludwig, Landgraf von Thüringen 146
Ludwig, Herzog von Baiern, Oheim Konradin's 122
Ludwig, Pfalzgraf am Rheine 124, 134
Lyon 242, 262

M.

Macedonien 73 ff.
Madrid 203
Mäander 77
Mähren 127, 230
Magie 280 ff.
Magister 295
Magna Charta 185, 194 f.
Magnus III. Barvot, König von Norwegen 221
Magnus IV., König von Norwegen 221
Magnus V., „ „ „ 222
Magnus VII., „ „ „ 223
Magnus I., König von Schweden 224
Mahadia 4
Mahmud, der erste Sultan 58
Mahmud, der letzte Ghoride 60.
Mahmud, Malek's Sohn 40
Mailand 88, 99 ff. 119
Maimonides, der jüdische Gelehrte 287
Maine 161, 183, 188
Mainhard, Graf von Görz und Tyrol 127
Mainhart, der s. g. erste Apostel der Liefen 225, 235
Mainz, Erzbischoff von 123
Malaga 202
Malcolm III., König von Schottland 184, 198
Malcolm IV., König von Schottland 198
Malek-Schah 40, 49
Malerei 302 f.
Malomocco 154
Maltheser 16
Malva 60
Mamluken 33, 44
Man 221, 223
Manfred, Friedrich's II. Sohn, 111, 121, 149, 158
Mangtszi 63
Mangu 54, 304
Mansura 28, 32
Mantua 119, 147
Manuel I. griechischer Kaiser 19, 69 f. 231
Marbod von Rennes 266
Marburg 227
Marche, Graf von 193
Margaretha, Alexander's III. von Schottland Tochter 199, 221
Margaretha, Alexander's III. von Schottland Enkelin 199
Margaretha, Ludwig's VII. von Frankreich Tochter 190
Margaretha, Edgar Atheling's Schwester 184
Margaretha von Flandern 122
Maria, die Mutter Jesu 241 f. 248
Maria von Bulgarien 83
Maria, Gemahlin König's Pedro II. von Aragonien 212
Marie, Halbschwester Alexius II. 70
Marie, Manuel's I. zweite Gemahlin 69 f.
Marie, Tochter Amalarich's II. 28
Marie Carls II v. Sicilien Gemahlin 231
Marie, erste Gemahlin des Pfalzgrafen Ludwig von Baiern 124
Marienburg 227
Mark, 135
Mark, Graf von der 113
Markadee 192, 293
Markgrafen von Baden 135 f.
Markgrafentitel 133
Marko Polo 66, 304
Marocco 46, 201
Martin IV., Pabst 263
Martin della Torre 151 f.
Marseilles 156
Masaud 61
Masiaf 50
Masovien 227
Mathäus Paris 300

Mathäus Visconti 152
Mathilde von Flandern, Wilhelm's des Erob. Gattin 183
Mathilde, Gräfin v. Tuscien 85 147 f. 253, 260
Mathilde, König Heinrich's I. von England Tochter 186 ff.
Mathildische Güter 88, 99, 101, 107, 116, 143, 146
Maudud 49
Mauren 302
Mayorca 203, 214 f.
Mechtilde, Rudolph's v. Habsburg Tochter 125, 134
Mecklenburg 133, 219
Mecran (Gedrosien) 57
Medenblick 123
Medicin 296 ff.
Meineid 220
Mequinencia 211
Melchiten 13
Meliſende 15 ff.
Meloria 149
Melun 161, 175
Merida 209
Meriniten 46
Meſſe 194, 245
Meſſeleſen 274
Meſſina 23, 106, 160
Metaphyſik 56
Mevun (Hyderabad) 57
Michael Comnenus 74 f.
Michael Paläologus 76 ff. 81, 159, 263
Milo, päbſtlicher Legat 172
Mindove (Mendog) Fürſt der Litthauer 226 ff.
Minden 303
Minho 217
Minne 290 ff.
Minneſänger 301 f.
Minzislav III. von Polen 227
Moattam 44
Modena 147, 151
Mönche 264 ff.
Mönche von St. Denys 161
Mönchsweſen 56
Mönved 221
Moez 45
Mohadi Mohammed 46, 202
Mohammed Abdallah, Tomruts Sohn 45
Mohammed Almoateded, König von Cordova 202
Mohammed, Bulbuns Sohn 61
Mohammed I., Kothbeddin 50
Mohammed, Malek's Sohn 40
Mohammed II., Sultanſchah 51
Mohammed III., Kothbeddin 51 f.
Mohammed Moktafi Beamrilah 40
Mohammed II., Alhamar's Sohn 204
Mohammed II, türkiſcher Sultan 80
Mohammed Abu Abdallah Almaſſir 203
Mohammed Abu Abd Alah Alhamar 204, 213
Mohammedaner 110, 201 ff. 209 ff. 232 ff.
Mohammedaniſche Reiche in Spanien 201 ff.
Monaco 155
Monarchie 86, 89, 128
Mondsfinſterniſſe 248
Mongolen 31, 45, 51 ff. 114, 117, 120, 227 f. 229 ff. 294
Montalvan 212
Montferrat 156
Montpellier 161, 212, 295
Montreal, die Kirche von 159
Morabethen (Almoraviden) 45 f. 201
Mord 130
Morea 82
Morella 214
Moritz Fitz Gerald 200
Morville 189 f.
Moskau 53
Moſtaaſem 54
Moſtali 41
Moſul 42
Mowaheddin (Almohaden) 46
Mſtislav I. von Rußland 229
München 135
Mühlhauſen 106
Mujadeddin 54
Mung-ſchi, die Chineſin 65
Mura 217
Murcia 203 f. 209, 213
Müret 172, 212
Muskelkraft 65
Muſter der Chineſinnen 64.
Muth 65

N.

Nägel 238
Nagel, vom s. g. heiligen Kreuz 166
Nanking 53
Napoleon della Torre 152
Napoli di Romania 81
Narbonne 171
Narbonensisches Gallien 212
Narrenfeste 245 f.
Nasireddin 61
Nasr Jussuf 48
Nationen 295
Navarra 169, 205 ff. 211 ff. 215 f.
Neapel 104, 109, 157 f. 295
Negroponte (Euböa) 82
Nesse 226
Nestor, der Mönch 229
Nestorianer 13, 237
Neuwald 184
Newa 228
Nezam el Mulk 49
Nibelungenlied 301
Nicäa 5 ff. 19, 68, 74, 77 ff.
Nicolaus 36
Nicolaus Kanabus 72
Nicolaus II., Pabst 240
Nicolaus III., Pabst 159, 237, 263
Nicolaus IV., Pabst 237, 263
Nicolaus, Bischoff von Oslo 222
Nicomedien 77
Niederländer 230
Niederlande 127
Niels, König von Dänemark 219
Nivelle 270
Nivernois 161
Nizameddin 61
Nizza 156
Nocera 158
Nogent, an der Seine 177
Nonancourt 163
Nonnen 264 ff.
Nonnenklöster 244 f.
Norbert 266, 276
Nordafrika 45 f.
Nordalbingien 107, 119 f. 133, 219
Norddeutsche 28
Nordhausen 303
Normandie 161, 164, 183 ff. 188
North-Allerton 198
Northumberland 198
Norwegen 221 ff.
Nothzucht 130
Novara 84, 88, 151
Nowgrodek 228
Nowogorod 139, 229
Nucar 213
Nürnberg (Burggrafschaft) 109, 125, 303
Nureddin 15 ff. 20 f. 41 f. 47
Neys 122

O.

Oberösterreich 127
Obizzo, Markgraf von Este 153
Obotriten 238
Odo von Deuil 300
Oel 274
Oenon 70
Oesterreich 94, 120, 127, 132 f.
Ohrenbeichte 277
Oktai 52
Olaf III., König von Norwegen 221
Olaf IV., " " " 221
Oldenburg 112, 236
Oldenburg, Graf von 113
Oliver 28
Olmütz 54
Oppenheim 121
Orden des Antonius von Vienne 266
Ordonnanz-Compagnien 293
Oriflamme 161
Origenes 244
Orihuela 204
Orleanais 161
Orleans 161
Orkney Inseln 221
Ororic, Fürst von Beffey 200
Orvieto 147
Osimo 107
Ostfranken 85
Oströmisches Reich 67 ff.
Ostseeländer 132 f.
Otranto 116
Otrar 52

Digitized by Google

Otto IV. deutscher Kaiser 105 ff. 109 ff. 115, 125, 165, 226, 260
Otto, Barbarossa's Bruder 19
Otto de la Roche 74, 81
Otto von Braunschweig und Lüneburg 114, 120, 132
Otto von Meran 28
Otto von Wittelsbach, Pfalzgraf 95, 98
Otto von Wittelsbach sein Sohn 108, 134
Otto, Herzog von Baiern 122, 227
Otto von Ballenstädt und Aschersleben 134
Otto, Sohn des Herzogs von Baiern 127
Otto, Markgraf von Brandenburg 124, 135
Otto der Kleine, Gemahl Hedwigs von Habsburg 127
Otto Visconti, Domherr 152
Otto, Bischoff von Bamberg 235
Otto von Freisingen 300
Orford 295
Ottokar II. von Böhmen 109, 124, 127, 132
Ottokar von Steiermark 96

P.

Pabstthum 115 ff. 282 ff.
Pabstwahlen 88, 257
Päbste 38–82 ff. 86 ff. 93, 96 ff. 121 f. 126 f. 128, 140, 146, 199 f. 217 f. 223 f. 228, 252 ff. 294
Padua 295
Pagoden 57
Päläolopa 78
Paläſtina 1 ff. 44, 47, 140 ff.
Palermo 122, 159
Paleſtrina 154
Palibothra (Pataliputra) 57
Pampelona 215 f.
Pandecten 290
Pandulf 261
Pan-hwuy-pan, die berühmte Chineſin 64 f.
Panku 64
Paolo Lecca Aafeſto 155
Paraclet, das von Abälard errichtete 177 ff.
Paris 161, 175
Parlament 196 f. 198
Parma 88, 119, 147, 151
Paſchalis II., Pabſt 84 f. 142, 186, 255
Paſchalis III., Pabſt 99, 256 f.
Paſchaſius Radbert 239
Paſſau, Biſchoff von 114
Paſtourellen 301
Paterini (Väterchen) 274 f.
Patriarch von Jeruſalem 13 ff. 30
Patricier 136
Patricierwürde 104 107
Paulicianer 10, 273 ff.
Pavia 88, 100, 151
Pedro I., König von Aragon u. Navarra 211, 215
Pedro II., König von Aragon 212, 260
Pedro, Jakob's I. von Aragon, Sohn 213 f.
Pedro, Raimund's von Aragon Sohn 212
Pedro III., König von Aragon 158 ff. 172, 214, 263
Pedrobruſier 275 ff.
Pelagius, päbſtlicher Legat 28
Peipusſee 224, 226
Pelavicino, Markgraf von 151
Perigord 168, 188
Peſt (Buda) 231
Peterpfennig 223, 253
Peter Abälard (ſ. Abälard)
Peter Cellan 280
Peter von Amiens 5 ff. 18.
Peter von Courtenay 75, 80
Peter de Bruys 275 f.
Peter de la Chartres 162
Peter des Roches 195
Peter, Mönch aus der Provence 12
Peter von Caſtelnau 171 f. 280 f.
Peter der Ehrwürdige, Abt von Clügny 179 ff.
Peter Orm 222
Peter Waldus 277 ff.
Peter de Vineis, Kanzler Friedrich's II. 117, 262
Petronella, König Ramiro's II. von Aragon Tochter 211, 215
Pfäffiſche Erklärungen 186
Pfälziſches Erzamt 124

Pfaffen 113, 162, 222
Pfaffen-Hokus Pokus 194
Pfaffenknecht 208
Pfaffenthum 110 ff. 168, 188, 209, 223
Pfalzgraf Ludwig 124
Pfalzgrafschaft am Rheine 95, 105
Pfahlbürger 137
Pflichten der Frauen 64 f.
Pharisäer 238 ff.
Philadelphia 77
Philipp I. von Frankreich 160 f. 205
Philipp II., August, von Frankreich 22, 43, 105, 107, 109, 163 ff. 172, 190, 260
Philipp III. von Frankreich 33, 166 ff. 216
Philipp IV., Philipp's III. von Frankreich Sohn 169, 210, 216
Philipp von Schwaben, Barbarossa's Sohn 27, 71, 92, 105ff. 134, 230, 260
Philipp, König von Norwegen 222
Philipp, Erzbischoff von Cöln 95
Philipp Balduins II. Sohn 76
Philippopel 19
Philosophen 248
Philosophie 296 ff.
Piacenza (Placenzia) 5, 67, 88, 119, 147, 151
Pisa 148
Pisaner 105
Pistoja 148
Placenzia 255
Plan Carpin 304
Planh 301
Podesta 145
Poitou 161 f. 165, 169, 188, 195
Polarstern 62
Polen 84, 102, 227 f.
Polowzer 53, 227 ff.
Polozk 228
Pommerellen 228
Pommern 132, 219
Portenau 127
Portugal 205 ff. 216 ff.
Porus 57
Possenreisser 163
Präfect von Rom 260
Prämonstratenser 266
Pragmatische Sanction 168
Prasier 57
Preußen 132 f. 135, 224 ff. 230, 235, 238
Priester 274 ff.
Priestercölibat 56
Priesterherrschaft 248 ff.
Priesterthum 107
Primislav von Böhmen 260
Prinz von Wales 198
Pritwi 60
Provence 156, 161, 212
Provinzialsynoden 252
Prudhow 198
Prusa 77
Prypiatfluß 228
Przemisl, Herzog von Posen 228
Przemisl Ottokar I. von Böhmen 230
Przemisl Ottokar II. (siehe auch Ottokar II.) 230
Ptolemais (St. Jean d'Acre) s. Acre 303
Pseudo Isidor'sche Decretalen 251
Pullanen 20
Purgirpillen 110
Puzzuoli 116
Pyrenäische Halbinsel 201 ff.
Pythagoräer 176

Q.

Quercy 168 f.

R.

Radewich 300
Radicofani 107
Räsan, die Fürsten von 229
Raimund, Abt von Fitero 207
Raimund, Graf von St. Giles u. Toulouse 9 ff. 18
Raimund, Sohn Wilhem's IX. von Poitou 17, 20
Raimund von Tripolis 21
Raimund Roger von Beziers 171
Raimund VI. von Toulouse 171 f.
Raimund, Raimund's VI. Sohn 172

Digitized by Google

Raimund, Graf von Burgund 205
Raimund IV., Graf von Barcelona 215
Raimund V., Graf von Barcelona, Prinz von Aragon 211 f. 215
Rainald von Chalons 87
Rainald, Friedrich's I. Rathgeber 93
Rainier 280 f.
Rainold von Antichoia 21
Rainold von Montmirail 26
Rainulf von Aversa 88
Ramiro II., König v. Aragon 206, 211
Ramla 21, 42
Rasez 171
Ratbod, Graf 125
Ratzeburg 236
Raub 130
Räuber 207
Raubritter 113, 135
Raubritterthum 153
Raubschlösser 188
Ravenna 107
Recht 289 f.
Rechtswissenschaft 296 ff.
Regensburg, Bischoff von 117
Reggio 147, 151
Reichsacht 112
Reichslehen 125, 127
Reichsscepter 125
Reichsstände 129
Reichsversammlung von Clarendon 188
Reichsversammlung von Augsburg 127
Religion 31 ff. 175, 232 ff. 284 ff.
Reliquien 2 ff. 168, 232 ff. 246 f. 249
Reliquien-Waarenlager 246
Reliquienverehrung 1 ff. 232 ff.
Reutlingen 114
Reval 139, 226
Rezia, die Sultanin 61
Rheinische Erzbischöffe 123
Rheinischer Bund 138
Rhodifer 16
Rhodus 82
Rialto 154
Richard von Acerra 106
Richard von Kornwallis 123, 196
Richard I., Löwenherz 22 ff. 43, 104 ff. 107, 164, 190 ff. 215 246 293
Richard von Lucy 198
Richard Strigul Starkbogen 200
Richard, Graf von Fundi 260
Rechterliche Gewalt 129
Richtsteig 130
Riga 132, 139, 225
Rimini 107
Ringold, Großfürst von Litthauen 228
Rioja 215
Ritter 144
Ritter des Glaubens und der Liebe 267
Ritter des heil. Wilhelm 267
Ritterbrüder von Dobrin 226
Ritterorden 15 f.
Ritterorden von Evora (Avis) 218
Ritterschlag Rudolph's von Habsburg 125
Ritterthum 283, 290 ff.
Robert von Artois 32
Robert von Flandern 9 ff. 18, 84
Robert Fitz Stephens, Connetable von Albertini 200
Robert von Glouceſter 187
Robert Guiscard (Schlaukopf) 157
Robert Wace 301
Robert, lateinischer Kaiser 75
Robert von der Normandie, ältester Sohn Wilhelm's des Eroberers 9 ff. 18, 183 ff.
Robert von Arbriſelles 266
Robert von Moelon, Abt von Citeaux 265
Roderich O'Connor, König v. Connaught 199 f.
Rodwan 47, 49
Römer 103 f.
Römerzüge 128
Römisches Recht 129, 289 f.
Roger, Robert Guiscard's Sohn 157
Roger I., Robert Guiscard's jüngerer Bruder 46, 157, 256
Roger II., Roger's I. Sohn 88, 97, 157
Roger di Loria 160, 214
Roger Baco 299
Roger, Tancred's Vetter 17
Roger II., Graf von Beziers 171
Rockneddin Chorschah 50
Roland, Cardinal 97 ff.
Rom 88, 100, 117 f. 122, 128, 141 ff.
Romano 153 f.
Romanus von St. Angelus 166
Roncalische Ebene 100
Rorborough 199
Rouen 164 f. 193, 245

Rouergue 169
Rouſſillon 212
Routiers 293
Rudolph von Baden 135
Rudolph I. von Habsburg 124 ff. 129, 133, 135, 147, 231, 260
Rudolph, des Habsburger's Sohn 127
Rudolph, der Mönch 286
Rügen 120, 133, 219 f. 236
Ruhr 117 f.
Runo 4
Ruſſen 53, 228 ff.
Rußland 228 ff.

S.

Sabuktegin 58
Sachſen 85, 94, 124, 127, 129, 132, 135, 231, 253
Sachſenſpiegel 130
Sacramente 170, 250, 273
Sad, König von Valencia 203
Safar 46
Sagofluß 231
Saladin 21, 24 f. 40 ff. 71.
Salamanca 203, 295
Saleh Ejub 31, 44, 47
Saleh Ismael 44, 47
Salerno 294
Salinguerra 119
Salſette 57
Samaniden 58
Samarcand 40, 51
Samland 227
Saucha, Sancho's VI. Schweſter 216
Sancho, Bruder der Urraca 206
Sancho IV., König von Caſtilien 204, 210 f.
Sancho V., König von Caſtilien 206, 215
Sancho I., König von Navarra 215
Sancho I., Ramirez, König von Aragonien und Navarra 211
Sancho III., König von Navarra 211
Sancho VI. König von Navarra 215 f.
Sancho I., König von Portugal 217
Sancho II., „ „ „ 218
Sancho el Major, König von Aragonien und Navarra 211, 216
Sancho Innigo 216
Sandracottus (Chandraguptas) 47
Sandſchar 40, 50, 60
San Eſtefan 216
Sanſcritſprache 56 f.
Santarem 203, 217
Saracenen 157, 201, 217, 234
Saragoſſa 201, 203, 211
Sarai 54
Sardinien 48, 101, 115, 117 ff. 157 262
Satalia 20
Satanas 254
Säulen 302
Sayn, Graf 113
Scandinavier 224
Schagaraddor 45
Schahabeddin 51, 60
Schalksnarren 163
Schawer 21, 41
Scheibani Chan 54
Schiiten 4
Schreckensherrſchaft der Päbſte 174, 233 247, 277
Schrewsbury 198
Schirkuh 41
Schirmherr 125
Schlappſchuh der ſ. g. heiligen Magdalena 250
Schleſien 102, 227 f.
Schnabelſchuhe 184
Scholaſtik 299
Schottland 190, 198, 253
Schriftgelehrte 238 ff.
Schule 181
Schwaben 95, 104, 112, 127, 129 209
Schwabenſpiegel 130
Schwägerſchaft 250
Schwarzes Meer 228
Schweden 223 f.
Schwerin 228, 236
Schwertbrüder 132, 226, 235 f.
Sclavonien 232
Sclavonier 154, 235, 238
Scurcola 122
Seeland 102
Seidenzeuge 148
Seifeddin Kelawun 34, 45

Digitized by Google

Selbsthülfe 130
Senat 144, 150, 155
Sens 245
Serenade 301
Servien 230 ff.
Serviten 267
Sevilla 202, 209, 294
Schiffahrt 302 f.
Siam 66
Sibirien 303
Sibille, Balduin's IV. Schwester 21
Sicilien 46, 110, 115 f. 157 ff. 196 234
Sidon 13, 30, 33
Siebenbürgen 280
Sieben Kronen 111, 120
Siebenzahl 124
Sienna 148 f.
Sierra Morena 206
Sigurd I., Jorsalafar, König von Norwegen 221
Sigurd, Magnus' Sohn 222
Simon von Montfort 26, 171 ff. 212
Simon von Montfort, Graf von Leicester, dessen Sohn 196 ff.
Sirmium 230
Sirventes 301
Sitten, Hochstift 95
Sklaven 304
Skenige 224
Sklavenkönige 60
Slaven 224
Smyrna 77
Söldner 187 ff. 293 ff.
Sokman 4, 46 f.
Soliman I. 4
Soltwedel 134
Son 57, 301
Sonnenfinsternisse 248
Spanien 201 ff. 253
Spanische Mark 205
Speier 136
Spinola, die Familie 156
Spoleto 100 f. 107, 125, 147, 260
Spolienrecht 112
Sprachkunst 56
Sporteln 250
Staat 287 ff.
Staatsoberhaupt 128
Stadtpräfect 107
Städte 93, 115, 128, 136 ff. 161 f.
Stalldienste 163
Standartenschlacht 187, 198
Stedinger 112, 257, 278, 294
St. Edmondsbury 194
Steiermark 114, 127
Steigbügel 97, 256
Steine 238
Stenkil 223
Stephan, Graf von Chartres 9
Stephan von Blois 187 f.
Steghan II., König von Ungarn 230 f.
Stephan III., „ „ „ 231
Stephan IV., „ „ „ 231
Stephan V., „ „ „ 231
Stephan de Evisa 277
Stephan Langton 260
Stettin 303
Sternkunde 56
St. Genevieve 175
St. Jago 207
Stigo, Marschall 221
Stirling 199
St. Julian 206
St. Marcel 180
Stockprügel 6
St. Onges 162, 168 f. 188
Stralsund 220
Straßenraub 196
Stuhlherr 130
Sudauer 132
Sündenvergebung 6 (s. auch Ablaß und Absolution)
Sueno, König von Dänemark 102
Suerker I., König von Schweden 223
Suerker II., „ „ „ 224
Suerrer, König von Norwegen 222
Suger, Abt von St. Denys 161 f.
Sultan von Iconium 76 f. (s. auch Iconium)
Sultanin Rezia 61
Sumnat 59
Sunniten 4
Sutri 144
Swätopolk II. von Rußland 228
Swantepolk von Ostpommern 227
Swen III., König von Dänemark 219
Swer IV., „ „ „ 219
Syrien 44, 46

T.

Tafelrunde 301
Tajo 205 ff. 217
Talingasprache 57
Tammo von Hunthorpe 113
Tamulsprache 57
Tangut 237
Tancred, Bohemund's Vetter 10 ff. 17, 49
Tancred von Lecce 103, 105
Tandschuh 63
Tang-schan 62 ff. 65
Taragona 211
Tarascon 214
Tarsus 11
Tartaren 51
Taschfin ben Ali 202
Tarilus 57
Tau 63
Taufe 274
Tauris 54
Teck 112
Templer 15 ff. 30, 116, 211, 215
Temutschin (Dschingis Chan) 51
Tensonen (Streitverse) 292, 301
Thaddäus von Suessa, Friedrich's II. Hofrichter 119
Theben 82
Theiß 230 ff.
Theodora, Manuels I. Buhlerin 69
Theodor Comnenus 74 f.
Theodor Lascaris I. 74, 77 f.
Theodor Lascaris II. 78
Theodor, Michael Angelus Halbbruder 80 f.
Theologie 296 ff.
Therese, Tochter Alphons VI. von Leon und Castilien 205, 217
Therese, Tochter Sancho's I. von Portugal 207 f. 217
Thessalien 80
Thessalonica 81
Thibaut von Champagne, König v. Navarra 26, 216
Thibault II., König von Navarra 31, 216
Thomas Becket, Erzbischoff von Canterbury 189 f. 246 f. 257
Thomas Morosini 73
Thomas von Aquino 299
Thoren 139
Thorn 132, 226
Thronstreitigkeiten 186
Thüringen 127
Tiberias 31, 44
Tiepolo 119
Tigar 65
Timur ben Balkin, Herrscher v. Malaga 202
Tisolino von Campo San Pietro 153
Tlemecen 46
Todesstrafe 186
Töchter, die sechs Rudolphs v. Habsburg 124 ff.
Togtekin 47, 50
Toledo 201, 203, 205 ff.
Tolosa 203, 208, 212, 216
Tonsur 171
Tortosa 212
Tortona 100
Toscana 147 ff.
Toulouse, Graf von 205 f.
Toulouse 169, 161
Toureine 161, 165, 188
Tracy 189 f.
Transsubstantiation 239
Trank der Unsterblichkeit 63
Trapezunt 79 f.
Träume 248
Trevisani, der Admiral 156
Treviso 119, 152 ff.
Trencavel, Sohn des Grafen Raimund Roger von Beziers, 172
Trifels, die Burg am Rhein 104
Tribunen 155
Trier, Erzbischoff von 103 f.
Troubadours 292, 301
Tripolis 13 ff. 25, 45
Trouveres 301
Truchseß 129
Tschagatai 52 f.
Tschutschi 52 f.
Tsin 62 ff.
Tudela 211
Türken 61, 82 f.
Türkische Söldner 31
Tuchfabriken 148
Tuli 53
Tunis 33, 46

Turakeina 54
Turan 54
Turanschah 45
Tuscien 101. 107
Tuscien, Gräfin von 85
Tusculum 103 f.
Tutusch 40, 46
Tyrus 18, 21, 30, 35

U.

Uberti 148 f.
Ucles 202
Udo von Hildesheim 84
Ueberelbische Länder (Nordalbingien) 109
Uerfüll 225
Ugolino, der Dictator 149
Ulm 114 f, 135
Ulrich von Helfenstein 135
Ulrich von Würtemberg 135
Ungarn 84, 120, 127, 230 f.
Ung-Chan 236
Unglaube 209, 279 ff.
Universitäten 294 ff.
Universität von Paris 242, 252, 269, 295
Unrecht 289 f.
Unsterblichkeit der Seele 63
Unterhandlungen (geheime) 124
Unteritalien 103 ff. 157 ff.
Unterwalden 125
Unweiblichkeit (siehe Pan-hwuy pan und Mung-schi) 64 f.
Upsala 224
Urraca, Tochter Alphons VI. von Leon und Castilien 205 f. 211
Urach 112
Urban II., Pabst 5 ff. 18, 160, 255
Urban III., Pabst 235, 258
Urban IV., Pabst 82, 123, 262
Uri 125
Urica 202, 217
Urseolo 155

V.

Valencia 203 f. 209 213, 295
Valkischolares 267
Vandalen 235
Venaissin 169
Veneder 235
Venedig 101, 148, 154 ff.
Venetianer 72 ff. 82 302
Venlo 139
Vercelli 151
Verdienste Rudolphs von Habsburg) 125
Verehrer (der Pan-hwuy Pan) 64 f.
Verehrerinnen (der Pan-hwuy Pan) 64 f.
Verfall der lombardischen Freiheit 152
Verfassung Deutschland's 86
Verfassung von Jerusalem 13 f.
Vergöttertes Brod 244
Verkaufen der Kinder 132
Vernunft 175, 257
Verona 122, 133, 147, 151, 153
Verschwörung 159 f.
Vers 301
Verskunst 56
Versöhnung 175
Verwandtschaft 250
Vicelinus von Hammeln 236
Vicenza 119, 153
Vicramaditza 57
Victor III., Pabst 255
Victor IV., Pabst 98 f. 256
Victoria (die Siegesstadt) 119
Vidomer von Limoges 192
Vielweiberei 132
Villehardouin, d. Ael. der Geschichtschreiber 26, 74, 80, 300
Vinhyagebirge 60
Viseu 216 f.
Viterbo 106, 147
Vogelfang 168
Vogelsang 226
Vohburg s. Adela
Volk 93
Volksheere 169, 293 ff.
Volkstribunen 144
Volksversammlungen 150, 155
Vollziehende Gewalt 129
Vorstadt von Basel 125
Vorbedeutungen 248
Vorurtheile 89

Digitized by Google

Wahl 124
Wahlfürsten 124, 128
Wahlkönigreich 93, 105, 128
Wahlstimmen 129
Wahlstadt 120, 227
Waiblingen 90
Waldemar, König von Schweden 224
Waldemar I., König v. Dänemark 102, 219, 224, 235
Waldemar II., König v. Dänemark 120, 219, 224, 226
Wales 197
Wallachen 71
Waldenser 277 ff.
Waldus, s. Peter Waldus
Wallis 188, 204
Walter von Habenichts 8
Walter von Pereio 8
Walther Tyrrel 184
Walther von der Vogelweide 301 f.
Warberg 139
Watbod 138
Waterford 200
Wehrgeld 130
Weibertreue, Burg von Weinsberg 90
Weibliches Geschlecht 64 f.
Weiblichkeit 64 f., s. auch Pan-hwuy pan und Mung-schi
Weihrauch 274
Wein 239
Weinsberg 90
Weißes Meer 228
Welf I. 90
Welf V., der zweite Gemahl Mathilden's vo Tuscien 85, 147 f.
Welf VI. 91, 101, 104
Welfen 89 ff. 107, 135, 142 ff. 152
Welid I. 57 f.
Weltliche Herrschaft 131 ff.
Weltweisheit 296 ff.
Wenzeslav I., König von Böhmen 115, 230
Wenzeslav II., Ottokar's von Böhmen Sohn 127, 230
Werner, Irnerius, von Bologna 85, 295
Werner, Bischoff von Straßburg 125
Werner, Erzbischoff von Mainz 124
Widersprüche in der Kirche 186

W.

Wien 104, 114, 128, 135
Wienerisch Neustadt 120
Wilhelm I., der Eroberer 183, 253
Wilhelm II., der Rothe, des Eroberers Sohn 183 ff.
Wilhelm, der Löwe, König von Schottland 198
Wilhelm I., König von Neapel und Sicilien, der Böse 157
Wilhelm II., König von Neapel und Sicilien, der Gute 70, 97, 103, 157
Wilhelm von Holland, deutscher Kaiser 115, 121 f. 133, 220
Wilhelm III. von Hochburgund 87
Wilhem von St. Amour 269
Wilhelm Porcus 36
Wilhelm von Champeaur, Gegner Abälard's 175
Wilhelm von Nevers 14
Wilhelm von Poitou 14
Wilhelm Arnaud 280
Wilhelm von Breteuil, Schatzmeister 185
Wilhelm, Graf von Pembroke 195
Wilhelm, Robert's v. d. Normandie Sohn 185
Wilhelm von Lüneburg und Lauenburg, Heinrich's des Löwen Sohn 105
Wilhelm von Malmsbury 299
Wilhelm von Tyrus 300
Wilhelm Newborough 300
Wilha 228
Wincheſter 184 f. 187
Windeln 238
Windische Mark 127
Wisby 139
Wissende 130
Wissenschaften 296 ff.
Witen 228
Wittelsbacher 134
Wladimir, die Stadt 53, 229
Wladimir I. von Rußland 228
Wladimir II. von Rußland 228 f.
Wladislav von Böhmen 102
Wladislav I. von Polen 227
Wladislav II., Oberherzog v. Krakau 227
Wladislav I., König von Ungarn 230
Wladislav II., " " " 231
Wladislav III., " " " 231
Wladislav IV., " " " 231

Digitized by Google

Wolfram von Eschenbach 301
Wolga 228
Worms 137
Wormser Concordat 85 f. 87, 96, 255
Woronesch 229
Wratislav, Herzog von Pommern 227
Wsewolod III., Großfürst von Wladimir 229
Wucher 163 f.
Würfelspiel 168
Würtemberg, die Grafen von 135
Würzburg 90, 98
Wulfhilde, die sächsische Erbtochter 90
Wu-ti, der Schwestern und Töchter Verkäufer 63
Wu-ti, der Jäger 64

Y.

Yakub ben Jussuf (Almansor) 203, 215 f.
Yassa 52
Yelutschutschai 54
Yemen 42
York 199
Ywen 54

Z.

Zalaca 201
Zamora 206
Zara 26 f.
Zauberei 130, 280 f.
Zehnden 250
Zeiriden 45
Zenghi 14 ff. 47
Zianiten 46
Ziege 8
Zürich 125
Zweifel 110
Zweikampf 13' 167
Zwischenreich 120 f.

Digitized by Google

Jahres zahl.	Kreuzzüge.	Oestliche u. südliche Reiche
1095	Peter der Eremit predigt d. Kreuz	Tutusch stirbt
1096	Die Kreuzfahrer setzen sich in	Afdal erobert Jerusalem.
1097	Bewegung erobern Nicea,	
1098	Antiochia	Die Ghasnaviden rücken übe
1099	und Jerusalem	den Ganges
1100	Gottfried von Bouillon stirbt	
1104		Barkiarok stirbt
1107		
1108		
1109		
1182		Schahabeddin vernichtet die
1183	Saladin erobert Aleppo u. brei-	Ghasnaviden
1184	tet sich am Euphrat u. Tigris	
1185	aus	Andronicus wird hingerichtet
1187	Saladin siegt bei Hittim und erobert Jerusalem	
1189	Friedrich I. zieht nach Palästina	
1190	Richard Löwenherz und Philipp August ziehen nach Palästina	
1191	Acre ergibt sich an die Christen	
1192	Waffenstillstand mit Saladin	
1193		Saladin stirbt.
1194		Schahabeddin setzt sich in In- dien fest.
1195		Alexius III, stürzt seinen Bru- der Isack II.
1196		
1197	Ein deutsches Kreuzheer landet	
1198	in Asien	
1199		
1200		
1201		Hungersnoth in Egypten
1202	Die Kreuzfahrer nehmen Zara	
1203	und Constantinopel	Die Lateiner machen den
1204		griechischen Reiche ein End
1205		Schlacht bei Adrianopel

liche Reiche.	Deutschland.	Italien	
n schwingt sich der Mongolen			
	Philipp wird von Otto von Wittelsbach ermordet Die Stände stellen die Wahl Friedrich's II. wieder her	Azzo VI. von Este beherrscht Ferrara	Raimun in den A
	Schlacht bei Bovines		Ludwig, nimmt d Albigens
teinische Kai- l, der Despo-			
	Otto IV. stirbt an s. g. Purgirpillen		
is I. stirbt			
			Philipp I
			Ludwig VI
stirbt nische Kaiser,	Schlacht bei Bornhöved		
	Friedrich II. versöhnt sich mit dem Pabste		
ernichten das aresmien	Reichstag zu Worms		
	Schlacht bei Altenesch		
	Wormser Landfriedensgesetz		
	Konrad IV. wird zum römischen Könige erwählt Gründung der Hansa	Schlacht bei Cortenuova	Ludwig IX jährig erkl
überschwem-			
	Schlachten bei Liegnitz und Wahlstadt Die Mongolen rücken bis		

Digitized by Google

Digitized by Google

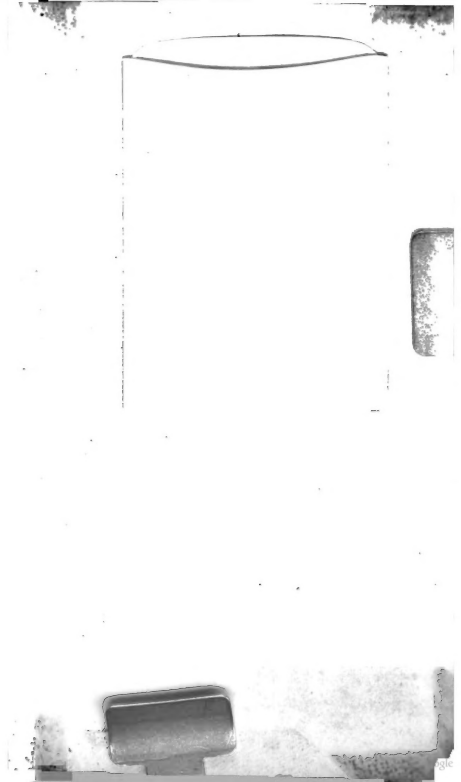
Digitized by Google

Digitized by Google

89099956278

B89099956278A

Digitized by Google



b89099956278
b89099956278a

Digitized by Google